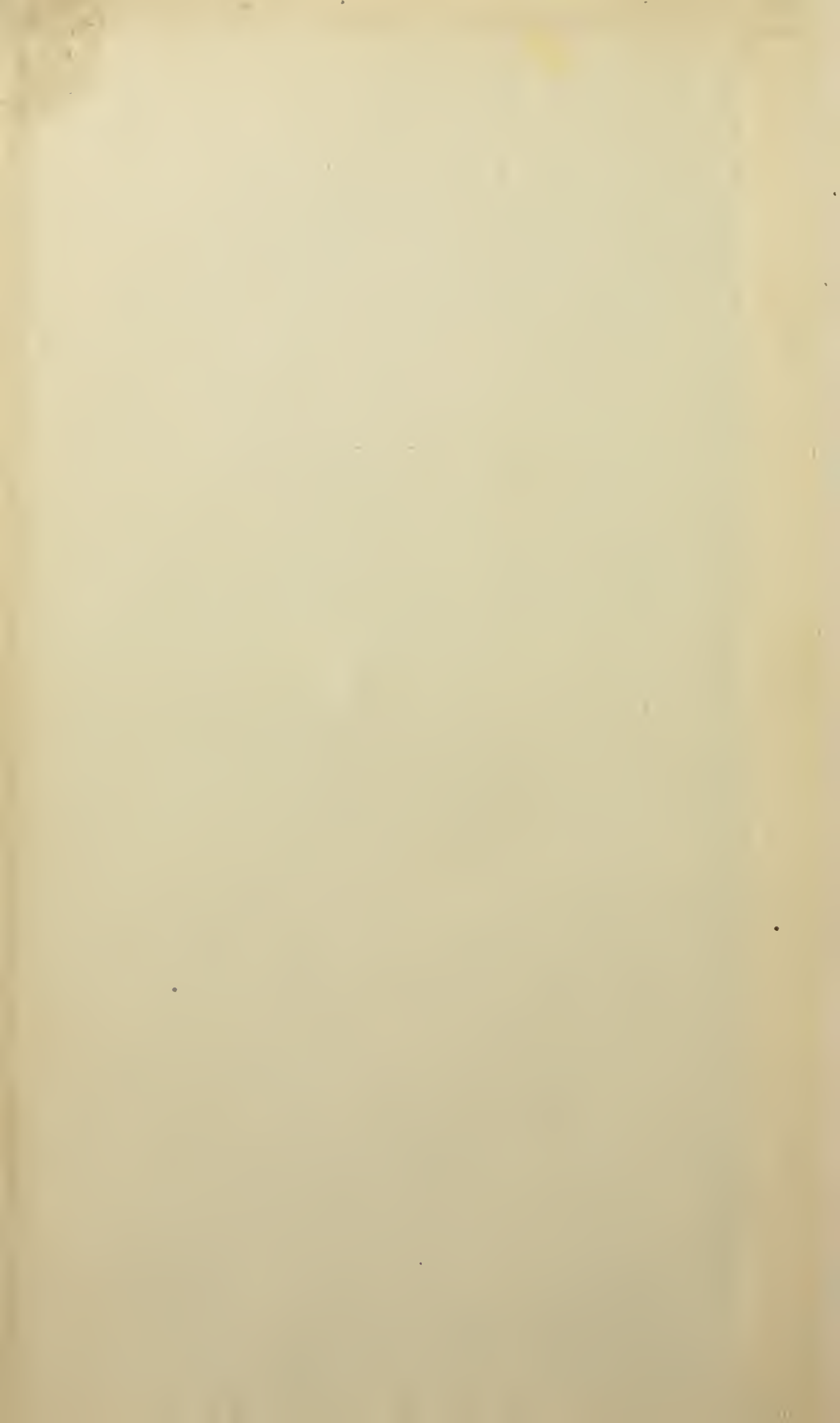
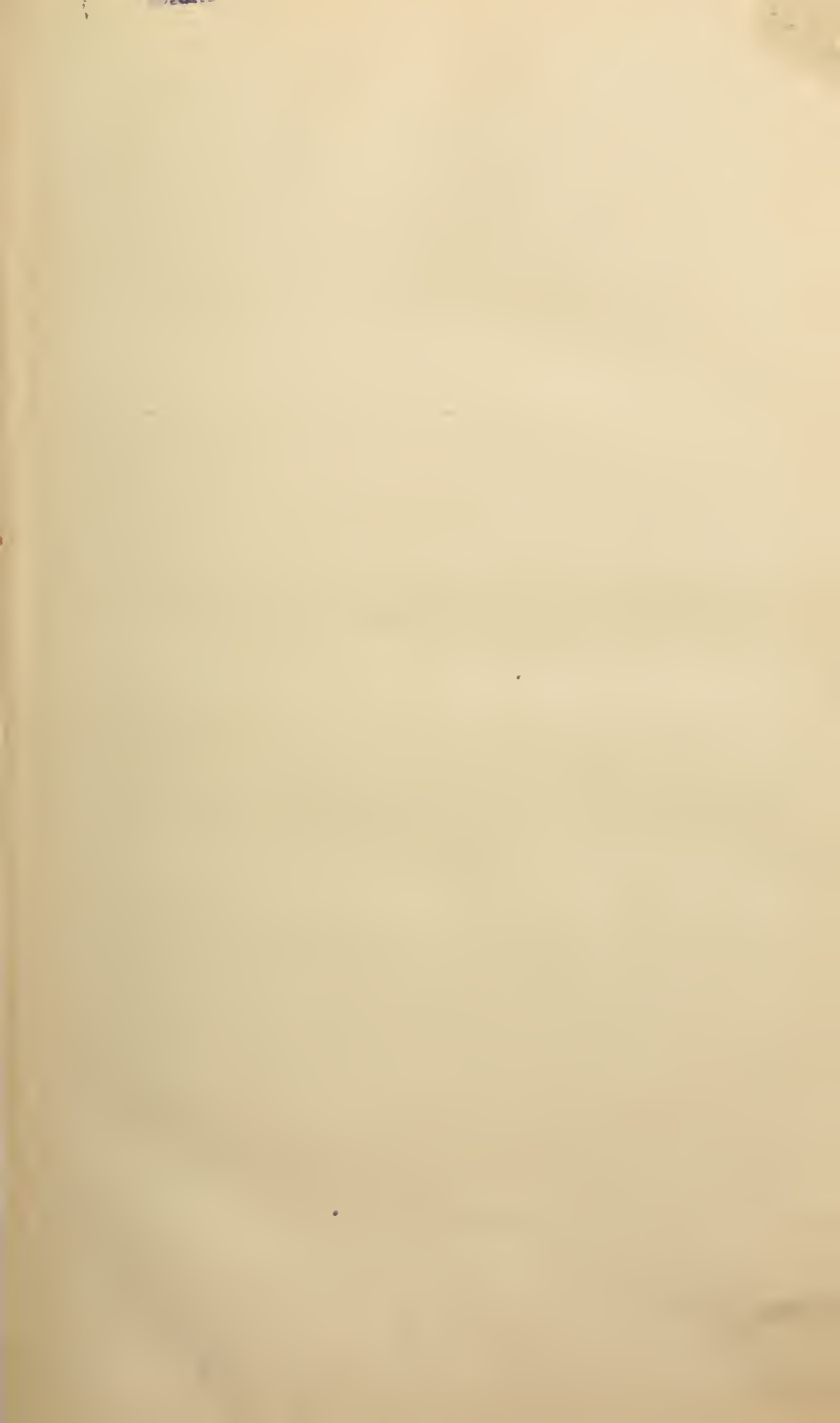










ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

ACHTUNDFÜNFZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE SECHSUNDVIERZIGSTER BAND

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1921

INHALT.



ZUR
GESCHICHTE DER NIBELUNGENDICHTUNG UND DER THIDREKSSAGA.

Auch in den letzten anderthalb jahrzehnten hat die geschichte der Nibelungendichtung wider ‘convergierende fortschritte’, wie WWilmanns 1903 sagte, zu verzeichnen gehabt. gefördert wurde die forschung namentlich durch genaue vergleichung der Thidrekssaga, besonders in AHeuslers abhandlung ‘Die heldenrollen im Burgundenuntergang’ (BSB. 1914, 1114 ff.). zur Thidrekssaga lieferte wertvolle beiträge Waldemar Haupt ‘Zur niederdeutschen Dietrichsage’ = Palaestra 129 (1914).

I. Die bearbeitung C* und die vorstufe des Nibelungenliedes.

Dass den Nibelungenabschnitten der Ths. unsere vorstufe zugrunde ligt, ist anerkannt, die vermutung, dass dieselbe vorstufe auch in der bearbeitung C* des liedes benutzt ist (Zs. 51, 203 ff.), möcht ich durch neue gründe befestigen. zu 1824, 2 C hat Boer bemerkt: ‘dass der saal in dem die Nibelunge schlafen, derselbe ist in dem nach der alten überlieferung gekämpft wird, weiſs C noch’. diese kenntnis erklärt sich am einfachsten aus der vorstufe.

Die ältere dichtung kannte noch nicht den kirchgang und den buhurt mit dem übermut Volkers, der den Hunnen erschlägt. im Nl. hindert Etzel den drohenden kampf mit beruhigenden worten, aber der bearbeiter C* lässt ihn noch 1898, 9 ff. sagen: *swer aber mînen gesten hie tuot deheiniu leit, ez gêt im an sîn houbet.* C* scheint den alten zusammenhang im sinn zu haben, in dem Etzel vor dem mahle verwundert fragt (c. 377 Unger): ‘welche setzen dort ihre helme auf und sehen zornig aus?’ Dietrichs antwort . . ‘dies tun sie aus hohem mut’ (*oc þetta gera þeir við mikinn moð*) befriedigt nicht recht, man erwartet noch eine äuſserung Etzels; vielleicht stand in diesem zusammenhang

die warnung an seine leute. auch an anderen stellen scheint der bearbeiter aus älterer quelle zuzufügen. die überlieferung AB nimmt das übersetzen über die Donau recht leicht, sie nennt str. 1573 grofse zahlen und sagt: *des tages was unmüezec des küenen Tronegæres hant.* die Ths. weist dagegen deutlich auf die mühe hin, das starke rudern Hagens und das steuern Gunthers und auf das ausbessern des schiffes. unter dem eindruck der so beschriebenen mühsale schuf der bearbeiter die zusatzstrophe 1573, 5 ff. . . *an riemen muoste ziehen des tages manic recke guot.*

Ähnlich verstärkt C* die schilderung der empfangsvorbereitung in Rüdigers hause 1649, 1 ff: *von gâhen zuo den rossen huop sich dâ michel nôt . . . der wirt dô gebôt den sînen ambetliuten : si schuofenz deste baz.* diese kräftigere schilderung entspricht teilweise dem wortlaute der Ths. c. 368: 'und alle mannen waren nun in grofser arbeit und zurüstung'. sichtbarer ist die widerherstellung des alten wortlautes an der stelle, wo der erwachende Eckewart von Hagen das schwert zurückerhält, denn das ist für ihn wertvoller als ein geschenk. unser dichter hat die dargebotenen ringe zur hauptsache gemacht und erzählt 1635: *Got lône iu iuwer pouge, sprach dô Eckewart,* C* stellt das ursprüngliche her und sagt: *Got lôn iu iuwer gâbe,* wie es auch in der Ths. heifst c. 367: 'habe dank für deine gabe; zuerst dass du mir dein schwert gabst und dann deinen goldring' (*haf firir mikla guds þocc þina giof . . .*)

Gröfsere zusätze auf alter grundlage sind bei Siegfrieds tode wahrscheinlich. befremdlich matt klingen in unserm liede die letzten worte Siegfrieds 995 . . . '*möht ich*', *sô sprach Sîfrit,* '*daz sold ich pilliche klagen*'. dem feinfühligen bearbeiter genügt das nicht, er fügt hinzu: '*zer werlde wart nie mêre græzer mort begân . . . denne an mir ist getân*'. ich glaube, dass in dem kräftigen ausruf alte überlieferung steckt. die Ths., die einfacher und nüchterner berichtet, legt allerdings solche betrachtung nicht in den mund des sterbenden, hat aber ähnliches in der schlussbetrachtung c. 348: 'als diese märe vernommen wurde, dass Siegfried erschlagen war, da sagte jedermann, dass nicht mehr wird in der welt leben und niemals wird geboren werden solch ein mann'. C* fügt dann einen ausspruch Siegfrieds hinzu, der dem sonst glättenden und höfisch gestaltenden bearbeiter,

der eigenes von besonderer kraft nicht vorbringt, kaum zuzutrauen ist: 997, 5 *'der mortlîche tôt mag iuch wol geriuwen her nâch disen tagen, geloubt an rehten triuwen, daz ir iuch selben habt erslagen'.* eine andere altertümliche wendung hat sich in unser lied als ausspruch aus der vorstufe hinübergerettet 1031, wo Kriemhilde den rachedürstenden mannen Siegmunds zuruft: *'ir welt iuch alle vliesen, welt ir die recken bestân'.* beide wendungen klingen in ihrem starken ton ähnlich, und doch nimmt C* an der zweiten stelle anstofs, während er die erste selbst zufügte, und mildert: *'ir sît verlorn alle'.* sollte er bei den eigenartigen worten, die er selbst einsetzte, deshalb keinen anstofs genommen haben, weil er sie aus alter überlieferung mit überlegter absicht herbeiholte? sie waren allerdings in der vorstufe an Siegfrieds mannen gerichtet, Siegmund kam erst in unserm Nl. nach Worms.

Wichtiger ist die vielbesprochene Rumoltstelle mit den in öl gebratenen schnitten 1468, 5 ff., die der bearbeiter zufügte, und auf die Wolfram, Parz. 420, 25 anspielt. HFischer[1] erklärt die übereinstimmung so, dass die figur Rumolts aus dem fertigen Nl. in den Parzival kam und aus diesem die schnitten, die 'Wolframs witzelnde manier' verraten, in die bearbeitung C*. aber gerade die etwas gezwungene wendung Wolframs *er bat in lange sniten bæn* scheint eine anspielung auf eine bekannte stelle, eben *Rûmoldes rât* anzudeuten. dass sich Wolfram auch sonst an dieser stelle dem wortlaut des liedes anschliefst, folgt aus den worten *'den küenen Nibelungen, die sich . . . ûz huoben'*, die an 1522 erinnern: *die snellen Burgonden sich ûz huoben . . .* vor allem aber erscheint der text AB als eine abschwächung der in C* wider erscheinenden kräftigeren vorlage, str. 1467 lautet Rumolts rat:

> *'ir sult mit guoten kleidern zieren wol den lîp:*
> *trinket wîn den besten unt minnet wætlîchiu wîp'.*

offenbar sind die guten kleider und die schönen frauen hinzugefügt, damit der rat Rumolts mehr höfischer art entspreche, in str. 1468 kommen erst die speisen in verfeinerter form, und noch mehr wird der rat in der folgenden strophe verflacht, so

[1] Sitzungsber. der Münch. akademie 1914, 7. abt. s. 18 ff. vgl. Friedrich Wilhelm, Münch. archiv 7 (1916).

dass der witz ganz verloren geht. dreimal ist nun von Rumolts rat die rede, aber wie viel schlagender schliefst sich in C*, und so wird es in dem älteren und kräftigeren epos beabsichtigt sein, der rat Rumolts an: *sniten in öl gebrouwen: deist Rûmoldes rât.* auch die umfangreiche witzelei über Rumolt und sein wappen im Biterolf wird sich auf die ältere dichtung beziehen. wie bei dem sagenkundigen dichter auch sonst die vorstufe benutzt ist (Zs. 51, 180. 205), so erinnern die worte Bit. 10623 f an die gebratenen schnitten '*wie wir sîn berâten von sînen rouwen brâten*'. gewis wird man mit Braune u. aa. die ordnung der hofämter in der einleitung als junge erweiterung ansehen, aber auch in der vorstufe gab es schon amtsbezeichnungen, der koch und der schenk werden in der Ths. c. 345 genannt. mit dem reichshofamt des küchenmeisters, das um 1200 eingeführt wurde (Martin zu Parz. 421, 6), und mit dem verwaltungsamt (Wilhelm s. 16) hat Rumolt nichts zu tun, auch dem bearbeiter C* scheint er nicht geeignet, dass Gunther ihm beim abschied land und kindlein anvertraut, denn in C* liest man str. 1519 verändert: '*Daz lant sî dir enpfolhen und andern mînen man*', und auch in str. 777 wird er von unserm liede mehr humoristisch gefasst. gerade die amtsbezeichnung des küchenmeisters ist seit dem frühen mittelalter eine schwankende gewesen, im karolingischen staatswesen heifst der seneschalk, der erste regierungsbeamte, als oberküchenmeister *princeps coquorum*, aber auch der vorsteher des küchenpersonals *princeps pistorum.*

Mehr auf geschichtlichen boden führt die frage in betreff der strophen 1142, 5—32 C, die sich auf das kloster Lorsch beziehen, von denen ich Zs. 51, 207 ff. vermutete, dass sie auf älterer überlieferung beruhen. das lässt sich genauer erweisen und damit ort und zeit des älteren epos näher bestimmen, das Heusler als eine österreichische dichtung um 1160 ansetzt.

FVogt, der zuletzt 'Zur geschichte der Nibelungenklage' in der Festschrift der univ. Marburg f. d. philologenvers. 1913 gehandelt hat, betont mit recht, dass die zusatzstrophen in C* nicht einfach mit Braune ganz aus der Klage abgeleitet und auf den schluss, der grofse mann brauche einen grofsen sarg, zurückgeführt werden können. er weist deshalb auf die überlieferung der Lorscher chronik hin, die schon Falk in seiner geschichte von Lorsch (Mainz 1866) heranzog, es seien zwei särge von

wunderbarer gröfse und ein marmorsarg des heiligen Nazarius beim kloster gefunden, und meint, der Klagedichter oder der redactor C* könne von den Lorscher örtlichkeiten bei dem regen verkehr zwischen rheinischen und österreichischen klöstern, reisen von fürsten und den beziehungen zwischen Lorsch und Salzburg eigene kenntnis gewonnen haben. solche kenntnis halte ich so lange zeit nach dem funde bei einem österreichischen verfasser für unwahrscheinlich. weiter führen uns die geschichtlichen verhältnisse.

Der grofse brand der klosterkirche, bei deren aufräumung jene särge gefunden wurden, war 1090, dann wurde an den neubau gedacht, und 1130 wurde die neue kirche feierlich geweiht. also in der zeit in die ich die rheinische vorstufe setze, regte sich lebhafter anteil an den bauten der abtei, die überführung eines königlichen leichnams aber hatte man 1111 in dem benachbarten Speyer erlebt, als kaiser Heinrich IV endlich in geweihtem boden bestattet wurde. wenn der Klagedichter die erzählung von Utes aufenthalt im kloster erfunden hätte, so hätte er das neue wol mit mehr nachdruck eingeführt. die worte *in ir hûse* und *bî ir aptei* klingen so, als ob auf etwas bekanntes, schon in der dichtung vorhandenes angespielt würde. dass aber von dieser überlieferung nichts in AB übergegangen ist, erklärt sich hinreichend aus den lesern des dichters im österreichischen lande; auch sonst ist jenem dichter das Rheinland weniger bekannt, was zb. die verwechslung des Wasgen- und Odenwaldes beweist. von einem kloster scheint seine vorlage etwas enthalten zu haben, denn er spricht von klöstern und mönchen str. 1061 und von pfaffen und mönchen 1057 bei der bestattung Siegfrieds, die wahrscheinlich auch in der vorlage geschildert war (Zs. 51, 184 f).

Ein vorbild aber dafür dass eine königliche frau in das kloster Lorsch übersiedelte, kannte man aus der geschichte desselben königshauses, das wol das muster für den Sachsenkrieg und für Siegfrieds beisetzung bot. der königin Bertha, gemahlin Heinrichs IV, die 1069 auf der synode zu Mainz von ihrem gatten geschieden war, wurde das kloster Lorsch als wohnort angewiesen. einen 'sedelhof' für angesehene frauen dürfen wir um 1120 annehmen, im jahre 1167 ist ein frauenstift urkund-

lich nachgewiesen neben dem grofsen mönchskloster, es war aber sicherlich schon einige jahrzehnte früher vorhanden.

Eine spur, dass die rheinische dichtung Utes eintritt in das kloster Lorsch kannte, glaube ich im Rother zu finden, der auch sonst gelegentlich auf das Nl. anspielt (Zs. 51, 198f.). im Arnswaldischen bruchstück (Bahder) finden sich 5187ff. die zeilen:

> ... *alsô iz noch hûte stât,*
> *daz iz vil manige êre hât,*
> *dô clûsete sich dê konigîn* ...

deutlich klingen die worte wider st. 1142, 5ff. C:

> ... *als ez noch hiute hât,*
> *daz klôster dâ ze Lôrse, des dinc vil hôhe an êren stât.*

das *hât* und *stât* entspricht sich auffallend gerade in der vom nachahmer vielleicht gesuchten umstellung.

Die örtlichkeit des 'Lorscher hauses' scheint der dichter der vorstufe aus eigener anschauung zu kennen. unmittelbar vor den toren des klosters befand sich eine ansiedlung, die zu den angaben des dichters stimmt. schon FKieser in seinen Beiträgen zur geschichte des klosters Lorsch[1] vermutete, dass das sogenannte Jerusalemer hospiz, eine armen-, kranken- und frauenherberge, verbunden mit frauenkloster, nicht weit vom klosterbezirk gestanden habe und wahrscheinlich die auf der Kreuzwiese ausgegrabene ältere ansiedlung sei, mit kleiner kirche und gröfserem friedhofe, mit ausgedehntem klosterhof und arbeitsräumen, und wenn man die neueren ausgrabungsberichte liest, die ich der freundlichkeit von herrn prof. dr. EAnthes in Darmstadt verdanke[2], so ist man geneigt, noch mehr an genaue örtliche kenntnis des dichters zu glauben: 'sozusagen vor den mauern des hauptklosters auf einer schön gelegenen hervorragenden stelle, Kreuzwiese genannt, an der seite vornehmer wohngebäude, stand eine kleine kirche, in deren vorhalle 7 steinsärge eine reihe bildeten ... unter diesen umständen wird man unwillkürlich an die sieben fürstlichen beisetzungen denken

[1] teil II, beilage zum jahresbericht des gymnasiums zu Bensheim 1909, s. 31.

[2] HGiess Lorscher ausgrabung 1910, Vom Rhein, monatsblatt des Wormser altertumsvereins 10. jg. (1911), s. 9ff.

müssen, die wie geschichtlich bezeugt ist, in der bunten kirche stattfanden ... sollten die fürstlichen personen, die eine besondere vorliebe für Lorsch hatten, nicht auch zu lebzeiten hier einen eigenen wohnsitz gehabt haben? ... auf den gefundenen fundamentzügen einer regelmäfsigen gebäudeanlage könnte sehr wol ein wenn auch bescheidener palast gestanden haben, der genügend raum für eine fürstliche hofhaltung bot'. der sedelhof der königin Ute bei dem kloster, ihre und Siegfrieds bestattung in der nähe, die einladung an Kriemhild, 'bei ihr in ihrem hause' zu wohnen verbinden sich leicht in unserer vorstellung mit jenen örtlichkeiten. die 'bunte kirche' wurde 1052 geweiht, diese und die hauptkirche, die nach langer bauzeit 1130 eingeweiht wurde, muste eines rheinischen dichters phantasie in jener zeit besonders nachdrücklich auf Lorsch hinlenken. 'der lange sarg, in dem Siegfried ligt', braucht nicht einer von den nach dem brande gefundenen zu sein, am wenigsten der prachtsarg von marmor, der ja als der des hl. Nazarius erkannt wurde; lange särge gab es auch in der ecclesia varia, sie sind gleichfalls in der nähe des klosters gefunden, einer sogar mit einer länge von 2,05 m[1]. dass ein landfremder dichter so richtige ortskenntnis bei kurzem besuch am Rhein erwarb und in seiner heimat davon dichtete, ist schwerlich anzunehmen. auch bei den zusatzstrophen die das kloster Lorsch betreffen, werden wir lieber an jene ältere rheinische dichtung denken.

II. Rheinisch-westfälische beziehungen in der vorstufe und in der Thidrekssaga.

Die geschichte hat in der späteren sagenentwicklung, wie Heusler[2] richtig bemerkt, 'nur noch anregungen, bausteine, nicht mehr das eigentliche thema der sage hergegeben'. oft sind nur 'namen von fürsten, dynastien, völkern, orten bewahrt, nebenpersonen mit namen aus der späteren geschichte eingeflochten', aber einen bestimmten anlass wird der dichter doch gehabt haben. wenn auch WBraune zuzugeben ist, dass die einleitung

[1] Kunstdenkmäler des grofsherzogtums Hessen, kreis Bensheim (1914) s. 212.

[2] Geschichtliches und mythisches in der germ. heldensage, BSB. 1909, 922f. 931.

unseres liedes durch den umarbeiter C* erhebliche erweiterung erfahren hat, so erregt doch bedenken, was er über burg und stadt Santen vermutet. Braune[1] hält diese erwähnung für 'rein occasionell', der dichter verfiel auf den namen Xanten, 'weil ihm dieser name einer niederrheinischen stadt gerade bekannt war; der umsichtig combinierende dichter C* spiefste jenes gelegentlich erscheinende Xanten auf, um dasselbe auch ordnungsmäfsig seinem theaterzettel am anfang einzuverleiben'. für so zufällig und äufserlich eingefügt darf man namen von geschichtlichen personen und örtlichkeiten nicht halten. nach den untersuchungen von JLunzer und WHaupt, sowie nach meinen eigenen beobachtungen hat die einführung geschichtlicher und geographischer namen anlass und anhalt in der zeitgeschichte. die eine nennung von Santen in AB genügt, um zunächst auch für diese dichtung, vielleicht auch für die vorstufe kenntnis von burg Xanten anzunehmen. dass sie nicht häufiger im Nl. und gar nicht in der Ths. erwähnt wird, darf nicht befremden, denn dem österreichischen dichter lag die stadt fern, Siegfried kehrt auch ursprünglich nicht nach Santen zurück, und in der Ths. sind die geographischen verhältnisse ganz verschoben.

Gerade um das jahr 1120 findet sich aber ein doppelter anlass, auf den namen Xanten für des fränkischen stammhelden heimat zu verfallen, die ursprünglich weiter südlich gedacht wurde. in der geschichtlichen litteratur des 12 jh.s ist noch die erinnerung an die alte fränkische Trojasage und deren anknüpfung an das niederrheinische Xanten lebendig, vgl. Otto vFreising Chron. I, 25: ... *a Christianis reaedificata Xantis usque hodie vocatur.* also um 1150 ist die sage noch bekannt und im Rheingebiet schon vorher, zb. durch das Annolied verbreitet genug. dort heifst es v. 387 ff. im wörtlichen anklang an Otto: *Franco gesaz mit den sîni vili verre nidir bi Rini. dâ worhten si dû mit vrowedin eine lüzzele Troie; den bach hîzin si Sante.* (Otto nennt *Franco, qui iuxta Rhenum consedit* und sagt: *fluvium Xantum vocasse asserunt*). übrigens erinnern die worte andererseits an Nl. 20 *nidene bî dem Rîne: diu was ze Santen genant.* besonders muste diese sage beachtet werden in den höfischen kreisen des salischen kaisergeschlechts, in dessen blüte-

[1] PBBeitr. 25, 178 f.

zeit ich die vorstufe zu verlegen geneigt bin; schon Wipo, der hofgeschichtsschreiber Konrads II, deutet auf die alte überlieferung hin, zum j. 1024 sagt er von Konrads vorfahren: *de antiquo genere Troianorum venerant.*

Sodann ein persönlicher grund: in der umgebung des kaisers lebte ein mann der die engsten verbindungen mit Xanten hatte, der heil. Norbert, stifter des Prämonstratenserordens, in der folgezeit kaiser Lothars ratgeber; er war in der nähe von Xanten geboren, in Xanten selbst priester und als hofcaplan zeitweise in engster verbindung mit dem salischfränkischen hause.

Als des rheinfränkischen nationalhelden Siegfried heimat nach Xanten verlegt war, wird ein rheinischer dichter auch Volker nach einer burg des Rheingebietes versetzt haben, und zwar wurde sein wohnsitz in jenem kerngebiet der kaiserlichen macht angenommen, das Otto vFreising (Gesta Frid. I 12) als *provincia* bezeichnet, *ubi maxima vis regni esse noscitur.* dass Alzei, ebenso wie Xanten, reste aus der Römerzeit barg, konnte vielleicht einen ortskundigen dichter in der wahl des ortes beeinflussen, zumal für den bau der mittelalterlichen burg und befestigung von Alzei die stattlichen trümmer des castells als steinbruch benutzt wurden (vgl. Bonner jahrb. 122, 168). älteren zusammenhang darf man nicht annehmen, und zu weit geht die bemerkung WUnverzagts (Germania 1917, 99 anm. 1): 'auch die gestalt Volkers von Alzei hat durch die ausgrabung des spätrömischen castells eine neue beleuchtung erfahren'. herr prof. EAnthes, dem ich auch eine skizze von castell und schloss, die etwa 300 m von einander entfernt sind, verdanke, schreibt mir, eine burg werde in den siebziger jahren des 12 jh.s bei Trithem. Ann. Hirsaug. II, 71 erwähnt; näheres liefs sich nicht feststellen. sollte aber eine burg in Alzei nicht ebenso wie in einer grofsen reihe von orten des oberrheinischen gebietes zur zeit des umfassenden burgenbaus in früher Staufer- und letzter Salierzeit gebaut sein? dass gerade der burgenbauer herzog Friedrich von Schwaben, vater Friedrichs I, zu Alzei in beziehung stand, schliefs ich aus der nachricht, er habe 1146 in Alzei krank gelegen; dort besuchte ihn sein bruder könig Konrad III. vielleicht ist auf Friedrichs veranlassung auch die burg zu Alzei gebaut; warum aber Volker dort localisiert wurde, ist nicht zu ergründen, es genügt einigermafsen die zeit der ört-

lichen bindung wahrscheinlich zu machen. zu derselben zeit wird Hagen in Tronje angesiedelt sein, denn in jenen ersten jahrzehnten des 12 jh.s wurde es mehr als früher üblich, ritterliche geschlechter nach ihren wohnsitzen zu benennen, das zeigt ein vergleich solcher ritternamen, die mit wohnstätten (burgen) gebildet sind, bei Lambert vHersfeld und bei Otto vFreising, in der zwischenzeit muss eine erhebliche zunahme erfolgt sein.

Dass in der Ths. die alte bezeichnung Hagen von *Troia* beibehalten ist, spricht nicht gegen die vermutung, da der name *Tronje* wenig bekannt war, *Troia* aber dem verfasser geläufig sein konnte. ich möchte deshalb derselben dichtungsstufe zuweisen die namen Siegfried von Xanten, Hagen von Tronje, Volker von Alzei, auch wol Ortwin von Metz und Rüdiger von Bechlarn, über den später zu entscheiden ist. bei der reihe rheinischer namen liegt die vermutung nahe, dass auch die bezeichnung *Rînvranken* für die Nibelungen in der Klage und im Biterolf (neben *Franken*) auf die rheinische vorstufe zurückgeht. das würde zu den ergebnissen der abhandlung 'Burgonden' von ESchröder (Zs. 56, 240 ff.) stimmen, der wahrscheinlich macht, dass der name *Burgonden* als 'literarische form' in die südostdeutsche Nibelungendichtung gelangte, vermutlich auch der name des volkes hier erst wieder eingeführt wurde.

Dass gerade in den ersten und mittleren jahrzehnten des 12 jh.s das Rheinland eine stätte dichterischer, vor allem epischer Tätigkeit war, ist sicher. vom Annolied bis zum Archipoeta am Hofe Reinalds vDassel herschte am Mittelrhein reges geistiges leben. auch die Kudrun hatte wahrscheinlich dort in älterer gestalt ihre heimat, ich hab auf solche beziehungen Zs. 54, 160 ff. hingewiesen; dann blickt auf diese ältere Kudrun, wie sonst auf das ältere Nl., wider der dichter des König Rother zurück, den man ja gewöhnlich als einen rheinischen spielmann ansieht, der in Baiern dichtete (vgl. Zs. 54, 166). enge beziehung zum Rhein weist ferner der Biterolf auf, dem ältere rheinische dichtungen namen zuführten. gerade an der stelle wo im Biterolf 2678 von Lütringen und dem Wasgenwald die rede ist, vermutete ASchönbach bei dem dichter, 'welcher über eine kenntnis der deutschen heldensage verfügt, die ihresgleichen in der altdeutschen poesie nicht findet', spuren älterer überlieferung; aber auch im zusammenhang des Sachsen-

krieges, an dem Gunther teilnimmt und wo ältere überlieferung gleichfalls vorligt, findet sich der name der Rheinstadt Oppenheim, die einem steiermärkischen dichter ganz fern lag, und gerade in der zeit, in welcher wir eine besonders ausgedehnte dichterische tätigkeit am mittleren Rhein vermuten, wird Oppenheim oft genannt. erzbischof Friedrich vMainz zog 1118 gegen des staufischen herzogs Friedrich feste Oppenheim. von Mainzern und Sachsen wurde die burg gestürmt und verbrannt (Ann. Hildesheim. 1118). auch die stadt Worms wird wol nach rheinischer überlieferung als besonders stark befestigt beschrieben, Bit. 5126 ff. von Gunther:

die stat hiez er ouch vesten
bêdiu mit mûre und mit graben,

vgl. auch 5919 ff. die 5922 genannt *mange* kennen wir gerade in frühstaufischer belagerungskunst durch Otto vFreising Gesta II, 21: *balista, quam modo mangam vulgo dicere solent,* u. Rahewin IV, 57: *tormenta, quae vulgo mangas vocant,* vgl. auch Lambert vHersfeld 1073.

Merkwürdiger weise nennt der steiermärkische dichter *Herleip von Westvâle* auf könig Gunthers seite. man wird an den bund Westfalens mit herzog Lüdiger und Köln denken, Friedrich der Streitbare, graf von Westfalen, nahm 1114 mit dem erzbischof von Köln an dem aufstande Lüdigers teil. dass gerade der name Herleip als heldenname in jener zeit eine rolle spielte, ergibt sich aus der genealogie des Wiprecht von Groitsch (WGrimm HS³ 54 f.), unter dessen vorfahren ein Herleip vorkommt, Wiprecht selbst hatte teil an jenen kämpfen.

Schon im jahre 1870 vermutete JZupitza im DHB. V, xlv, die Eckensage sei zuerst am Rhein localisiert gewesen, dahin führe noch das 'Drekanflis' der Thidrekssaga, vgl. auch HSchneider Zs. 54, 359. neben diesem Drachenfels im Siebengebirge, 1117 von erzbischof Friedrich I von Köln erbaut, begegnet im Eckenliede str. 66 auch das land der Rheinfranken *zwischen Kölne und Spîre,* und die einleitung mit dem lande *Gripiâr — diu houbtstat drin was Kölne genant —* führt in dieselbe gegend. *Gripiâr* ist an *Agrippina* angelehnt, bezeichnung für Köln und gerade in der frühen stauferzeit zb. bei Otto als *Agrippina* und *colonia Agrippina* häufig.

Für die Thidrekssaga spricht der prolog deutlich genug von der westlichen gegend Deutschlands als der heimat der erzählungen. die männer von Soest, die dem sagaschreiber berichteten, versetzen uns durch manche örtliche erinnerungen in die regierungszeit des erzbischofs Philipp vHeinsberg (1167—1191), der in den jahren 1177—80 zumeist in Soest residierte und als 'Theseus der stadt dort wegen seiner bauten gefeiert wurde' (Zs. 51, 213 ff.). unter ihm, so vermutete ich, wurde in Soest eine umarbeitung der vorstufe unsers Nibelungenliedes verfasst und dann der Ths. zu grunde gelegt. Heusler stimmt (BSB. 1914, 1117) zu, zweifelt aber, ob die bearbeitung ein 'halbgelehrtes werk der feder' sei. ganz so scharf möcht ich meine vermutung nicht aussprechen, ich hatte s. 213 gemeint, die Soester überlieferung scheine 'gelehrte herkunft zu verraten', und denke an ritterlichen und geistlichen einfluss der ministerialenkreise[1].

Auf die historisierende art in der Ths. hat nach Heuslers vorgang nachdrücklich WHaupt hingewiesen und gemeint, 'für unsere volksepiker sei die geschichte der eigenen zeit die einzige mögliche quelle gewesen, wollten sie neues, eigenes geben'. Heusler spricht in Hoops reallexikon, Attila § 5 von einer 'eigentümlich realistischen, chronikenhaften scheinhistorischen dichtung' gelegentlich der Wilcinenkämpfe, aber dass ein 'volksepiker' solch chronikenartige darstellung verfasste, ist schwer zu glauben, bei solcher art hört die poesie auf, es beginnt eine halbgelehrte erzählung und beschreibung.

Am deutlichsten zeigt sich diese darstellungsform in der Heimeerzählung, die sich an das kloster *Vadincusan* knüpft, in das Heime eintritt. wie schon Rassmann erkannte, ist das Prämonstratenserkloster Wedinghausen bei Arnsberg, etwa 25 km von Soest, gemeint, das um das jahr 1170 vom grafen Heinrich vArnsberg gegründet wurde. in diesem abschnitt der saga ist eine ganz auffallende vorliebe für klosterwesen und kirchenbau zu beobachten. es wird gehandelt von ordensregel und capitel, vom abt und von der gewandung der mönche, vom prior und vom kyrie eleison, vom schatzungsland des klosters und von den gütern, die Sancta Maria und Gott gehören, bis

[1] vgl. Kluckhohn Zs. 52, 135 ff.

zum klosterstall mit seinen rossen und dem guten weizen. vor allem erscheint die klosterkirche mit ihrem chor und ihren bänken, wir hören von den kirchtüren und ihren eisenbeschlägen, zu denen Heimes schwert, obwol es von goldmalerei leuchtet, verarbeitet wird, von den steinfuhren die Heimes hengst zieht. ganz anders werden wir hier in geistliche kreise versetzt, als es HFischer im Nl. finden will. in der tat ligt nichts näher, als bei solcher schilderung an den benachbarten hof des erzbischofs Philipp in Soest zu denken. für den kreis seiner geistlichen und ministerialen werden solche erzählungen — die Ths. unterscheidet auch lieder und erzählungen — berechnet gewesen sein, die ritterlichen dienstmannen hatten zu jener zeit die gesamte verwaltung des bischöflichen hofes in händen, und gerade die kölnische dienstmannschaft war die leistungsfähigste des reiches und eine hauptstütze der Römerzüge. fast kunstgeschichtliche erörterungen führen in c. 414 der Ths. nach Italien, vielleicht durch einen augenzeugen aus jenen kreisen: 'könig Thidrek hat manche grofse werke ausgeführt, welche man noch sehen kann: das bad, welches Thidreksbad heifst; und in Romaburg liefs er ein bildnis giefsen nach seinem hengst Falka und nach ihm selber und oben auf die burgmauer setzen, das war von kupfer gemacht. dieses bildnis müssen fast alle männer gesehen haben, die nach Romaburg gekommen sind' usw. ansprechend ist die vermutung Bocks, die Rassmann erwähnt (Bonner jahrb. 5, 69), das reiterbild in Rom sei in der reiterstatue Marc Aurels widerzuerkennen. sie stand damals noch nicht auf dem Capitol, sondern auf einem platz beim Lateran (*iuxta aedes Laterani*). der Lateran aber war als kaiser Konstantins residenz und hauptsitz der päpste jedem Romfahrer bekannt, namentlich unter kaiser Lothar und Friedrich I, wie die häufige erwähnung bei Otto vFreising und seinen zeitgenossen beweist.

Solche kunstgelehrte betrachtungen sind dem nordischen erzähler schwerlich zuzutrauen, zumal da uns ähnliche erörterungen später geradezu nach Westfalen weisen; einem zeitgenossen Reinalds von Köln und Friedrichs I ist aber bei den häufigen Römerzügen ein rückblick auf Theoderich den grofsen geläufig, Otto vFreising tadelt Theoderichs grausame behandlung der rechtgläubigen christen und erwähnt seine sagenhafte bestra-

fung. merkwürdigerweise haben die betrachtungen über seine arianischen ketzereien auch in die saga eingang gefunden, und jener von Otto als *spurcissimus omnium* bezeichnete *Arius presbyter* wird Ths. c. 415 genannt, allerdings nimmt hier umgekehrt der bewunderer Dietrichs lebhaft für seinen helden partei und sucht ihn von dem verdacht der ketzerei zu reinigen, indem er ihn zum rechten glauben sich bekehren lässt.

Dass der nordische verfasser der Ths. diesen vorgang in die saga hineingebracht haben sollte, ist unwahrscheinlich, weil die gesamte geistliche erzählung von dem Wedinghauser kloster auf die stadt Soest des 12 jh.s weist. anderseits passt eine solche genaue behandlung der arianischen ketzerei zu der zeitgenössischen deutschen geschichtschreibung, bespricht doch Otto eingehend auf vielen seiten die ketzerischen ansichten Gilberts, der sich an Arius anschloss, und zwar gerade beim jahre 1148, auf welche zeit (um 1150) auch sonst manches in der Ths. hinführt. am wunderbarsten aber ist es, dass die bemerkung Ottos über die verurteilung des Arius auf dem concil von Nicäa in der Ths. wörtlich widerkehrt: Otto, Gesta Frid. I, 49: zum j. 1141 in einem briefe des papstes Innocenz II.: *In magna . . . Nicena synodo Arius haereticus est damnatus,* dem entspricht Ths. c. 415: *var firidœmd villa Arius.* am erzbischöflichen hofe in Soest müssen wir natürlich für diese fragen besonderes interesse voraussetzen.

Wenn so manche anzeichen auf ausgedehnte rheinische heldendichtung und auf rege schriftstellerische tätigkeit in Soest, der abzweigung des kölnischen erzbistums, hinwiesen, so sind doch sicherlich auch in Niederdeutschland eigene dichtungen über Dietrich und seine helden vorhanden gewesen. das zeigen schon die worte des Chronicon Quedlinburgense (WGrimm HS.[3] s. 36, nr. 18): *Thideric de Berne, de quo cantabant olim rustici,* ob jedoch eine so ausgebreitete niederdeutsche heldendichtung anzunehmen ist, wie WHaupt sie sich vorstellte, ist zu prüfen.

III. Historische elemente der früheren Stauferzeit in der Thidrekssaga.

1. Sicher scheint mir die aufnahme Osids aus niederdeutscher dichtung im zeitalter der sächsischen könige. Heusler be-

zeichnet als ansprechend die vermutung Haupts, dass in ihm der sächsische slavenkämpfer *Hosed* fortlebe, der durch die erschlagung eines *regulus* im jahre 955 *clarus et insignis* wurde. dafür dass Osid, wie Heusler meint, Bloedel als besieger Gunthers verdrängt hat, glaub ich noch ein anzeichen in unserm Nl. zu finden. als Bloedel von Kriemhild veranlasst wird, die knechte zu erschlagen, was gegenüber der tat Irings in der Ths. das ursprüngliche ist, spricht er zur königin 1909:

'ez muoz erarnen Hagene, swaz er iu hât getân,
ich antwurt iu gebunden des künec Gunthêres man'.

daran ist nun in unserm liede kein gedanke, weder mit Gunther noch mit Gunthers mann hat er zu schaffen, was auch der feinfühlige bearbeiter C* merkt, indem er ändert: *ez muoz erarnen Hagene . . . oder ich wil dar umbe mînen lîp verloren hân.* was Bloedel aber hier verspricht, das führte er ursprünglich nicht an Gunthers mann, sondern an Gunther selbst aus, und damit ist seine hauptrolle erfüllt. ich geh aber noch über Heuslers meinung hinaus und vermute ferner, dass Osid Bloedel nicht nur aus dieser rolle, sondern auch aus der rolle als brautwerber Etzels, in die später Rüdiger eintrat, verdrängt hat. erstens ist es wahrscheinlicher, dass der recht äuſserlich eingefügte königsneffe beidemal den königsbruder Bloedel ersetzt hat, als einmal Bloedel und das andere mal Rüdiger. sodann ist die brautwerberrolle Rüdigers etwas gezwungen ausgestaltet. er befindet sich auffallender weise gleich bei Etzel, als dieser an ihn denkt, spricht aber vor der reise noch einmal zu hause vor, und dass Rüdiger Kriemhild gleich mitbringt, hängt vielleicht mit dieser erweiterung der rolle des treuen Rüdiger zusammen, denn ursprünglich, so noch in der Ths., holt Etzel seine braut selber ein. auch hier scheint eine stelle im Nl. auf den ursprünglichen werber Bloedel hinzudeuten. als Rüdiger nach Worms entsandt wird, heiſst es 1162:

Rüedegêr von Ungern in siben tagen reit.

nun gilt aber als herr von Ungarn eigentlich Bloedel, er heiſst *ûzer Ungerlande der fürste Blœdelîn.* wider ändert der bearbeiter C* und hält für passender: *Ûzer Hiunin lande der marcgrâve reit.* auch zeitgeschichtlich könnte die fahrt des königsbruders an den Wormser hof gestützt werden: der bruder des königs

Koloman von Ungarn begab sich 1108 an den salischen königshof (Ann. Colon. a. 1108).

Dass in der person Rüdigers der Normanne Roger stecke, hat WHaupt vermutet, Heusler für möglich erachtet. zu den gründen Haupts kommen noch folgende hinzu: a) auch die normannischen namen Dancrât = Tancred und Poimunt = Bohemund sind wahrscheinlich in die vorstufe unseres Nl. aufgenommen. FVogt vermutet (Marb. festschr. 160f.) wol richtig, dass dem Dancrât im Nl. und dem edlen ross Rüdigers Poymunt in der Klage jene normannischen namen zu grunde liegen, den kreis würde dann der 'grofse graf' Roger schliefsen; bei Metellus vTegernsee erscheint übrigens Rüdiger geradezu als *comes Rogerius.* dass, wie Vogt meint, an den jüngeren 1194 verstorbenen Tancred zu denken sei, glaub ich nicht: er ist nicht so bekannt geworden, wie die beiden grofsen kreuzfahrer Bohemund und Tancred und als dritter Normannenheld der 'grofse graf' Roger. von jenem heifst es bei Otto vFreising Gesta Frid. I, 3: *Boimundus, qui multa . . . fortia et gloriosa gessit opera* und von ihm und seinem bruder Roger, der neben dem grofsen Roger eine rolle spielt, in den Kölner annalen 1111: *Rotgerus, dux Apuliae et Boemundus, frater eius, Nortmannorum maximus . . . Turcorum et Sarracenorum victor, moriuntur.* — b) als verwalter einer mark Etzels würde sich ein hervorragender nichtdeutscher fürst besonders eignen und den deutschen am Hunnenhofe lebenden fürsten als den flüchtlingen und schützlingen gegenübergestellt sein. — c) um die zeit der vorstufe findet sich würklich eine geschichtliche beziehung zwischen dem Normannengrafen und dem könig von Ungarn. Roger wurde der schwiegervater könig Kolomans von Ungarn (1099). dass der übermütige Roger II dem gütigen und milden Rüdiger den namen gab, ist nicht anzunehmen, die deutschen quellen tadeln zu sehr seine *insolentia* und *tyrannica rabies,* man wird zunächst an den grofsen grafen und später nach den kämpfen Lothars in Süditalien an den könig Roger II, seinen sohn, gedacht haben. — d) dass die Normannen in Unteritalien auf die pfleger unserer heldendichtung besonderen eindruck machten, ergibt sich daraus, dass auch auf die Kudrun die normannischen verhältnisse Italiens stark einwürkten, wie ich Zs.

54, 132 ff. ausführte (vgl. BSymons in seiner ausg. (Halle 1914) s. XCVI anm. 1).

Ein beweis für die aufnahme zeitgeschichtlicher namen in die heldendichtung gerade in den ersten und mittleren jahrzehnten des 12 jh.s ist vor allem der name *Reinaldr* in der Ths. und *Rienolt* in den Dietrichepen. die vermutung Jacob Grimms, es sei darunter Reinald erzbischof von Köln, der grofse kanzler Friedrichs I, verborgen, versucht WHaupt 'zur gewisheit zu erheben'.

Mit recht betont er die doppelte tätigkeit Reinalds, der als 'kaiserlicher botschafter' und als 'kaiserlicher heerführer' tätig ist. ergänzen möcht ich, dass sich auch in der annalistik der zeit diese doppelstellung ausprägt.

Otto vSBlasien sagt: *Reinaldus . . . cum sua militia praecipue claruit,* dann nennt er die *nuntii imperiales, inter quos praecipui cancellarius etc.* (1158), c. 14. 16. an einer stelle entspricht der aufbau der erzählung genau der chronik, zt. wortgetreu Ths. c. 284. Erminrek, der hier dem kaiser Friedrich entspricht, erhält von Sifka den rat, Reinald und andere auszusenden, um schatzung zu fordern. der rat gefällt dem könig. die gesanten reisen, berufen ein thing, Reinald bringt seinen antrag vor, die versammelten weigern sich. bei Otto vSBl. c. 14 heifst es: (*Imperator*) *annuos reditus imperio acquisivit . . . nuntii imperiales per Italiam destituuntur, inter quos praecipui cancellarius* (*Reinaldus*) *et Otto* etc. *Qui Mediolanum venerunt convocatisque civibus decreta imperialia pandunt . . . cives spernunt . . .*

2. Solche chronikartige darstellung findet sich besonders bei dem zuge Thidreks gegen Erminrek. wir hören von der rüstung des heeres während des winters (Ths. c. 318. vgl. Rahewin III 38. IV 29). schwerter und spiefse werden geschmiedet, brünnen, schilde, sättel usw. gerüstet, es gibt verhandlungen und schatzungen, ausmärsche werden beschrieben, einteilung in scharen, das lagern in zelten, das blasen der hörner, alles wie im staufischen wolgeordneten heerbann. vor allem wird genau dargestellt die belagerung mit schützen, speerwerfern und dem schleudern von feuer, wie man es von Mailand oder Crema her kannte. die bewohner bitten demütig um gnade mit nackten füfsen, vernehmen die friedensbedingungen wie in den Gesta Friderici. die belagerungsmaschinen spielen dieselbe wich-

tige rolle, und wie die stadt bis zur erde niedergebrochen wird, so berichten die chroniken oft: *civitatem solo coaequavit, a fundamento evertit, funditus evertit.* wie Ths. c. 315 nach dem siege ein landesrat gehalten und 'ein häuptling eingesetzt wird, das reich zu beherschen und nach landesrecht zu richten', so heifst es vom kaiser bei Otto vSBl. c. 17: *diversis placitis cum Italicis baronibus habitis negotia imperii iudicialiter exercuit.* dass besonderes gewicht auf recht und gesetz gelegt wird, entspricht der bedeutung, die das reichsrecht im staufischen zeitalter der grofsen kenner römischen rechtes erlangt hat; zumal bei den verhandlungen von Roncaglia, auch bei Otto vFreising ist wie an manchen stellen der Ths. oft von *legitimum imperium, leges regnorum, iustitia regni* usw. die rede. die heldensage tritt oft so völlig zurück, dass man zeitgeschichte zu lesen glaubt. so findet sich ein ganz chronikartiger zug Ths. 296: sie hatten keine lebensmittel und es kam dahin, dass sie schliefslich ihre rosse afsen, wie es zb. Otto vSBl. c. 34 und gewis auch sonst erzählt wurde: *maxima fames exercitui inhorruit ac plerosque mulos, asinos et equos . . . manducare coegit.*

Auch die kehrseite der sonst trefflich geordneten heereszüge tritt in der Ths. hervor, c. 310: 'dieser heerfahrt folgte eine grofse menge von gesindel'. vielleicht wird auf den unendlichen ungeordneten tross angespielt, der beim zweiten kreuzzuge auffiel (vgl. Nitzsch DGesch. II 218) und auch von Otto vFreising geschildert wird Gesta I 42: *Tanta, mirum dictu, praedonum et latronum advolabat multitudo,* vgl. auch Ann. Herbip. 1147. wenn anderseits in der Ths. mehrfach von genauer ordnung, von zelten und nachtwachen, wachthaltung und wachthaltmännern die rede ist, so entspricht das gerade dem frühstaufischen und spätsalischen zeitalter, dem KWNitzsch, besonders gelegentlich des Römerzuges Heinrichs V, die einführung strenger heer- und lagerordnung zuweist. als etwas neues nnd zeitgemäfses drang die kenntnis dieser verhältnisse auch in die dichtung.

Nach geschichtlichem vorbild wird ferner eine verhandlung geschildert. Dietrich will sein reich wiedergewinnen, das er so lange gemisst hat (c. 410), wie Friedrich seine herschaft in Italien wider aufrichten will; er spricht *de iustitia regni, quae multo iam tempore . . . obumbrata in desuetudinem abierat* (Gesta Frid. III 53). nach Alibrands rede für seinen

könig entsteht grofses beifallrufen, so dass 'die nacht hindurch alle riefen und Gott dankten'. ebenso heifst es nach den verhandlungen des Gesta IV 5: *magnus favor omnium prosequitur,* auch die danksagung fehlt nicht: *Haec est dies quam fecit Dominus . . . demus gloriam Deo.* sogar vom hineinziehen der verhandlung in die nacht ist die rede: *His finitis ea die in vesperam protracta curia solvitur.* — dass Haupt diese widerherstellung kaiserlicher rechte künstlich und gezwungen als eine 'regelrechte königswahl zwischen Dietrich und Sifka' deuten und auf die wahl Lothars von Supplinburg beziehen will, hab ich schon in meiner besprechung GGA. 1919, 463 ff bemerkt.

Auch friedensschlüsse und verpflichtungen erinnern an vorgänge während der Römerzüge staufischer zeit. jarl Jron und seine mannen schwören könig Attila treue, nachdem sie wie die Mailänder gesanten barfufs gekommen sind, sie wollen gehorsam sein, schatzung zahlen und hilfe leisten, wenn er deren bedarf (c. 315). ebenso wird in Italien dem kaiser *fidelitas et adminiculum expeditionis* versprochen (Gesta Frid. III 20): *ero fidelis et adiuvabo* heifst es im eide. an einer andern stelle Ths. c. 103 wird sogar zwischen diensteid und bruderschaftseid geschieden; so dass man lebhaft an die zwischen *fidelitas* und *hominium* fein unterscheidende rechtskenntnis erinnert wird, vgl. Otto III 12 und IV 34. an die oft erwähnte *fidelitas* sowie an die *regalia* klingt auch die Samsongeschichte c. 8 an.

3. Sogar die in der Thidrekssaga reichlich eingefügten personen- und charakterschilderungen finden gegenstücke in der staufischen geschichtsschreibung, zumal bei Otto vFreising, den WHaupt zu wenig berücksichtigt hat, während sich bei Helmold nur kurze charakteristiken finden. wie die persönlichkeiten Siegfrieds, Dietrichs und anderer helden im gange der erzählung geschildert werden, so geschieht es beim geschichtsschreiber mit Reinald von Köln, Christian von Mainz und besonders mit Friedrich I. so entspricht die eingehnde schilderung Siegfrieds Th. 185 der nicht minder ausführlichen des kaisers bei Rahewin Gesta IV 86. Siegfrieds leib ist ganz ebenmäfsig, bei Friedrich ist die *forma corporis decenter exacta,* Siegfried hat braunes schönes haar, das in grofsen locken herabfällt, Friedrich *flava caesaries paululum a vertice frontis crispata,* Siegfrieds nase ist hoch, bei Friedrich *nasus*

venustus, Siegfrieds augen sind scharf, Friedrich hat *acuti et perspicaces orbes oculorum,* der bart Siegfrieds ist dick und braun, Friedrichs *barba subrufa,* die schultern stark, bei Friedrich *umeri paulisper prominentes.* freilich die wunderbar harte borstenhaut Siegfrieds steht der *lactea cutis* des kaisers gegenüber. — auch sonstige züge entsprechen sich. 'wol verstand Siegfried den bogen zu spannen und hengste zn reiten' und Friedrich: *ipsemet arcum tendit . . . in equis nulli secundus.* von Siegfried wird, für den starken helden der tat auffällig, erzählt: er war kühn im reden und hielt gern rat mit seinen freunden, er war gewandt und ausführlich im reden'; von Friedrich heifst es: *consilio validissimus, in patria lingua admodum facundus,* wie wir ja bei ihm und anderen staatsmännern die *mirabilis eloquentia* erwarten. 'das war Siegfrieds lust, seinen freunden hilfe und beistand zu leisten', und von Friedrich wird gerühmt: *erga familiares in proferendo alloquio non minax nec in admittendo consilio spernax.* Siegfried war bereit, gut und kleinode seinen freunden zu schenken', Friedrich: *elemosinas . . . ipse manu sua distribuit* usw. auffallend ist wider der schluss, dass 'Siegfrieds name in allen zungen geht von norden bis an Griechenlands meer', das weist viel mehr auf einen herscher hin, der wie Friedrich mit Griechen zu kämpfen hatte, wie auch von Friedrich am schluss berichtet wird: *Imperatorem Constantinopolitanum cum sese sicut antecessores sui Romanorum appellaret imperatorem, inflexit, ut se non Romae, sed Neoromae vocet imperatorem.*

Einem charakterzuge Friedrichs begegnen wir bei Hagen, von dem c. 184 gesagt wird: 'er hatte ein gutes und edelmütiges herz und war hartgemut und unbarmherzig (*got hiarta hævir hann oc hugprutt . . . er harðudigr oc oarmvitigr*). ähnlich gegensätzliche züge hat Friedrich: *eiusque erat temperamenti, ut sit remissio non vicians, austeritas non cruentans.* die *clara vox* Friedrichs finden wir c. 176 bei Hornbogi wider: 'er sprach laut und mit schöner stimme'. sogar die in den chroniken oft hervorgehobene *mansuetudo et misericordia* der geschichtlichen helden wird in der sage gepriesen, trotz allem kampfesmut und tatendrang: Siegfried war milde und freigebig, Widga ruhig und sanftmütig, Sifka weise und geduldig und sogar Hagen gut und edelmütig. unermüdliche tatkraft findet man bei den sagenhelden eher natürlich, so klingt das lob Samsons wie das des

kaisers: 'von jeder sache die er sich vornahm, wollte er nimmer ablassen', und von Friedrich wird gepriesen: *in praedictis occupationibus assidue versatur.* auch das gefühl des rastlosen herschers ist ähnlich bei Dietrich und Friedrich: Ths. 151. 'Dietrich deuchte es dann allein wol, wenn er an grofsen unternehmungen teilhaben sollte' und von Friedrich heifst es (Rahew. IV 86): *Nihil unquam duxit melius quam ut imperium urbis Romae sua opera suoque labore pristina polleret et vigeret auctoritate.*

So ist die darstellung der Ths. vielfach der art staufischer chroniken ähnlich, und nicht nur niederdeutscher überlieferung, wie Haupt besonders annehmen möchte, sondern von allem oberdeutschen vorbildern. die zeit aber, die Haupt erschliefst, soll zumeist die kaiser Lothars sein, doch führen Reinald und die italienischen zustände unter Friedrich I auf die mitte des 12 jh.s und darüber hinaus. auch Brandenburg tritt (GGA. 1919, 465) erst um 1158 in den vordergrund.

4. Auf dieselbe zeit weisen die Polen- und Russenkriege, wie sie Attila mit Osantrix und Waldemar führt. gerade zum jahre 1157 berichtet Rahewin von einem *procinctus adversus Polanos,* die von den Russen unterstützt werden, und die grofsen burgen und castelle, die verbrannt werden (c. 308), finden ihr gegenstück in den Gesta Frid. III 3: *munitissima castra cremaverunt;* auch die *densitas silvarum* und die *silvae Boemorum* spiegeln sich in der saga wider in dem grofsen wald zwischen Polen und Hunaland, der Burgwald heifst.

In derselben erzählung, in der Waldemar gewis ursprünglich Waldemar von Russland ist, scheint an einer stelle die zeit um 1157 hineinzuspielen und Waldemar der Gr. von Dänemark dem erzähler vor augen zu schweben, der berühmte sieger und einiger Dänemarks, dessen gesante zum kaiser kamen, damit er die wahl bestätige. von dem geschichtlichen Waldemar ererzählt Helmold, er habe mit Kanut 'ein grofses gastmahl gerüstet', bei dem er von seinem feinde Svein erschlagen wäre, wenn er sich nicht durch die flucht gerettet hätte, und Waldemar in der saga 'safs mit seinem heer über dem speisetisch', da wurde er überfallen und rettete sich durch die flucht.

Vor allem ist eine im zusammenhang ganz unerwartete anspielung auf England auffallend, in der bemerkung Sifkas an Erminrek, der, wie Haupt richtig bemerkt, zuweilen wie der

damalige römische kaiser erscheint, c. 279: 'Ich vermute, herr, dass du keine schatzung von England wirst erhalten haben, und davon solltest du fürwahr schatzung haben, und das weiſs ich, wenn dein insiegel dahin kommt, dass der Angeln könig es nicht abzuschlagen wagt, dir schatzung zu entrichten'. sollte bei dieser starken betonung der sicher zu erwartenden schatzung nicht eine geschichtliche tatsache jener zeit anlass gegeben haben? nach Rahewin III 7 (1157) schickte Heinrich II von England an Friedrich I ein von ergebenheit überflieſsendes schreiben und erklärte seine unterwerfung. in den *litterae mellito sermone plenae* hieſs es: *regnum nostrum . . . vobis exponimus, ut vestrae committamus potestati, ut ad vestrum nutum omnia disponantur* . . . bei solcher demütigung konnte man in der tat den gedanken hegen, man solle auch schatzung fordern. auch auf das prachtzelt das die gesanten als geschenk bringen, kann man eine beziehung in der Ths. finden. von ihm sagt Rahewin: *papilionem unum quantitate maximum, qualitate bonissimum perspeximus,* und in der Ths. heiſst es: 'ich sah ein zelt, . . . und dieses zelt ist auf andere weise bereitet, als ich je zuvor gesehen' und nach der beschreibung: 'ich glaube, dass kein mann ein prächtigeres zelt wird gesehen haben', ähnlich den worten bei Rahewin: *nec materia nec opere putem superatum iri.*

So werden wir durch die art der darstellung, die an die chroniken erinnert, meist in die zeit um die mitte des 12 jh.s geführt. auch die stelle Ths. c. 13, wo Erminrek 'den besten teil Roms besetzt', vergleich ich nicht, wie Haupt will, mit der einnahme des kleineren südlichen teils der stadt Rom durch Lothar 1132/33, sondern mit dem einzuge Friedrichs vor seiner krönung, als er würklich die Leostadt mit der Peterskirche in besitz nahm, 1155 (GGA. 1919, 466).

5. In der schilderung der Ths. weist manches auf die norddeutsche landschaft hin, wie sie zb. Helmold beschreibt. so erinnern die öden wälder und groſsen sümpfe, die heideflächen, die uralten bäume an stellen, die von *nemus unicum,* von *arundineta, solitudo et vix penetrabilis silva,* von *terra palustris,* von *vetustissima arbor* usw. berichten. besonders fällt aber gerade in der Ths. die kenntnis der italienischen landschaft auf. wir hören von ölbäumen und weinbau, von steinbrücken mit zollstätten, von vielen burgen und castellen, von völkerstraſsen

und saumrossen, von alten und verödeten burgen, von der heifsen sonne, wie auch Otto und Rahewin die *castella,* die *oliveta,* die *pontes firmi,* auch alte denkmäler, so den *arcus Romanus* uns vorführen. oft nennt die Ths. örtlichkeiten die der Romfahrer kennt: den weg nach Salerni, den abstecher nach osten zum meere, nach Fenedi, die schlucht bei Trient, das 'reiche Ravenna', das bei Otto eine *metropolis* heifst. zuweilen scheint der erzähler nach eigener anschauung zu schildern, so beim herannahen der mit honig und wein beladenen wagen c. 405. vielleicht ligt auch c. 84 u. 88 eigene erinnerung an die Romfahrt vor. es ist von einem castell die rede, das wol verteidigt, endlich genommen wird, mit reicher beute; nachher geht es in flammen auf. ähnlich wird Annal. max. Colon. 1159 erzählt von einem *burgus quidam civitati comparabilis;* aber bemerkenswert ist der unterschied: in den jahrbüchern wird berichtet, man hätte noch viel mehr beute gemacht, wenn das feuer nicht dazwischen gekommen wäre, in der Ths. trägt man die beute vorher fort, das in würklichkeit versäumte wird in der dichtung nicht vergessen. merkwürdigerweise heifst das castell Brictan, die historische stätte liegt in den *montana Brixiensium* und die *milites Brixienses* sind beteiligt. sollte Brixen in Tirol und Brescia verwechselt sein? sonst ist in der Ths. bei Brictan wegen der völkerstrafse wol an Brixen gedacht, aber auch in den Gesta Friderici heifst zwar die stadt Brixinora im gegensatz zu Brixia, aber das adjectiv lautet auch Brixiensis neben Brixinorensis und Brixinensis. an derselben stelle entspricht den 'pontes' und 'castella pontium' die bemerkung c. 84 *við þann steinboga er kastali einn er heitir Brictan.*

Auch anschauungen und stimmungen des staufischen zeitalters, die schwermütige betrachtung des menschenschicksals, der gedanke an die eitelkeit alles irdischen prägen sich in der Ths. aus. wehmutsvoll klagt Samson c. 10 über die veränderung der zeiten und Dietrich c. 434 über die vergänglichkeit der menschen. die *mutatio omnium rerum,* die *mutabilitas temporum,* die *misera humana condicio* ist aber die stehnde klage auch bei Otto vFreising. geradezu erinnert wird man an die stelle, an der Otto voll trauer erzählt, wie der mächtige Lothar in einer armseligen bauernhütte starb (*in vilissima casa,* Chron. VII 20) durch c. 283 der Ths.: Widga kehrt heim, findet seine burg

verbrannt und seine frau in einer armen bauernhütte. aber das menschenlos soll man nicht beklagen: 'nicht frommt es, tote männer zu beweinen, es müssen die fallen die zum tode bestimmt sind, und keinem mann gewähren gute waffen uud grofse stärke schutz, wenn er sterben soll' (c. 338 f.). das entspricht wider ganz der anschauung staufischer blütezeit, der solche betrachtungen über lebensgesetze geläufig sind, zb. Gesta III 33: *fata virum prosequebantur, quae ab homine vitari non possunt* und III, 46: *in omni re fortuna dominatur ... Validissima lex est, tam feris bestiis quam hominibus praefinita, potentioribus cedere quique armis vigent, his oboedire victoriam.*

Auch in der darstellungsform erinnert manches an die zeitgenössische annalistik. häufige überleitungen wie *circa id tempus, in diebus illis, circa illos dies* erinnern an wendungen wie *a þessum tima, i þessu bili* u. a. anknüpfungen wie *nunc est dicendum* oder *notandum, non praetermittendum, est redeundum* entsprechen wendungen wie *nu er at saegia, nu er þar til at taka* u. a. der anfangsgrufs in Attilas brief (c. 360) und die schlussformel *veret heilir* finden ihr gegenstück in der lateinischen brieflitteratur (Zs. 51, 212) und auch bei Otto in den häufigen wendungen *salutem, salutem in Domino* und dem *vale* und *valete* am schluss. die häufige erwähnung Gottes ist der staufischen geschichtsschreibung und der Ths. eigen: *Deo favente, annuente, opitulante, adiuvante* erinnert an *Guđ ma rada, þat ueit Guđ, ef Guđ will,* die eidesformel *sua Guđ hialpa* an *sic Deus me adiuvet.*

In den wendungen *ok kanna vil ek sidu godra manna* (c. 19) oder *hann vil kanna fleiri tiginna manna sidu* (c. 15) erinnert das *sidu* an den auch bei Otto häufigen begriff *mores.* auf reichsgeschichtliches und staatsrechtliches gebiet führen neben oft betontem gesetz und recht die häufigen ausdrücke *konungs nafn,* entsprechend dem *nomen regium,* das *auka* und *minka riki,* das an *augere* und *minuere regnum* erinnert; wie der ruhmestitel des römischen königs *pacificus* ist, so heifst der herscher in der Saga *fridsamr* und wie jener *invictissimus,* so das heer dieses *uvigr.* merkwürdig ist auch im anklang an die von Cicero bis Hieronymus vorkommende wendung *alter idem,* vom freunde gesagt, so Ths. c. 129: *kallar hann sinn iafningia* und c. 103: *oc scal kallaz hvarr occar annars iamningi,* ähnlich c. 130.

Als mittel eine erzählung einzuleiten, nenn ich endlich

die anknüpfung an eine kurz erwähnte örtlichkeit. so finden sich zb die lateinischen wendungen *erat quidam burgus, erat in vicino castrum, est autem insula, fuit non longe ab eo loco civitas,* und in der Ths. *firir nordan . . . þar er su borg* (c. 18), *eitt litit þorp var vid kastalann* (c. 4) u. a.

6. Soll man nun solche erzählungskunst, wobei ich weniger gewicht auf wörtliche übereinstimmung als auf den gesamten historischen ton lege, unter den 'volksepikern' und einfachen spielleuten suchen? dem sagaschreiber wird nämlich nicht die ganze verantwortung zufallen, da der inhalt zu stark mit verhältnissen und vorgängen des 12 jh.s durchsetzt ist. man wird daher die verfasser der vorlage, welche die männer aus Soest, Bremen und Münster (Ths. c. 394) als grundlage für ihre eingehnden, schwerlich blofs mündlich überlieferten erzählungen benutzten, in den kreisen vermuten dürfen, die teils geistlich gebildet waren (vgl. kloster Wedinghausen), teils vor allem ritterliche art und sitte pflegten, und da wir durch manche hinweise auf den Rhein und auf Soest geführt werden, so denken wir an den höfischen kreis der erzbischöflich-kölnischen residenz in Soest, an geistliche und die ritterliche dienstmannschaft. wunderbar trifft es sich nun, dass wir in der Ths. selbst den namen eines Soester, dem kölner erzbischof untergeordneten ministerialen finden. der name *Brunstein*, der schon von Jiriczek (Deutsche heldensagen I 155) als 'deutscher bzw. unnordischer name' bezeichnet wurde, kommt in besonderer stellung in Soest vor. dort erscheint ein ritterlicher dienstmann mit dem auffallenden namen seit 1166 neben anderen vornehmen ministerialen fast immer im gefolge Reinalds, der über Soest wie seine vorgänger und namentlich sein nachfolger Philipp vHeinsberg die geistliche und weltliche herschaft ausübte; seit 1166 ist ein Brunstein zeuge fast aller erzbischöflichen urkunden. die Brunsteine wurden bald das hervorragendste geschlecht, die kapelle des heil. Nicolaus wurde nach der familie ihres patrons die Brunsteinkapelle genannt[1]. — Vielleicht ist auch in dem ritter Hermann der Ths. ein anderer Soester zu vermuten, der um dieselbe zeit genannte 'ritterliche schultheifs' Hermann, und in dem seltenen namen Gozwin der Dietrichsage können wir

[1] FWBarthold Soest die stadt der Engern (Soest 1855) s. 66. 79.

wol den in zeitgenössischer geschichtsschreibung, auch bei Rahewin bekannten Gozwin vHeinsberg erkennen, der vielleicht der vater erzbischof Philipps war. an das staufische geschlecht dagegen erinnern in der Ths. die namen Konrad und Friedrich.

Auf ministerialenkreise weist ferner in der Ths. die genaue kenntnis ritterlicher verhältnisse, wenn zb. zwischen turnierritt und passgang (c. 18 *turnreið oc gangara*) und zwischen hengst und zelter c. 10 unterschieden wird. so wird zb. auch zwischen zelter und streitross in den kaiserlichen bestimmungen von 1158 unterschieden (Gesta III 28): *miles sedens in palefrido sine scuto et armis* und *sedens in dextrario et habens scutum et lanceam.* gerade auf das verständnis der ministerialenkreise scheint ein zug der Heimeerzählung berechnet zu sein. der riese Aspilian erklärt den mönchen c. 430: 'das ist landesgesetz: wenn zwei männer um eine sache streiten, da soll ein zweikampf entscheiden'. er spielt vielleicht höhnisch auf ein landesgesetz Friedrichs I an, das den zweikampf um besitzansprüche verbot. in der Roncalischen lex edictalis von 1158 (Gesta IV 10) heifst es: *si de feudo inter duos vassallos sit controversia, domini sit cognitio et per eum controversia terminetur* und vorher über den landfrieden: *pax . . . iuratur eo tenore, ut nec civitas civitatem, nec homo hominem impugnaret, nisi a principe hoc sibi foret imperatum.* auf oberitalienischen boden werden wir übrigens auch durch den anfang des capitels 430 der Ths. geführt: Aspilian hatte viele höfe in dem lande *Lungbardie* und dabei verhandelt er mit Wedinghäuser mönchen: 'er hatte sich grofse höfe und ländereien, gold und silber und gute kleinode zugeeignet'. auch das hat ein vorbild in den rechtsverhältnissen der Lombardei, wo es sich 1158 um widerherstellung der verlorenen regalien handelt. Gesta IV 8 ist von solchen die rede, die sich ohne recht regalien angeeignet haben, *qui nullo iure, sed sola praesumptione de regalibus se intromiserant.*

Während WHaupt die niederdeutschen dichter, für die er sich so sehr begeistert, besonders in Nordalbingien sucht, möcht ich viel mehr die beziehungen der Ths. zu Westfalen und zum Rheinland hervorheben. aufser Soest und Wedinghausen kommt der Lurawald in betracht, den schon Rassmann als den Arnsberger wald deutet, ferner die Weser, Balve[1] und Dortmund,

[1] vgl. Jiriczek Heldensagen I 37, anm. 2 u. 38.

denn das wird *porta* doch wol sein. an den Rhein führen die namen Rhein und Mosel und vor allem der Drachenfels und die *Valkaborg*, wofür A *Valkimborg* und B *Volskuborg* liest. ich zweifle nicht, dass eine andere burg der Kölner erzbischöfe auf einer dem Drachenfels benachbarten kuppe gemeint ist, die Wolkenburg im Siebengebirge, die von erzbischof Friedrich I im anfang des 12 jh.s gebaut wurde; Friedrich ist 1131 auf der Wolkenburg gestorben. wir werden also die vorlagen der Ths. lieber einer rheinischen und westfälischen heimat zuweisen.

Besonders deutlich lässt sich westfälischer einfluss für die ausgestaltung der Wielandsage erkennen. mit recht weist Jiriczek auf 'das echteste westfälische localgepräge' hin in der erzählung von Wades tode, ferner auf die ausbildung der schmiedekunst in Westfalen (s. 42) und auf die hohe entwicklung des erzgusses, der in der Reginepisode auf besonderer höhe erscheint, indes möchte ich weniger an 'sagentragende volksschichten' (s. 45) als an einen geschickten erfinder des 12 jh.s denken.

Dass die erzählung von den erzbildern Dietrichs, dem bilde Regins und den kunstgewerblichen gegenständen, wie dem wunderbaren messer Wielands, dem nagel mit den kanten, dem kunstvollen schwerte Heimes, etwa auf den verfasser der saga zurückgehe, ist nicht anzunehmen; das schwert Heimes wird in engste beziehung zu der klosterkirche in Wedinghausen gebracht. die mönche liefsen trotz seiner 'leuchtenden goldmalerei' daraus türbeschläge an ihrer kirche machen. beiderlei arbeiten führen in die mitte des 12 jh.s. gerade vom anfang bis zur mitte des jh.s entwickelte sich in Deutschland die kunst, mit dem grabstichel in metall vertiefungen für den schmelz auszustechen und vergoldete figuren einzulegen [1]. auch türbeschläge sind gerade in jener zeit geschätzte gegenstände des kunstgewerbes, 'gerade damals beginnt der hammer das treibende werkzeug zu werden, und so entstehn bänder und beschläge, die sich von den angeln über die türen verbreiten und ihnen zierde und schutz zugleich verleihen'. anderseits war (vgl. die Amiliaserzählung) 'für den waffenschmied das kettenhemd noch die be-

[1] JFalke Geschichte des deutschen kunstgewerbes (Berlin 1888) s. 48 f. 59.

deutendste aufgabe und dazu eine gute schwertklinge'. gerade in jener zeit tritt auch in der litteratur das niederdeutsche kunstgewerbe uns entgegen: Theophilus, in dem man Roger von Helmarshausen erkannt hat, schrieb im anfang des 12 jh.s sein handbuch der kunsttechnik, in dem die metallarbeit besonders eingehend behandelt wurde. auch für Soest dürfen wir besonderes interesse für kunstgewerbliche arbeiten voraussetzen, da Philipp vHeinsberg das wertvollste werk, den schrein für die heiligen drei könige stiftete.

Bei der umarbeitenden tätigkeit, wie sie neben der Heimeerzählung und der Wielandsage auch die Dietrichepen in Soest erfuhren, stand die Nibelungendichtung im vordergrunde und am anfang. noch in der Ths. lässt sich erkennen, wie sich an die bearbeitung des Nl. die anderer dichtungen anlehnt. in folgenden stellen glaub ich eine nachbildung der vorstufe zu erkennen. wie Hagen nachts bei mondlicht als wachtmann am strome geht (c. 394), so reitet Hildebrand, als alle schlafen, gleichfalls längs dem strome, eh er mit Reinald zusammentrifft (c. 325). wie die Burgunden Eckewart finden, der ihnen den weg zu Rüdigers burg weist und dessen milde rühmt, so begegnet Thetleif dem blofs zu diesem zweck erfundenen mann, der in A und B Gozwin heifst, er weifs von Thidreks milde und freundlichkeit zu erzählen und zeigt den weg (c. 122).

Besonders scheint aber die einkehr Dietrichs bei Rüdiger (c. 289) dem aufenthalt der Burgunden in Bechlaren (c. 368) nachgebildet zu sein. während Rüdiger allein mit seinem gefolge den gästen entgegenreitet, reitet er c. 289 mit seiner gemahlin aus, so dass jene schilderung dadurch überboten wird. die geschenke, die in der Nibelungendichtung wol begründet und bezeichnend sind — es handelt sich um waffen, namentlich um das verhängnisvolle schwert —, bestehn bei Dietrichs besuch in einem banner und feiner purpurner leinwand, in rossen, gold und waffen. die einfachen gaben sind eben in der Burgundendichtung schon vorweggenommen, für Gunther der helm, für Gernot der schild, für Giselher das schwert.

Wie Dietrich Hagen bindet, so bindet er auch Dietrich, Waldemars Sohn, c. 295. — der bestattung Utes bei ihrem kloster in der bearbeitung C*, die vermutlich auch in der vorstufe stand, entspricht im Ths. c. 341 die beisetzung der

königin Erka: 'könig Attila liefs seine frau ehrenvoll bestatten, und sie ward bei der burgmauer begraben'. vielleicht denkt der Soester bearbeiter, der ja hier wider Attilas residenz Soest vor augen hat, an eine bestimmte örtlichkeit der stadt, an das berühmte stift der heiligen Walpurgis, gleichfalls, wie bei Lorsch, ein frauenkloster, das an Soests nördlicher mauer 1165 erbaut wurde[1]. wie sollte sonst das begraben an der burgmauer als besonders ehrenvoll gelten?

Bei der häufung von Soester und zeitgeschichtlichen erinnerungen werden wir scharf zu unterscheiden haben zwischen den in Ths. c. 394 erwähnten 'erzählungen deutscher männer, welche in Soest geboren sind' und dem, was die männer aus Bremen und Münster gesagt haben, auf der einen seite und anderseits den 'alten liedern in deutscher zunge', denen jene erzählungen meist entsprechen sollen. die saga unterscheidet zwischen *frasogn þydærska manna* und *fornkvædi i þydærski tungu.* jene fülle historischer elemente findet keinen platz in liedern, und den eingehnden erzählungen müssen schriftliche aufzeichnungen zu grunde gelegen haben, zumal die genau berichteten geschichtlichen vorgänge und verhältnisse rund hundert jahre der abfassung der Thidrekssaga vorausliegen.

Wenn wir aber die bearbeitung der Nibelungendichtung und die sich anschliefsenden bearbeitungen der Dietrichepen und anderer sagen in die erzbischöfliche residenz Soest verlegen, also in das ende der siebziger jahre des 12 jh.s, dann würde die Soester litterarische tätigkeit etwa in die mitte fallen zwischen der entstehung der rheinischen Nibelungenvorstufe um 1120 und der abfassung der Ths. um 1250.

IV. Historisches und mythisches in der älteren Nibelungendichtung.

1. Wenn vermutlich in früher Stauferzeit der name Reinald und kurz vorher die namen Lüdiger und Rüdiger in die epische dichtung gelangten, so führen uns drei andere namen des Nl. in die zeit der sächsischen kaiser: Pilgrim, Gero, Eckewart. mit recht betont RPestalozzi (Neue jahrb. 39 [1917], 190 ff.), dass die drei männer des 10 jh.s beisammen stehn. alle drei sind

[1] Barthold aao. 62f.

um die wende des 10 und 11 jh.s besonders gefeiert. 'der chronist der am besten in die atmosphäre der zeit einführt' (KWNitzsch), Thietmar von Merseburg sagt von Gero: *marchio, qui magnus fuit et sic nuncupatur,* und Gero nennt er einen *vir domi militiaeque laudabilis, decus regni, solatium patriae, comis suis, terror inimicis.* Gero und Eckewart gehören als treue diener Kriemhilds zusammen an den Wormser hof; namentlich bei Etzels werbung treten sie hervor, str. 1227: *die zwêne marcgrâven sach man vor ir stân, Eckewart und Gêren, die edelen recken guot.* Gero bleibt in Worms zurück, während Eckewart Kriemhild als kämmerer dient (Str. 1398). wunderlich ist es, dass Eckewart schlafend von Hagen *ûf der marke* gefunden wird, in jener altertümlichen stelle, die, wie die Ths. ergibt, schon in der vorstufe vorhanden war. der alte wächter der sage, der an den treuen Eckehart der Harlungensage erinnert, ist offenbar mit dem berühmten markgrafen verschmolzen, und diese angleichung veranlasste die rätselhafte und unklare szene an Rüdigers mark[1], wie es nun im Nl. heifst: *die marke Rüedegêres fundens übele bewart.* ursprünglich wird es eben die mark des markgrafen Eckewart gewesen sein, den man in die nähe von Bechlaren versetzte, weil dort der Eckehart der Harlungensage localisiert war[2]. gerade 1018 wird bei Thietmar IX 18 der tod eines viel genannten Markgrafen *Heinricus* erwähnt, *qui marcam inter Ungarios et Bawarios positam tenuit.* diese vielbesprochene mark erhielt in der dichtung Eckewart, indem er die rolle des alten halbmythischen warners weiter spielte. als hundert jahre etwa später Rüdiger in die dichtung eintrat, gerieten beide markgrafen in wettbewerb, Eckewart nennt nach seiner Wormser stellung noch Siegfried seinen herrn (Ths. 367), steht aber zugleich im dienste Rüdigers, dem er jetzt die mark zu bewachen hat. ursprünglich zeigte Eckewart den Nibelungen den weiteren weg zu Etzel ins Hunnenland, nun ist Rüdiger dazwischen geschaltet, und Eckewart meldet die gäste bei Rüdiger an, Rüdiger meldet weiter an Etzel.

Auch Pilgrim ist, was FVogt bezweifelte, allmählich in die

[1] Jiriczek Die deutsche heldensage[4] (Leipzig 1913) s. 117.

[2] WGrimm HS[3], 42. FPanzer Deutsche heldensage im Breisgau = Neujahrsblätter der bad. hist. kommission n. f. 7 (Heidelberg 1904) s. 47.

dichtung hineingewachsen. wenn der bischof wegen seiner beziehung zur Ungarnmission um 1200 eingefügt wäre, so würde der österreichische dichter wol irgend eine anspielung auf solche tätigkeit, wenigstens auf sein freundliches verhältnis zum Hunnenkönig gemacht haben, er ist aber nur verwanter der Burgundenkönige. der bearbeiter C* vermisst auch etwas und ändert den abschiedswunsch Pilgrims für Kriemhild: *daz si sich wol gehabete* in die aufforderung: *daz si den kûnic bekêrte.*

Dass Pilgrim schon in der vorstufe war und seine rolle im Nl. erweitert wurde, ergibt sich aus folgendem: an der zweiten stelle an der Pilgrim im Nl. auftritt, str. 1627, 4 und 1628, heifst es viel genauer als beim ersten mal:

> *si wurden wol empfangen dâ ze Pazzouwe sint.*
> *Der edelen künege œheim, der biscof Pilgerîn,*
> *dem wart vil wol ze muote, dô die neven sîn*
> *mit alsô vil der recken kômen in daz lant.*

dann fahren die könige weiter und treffen bald Eckewart. das war ursprünglich der anteil Pilgrims an der fahrt der Burgunden. dass die spielleute Etzels bei ihm zweimal vorsprechen, ist spätere ausgestaltung, ebenso wie die begegnung mit Kriemhild, die so erzählt wird, als ob der dichter jene hauptstelle vor augen hat und voraussetzt, str. 1296:

> *In der stat ze Pazzouwe saz ein bischof.*
> *herberge wurden lære . . .*
> *dâ der biscof Pilgerîn die schœnen Kriemhilde vant.*

Dass er Pilgrim heifst, wird ganz nebensächlich erwähnt, nicht als ob er hier zum ersten male aufträte; auch wird er nicht, wie in der späteren stelle, als oheim vorgestellt, sondern ganz beiläufig heifst es str. 1298: *Der biscof mit sîner nifteln ze Pazzouwe reit.* Der bearbeiter C* missbilligt auch diese art der einführung und glaubt Pilgrim deutlicher bestimmen zu müssen. als die nachricht von Krimhildes nahen kommt, erzählt C* str. 1295, 4: *Des freute sich ir œheim, ein biscof der hiez Pilgerîn.* und str. 1296: *In der stat ze Pazzouwe was er biscof.*

Die Worte *dâ daz In mit fluzze in die Tuonouwe gât* sind fortgefallen, ein zeichen übrigens, wie der bearbeiter geographische bestimmungen nicht besonders achtet, und wir, wenn er sie zusetzt, ältere überlieferung vermuten dürfen.

Bemerkenswert ist in str. 1299 die einführung Eckewarts. ohne rechte begründung sagt gerade dieser auf die meinung des bischofs, die gäste sollten noch bleiben: *'ez ist ungetân. wir müezen varen nidere in Rüdegêres lant'.* an der hauptstelle dagegen steht Eckewart im richtigen zusammenhang und weist mit vollem rechte die Burgunden in das land Rüdigers, bei dem sie einkehren sollen. aufserdem findet sich zwischen beiden stellen ein merkwürdiger unterschied beim empfang der gäste. beim zweiten besuche werden sie wie bei einem staufischen heereszuge auf weitem felde untergebracht. str. 1629: *da wurden ûf gespannen beide hütten und gezelt.* die 'heerhütten' und zelte der staufischen oder spätsalischen zeit werden wie die *papiliones* und *tentoria* der lagerordnung nicht vergessen. dagegen heifst es 1298: . . . *dô daz den burgæren von der stat wart geseit,* . . . *diu wart vil wol empfangen von den koufliuten sint.* dem ritterlichen empfange ist hier geflissentlich die begrüfsung durch die bürger gegenübergestellt, wie es der späteren zeit (vgl. Kudrun) nahe lag. vielleicht will C* die wichtigkeit der stadtbewohner etwas verringern, wenn es heifst: *ez was den burgæren dar inne niht ze leit* usw. auch ändert der bearbeiter zweimal an dieser stelle *ir œheim* 1295, 4 und 1298, 1, wol in hinblick auf die alte bezeichnung Pilgrims an der hauptstelle als *der edelen künege œheim.*

In ähnlicher weise lässt sich eine entwicklung der person Gelpfrats in der dichtung und das allmähliche anwachsen der fiedlerrolle Volkers, auch die ausgestaltung der rolle Wolfharts nachweisen. für Gere und Eckewart möcht ich, wie Lüdiger und Rüdiger in die dichtung des 12 jh.s kamen, eine einführung um 1000 annehmen. die beiden Wormser vasallen und der dritte in der reihe Pilgrim kamen, so vermut ich, in die von mir Zs. 52, 204 ff. vorausgesetzte Wormser dichtung aus der zeit bischof Burchards. dass diesem epos 'die stützen mangeln', hat AHeusler (BSB. 1914, 1119) richtig bemerkt, aber ich glaube, man muss bei einem volke das früh reiche lateinische geschichtsschreibung pflegte, geistliche epen und lateinische epen wie den Waltharius und Ruodlieb hervorbrachte, viel früher auch gröfsere epische dichtungen in deutscher sprache vermuten, als es gewöhnlich geschieht. die entwicklung der deutschen epik wird verhältnismäfsig schneller geschehen sein

als die der altgriechischen, bei der solche einflüsse fehlten. die mancherlei einzelheiten, die ich für meine hypothese, deren unsicherheit ich nicht verkannte (vgl. Zs. 52, 231), angeführt habe, können in ihrer gesamtheit betrachtet, vielleicht einiges gewicht haben, aber allzu leicht sieht man bei solchen untersuchungen unter einseitigem gesichtspunct. am meisten beweiskraft hat wol die erwägung, dass gerade am Rhein auch der Odenwald in die dichtung gekommen sein mag; die langjährigen streitigkeiten, die zwischen Worms und Lorsch gespielt hatten, wurden nach langen verhandlungen durch eine urkunde Heinrichs II 1012 erledigt, welche den wildbann zwischen Worms und Lorsch teilte.

Schwieriger noch und unsicherer ist der weg in die frühste entwicklungszeit der dichtung, wenn es gilt, der fränkischen dichtung mit etwaigen geschichtlichen oder mythischen elementen nachzuspüren. widerum können eingefügte geschichtliche personennamen leiten. wie in salisch-staufischer zeit Lüdiger und Rüdiger, vielleicht auch Tankred und Bohemund, in sächsischer Pilgrim, Gere und Eckewart, so begegnen im karolingischen zeitalter Hialprek und Regin, die in der nordischen sagenform erhalten, offenbar fränkischen ursprungs sind und auf Chilperich und Raginfred zurückgehen, wie denn zb. in der merowingischen königsfamilie namen mit *child* als Childerich, Childebert, Chilsunda erscheinen, anderseits neben Raginfred auch Regimund, Reginbert, Reginhart, Reginher, Regimer in den fränkischen quellen sich häufen; Regin ist aber in der Edda ein sohn des Hreidmar, dessen name auf Regimar hinführt.

In der geschichte erscheinen die beiden namen Chilperich und Raginfred zur zeit Karl Martells, wie sie auch in der Edda (eingang zu Reginsmól) zusammenstehn: *þa uar kominn Reginn til Hialpreks, sonr Hreiþmars.* Chilperich ist der sohn Childerichs II und könig in Neustrien, er verbindet sich mit dem haupt der den Pippiniden feindlichen partei Raginfred und kämpft gegen Karl Martell; oft findet sich in den Gesta Francorum seit 716 *Chilpericus cum Raginfredo* und *Chilpericus et Raginfredus.*

In demselben zeitalter findet sich in bemerkenswerter beziehung der name *Nibelunc,* nicht erst in Baiern im 9 jh., sondern gerade in fränkischen regierenden kreisen. graf Ni-

belunc, neffe Childebrands, der seinen neffen Pippins anfänge berichten liefs, befahl im jahre 752 die Fredegarsche chronik fortzusetzen. wenn also etwa um 730 besondere beschäftigung mit der fränkischen Siegfriedsage durch die eindringenden namen Chilperich und Raginfred bewiesen wird (724: *levavit se Raginfredus contra Carolo*), so fügt sich in diese zeitbestimmung die tatsache, dass um 750 ein angesehener Franke den bezeichnenden namen der Nibelungendichtung trägt, den er etwa um 730 empfangen haben muss. dass die fränkische sage gegen ende des 8 jh.s nach dem norden übertragen wurde, ordnet sich gut in diese zeitverhältnisse ein, denn um 790 begann eine neue reihe von Wikingerzügen, die lebhafte verbindung mit Deutschland herstellten.

In den jahrzehnten vor 730 lässt sich auch mit grund die verbindung der fränkischen sage mit der bairischen annehmen, aus der die umwandlung der persönlichkeit Attilas zu einem wolwollenden herscher hergeleitet werden kann. gerade um 700 muste besonderes interesse den östlichen verhältnissen am Rhein entgegengebracht werden, denn zwischen Worms und den östlichen deutschen siedlungen in der richtung auf Ungarn herschte damals lebhafter verkehr und engere beziehung. damals zogen in gröfserer zahl Wormser geistliche ostwärts, und der mann der seinen wirkungskreis von Worms nach Salzburg verlegte und um 696 die bekehrung der Baiern vollendete, der heilige Rupert, rühmte sich ein verwanter des merowingischen königshauses zu sein: in seiner vita wird er *ex regali progenie Francorum ortus* genannt.

Der charakter der zeit scheint sich bei Hagen in art und amt widerzuspiegeln. das amt eines hausmeiers überragte mächtig die königliche würde, und wie Raginfred neben Chilperich aufragte und die Pippiniden den königen über den kopf wuchsen, so tritt in der sage Hagen überragend neben Gunther, ihn so selbständig beherschend, dass es die nordische dichtung nicht verstand und Hagen zu Gunthers bruder machte. merkwürdig trifft es auch mit merowingischer geschichte zusammen, dass die eine der beiden streitenden königinnen Brunhild heifst; um 613 residiert sie in Worms, und von ihr heifst es bei Fredegar zu 605: *Protadius instigante Brunichilde maior domus substituitur* und zu 598: *Wintrio dux instigante Bruni-*

childe interficitur. an diese geschichtliche königin, die sich in der greuelreichen Merowingerzeit durch grausamkeit besonders betätigte, wird sich die ausgestaltung der sage angeknüpft haben: die Brunhild der dichtung trat statt des mörders Hagen als anstifterin und treiberin zum morde in den vordergrund.

2. Über die rolle des mythischen in der Nibelungendichtung mögen nach behandlung des geschichtlichen einige erwägungen folgen, die zt. auf die Soester ortsbindung bezug haben. WWilmanns hielt mit älteren forschern, wol unter dem eindruck von Useners anschauungen, Iring für einen alten lichtgott, vor allem glaubte er die Siegfriedsage im einzelnen symbolisch deuten zu können (Anz. XXXI 85 ff.): 'Siegfried bezeichnet den lichten sommer, sein schwert den sonnenstrahl ... seine tat ist, dass er die natur aus den banden des winters befreit'. man wird jetzt nicht mehr geneigt sein, solche ins einzelne gehnde deutung anzunehmen, auch auf früherer stufe scheint die heldendichtung mehr geschichtliche auffassung zu zeigen. nach RMeifsners ausführungen (Zs. 56, 77 ff.) ist der mythische kampf zwischen Hagen und Iring zweifelhaft, beim Iringsweg ist wie bei anderen strafsennamen die bezeichnung einer irdischen strafse auf den himmelsweg übertragen. dass der name Iringsweg in Soest unabhängig von der Nibelungensage so benannt wurde, nimmt auch Meifsner an, aber eine schwierigkeit ergibt sich noch immer. einmal ist Iring durch den Iringsweg in Soest localisiert. aufserdem ist Hagen durch die stelle wo er fiel und 'Hagens tor' örtlich an Soest gebunden, und mit ihm steht Iring in engster beziehung. sollte es nun ein merkwürdiger zufall sein, dass Iring einmal durch den weg und unabhängig davon durch den kampf in Soest einzog? die erste örtliche anknüpfung wird die zweite veranlasst haben, und Soest wurde dann Attilas residenz. wir werden den kühnen erfinder unter den Soester bearbeitern suchen, die den herzog Naudunc auf der rheinischen Wolkenburg wohnen und den alten Heime in das kloster Wedinghausen einziehen liefsen. beide gründungen fallen in das 12 jh., die Wolkenburg wurde vor 1131 gegründet, wo erzbischof Friedrich I daselbst starb, das kloster um 1170, und als der sagamann schrieb, waren seit der localisierung etwa 70—80 jahre verflossen, sie konnte daher als alt und fest erscheinen, und doch ist noch ein schwanken zwischen schlangen-

garten und -turm zu erkennen. Ths. c. 383 heifst es: *er honum kastat i ormagarđ . . . oc þar lætr hann sitt lif, ok sa turn stendr i miđri Susa,* dagegen c. 394: . . . *ormaturninn er Gunnar konungr fecc bana.* ob der schlangengarten, der zu dem schlangenhof (*ormagarđr*) der nordischen dichtung stimmt, schon früher mit einer sage verbunden war, lässt sich schwerlich ergründen, mit der Nibelungendichtung wird der turm in anlehnung an eine sächsische sagenform erst um 1178 verknüpft sein, als die grofsen bauten in Soest aufgeführt wurden (vgl. Zs. 51, 213). das alte gemäuer des ehemaligen palatium, das in der ortssage übrigens als Wittekindsburg bezeichnet wurde, ist damals vom erzbischof den bürgern von Soest auf ihre bitten zu einem hospital überlassen und gewis viel besprochen worden (Zs. 51, 214 f.). der schlangenhof und der turm erscheinen um 1250 verbunden als schlangenturm, auch hier scheint eine allmähliche und künstliche entwicklung vorzuliegen.

Über 'die rolle des mythischen' in der germanischen heldensage urteilt Heusler (BSB 1909, 938 ff.) mit recht, dass die sagen als ganzes aus den mythen nirgends deutbar sind, dass 'die uns bekannten germanischen götterporträts und göttermythen mit den helden und ihren fabeln sehr wenig ähnlichkeit haben, es finden sich immer nur vereinzelte berührungen . . . Siegfrieds tod in der einen fassung teilt motive mit dem Baldrmythus, aber die gegenstücke zu Siegfrieds heldentaten fehlen bei Baldr ganz und gar'.

Wunderbare und übernatürliche züge sind gewis an den gestalten Siegfrieds und Brunhilds zu finden, sie sind jedoch an den stammhelden der Franken oder Sigambrer erst durch sein verhältnis zu Brunhild angefügt. dass aber Brunhild mit alten cultstätten einer naturgottheit zusammengebracht wurde, ergibt sich aus den mehrfach bekannten stätten *lectulus Brunihildae, Brunhildenstuhl, Brunhildenstein* einerseits und *Nannenstôl* anderseits (vgl. Henning Zs. 49, 469 ff.). über die als Brunhildenstuhl recht zweifelhafte cultstätte bei Dürkheim hat zuletzt in der Germania 1917, 4, s. 121 f. gehandelt Fr. Sprater, dem ich auch jg. 1917, heft 3/4 des Pfälzischen museums verdanke. die früher als hinweis auf die mythische Brunhildensage angesehene stätte ist nach Spraters untersuchung anders zu deuten, aber als alte cultstätte einer lichtgottheit ist sie durch die ein-

geritzten symbolischen zeichen, räder mit und ohne stab kenntlich. die abgebildete gottheit — man sprach ohne grund von einem Mercurrelief — möchte Sprater als Juppiter bezeichnen, aber nicht als den römischen, sondern 'als einen in römischer form dargestellten gallischen oder germanischen lichtgott'. also lichtgottheiten gab es am Rhein im gebiet der römisch-germanischen mischcultur; aber auch auf rein fränkischem gebiet fand sich ein bildwerk, das man als einen germanischen lichtgott deuten möchte: ein bei Niederdollendorf im Siegkreis gefundener grabstein aus der Merowingerzeit im Bonner provinzialmuseum nr. 14 189 (vgl. HLehner Führer durch die antike abt. [Bonn 1915], s. 222 und Bonner Jahrb. 107, 223 ff.). Lehner meint, es sei vielleicht der verklärte verstorbene dargestellt, vielleicht aber auch eine germanische lichtgottheit, und Sprater, dem ich die mir aufgefallene ähnlichkeit mit dem Dürkheimer relief erwähnte, schrieb mir, es handle sich seines erachtens bei dem Niederdollendorfer bild 'zweifellos um einen germanischen lichtgott. für die erklärung sprechen schon die sonnenstrahlen, die das haupt umgeben. in dem kreis auf der brust haben wir wol das feuerrad zu erkennen. die lanze als attribut eines sonnengottes finden wir auch bei einem gigantenreiter des Speyrer museums von Diedelkopf (vgl. Hertlein Juppiter-gigantensäulen s. 49)'.

Wenn nun cultbilder auch im Frankenland auf die verehrung eines heldenhaft vorgestellten lichtgottes hinweisen und eine frühlingsgöttin vielfach mit dem namen Brunhild oder auch Nanna an bestimmte stätten gebunden erscheint, wenn auch an der stelle, wo später die Siegfried- und Brunhildensage besonders fest localisiert war, solcher cult mit feuerrädern gepflegt wurde[1], könnte es da zu gewagt erscheinen, an eine einwirkung des mythus oder cultus auf die ausgestaltung der sage zu denken? dazu kommt nun die 'parallele des Baldermythus mit seinen auffallenden ähnlichkeiten' (Jiriczek), so dass die verbindung Balder-Nanna mit dem paar Siegfried-Brunhild in der dichtung und im cult zusammentrifft. der stammheros der

[1] die Lorscher klosterkirche geriet am 21. märz 1090 durch solche feuerräder in brand, wie die chronik erzählt: *discus in extrema marginis ora ut solet accensus militari manu per aera vibrabatur.* FVogt Zs. d. Ver. f. volkskunde 3 (Berlin 1893), 349.

Franken, so darf man schliefsen, trat in rheinfränkischen landen mit einer dort verehrten lichtgottheit in beziehung. ich glaube daher, dass Siegfried ursprünglich der töter des drachens war und aus dessen gewalt eine jungfrau erlöste. dass in der sage vielfach, wie drachen und hort, so auch drachen und jungfrau zusammengehören, beweisen die 'Siegfriedmärchen' und griechische sagen, zb. eine ältere form der Kadmossage. später nahm Siegfried mythische züge einer lichtgottheit an und erlöste durch flammenritt jene jungfrau, die ursprünglich namenlos, den namen Brunhild erhielt. auch hier möchte ich mehr eine weiterentwicklung der sage als eine zusammenfügung mehrerer sagenformen annehmen, indes muss diese frühere entwicklung auf breiterer grundlage der Eddalieder und der übrigen nordischen überlieferung besonders behandelt werden.

Ein später eingefügter legendenhafter zug findet sich in der Thidrekssaga bei Siegfrieds kindheitsgeschichte. ohne zweifel ist hier, wie schon WGrimm (HS.[3] 81) bemerkte, die legende der heiligen Genovefa vorbild gewesen. die erzählung von der hindin, die das im glasgefäfs angetriebene kind wie ihre jungen säugt, ist offenbar später in die dichtung hineingearbeitet, aber im zusammenhang der gesamten umarbeitung, denn im verlauf der darstellung spielt Brunhild auf jenen bericht an und sagt zu Kriemhild (c. 343): 'lieber magst du in die wälder fahren zu forschen nach den spuren der hindin hinter Sigurd'.

Die Genovefalegende weist aber wider, wie so vieles andere in der Nibelungendichtung, auf rheinische überlieferung. wie JZacher (Die historie von der pfalzgräfin Genovefa [Königsberg 1860] s. 23) hervorhebt, nennt die lateinische legende das wasser in dem Genovefa ertränkt werden soll, schlechthin *lacus*; nur der Laacher see kann gemeint sein, neben welchem 1093 die berühmte, nach ihm benannte abtei Maria Laach, die pflegerin der Genovefalegende, erbaut wurde. die kirche der legende ist eine kapelle, gewöhnlich Frauenkirche genannt, deren um- oder neubau um die mitte des 12 jh.s vollendet sein soll. so werden wir wider in die zeit geführt, in der wir die umarbeitung unserer rheinischen vorstufe annahmen. dass auch in diesem abschnitt der Ths. die Nibelungendichtung zuerst bearbeitet wurde, folgt daraus, dass in der Wielanderzählung der kunstvoll hergestellte und mit einem glasfenster versehene baum-

stamm in dem einfachen glasgefäfs der Sisibe sein vorbild hat. anderseits hat in Siegfrieds jugendgeschichte der niederdeutsche schmied Mime den fränkischen Regin verdrängt, der name Regin ist vielleicht vom Soester bearbeiter auf den drachen übertragen worden. so verbinden sich in Soest niederdeutsche elemente mit der rheinischen dichtung, diese behält aber durchaus die vorherschaft.

Zum schluss überblicke ich kurz den vermuteten entwicklungsgang. aus fränkischen liedern vom stammheros Siegfried und von der Burgunden untergang entwickelte sich eine mehr und mehr anschwellende epische dichtung. ein eigentliches epos wurde in der Wormser gegend um 1000 geschaffen; schon umfangreicher, wie etwa der Waltharius, umfasste es als vorgeschichte auch die Siegfriedsage, als hauptsache den untergang der Burgunden. damals traten in die dichtung Pilgrim, Gero und Eckewart. die nächste stufe ist bestimmt nachzuweisen, weil sie den entsprechenden abschnitten der Ths. zu grunde liegt. sie wurde auf rheinfränkischem gebiet um 1120 gedichtet und fällt etwa in die mitte zwischen Annolied und König Rother. wie Rüdiger in den zweiten teil, so wurde damals Lüdiger in den ersten teil aufgenommen und damit auch eine genauere behandlung des Sachsenkrieges, deren frühere fassung noch in unserm Nl. und im Biterolf erkennbar ist (Zs. 48, 476. 51, 178 ff.). die Ths. benutzte das ältere epos in einer Soester bearbeitung, die etwa 1170—1180 entstand und zuerst die Nibelungendichtung dann an jene anschliefsend, auch andere, vorwiegend rheinische epen verwertete, mit gelegentlicher benutzung niederdeutscher quellen. in dieser Soester zusammenstellung wurden ereignisse und zustände der Stauferzeit, besonders aus der mitte des 12 jh.s wiedergegeben, wodurch die ansetzung der Nibl.-vorstufe um 1120 gesicherter erscheint. eine dichtung ist das Soester werk schwerlich gewesen, nach der art seiner darstellung muss auf prosaische erzählungen geschlossen werden. das ältere volkstümliche Nibelungenepos wurde durch unser österreichisches gedicht nicht ganz verdrängt, es ist bis in das 13 jh. bekannt geblieben (vgl. Zs. 51, 197 ff.), das beweist aufser der Thidrekssaga seine benutzung durch den Bearbeiter C* des Nibelungenliedes und Wolfram vEschenbach.

Nachtrag.

Nach abschluss des aufsatzes erhielt ich durch die güte des herrn AHeusler dessen abhandlung 'Die quelle der Brünhildsage in Thidrekssaga und Nibelungenlied' in der festschrift für WBraune, Aufsätze zur sprach- und literaturgeschichte' (Dortmund 1920) s. 48—84. eingehnde würdigung der ergebnisse, die mit den oben vorgetragenen sich zt. schwer vereinigen lassen, muss ich mir vorbehalten, ich beschränke mich jetzt auf folgende erwägungen: die existenz eines 'Brünhildliedes von verhältnismäſsig breiter erzählweise', wie es Heusler als quelle für die geschichte von Brunhild und Siegfried im ersten teil unsers Nibelungenliedes und der Ths. annimmt, bestreite ich nicht, halte auch seine benutzung in der vorstufe für möglich. ich bleibe aber zunächst bei meiner ansicht, dass auch in dem älteren Nibelungenepos die dichtung bis Siegfrieds tod vorhanden war, aus folgenden gründen:

1. Der österreichische dichter hat seine vorlage in beiden teilen seines gedichtes in gleicher weise umgearbeitet (Zs. 48, 471 ff.).

2. Auch in der Ths. beruht der erste teil auf breiterer grundlage und ist ebenso in historisierender art bearbeitet wie der zweite (Hermann von Schwaben, Pulinaland ua.). rheinischer einfluss ist ebenfalls zu erkennen (Genovefalegende).

3. Ein ausführliches rheinisches epos von Kriemhilds rache und der Burgunden untergang konnte auf das schicksal des rheinfränkischen stammhelden und die Wormser ereignisse als vorbedingung nicht gut verzichten. anzeichen dafür sind die spuren des Sachsenkrieges und der Lorscher überlieferung in der vorstufe.

4. Die von Singer für die Nibelungendichtung festgestellte Entlehnung aus französischer quelle (Heusler s. 79 ff.) ist wahrscheinlicher für einen schreibenden epiker als für einen lieddichter.

Wilhelmshaven, 20. 4. 1920. **Karl Droege.**

AUS DER FRUEHGESCHICHTE DES DEUTSCHEN ENDREIMS.

Man pflegt bei untersuchungen über den ahd. endreim immer nur nach dem umfang und der reinheit der reime zu fragen, d. h. nach dem grade der klanglichen übereinstimmung zwischen den reimenden gliedern. und wenn Holzwarth (Zu Otfrids reim, eine rhythmisch-melodische studie, diss. Lpzg. 1909) auch noch rhythmus und melodie in betracht zieht, wenn er seine statistik gelegentlich (s. 98 ff.) auf die frage nach der haupt- oder nebentonigkeit der reimenden silben ausdehnt, will er nur mit verfeinerten mitteln die ähnlichkeit in der schallwürkung beider reimglieder messen. und doch gewinnt man auf diese weise weder von dem künstlerischen wert noch von der eigenartigen geschichtlichen stellung des ahd. endreims ein zutreffendes bild. die rohere, weniger ausgeglichene technik ist nicht der hauptgrund dafür, dass der ahd. endreim als kunstmittel ein völlig anderes gebilde ist wie der mittel- und neuhochdeutsche.

Wir sind es gewohnt, dass der träger des kräftig hervorhebenden reimes zugleich der träger der wortbedeutung, die stammsilbe, ist. so wird uns der reim zur klingenden bindung zweier inhaltsvoller, bedeutungs- und empfindungsschwerer lautgruppen, die als wichtigster teil des ganzen auch des stärksten tones in der aussprache gewürdigt werden. doch ist dieser zustand erst lange nach einführung des deutschen endreims eingetreten. erst durch den verfall der endsilben beim übergang zum mittelhochdeutschen sind die wörter so zusammengeschrumpft, dass der gemeinsam mit dem wortschluss nach vorwärts rückende reim die stammsilben erfassen konnte. der ahd. endreim, wie der lateinische aus dem er stammt, ruht oft noch auf endungen und suffixen; gebunden ist weniger der unveränderliche gehalt der wörter als ihre gestalt im satzganzen. so wie die gereimten silben sehr häufig nur einen nebenton tragen, ist auch ihre bedeutung nebensächlicher, zufälliger. sie bezeichnen irgendwelche grammatischen bestimmungen geringer wichtigkeit und schwächsten

empfindungsgehalts. oft bleibt die stammsilbe dem reime völlig entzogen, oft nimmt nur ihr letzter consonant daran teil.

Das war bei dem stabreim, den der endreim verdrängte, anders gewesen. er hatte die wortstämme mit einander gepaart, deren erste laute er verband, präfixe da wo sie standen überspringend, dem hauptton der wörter gesellt. so verwuchs er mit den wortbedeutungen, und so konnte die lebende sprache zahlreiche von ihm verknüpfte wortpaare bis heute fest zusammenhalten, weil das lautspiel dauerhafte beziehungen zwischen den inhalten der beiden wörter spann; beziehungen die von den zufälligkeiten der jeweiligen verwendung in der rede, von flexion und ableitungssuffixen unabhängig waren.

Der übergang der deutschen dichtung vom stabreim zum endreim war also in dieser hinsicht ein entschiedener rückschritt, den erst die künftige sprachentwicklung selbsttätig ausgleichen sollte. wie ist das aufgeben des besseren eigenen zu gunsten des schlechteren fremden zu verstehn? wol nur aus der überlegenheit des endreimes an klangwürkung. als äufserliches schmuckmittel, das er zunächst vorwiegend war, ist der endreim dem stabreim allerdings weit überlegen. die lautlichen übereinstimmungen sind viel umfassender. der gleiche ausgang, an bestimmten, rhythmisch festgelegten stellen widerholt, würkt gefällig und einschmeichelnd wie ein refrain, der in die beiden schlusswörter eingebettet ist. dem gegenüber muste der angestammte stabreim dürftig und rauh erscheinen.

Doch mag die empfindung für das was man aufgab, von anfang an lebendig geblieben sein. es ist beobachtet worden, wie Otfrid im fortschreiten seines werkes, dessen innere chronologie ja durch sein eigenes zeugnis feststeht, immer mehr auf die lautliche reinheit der reime verzichtet, um statt dessen ihren umfang zu erweitern. wir können gegenüber dieser erscheinung nicht in die worte Zarnckes einstimmen: 'man sieht deutlich, wie sich Otfrid allmählich mehr gehen lässt, ordentlich in den geschmack an gewissen unreinen reimen hineingerät' (Ber. der Sächs. ges. d. wiss. 1874, 35). wir vermuten eher, dass Otfrid allmählich immer mehr geschmack daran findet, die stammsilben der wörter, selbst auf kosten der genauigkeit, in den reim einzubeziehen. ein sicheres urteil lässt sich hier nicht gewinnen, denn es fehlt leider meines wissens mit einer ausnahme jede

untersuchung, die das verhältnis von reim und sinn in ahd. dichtung klarstellte[1].

Die ausnahme ist Ehrismanns feinsinnige, uns sehr wertvolle beobachtung über den inneren aufbau des deutschen 138. Psalms (Liter.-gesch. s. 204 f.). 'Die schlagworte mit den dazu gebildeten reimen bilden das feste gerüste, in welches das übrige wort- bezw. gedankenmaterial . . . eingefügt ist'. es reimen also im psalm die inhaltlich entscheidenden wörter. das ist ganz im geiste der stabreimdichtung; in ihrem bann hat der verfasser noch völlig gestanden, wie er auch gern die allitteration neben dem endreim oder statt seiner verwendet. beide kunstmittel durchdringen sich bei ihm ununterscheidbar, wenn er in einer zeile *naht* mit seinem gegenteil *tach* endreimend, in einer andern *aneginne* mit *enti* stabreimend, aber an den endreimstellen des verses, bindet (vs. 30 und 4). und weil alles zugleich kaum zu erreichen ist, sind die endreime lautlich so unrein (Zarncke s. 40), wie sie inhaltlich packend sind. lebhaft fühlen wir den widerstand des deutschen sprachgeistes gegen den fremden klangschmuck, dessen lockungen man sich doch nicht entziehen konnte.

Dieser widerstand war im ganzen vergeblich; aber in einer hinsicht hat er doch das feld behauptet. reime die auf unbetonter silbe lägen, wie sie im latein sehr häufig sind, hat es im deutschen nie gegeben. zwischen dem brauch der allitteration, die nur haupthebige silben mit dem stabe schmückt, und dem lateinischen endreim vermittelt der althochdeutsche, wenn er den reim auf eine haupt- oder nebenhebung legt.

Gerne würde man wissen, wie das eindringen des endreimes in die deutsche sprache vor sich gieng. eine weitverbreitete meinung, am nachdrücklichsten von Koegel vertreten, weist

[1] Die dissertation von Büge über die beteuerungsformeln in Otfrids Evangelienbuch behauptet, dass O. nirgendwo aus reimnot eine beteuerungsformel gebraucht habe. der beweis hierfür wäre auch dann nicht erbracht, wenn alle einzelnen fälle entschuldigt oder gar gerechtfertigt wären. es bliebe dann noch immer die mafslose häufung der beteuerungen belastend genug. auch der hinweis auf gepflogenheiten des predigtstils hilft nicht über die empfindung hinweg, dass O. einen ziemlich weitherzigen gebrauch von diesen bequemen reimstützen gemacht hat.

Otfrid eine ebenso überragende bedeutung für den gang der litteraturentwicklung zu, wie sein werk sie naturgemäfs für die heutige wissenschaftliche forschung hat. Otfrid sei ein bahnbrechender neuerer gewesen, und er habe den endreim in die deutsche litteratur eingeführt. diese annahme wurde dadurch möglich, dass sich kein endgereimtes gedicht mit sicherheit als vor-otfridisch datieren liefs. aber die aus der überlieferung von Otfrids werk zu erschliefsende tatsache seiner geringen verbreitung und würksamkeit ist ein sehr ernster gegengrund.

Im folgenden soll nun versucht werden, die geschichte der einführung des endreims ins deutsche nach möglichkeit aufzuhellen. im mittelpunct der untersuchung wird Otfrids werk stehn, weil es nicht nur das bei weitem umfangreichste und best überlieferte ahd. endgereimte gedicht ist, sondern auch zeitlich, persönlich und litterarisch so genau bestimmbar, wie kein zweites aus dem geringen bestand erhaltener ahd. dichtwerke.

Ja es scheint mir, als liefse sich anlass und zweck von Otfrids werk noch ein wenig genauer festlegen, als es bisher geschehen ist. wir dürfen den kleinen umweg nicht scheuen; denn O.s stellung zum reim ist von seiner gesamten literarischen stellung abhängig gewesen. wenn O., wie es den anschein hat, den volksgesang verdrängen wollte, so stammt vielleicht auch der endreim den er verwendet, dorther.

Über vortragsweise und zweck von O.s werk hat Saran in einer eigenen kleinen schrift (1896) gehandelt. er weist darin zunächst überzeugend nach, dass es nicht zum gesang, sondern für den lesevortrag bestimmt war. es sollte 'die gewohnheit der schriftlesung, zu welcher der klerus verpflichtet war, durch den gebrauch der deutschen sprache wirklich fruchtbar, für den laien überhaupt möglich, und genussreich dazu, machen' (s. 23)[1]. das scheint mir unbedingt einleuchtend, und auch Sarans folgerung unvermeidlich: O. könne also unmöglich beabsichtigt haben, die anstöfsigen weltlichen gesänge zu verdrängen und dem laien lectionen seines Evangelienbuchs als liedertexte zur verfügung zu stellen. es geht also nicht an, wie es Ehrismann tut, einerseits auf grund von Sarans untersuchung zu sagen

[1] vgl. auch dazu (aber nicht durchweg überzeugend, s. u. s. 49 anm. 1) Schönbach Zs. 42, 120.

(Lit.-gesch. s. 187), 'das Evangelienbuch war . . . zur privatlektüre und erbauung bestimmt'; anderseits (s. 177) 'der vortrag der evangelischen geschichte sollte den gesang der weltlichen stimmen verdrängen'. dieser widerspruch in Ehrismanns werk wurde durch einen unterlassungsfehler Sarans möglich, der es (trotz seiner besprechung von einzelheiten aus dem eingang des briefes an Liutbert mit beigefügter übersetzung der ersten 28 zeilen) versäumt hat zu erklären, wie sich seine auffassung mit den scheinbar widersprechenden worten O.s verträgt.

Nun bin ich gerade auf grund einer betrachtung von Otfrids vorrede, unabhängig von Saran, zu dem gleichen ergebnis gekommen, und so will ich versuchen die lücke auszufüllen. allerdings sprachen auch allgemeine gründe mit. O.s werk wendet sich, wie schon aus den widmungen hervorgeht[1], in erster linie an die geistlichkeit, in zweiter an den vornehmen laien, der entweder selbst lesen konnte oder einen hausgeistlichen zum vorlesen hatte. und so zeigt auch die ganze haltung des gedichts mit seinen gelehrten, allegorischen und symbolischen erörterungen, dass der verfasser nicht die absicht hatte den volksgesängen den rang abzulaufen, dass er es nicht für leute schrieb die bisher *obsceni cantus* vortrugen.

Wenden wir uns nun dem brief an Liutbert zu, so stellen wir zunächst fest, dass O. nicht nur von hässlichen liedern der laien spricht, sondern auch vom *sonus inutilium rerum* (z. 5). es besteht gar kein anlass, das eine mit dem andern zu identificieren; umso weniger, als auch z. 10 ff. mit ähnlichen worten widerum zweierlei dinge unterschieden werden. das eine sind die lieder, die mit starken ausdrücken als hässlich und schädlich für die heiligkeit gescholten werden; nur bei ihnen wird beidemal hervorgehoben, dass sie von laien, von weltlichen stimmen herrühren. dagegen werden die *sonus inutiles* nur als ohrenbelästigung bezeichnet; dass sie durch laien hervorgerufen würden, ist nirgends gesagt. man kann schwanken, ob man darunter gespräche über die eitelkeiten des äufseren lebens, wie sie auch im kloster nicht zu vermeiden waren, oder mechanischen lärm zu verstehn hat; vielleicht ist beides zugleich gemeint. das werk Otfrids nun soll durch die anziehende schönheit seiner form (*dul-*

[1] vgl. u. a. *eis conscriberem* ad Liutb. 9, *gescrib in* V 25, 10.

cedo) den leser gegen die geräusche seiner umgebung feien. der ganz in den bann der geistlichen dichtung gezogene wird dem lärm der an ihn herandringt, unzugänglich sein [1].

Was das Evangelienbuch gegenüber den *cantus obsceni* leisten soll, hat O. mit den worten ausgesprochen: *ut aliquantulum hujus cantus lectionis ludum saecularium vocum deleret,* die von Roediger DLZ. 1897 sp. 1816 f. erklärt worden sind. *aliquantulum* ist nicht adverb, sondern subject; von ihm hängt *lectionis* ab, von diesem wider *hujus cantus.* 'aus *aliquantulum* spricht nicht der stolz Otfrids, sondern die gläubige überzeugung von der siegreichen kraft des heiligen stoffes', sagt Roediger. gewis; aber trotzdem wäre *aliquantulum* nicht zu rechtfertigen, wenn gemeint wäre, jene weltlichen stimmen würden nun anfangen, Otfrids geistliche gedichte vorzutragen. sondern der fromme hörer solcher scheufslichkeiten ist durch Otfrids arbeit in den stand gesetzt, indem er seine gedichte hersagt, die bösen eindrücke niederzuschlagen, die der weltliche gesang in ihm zu erwecken droht, seine heiligkeit störend [2]. für diesen zweck freilich: um nicht in seiner ausübung, aber doch in seiner würkung auf jenen hörer 'das phantasiespiel der weltlichen dichtung zu zerstören', kann ein weniges aus der heiligen geschichte genügen. ich versteh also den abschnitt dahin: das buch solle geistlich gesinnten männern und frauen helfen, sich weder durch den lärm des alltags noch durch die unsittlichen lieder der laien zerstreuen, verwirren und in eitle, weltliche gedankenbahnen hineinreifsen zu lassen.

Dass wir damit Otfrids denkweise gerecht geworden sind, zeigt zeile 45—55 des briefes: 'fünf sind der bücher dieses werkes, weil es dazu bestimmt ist, die von den fünf sinnen aufgenommenen unnützen oder schlimmen eindrücke aus der welt zu sühnen, sie durch erhebung der seele zum himmel auszu-

[1] in ähnlichem sinne steht *declinare* Vulg. Dan. 9, 11: *declinaverunt ne audirent vocem tuam.*

[2] z. 6. für die deutung dieses abschnittes ist stets O.s schlecht geglücktes streben in rechnung zu stellen, seine allgemeinen gründe zur abfassung, der sitte entsprechend in die form eines individuellen anlasses zu kleiden (vgl. Schönbach Zs. 39, 377). so ist *quondam* und *quorundam* z. 5 als ersatz für *saepe* und *multorum* zu fassen; einige von diesen vielen sind die *quidam memoriae digni fratres.*

gleichen und zu überwinden. kraft des gedächtnisses wird sich das gemüt zu jeder stunde in diese deutsche heilslehre versenken können'. das bedeutet doch durchaus das gleiche, was wir auch als sinn jener früheren stelle ermittelt haben. wenn die unnützen oder schlimmen eindrücke aus der welt herandrängen, soll der fromme auswendig gelernte Otfridverse vor sich hin sprechen, um sich von seiner umgebung abzuschliefsen und in heilige gedanken einzuspinnen. denn das ist Otfrids innerstes wesen: ein klösterlich gesinnter mensch, will er den frommen noch frommer, den heiligen noch reiner machen. das innenleben will er läutern; 'überflüssige handlungen' (z. 48) sind für ihn schon das äufserste an schlechtigkeit, an das er mit seinem geistigen kampf herantritt. hauptgegner sind die unnützen gedanken[1] und die störenden eindrücke. den guten willen, die religiöse gesinnung setzt er voraus (z. 25 ff); er will nur weiter helfen, um auch die geringsten verstöfse wider Gottes willen zu verhindern. der versuch eines kampfes gegen sänger greulicher lieder hat diesem manne gewis weltenfern gelegen.

Allerdings hat er nicht nur dem höchstgebildeten helfen wollen. I 1, 119—22 sagt er selbst, er wolle auch denen die kein latein verstünden, den zugang zur Bibel erschliefsen. die worte freilich sind sonderbar genug: 'sollte im Frankenlande jemand sein, der in andrer sprache das wort des herrn zu vernehmen durchaus nicht im stande wäre . . .' wie sollen wir das auffassen? gehört sie mit zum preise des Frankenvolkes, diese erwähnung der lateinunkundigen in einem ton in dem man im heutigen Deutschland von analphabeten reden würde? oder hat Otfrid von vornherein nur an die vornehmen gedacht, weil er auf andere weltliche leser oder hörer garnicht rechnete? wir können es nicht entscheiden.

Aber selbst wenn er hier einmal den wunsch geäufsert hätte, auf die grofse masse des volkes zu würken, so war ihm das doch nur ein nebenzweck, und er hat damit nicht ernst machen wollen oder können[2]. seine häufig widerholte aufforderung, selbst in der heiligen schrift nachzulesen (Erdmann

[1] bezeichnend ist auch das gebet II 24, 21 ff.

[2] es ist O. durchaus zuzutrauen, dass er zwei in wahrheit unverträglichen zwecken zugleich hat dienen wollen. aber nicht aus vielseitigkeit, sondern aus weltfremdheit; sein werk ist einheitlich.

zu II 24, 2), wäre eine leere redensart, wenn sie nicht an leute gerichtet wäre die selbst mehr oder weniger gut latein verstanden. ja es scheint mir sogar, als lege Otfrids sprechweise an vielen stellen den schluss nahe: er schreibt für leser die den lateinischen text neben seinem gedicht liegen haben. manche seiner wendungen, manche seiner erläuterungen, die sich auf von ihm selbst garnicht widergegebene besonderheiten des lateinischen ausdrucks der Vulgata beziehen, sind nur so verständlich; sei es nun dass es tatsächlich seine absicht und sein wille war, die Vulgata durch paraphrase und ausdeutung zu erklären, sei es dass er unbewust die gewohnte sprechweise der klosterschule in sein gedicht mit hinübernahm[1]. jedenfalls hat es litterarisch mit der volkspoesie nach ursprung uud zweck keine berührung.

Trotzdem waren Otfrids bestrebungen nicht nur geistliche, sondern auch nationale. und das hat seinem werke die lebens-

[1] zu der vermutung, die eine eingehende prüfung wol lohnen möchte, können wir nur einige beispiele geben. besonders ergiebig ist der anfang von II 14; zumal wir hier das deutsche gedicht von der Samariterin, welches das evangelium vertreten und die geschichte genau wie ein originaler deutscher text erzählen will, vergleichen können. wir gehn die stellen der reihe nach durch.

v. 2. der name Galiläa wird unter hinweis auf den lateinischen text unterdrückt; wie überhaupt häufig die namen, an denen ja nichts zu übersetzen oder zu erklären ist, fortbleiben (vgl. Erdmann zu dieser stelle.).

v. 7. wegen der m. e. falschen zeichensetzung Erdmanns, bei der sich kein rechter sinn ergibt, übersetz ich zunächst: ‘in seinem streben nach einem sitzplatz setzte er sich — müde, wie wir eben schon erzählt haben — an einen brunnen’. warum wird die im 3. und 4. vers ausführlich berichtete, im 6. von neuem deutlich gemachte müdigkeit Jesu noch einmal im 7. gemeldet, mit dem ausdrücklichen hinweis darauf, dass sie schon erwähnt sei? weil im lat. text erst hier und nur hier *fatigatus* steht und glossiert werden muss. ‘wir haben das *fatigatus* das hier steht, schon vorweggenommen’ sagt Otfrid.

v. 8 b. ist sinnlos, wenn es nicht eine erklärung der in der lateinischen vorlage mit *fons* wechselnden vocabel *puteus* ist.

v. 9 f. Otfrid meidet, im gegensatz zur Sam., das wort mittag, weil er das lateinische *sexta hora* erklären will. ‘die sechste stunde, das ist nämlich die heifseste und mühseligste zeit’.

v. 19 f. ‘Johannes ‘sagt da’ soll wol den irrtum verhindern, in den der verfasser von Sam. geraten ist, als gehöre das *non enim*

luft abgeschnitten. die namentlich von Karl dem Grofsen begünstigten ansätze zu einer deutschen geistlichen litteratur wurden von der kirche im zehnten jahrhundert erstickt. Otfrids buch hat wahrscheinlich noch die approbation des Mainzer erzbischofs erhalten (Schönbach Zs. 39, 412); aber eine würkung auf weite kreise der geistlichkeit, für die es in erster linie bestimmt war, blieb ihm versagt. nicht sein mangelhaftes poetisches können hat Otfrid um den erfolg seiner mühsamen, ernsten arbeit gebracht. wäre er nicht ein schwimmer wider den übermächtigen strom gewesen, es wären andere nach ihm gekommen und hätten, was er versuchte und die zeit verlangen muste, besser und immer besser gemacht, bis das stolze ziel erreicht war [1].

Für seinen zweck muste Otfrid höchste vollendung der äufseren kunstform anstreben; sollte doch auch die *dulcedo* als würksames kampfmittel dienen. und ebenso zeigt sein wunsch, den epen der grofsen heidnischen und christlichen Lateiner ein gleichwertiges fränkisches zur seite zu stellen (ad Liutb. 12—20) das hohe dichterische ziel. als schönster schmuck seines gedichtes, als kräftigste stütze für das gedächtnis des auswendiglernenden, diente ihm der endreim, über dessen anwendung er selbst in seinem schreiben an Liutbert rechenschaft ablegt. sonderbar genug, dass in der lebhaften discussion über die an-

coutuntur noch zur rede des weibes. wer frei erzählt, wird doch nie schreiben: 'da erklärt uns Johannes, sie habe wahr gesprochen, denn . . .', sondern: 'und damit hatte das weib die wahrheit gesprochen, denn . . .'

Ferner: II 8, 37 heifst es *tho quad er thaz sie skanctin, zi themo heresten sih wantin;* eine gute und vollkommen ausreichende verdeutschung (II 10, 13 kehrt sie ähnlich wieder) von *et dicit eis Jhesus: 'haurite nunc et ferte architriclino'.* nun geht es aber bei O. weiter *ther thero thriosezzo was furisto gimazzo.* damit fällt er erstens aus der construction (wir erwarten *wari*), und zweitens sagt er nach *heresten* nichts neues. der zwischensatz hat nichts weiter zu leisten als die vocabel *architriclino* zu erklären. überhaupt mag die umständlichkeit von O.s schreibweise, aufser auf seinem temperament und auf reim- und strophenzwang, auch auf dem streben beruhen, neben eine sinngemäfse übertragung noch eine wörtliche zur erläuterung des lat. ausdrucks zu stellen.

[1] von diesem standpunct aus kann ich Schönbachs polemik Zs. 42, 120 f nicht voll billigen. O. wollte tatsächlich etwas schaffen was es weder vor noch nach ihm gegeben hat.

fänge des deutschen endreims kaum ein unterredner zeit gefunden hat, auf diese aussage des hauptbeteiligten zu achten [1]. mir scheint sie im wesentlichen eindeutig, und für den kernpunct der streitfrage unbedingt entscheidend.

Das verständnis von Otfrids äufserungen über seine vers- und reimkunst und über die richtige lesung z. 68 ff (zu den grammatischen fachwörtern vgl. Zwierzina Zs. 31, 292) wird noch durch Erdmanns irreführende zeichensetzung erschwert. wir beginnen daher mit der feststellung, dass in die erörterung über die verschleifung eine andere über den reim eingesprengt ist (z. 75—77). der einschub verrät sich schon durch die wideraufnahme des *patitur* von z. 68 in z. 79, ohne dass doch das subject *haec lingua* (z. 65) widerholt würde; dies soll also von der früheren stelle her noch weiter gelten, als sei die bemerkung über den reim nicht vorhanden. lassen wir sie zunächst beiseite, so ergibt sich folgender gedankengang. ‘die deutsche rede unterligt der verschleifung, d. h. der weglassung von lauten, die eigentlich den wörtern zukommen, sei es nun dass man diese laute trotzdem schreibt, oder dass man sie, wie im hebräischen die vocale, bereits in der schrift unterdrückt. das ist aber nicht so aufzufassen, als ob die ordnung unserer (= der deutschen) schreibart einer ausgebildeten metrik unterworfen wäre (so wie die lateinische dichtung vocalverschleifung verlangt, damit die genaue silbenzahl erreicht wird) . . . . [2], sondern wenn man sie unterliefse, würden die wörter sonderbar lang klingen (vgl. auch z. 70 f.); wie auch die umgangssprache stark der verschleifung huldigt’. gemeint ist also: die verschleifung hat keine metrischen, sondern sprachliche gründe [3].

[1] in Vogts Gesch. der deutschen litteratur I³ s. 40, wo überhaupt in aller kürze die gesamtfrage zutreffend entschieden ist, wird auch dies zeugnis erwähnt.

[2] beim widereinlenken in den zusammenhang nach der abschweifung wird erst noch einmal die deutsche verschleifung genauer bestimmt: sie habe nicht nur zwischen vocalen, sondern auch zwischen andern buchstaben statt. hiermit wird Otfrid aufser dem mit *ze* verschleiften *th* des artikels (Lachmann Kl. schr. I 459 anm. 11) auch bildungen wie *theiz* = *ther iz, theist* usw. gemeint haben.

[3] deshalb kann ich die schon an sich bedenkliche deutung von z. 78 durch Lachmann Kl. schr. I 361 nicht billigen. er bezieht *per hanc* auf *aptam sonoritatem* und erklärt: ‘damit der reim nicht

Wie ist nun die bemerkung über den reim eingefügt, wie kam Otfrid zu dieser den zusammenhang störenden äufserung? sie hat sich an den satz 'die deutsche dichtung hat keine ausgebildete metrik' angeschlossen: 'sondern sie verlangt das durchgeführte schmuckmittel des reims'. mit klaren worten sagt O. hier, nicht eine kunstvolle metrik (wie im latein), sondern der streng durchgeführte reim mache das wesen deutscher verskunst aus. und genau dasselbe widerholt er ebenso unzweideutig z. 82 ff: der deutsche poetische stil verlange von den lesern die vornahme der gebotenen verschleifungen, den dichtern lege er die pflicht des reimens auf [1]. jeder deutsche dichter (*dictantibus* im plural!), sagt also Otfrid zweimal hintereinander, muss sich, weil die eigentümlichkeit der deutschen poesie das verlangt, die mühe des reimens machen. und angesichts dieser äufserung hat man die meinung verfochten, Otfrid habe den endreim in die deutsche dichtung eingeführt!

Doch wir haben noch ein anderes mittel, um jene meinung zu prüfen. wollen wir O.s bedeutung für die herausbildung des deutschen endreims feststellen, so müssen wir seine literarische würkung klarzulegen suchen. an dieser muss jene sich messen lassen. der bahnbrecher des endreims müste notwendig auch sonst gewaltigen einfluss ausgeübt haben. nach einem allgemeingültigen gesetz hätte niemand die umstürzend neue form von ihm übernehmen können, ohne zugleich von dem stoff in dem sie sich ausprägte, von sprache und ausdruck und stil mancherlei mit zu erraffen und beizubehalten; wie denn auch Koegel sich bemüht hat, solche entlehnungen aus dem Evangelienbuch in aller ahd. endreimdichtung nachzuweisen. das verhältnis der sonstigen zeitgenössischen reimdichtung zu Otfried gilt es also zu betrachten.

Am klarsten muss es sich bei dem gedicht von der Samariterin herausstellen, ob irgend welche beziehungen zu Otfrid

zu spät komme, soll der lesende die verschleifung der sylben nicht verabsäumen'. — wenn man, wie der gedankengang verlangt, vor *aptam* statt des punctes komma oder semikolon gesetzt, und *non quo* z. 74 — *sonoritatem* z. 77 in klammern eingeschlossen hat, kann *per hanc* z. 78 auf *figuram* z. 69 bezogen werden.

[1] das in z. 85 folgende *enim* braucht ebenso wenig mit 'denn' übersetzt zu werden wie das in z. 94 und 56.

vorliegen, weil derselbe erzählungsstoff auch bei ihm widerkehrt (II 14). denn wenn einer der beiden verfasser die arbeit des andern kannte, musten sich gewollt oder ungewollt anklänge an die ausdrucksweise des älteren gedichts einstellen. solche anklänge fehlen aber völlig. es ist, als habe einer die worte des andern vorsätzlich gemieden (woran natürlich nicht zu denken ist). auch wenn man die verschiedene erzählweise — hier eine reimübersetzung, dort erklärende paraphrase — in rechnung stellt, bleibt der eindruck bestehn, dass keiner von dem werke des andern kenntnis genommen haben kann[1]. eine ausführliche begründung können wir uns ersparen, da alles nötige schon von Erdmann[2], Braune (Beitr. 32, 153) und Ehrismann (Lit.-gesch. 202) gesagt ist. zwei feststellungen wollen wir jedoch hinzufügen. beide verfasser haben sich veranlasst gefühlt, die rauhen, nackten imperative des Vulgatatextes *da mihi bibere* v. 9 und *da mihi hanc aquam* v. 15 zu verhöflichen; aber beide in verschiedener weise. während Sam. dort *bat er sih ketrencan* schreibt, hier zusetzt *ih thicho ze dir,* fügt O. *wird mir zi gifuare* und *thu mohtis einan ruam joh ein gifuari mir giduan* ein. der trotz gleicher tendenz völlig verschiedene ausdruck — jeder hat die ihm geläufige bittform eingeführt — deutet auf unabhängigkeit beider voneinander. dagegen würde das folgende, wenn es nicht gar zu unbedeutend wäre, in entgegengesetzte richtung weisen. beide stimmen in einem kleinen zusatz zum Vulgatatext überein. nachdem bereits erzählt war, wie Jesus sich setzte, wird anlässlich des erscheinens der Samariterin noch hinzugefügt, dass er dort safs. so heifst es bei O. *unz druhtin thar saz eino, so quam ein wip thara tho,* in Sam. *quam . . . ein quena . . ., thanna noh so saz er.*

Die berührungen zwischen dem Ludwigsliede und Otfrids buch sind von Koegel Lit.-gesch. I 2, 88 f. zusammengestellt worden; und daraus der schluss gezogen, dass jenes von diesem abhängig sei. wir können die sammlung um einen beleg vermehren. v. 13 des Ludwigsliedes: *Sume sar uerlorane Uuurdun*

[1] Kolbes behauptung (Mod. lang. notes 28, 216), die variationen in der Sam. seien 'typisch otfridisch', würde, auch wenn sie zutrifft, nicht 'ein sicherer hinweis auf seinen einfluss' sein.

[2] ZsfdPh. 11, 117: eine sehr besonnene würdigung von O.s verhältnis zum Petruslied, Musp., Hild. und Sam.

sum erkorane ähnelt Otfrids II 2, 30 *sie warun er firlorane, nu sint fon gote erborane.* — die von Koegel wahllos aufgehäuften anklänge hat Ehrismann (Lit.-gesch. 224 mit anm. 2) kritisch betrachtet mit dem ergebnis, dass es sich nur um typische wendungen handelt. die sprachlichen übereinstimmungen gehn nicht über das hinaus, was man nach der zeitlichen und dialektischen nähe[1]) zu erwarten hat. die den beiden gedichten gemeinsamen gedanken und wendungen tragen kein persönliches gepräge, sondern sind gängige scheidemünze gewesen (vgl. Ehrismann PBBeitr. 28, 570).

Für die frage der einführung des endreims liefert dieser tatbestand sofort eine wichtige folgerung. wenn ungefähr zu Otfrids zeit ein endgereimtes gedicht entstand das sich als von ihm unabhängig erweist, so ist O. nicht der wegbereiter des deutschen endreims gewesen. auch wer unberührt von seinem einfluss zu jener zeit deutsche verse baute, konnte sich des endreimes bedienen. Otfrid so gut wie der verfasser des Ludwigsliedes haben den vers- und reimtypus den sie verwenden, fertig übernommen.

Mit dem Georgslied steht es ganz ähnlich. auch hierfür hat Koegel die berührungen mit Otfrid gesammelt (s. 96 f.). diesmal ist es KSiemers, der sie PBBeitr. 39, 111 eingehend durchgeprüft hat und der feststellte, dass durch keine von ihnen eine abhängigkeit von O., wie Koegel sie behauptet, erwiesen wird. Siemers urteil ist, abgesehen von der überzeugenden beweiskraft seiner darlegungen, umso wertvoller, als er selber die schöpfung der gereimten langzeile für Otfrids tat hält. klar spricht er aus, in hinsicht auf die kunstform beruhe das Georgslied auf Otfrid, und doch führt er selbst den umso eindrucksvolleren beweis dafür, dass im sprachlichen ausdruck des Georgsliedes der einfluss O.s nicht zu spüren ist.

Für den deutschen 138. Psalm hat sogar Koegel (s. 123) sich dahin ausgesprochen, dass die übereinstimmungen in sprache und ausdruck 'geringfügig' seien. er kann nur die negierung mit *trof* anführen und die umlautende wirkung des enklitikons in *megih*, die bisher nur aus fränkischen denkmälern nachgewiesen sei. ich weise ergänzend darauf hin, wie Otfrid I 5, 53 ff

[1] vgl. PMeyer, Das Ludwigsl. und O.s Evangelienbuch. progr. Hambg. 1904.

reminiscenzen an das original des deutschen psalms bringt. sie weichen nicht nur dem wortlaut nach völlig von dem deutschen gedicht ab, sondern sie sind auch inhaltlich unverträglich mit ihm. denn in engherzigem misverstehn der schwungvollen phantastik hat Otfrid, irregeführt durch die worte *si descendero in infernum* (v. 8), einen verzweiflungsschrei des teufels herausgehört. der deutsche psalm hat also nichts mit O. zu schaffen.

Von den drei sog. gebeten zeigen die des Sigihard, des schreibers der Freisinger Otfridhandschrift, nun würklich unverkennbaren Otfridischen einfluss (Ehrismann s. 208). dagegen das Augsburger berührt sich laut Koegel (s. 110) nur in der wendung *thes bethurfun uuir sar* mit O., welcher V 12, 52 schreibt *thes wir bithurfun thrato.* natürlich beweist der anklang garnichts; umso weniger als das eine mal von der göttlichen gnade, das andre mal vom tieferen verständnis der lehre die rede ist.

Eine ganz besondere bedeutung für unsere frage hat nun aber das Petruslied. bei ihm ligt ein unzweifelhafter zusammenhang mit Otfrid vor. hören wir, was Ehrismann (s. 196) darüber schreibt. 'verfasst ist es gegen das ende des 9 jh.s, denn es steht unter dem einfluss des durch Otfrid eingeführten christlichen deutschen kunststils. unmittelbar mit O. stimmt überein v. 7 *daz er uns firtânên giuuerdo ginâdên* = Otfr. I 7, 28 (*ginâdôn*). die ganze stelle Petrusl. 7 f. hat das gleiche gepräge wie die entsprechenden verse O.s I 7, 25—28, die einkleidung ist dieselbe: *Pittemês* Petr. 7 = *Nu fergômês* Otfr. 25; *den gotes trût* Petr. 7 = *druhtînes drût* Otfr. 27. geändert hat der verfasser des Petrusliedes des reimes wegen *ginâdôn* Otfr. in *ginâdên* (*: firtânên*) besonders aber hat er die reimlose zweite halbzeile Otfr. 27 *wilit es bithîhan* durch eine reimende *alla samant uparlût* (*: trût*) ersetzt'. (allerdings auf s. 189 hatte es geheifsen, der beiden gemeinsame vers sei 'ein verbreiteter liturgischer bittvers').

Dem von Ehrismann vorgeführten tatbestand ist noch hinzuzufügen, dass der reim *ubar lût: gotes drût* dreimal (III 20, 159; IV 34, 9; V 13, 23) bei O. vorkommt. der verfasser des Petrusliedes hätte ihn also nicht frei erfunden, sondern jenen andern O.stellen entnommen und in seine O.entlehnung eingefügt.

Aber das verhältnis ist ein völlig anderes! wenn sich würklich nachahmungen dadurch verraten, dass sie das im ori-

ginal sinnvoll und kräftig gesagte matt und verwässert widergeben, so ist das Petruslied das vorbild und Otfrid der benutzer. hierfür spricht zunächst die verteilung der ähnlichkeiten. abgesehen von dem einen gleichlautenden vers, sind sie bei Otfrid über mehrere zeilen verstreut, und der reim kehrt nicht hier, sondern an ganz anderen stellen wider. ist es wahrscheinlich, dass der verfasser des Petrusliedes sich die anklänge zusammensuchte und zu einem einzigen vers von einfachem und natürlichem fluss vereinigte? ferner mutet *ginâdên* ursprünglicher an als Otfrids *ginâdôn*. denn erfunden ist der vers doch gewis auf den vollklingenden, bedeutungsschweren reim hin, dessen lautreinheit erst O., seinem eigenen dialekt folgend, schwer verstümmelt hat. und so sind überhaupt die worte des Petrusliedes ungleich treffender, gehaltvoller, ungezwungener als die parallelstelle O.s. das lied ist zum wechselgesang des priesters mit seiner gemeinde bestimmt. jener singt die beiden ersten zeilen der strophen, diese fällt mit *Kyrie eleison, Christe eleison* ein. zum schluss des gesanges mahnt nun der priester (*pittemês* wird adhortativ sein): recht kräftig den schlussrefrain herauszuschmettern; keiner dürfe schweigen, alle müsten mit lauter stimme[1] mitsingen den schrei um die gnade, deren wir verlorene menschen ohne ausnahme bedürfen:

> Pittemês den gotes trût alla samant upar lût,
> daz er uns firtánen giuuerdo ginádên.

da ist kein wort zu viel, keines blass; die schlichten verse klingen so original, so frei erfunden wie nur möglich.

Dagegen würken Otfrids worte künstlich und gezwungen. statt des ausdrucks der bitte und des wunsches finden wir eine im gebet unzulässige gewisheit ausgesprochen: 'er wird (oder will) dafür sorgen, dass . . .'. statt der anrede an den heiligen wird in dritter person von ihm gesprochen. das war im Petrusliede möglich, weil dort das wort 'bitten', dessen begriff eine anrede einschliefst, den satz beherschte; hier fehlt jede bezeichnung der hinwendung zu Johannes. schliefslich fehlt auch die unbedingt nötige verbindung mit dem vorhergehnden. wir er-

[1] das *Kyrie eleison, Christe eleison* soll *excelsa voce, alta voce* gesungen werden: Capit. Car. M. et Lud. Pii bei Baluze I 957. — mit *alle saman* wird auch im Ludwl. 47 das 'tutti' des refrains bezeichnet.

warten durchaus einen anschluss derart: 'so wollen wir auch Johannes bitten' oder 'desgleichen möge auch Johannes'. der ganze, noch dazu reimlose vers ist äufserst sonderbar und ungeschickt gebaut.

Verständlich wird er erst, wenn wir benutzung des Petrusliedes annehmen. *alla samant upar lût* konnte Otfrid, dessen werk ja zum stillen gebrauch des einzelnen bestimmt war, unmöglich beibehalten. so gieng für ihn auch der reim verloren; denn die reime auf *-ût* sind äufserst dünn gesät. als schwacher ersatz wurde die auch sonst von ihm gebrauchte stabreimformel *druhtînes drût* statt *gotes drût* eingefügt. weiter muste er den namen des Johannes in den vers hineinbringen. damit war dann der erste halbvers gefüllt, und die so nötigen, von uns vermissten zusätze waren unmöglich. es gieng aber auch nicht wol an die Johannes gewidmete verszahl zu erhöhen, wenn die himmelskönigin mit nur zweien bedacht war.

In einer hinsicht freilich hat Otfrid gebessert. die verbindung beider verse mit einander ist im Petruslied nicht einwandfrei. der leser muss den *daz*-satz zunächst als inhalt der bitte auffassen, bis er bemerkt, dass der *er* des zweiten verses der *got* des ersten ist, und *daz* als 'zum zwecke dass, damit' zu verstehn ist. diesem sinn entspricht Otfrids *bithihan thaz* genau. aber die ungelenke verbindung im Petruslied lässt sich wol erklären. wir werden bald sehen, wie die strophe dazu verfertigt war, an den preis des heiligen das unvermeidliche, aber nicht recht passende responsorische *Kyrie eleison* anzuschliefsen. so klafft in ihrer eigenen mitte die fuge zwischen dem ersten, an das heiligenlied anknüpfenden, und dem zweiten, auf das *Kyrie eleison* vordeutenden vers.

Damit sind wir der entstehung des ahd. endreimverses um eine stufe näher gekommen, über Otfrid hinaus. gehn wir der neugewonnenen fährte nach, und fragen wir nach dem ursprung jener beiden verse des Petrusliedes.

Auffallend ist, dass diese letzte strophe den himmelspförtner nicht nennt, sondern sich mit offenbar gewollter unbestimmtheit an 'den heiligen' [1] wendet. so wird sie geschaffen sein, um

[1] O. bezeichnet als *gotes* oder *druhtines drut* Abraham, Moses, Jeremias, Christus, die apostel, die evangelisten usw., also alle heiligen männer.

der anrufung jedes beliebigen heiligen dienen zu können; es wird ein weit verbreiteter spruch sein, den auch O. kannte, und der eben einmal in Freising in verbindung mit einem Petruslied aufgezeichnet wurde. vielleicht hat aber auch Otfrid das ganze deutsche Petruslied gekannt. denn wenn er bei der einsetzung Petri als pförtner III 12, 41 das im evangelium (Mt. 16, 19; 18, 18; Joann. 20, 23; auch Is. 22, 22) fehlende (*gibint then man*) *m i t w o r t o n* einfügt, so teilt er diesen ausdruck mit dem Petruslied *er hapet ouh m i t v u o r t u n himilriches portun*[1], das seinerseits aus dem Petrushymnus (*cunctis caelum v e r b o claudis aperis*) schöpft. doch kann Otfrid auch direct von der bekannten lateinischen strophe beeinflusst gewesen sein.

Sei dem wie ihm wolle: die letzte strophe des Petrusliedes ist ein selbständiges, von dem ganzen abtrennbares gebilde. wie entstand sie?

Mettin führt in der Festgabe für Sievers s. 283 aus, wie durch die einführung der lateinischen liturgie die gemeinde völlig vom kirchengesange ausgeschlossen wurde; eine ungewollte folge der fremden sprache und der schwierigen sangesweisen. dem nach beteiligung unabweislich verlangenden volk kam man soweit entgegen, dass man es einige worte in heiliger sprache lehrte: *Kyrie eleison, Christe eleison.* die zwei fremden worte konnte ein jeder erlernen, und häufige übung half sie einprägen. denn was man nun konnte und durfte, wurde reichlichst angewendet. die gemeinde sang nicht nur das *Kyrie eleison, Christe eleison* der litanei mit, sondern sie beschloss auch gern die von den priestern gesungene strophe eines hymnus mit dem responsorischen gesang oder ruf dieser formel. die kirche ihrerseits förderte das kyriesingen, und empfahl es für jeden anlass als den einzigen dem volke zugänglichen christlichen sangestext. *Si quis cantare desiderat, Kyrie eleison cantet, sin aliter, omnino taceat,* lautet eine anweisung der capitularien für die welche eine leichenwacht halten. aber die vorschrift gilt nicht nur für diese gelegenheit, sondern durchweg: *Similiter et pastores pecorum eundo et redeundo in campum et ad domum faciant, ut omnes eos veraciter Christianos et devotos esse cognoscant,* wünschen in einem

[1] kurz vorher (24) hat O. den vers *Petrus sprah thar ubar lut, ther furisto druhtines drut,* der nahe genug an den ausführlich behandelten vers des Petrusliedes anklingt.

ähnlichen zusammenhang dieselben capitularien[1]. und im Ludwigslied erwidert das heer auf das *lioth frano,* das der könig beim auszug zur siegreichen schlacht singt, mit *Kyrrieleison*; statt des stolzen wilden kampfgebrülls der zerknirschte jammer um gnade flehender seelen. wenigstens berichtet so der geistliche preissänger[2].

Der ausschluss der deutschen sprache und damit der laien vom geistlichen lied hat sich jedoch nicht völlig aufrecht erhalten lassen; selbst bei der kirchenfeier nicht, und noch weniger bei umzügen, pilgerfahrten und ähnlichen anlässen. das *Kyrie eleison,* das die gemeinde sang oder rief, wurde um deutsche worte erweitert. wie wir bei Cosmas von Prag (Mon. Germ. Scr. IX 50) lesen, wurde 973 in Prag ein neuer bischof inthronisiert *clero modulante 'Te deum laudamus'; dux autem et primates resonabant 'Christe keinado, Kirie eleison, und die hallicgen alle helfuent unse, Kyrie eleison, et caetera'; simpliciores autem et idiotae clamabant 'Kyrie eleison'.* hier haben wir also eine dreifache abstufung: auf den lateinischen gesang des clerus folgt ein längerer, mehr oder weniger deutscher (schade dass die *caetera* nicht mit überliefert sind) nachgesang der gebildeten, abgeschlossen durch den Kyrie-ruf des haufens[3].

Ein anderes zeugnis führt uns vor, wie sich in das zum schlusse der lateinischen hymnenstrophe vom volk angestimmte Kyrie wenigstens éin deutsches wort eingeschlichen hat. es ist Benzos bericht über das ceremoniell der kaiserkrönung (Mon. Germ. Scr. XI 602 f.). freilich ist es zwei jahrhunderte jünger als Otfrid; aber der brauch von dem es spricht, mag lange vor Benzo bestanden haben: *Clerici incipiunt 'Jam bone pastor', Teutonici 'Kyrrieleyson*[4]*, helfo, Sancte Petre heleyson'. Singule quidem nationes secundum ritum patriae prorumpunt in suas voci-*

[1] die beiden stellen stehn bei Baluze I 957 f.

[2] zahlreiche weitere belege, auch für das folgende, in Hoffmanns von Fallersleben Gesch. des deutsch. kirchenliedes s. 11 ff.

[3] der citierten stelle hat Jostes (Verslagen en mededel. der Genter vläm. Akad. 1908, 801) eine phantastische umdeutung zu teil werden lassen, dem vorurteil zu liebe, dass mit *Kyrie eleison* stets und überall die ganze litanei bezeichnet würde.

[4] so B.s eigenhändige schreibung. die form ist genau die des Ludwigslieds, und vom herausgeber zu unrecht normalisiert.

ferationes. ein hübscher zufall will es, dass die hier erwähnte, uns anderweitig voll überlieferte strophe, wie Mettin gesehen hat, das original unsres deutschen Petrusliedes ist: *Jam, bone pastor Petre, clemens accipe vota precantum, et peccati vincula resolve tibi potestate tradita, qua cunctis caelum verbo claudis aperis.* nur hat der deutsche bearbeiter, wie wir hinzufügen möchten, die anrufung ans ende gesetzt, um sie mit dem abschliefsenden Kyrieruf, der ursprünglich wie der bau des liedes zeigt, nur an letzter stelle vorgesehen war, zu verbinden.

So haben wir bei demselben beispiel mehrere entwicklungsstufen zusammen. zunächst schloss sich an die lateinische hymnenstrophe das Kyrie der menge an; dann traten deutsche worte zum Kyrie hinzu (Benzo); jetzt wurden die deutschen worte in verse gebracht (schluss des Petrusliedes); schliefslich war das ganze lied deutsch geworden (Petruslied). wir stellen uns also vor, dass vom Kyrie aus, welches die lateinunkundigen sangen, rückwärts gehend, die deutschwerdung zunächst den abschluss, dann den ganzen hymnus ergriff. die verdeutschung setzte vor Otfrid ein, wie er ja die deutsche abschlussstrophe gekannt und verwertet hat. sie verwandte schon vor ihm den endreimvers in strengerer, sangbarer bildung. unabhängig von O. wird sie sich auch über den ganzen körper der hymnen ausgebreitet haben; was durch den von O. abweichenden, sorgsameren versbau bestätigt wird. dieser annahme entspricht auch der bestand der ahd. endreimgedichte. Petruslied, Georgslied, Ratberts Galluslied sind heiligenhymnen; auch der 138 Psalm ist als solcher ein kirchenlied. abseits stehn nur das Ludwigslied, ein geistlicher königshymnus im sprachlichen gewand der heiligenhymnen; und anderseits die Samariterin und das Evangelienbuch, die den versuch machen die neugewonnene form auch für die widergabe der heiligen geschichte zu verwenden. hier ist die reimstrophe schon kein gesangsmafs mehr, sondern ein sprechmetrum. Otfrids werk ist nicht wurzel oder stamm der deutschen geistlichen endreimdichtung, sondern ein kräftiger seitenast.

Schliefslich noch die sog. gebete. sie zeigen alle drei dringende ähnlichkeit mit der schlussstrophe des Petrusliedes. zunächst ist der versbau, im gegensatz zu dem Otfrids, der strengere, sangmäfsige; sie haben überhaupt keine auflösungen

(Saran Deutsche verslehre s. 246). weiter sind die des Sigihard nicht, wie Ehrismann meint, privatgebete, sondern wegen der angewandten pluralform für eine gemeinde bestimmt; das Augsburger hält auch er für liturgisch, das ja lateinische prosa durch deutsche singverse widergibt. ihrem inhalt nach sind sie alle drei ein flehen um die göttliche gnade; die beiden des Sigihard besagen nichts anderes wie '*Kyrie eleison*' — das erste — und '*Christe eleison*' — das zweite.

Haben wir so die herausbildung des ahd. geistlichen endreimverses aus dem bedürfnis des gemeindegesangs nachweisen und an den erhaltenen ahd. gedichten anschaulich aufzeigen können, so dürfen wir doch die tragweite dieses ergebnisses nicht überschätzen. wir dürfen nicht glauben, das aufkommen des deutschen endreimverses aufgeklärt zu haben. denn wir haben uns bisher nur in dem festumgrenzten bereich der klosterdichtung umgesehen, und nur für ihn gilt die litterarische entwicklung die wir erschlossen. alles was wir ermittelt haben, lässt sich in doppelter weise deuten: entweder als die entstehungsgeschichte des endreimverses, oder als die geschichte seines eindringens in diejenige litteraturgattung, die uns allein einigermafsen bekannt ist. wir haben also noch die kärglichen reste der andern dichtgattungen auf den endreim hin zu durchmustern. gemeinsam mit dem was uns von weltlicher stabreimdichtung erhalten ist, werden wir auch die geistliche stabreimdichtung betrachten, weil sie sich in der kunstform an die alte einheimische volkspoesie anschliefst.

Wenn wir vom endreim in stabreimgedichten sprechen, meinen wir freilich nicht zufallsreime wie *man : giwinnan* Hild. 56, sondern nur offensichtlich gewollte. im Hildebrandslied findet sich keiner (über v. 15 vgl. Ehrismann Litt.-gesch. s. 131). ähnlich steht es mit dem Wessobrunner gebet, in das nur Müllenhoffs conjectur zu z. 4 einen endreim hineinbringen wollte. dagegen mischt das Muspilli einige jahrzehnte vor Otfrids werk wahrscheinlich in v. 79 und sicher in v. 61. 62 endreimverse unter die stabreimenden, so wie es anscheinend auch völlig reimlose zulässt. da es — vorsichtig gesprochen — einen starken einschlag geistlicher gesinnungen und geistlicher redeweise zeigt (vgl. Ehrismann Lit.-gesch. s. 147 ff.), können auch die endreime aus geistlicher überlieferung stammen.

Diese möglichkeit ist aber ausgeschlossen für den ersten Merseburger zauberspruch, dessen 'galdr' endreim statt des stabreims aufweist: *insprinc haptbandun, inuar uigandun.* das 'galdr' als der kern des ganzen zauberliedes, als sein kräftigster und heiligster bestandteil, muss besonders treu in der überlieferung der generationen bewahrt worden sein. nach inhalt und form — beides ist för den zauber gleich wichtig — müssen wir diesen endreimvers als hochaltertümlich betrachten (ESchröder Zs. 37, 260). wir wollen aber gleich festhalten, dass sich das 'galdr' eben durch den endreim von den stabreimenden erzählungsversen abhebt (gerade wie im Strafsburger Tumbosegen, Steinm. LXVIII). dies scheint gewollt zu sein. geben wir einmal die genaue formulierung 'reim' auf und sprechen nur von lautspielen, namentlich vocalspielen, so zeigt sich das gleiche, oder wenn man will die umkehrung, im zweiten Merseburger spruch. hier herschen sichtlich in der erzählung die dunklen vocale *u* und *o* neben dem neutralen *a* vor, und ihre letzte, wichtigste zeile beschränkt sich aufser zwei tonlosen silben auf diese drei vocale: *tho biguolen Uuodan, so he uuola conda;* man könnte von einem schlagreim in jeder halbzeile sprechen. dagegen führt das anschliefsende 'galdr' nach möglichkeit die hellen vocale durch, sodass es sich für den klang sehr stark abhebt. der Trierer blutsegen dagegen hat seine zweite und wichtigere langzeile ganz auf die vocale *u* und *o* abgestimmt, erzählung und würkungsspruch zusammen: *that bluod forstuod; so duo thu bluod.* auch hier könnte man von mehrfachem reim innerhalb der langzeile sprechen.

Wir finden also im zauberspruch, der von natur das lautspiel pflegte, assonanzen jeder art bis zum regelrechten endreim. einwürkung der geistlichkeit ist ausgeschlossen. wir haben demnach mit einem als gelegentlichen redeschmuck verwendeten, einheimisch deutschen endreim — oder um uns vorsichtiger auszudrücken, gleichklang der wortausgänge — zu rechnen; wofür auch formeln wie *enteo ni wenteo* im Wessobrunner gebet sprechen [1]. er konnte sich in anlehnung an die lateinische (und französische?) dichtung ganz allmählich auf kosten des stab-

[1] im ags. waren solche sprachreime jeder art sehr beliebt; gesammelt sind sie von Otto Hoffmann Reimformeln im westgermanischen, diss. Freiburg 1885.

reimes immer mehr und mehr ausbreiten — das Muspilli zeigt greifbar eine solche übergangsstufe —, bis er regelmäſsig und ausschlieſslich durchgeführt wurde.

Ja ich möchte dem echtbürtigen deutschen reim im gegensatz zu dem von den geistlichen in stetem, genauem anschluss an die lateinische dichtung geübten, im sinne meiner einleitenden gedankengänge auch ein mehr deutsches wesen zuschreiben. er scheint mir sinnvoller als der otfridische, mehr stammsilben und wichtige begriffe verbindend. vielleicht ist es nicht nur zufall, wenn in dem Sanct Galler Spottvers nur bedeutsame wörter die vier reime ausmachen, ebenso wie in dem 'Liebesgruſs' aus dem Ruodlieb *liebes* mit *loubes, wunna* mit *minna* beziehungsreich gebunden sind. in dem schon erwähnten Trierer zauberspruch reimt *giwunt* mit *gisunt, bluod* mit *forstuod.* jedoch um sichere schlüsse derart zu gestatten, sind die reste volkstümlicher dichtung viel zu spärlich. und sie sind alle nur durch geistliche vermittlung auf uns gekommen; fast ausschlieſslich sind es geistliche lieder oder lieder von geistlichen, im volkston.

Noch weniger zuverlässiges läſst sich über das alter des endreims in deutscher laiendichtung ermitteln. jedenfalls scheint er bis ins achte jahrhundert hinaufzureichen. denn der spielmann, der nach dem tode der kaiserin Hildegard (783) Karl den Großen bat, ihrem bruder seine gunst wider zu schenken, hat höchst wahrscheinlich *westar* auf *swestar* gereimt (vgl. Steinmeyer Anz. II 147). den endgereimten Trierer blutsegen rückt ESchröder mit der glossensammlung mit der er überliefert ist, bis um 800 hinauf (Zs. 52, 178); doch vgl. Braune Beitr. 36, 553 f.

Was in der wildnis volkstümlicher dichtung wuchs und wucherte, um schlieſslich den waldboden völlig zu überdecken, das wurde im garten der klosterdichtung durch plötzlichen entschluss sorgsam und genau beetweise angepflanzt. sobald man hier den lateinischen endreim übernahm, verwandte man ihn ebenso consequent und gewaltsam, wie man in jeder hinsicht consequent und gewaltsam das fremde anbaute, das heimische ausjätete. auch die metrik der reimverse wurde der lateinischen stark angenähert. wenn man sich überhaupt dazu verstand deutsche verse zu bauen, so tat man es unter dem zwang eines dringenden bedürfnisses, aus der notwendigkeit, liturgische und halbliturgische gemeindelieder zu schaffen. trotzdem machte

sich, bei allem festen willen zur neuen fremden form, die nachwürkung des heimischen stabreims gelegentlich höchst bedenklich fühlbar, wie etwa der Psalm zeigt. Otfrid, der seinerseits den endreimvers fertig aus dem geistlichen lied übernahm, war ihr schon fast völlig entrückt. in anlehnung an die wahrscheinlich nur dürftig entwickelte gattung der deutschen kirchenlieder und auf grund der lateinischen sprechweise, war er, wie man deutlich zu spüren meint, bemüht, einen poetischen deutschen stil neu zu schaffen. oder vielmehr, die trockene redeweise der in den klöstern gepflegten schriftauslegung, an der nichts poetisch ist wie das aus dem steten bewustsein von der heiligkeit und gröfse des stoffes genährte pathos, und ein gelegentliches hervorquellen warmer naiver innigkeit, hat er in verse und reime gebracht.

Seine berührungen mit dem stabreim und dem altepischen stil beschränken sich auf das unvermeidliche. die wenigen reimlosen verse, meist mit allitterationsschmuck — gekannt hat er stabreimende gedichte natürlich auch —, sind nur die spuren des hilflosen ungeschicks seiner ersten anfänge, als er die form noch nicht meisterte. mit wachsender übung und gewantheit hat er sie abgestofsen, und es ist keineswegs in seinem sinne, wenn wir heutigen uns an stellen wie I 5, 5/6 besonders freuen. nur zwei von den sieben reimlosen sind regelrechte allitterationsverse (I 7, 19 und 18, 9). den einen davon hat er sicher nicht selbst gebildet, noch aus heidnischer stabreimdichtung entnommen; er kehrt wörtlich im Muspilli wider, gehörte also zum christlichen bestand.

Das wird auch für den halbvers zutreffen, den er mit dem zweiten Merseburger spruch gemein hat[1]: I 27, 31 *sos er wola konda.* es genügt nicht, die wendung mit Erdmann als 'formelhaft' zu bezeichnen, wir wollen auch die bedeutung der formel, den grund ihres weitergeltens im christentum erfahren.

Im Merseburger spruch verbindet Ehrismann (Litt.-gesch. s. 98) *so* mit *wola:* 'so gut er es verstand = der es aufs beste

[1] der anklang von II 4, 26b *wer ther fater wari* an Hild. 9 *wer sin fater wari* ist ein belangloser zufall. es handelt sich nicht um eine 'formelhafte wendung' (Erdmann s. LXXII), sondern um alltagsrede ohne persönliches oder poetisches gepräge, wie sie überall spontan auftreten kann.

verstand'. er fasst den satz also im sinne von Parz. 482, 21 *und strichens an die wunden, sô wir beste kunden.* dann hätte es aber unvermeidlich concessiven sinn: *daz moht uns niht gehelfen sus* geht es im Parz. weiter; und eine art von litotes wäre hier im zauberspruch höchst befremdlich. vielmehr gehört *so* zum ganzen satz, und *wola* verstärkt das *conda* in einer besonderen weise: Wodan hatte das tiefe, zauberische wissen des richtigen, wirksamen 'galdr', 'so wie er es aus dem grunde verstand, besprach er das pferd'. — Die Otfridstelle deutet Erdmann so, dass der 'erquickende, d. h. heilsame lehre mitteilende inhalt' von Johannes rede gepriesen werde; was durchaus einleuchtet. freilich wird auch seine unerschöpfliche milde und bereitwilligkeit gegenüber den immer neuen dringenden fragen echt otfridisch gerühmt. jedenfalls bezeichnet der halbvers die übermenschliche, weise und gütige geisteskraft, die in Christi vorläufer lebte. der innere zusammenhang mit der verwendung im zauberspruch ist ebenso greifbar wie die umdeutung. sie wird schon längst vor Otfrid vollzogen worden sein.

Denn ein grofser gestalter, formenschöpfer und neuerer war Otfrid nicht. er betrat gebahnte wege. seine leistung war zähe tätigkeit; mühsame, strenge schulung zu einer gewissen fertigkeit, die man kaum stil nennen möchte; eifriges und zuletzt ermattendes (ad Liutb. 34) wandern bis zum ziel. weltfremd und befangen hat er zu hoffen gewagt, dass sein ganz klösterliches, gelehrtes, gefühlsweiches und doch wider nüchtern-dürftiges buch eine entscheidende würkung tun, und vielleicht gar bis in die bildungslosen volksschichten vordringen werde. ebenso naiv verkannte er auch das wesen des erstaunlichen erfolges, den zur gleichen zeit Methodius und Konstantin errangen. er wuste nichts von der einzigartigen gunst der umstände und von den seltenen fähigkeiten der beiden brüder, von ihrem tätigen würken, ihrer rücksichtslosen entschlossenheit, ihrem geschick im verhandeln. nun wollte auch er wenigstens einen teil dessen vollbringen, was sie geschaffen hatten (Edw.Schröder Zs. 55, 377): nationale Bibel und nationale liturgie. und wie? durch ein buch, das er vor der ausgabe regelrecht zur approbation einreichte, das, während er in stiller abgeschiedenheit sein leben beschloss, aus eigener kraft den siegeslauf vollbringen sollte. er dachte nur an die sehnsucht der gläubigen nach unterweisung in der muttersprache; von dem widerstand der kirchenleitung ahnte er nichts. er ahnte nicht, dass er ein kämpfer auf verlorenem posten war; dass der tod des deutschen schrifttums bevorstand, weil es von der einzigen macht, die es hätte am leben erhalten und zur blüte emporführen können, preisgegeben wurde: dem deutschen könig.

Göttingen. **Hermann Fränkel.**

ZUM TEXT DER LIEDEREDDA.

Bei dem doch sehr verschiedenen zustande, in dem uns die Eddagedichte erhalten sind, wird eine textkritik weder ausschliefslich denen folgen die womöglich nichts zu ändern, noch denen die durchaus einheitlichkeit durchzuführen gewillt sind. die forderung die Neckel in der einleitung seiner ausgabe (Heidelbg. 1914) aufstellt, 'dass man sich wider mehr an den überlieferten wortlaut und versbau der Eddalieder gewöhnt', kann nur mit freude begrüfst werden, schliefst aber nicht in sich, dass man nun auch jedes von dem späteren schreiber eingesetzte pronomen beibehält oder ein- zwei- und dreizeiler auch dann annimmt, wenn sich durch verhältnismäfsig einfache zusammenstellung oder ausschaltung vierzeiler herstellen lassen. 'eine reconstruction der älteren sprachgestalt', wie sie Sijmons in seinem vorläufigen vorwort (Die lieder der Edda, Halle 1888) durchführt, braucht nicht 'im grunde immer ein gelehrtes experiment zu bleiben', wenn man sich, wie er es ja mit bedacht tut, von reglementierung freihält. vor allem aber darf m. e. nicht auf grund der hervorragenden untersuchungen von Sievers eine ausnahmslose gleichgestaltung der metrik für die einzelnen versmafse gefordert werden. die entstehungszeit der lieder und ihrer einzelnen schichten sowie die eigenart der dichter werden daher ja auch von jeder besonnenen kritik berücksichtigt; doch der umfang der stücke ist zt. gering und der dichter ein mensch, dessen gedanken sich nicht immer in ein schema spannen lassen. eine überlieferte lesart nur deshalb für falsch zu halten, weil sie den von uns aufgestellten metrischen regeln nicht genügt, geht nicht an. trotz allen schwierigkeiten, die sich so für eine conjecturalkritik gerade auf dem gebiet der Eddalieder ergeben, wage ich es, einige vermutungen hier vorzulegen.

Skirn. 43, 4

en sia half hy nǫtt

hý bedeutet 'heim' wie in *hýi*, *hývig* und *hýbýli*. Frey, der vor liebeskummer im ersten teil der nacht keine ruhe gefunden

hatte, konnte im zweiten vor der erwartung nicht schlafen, was Skirne erreichen würde. die zeit der abwesenheit des dieners könnte wol als 'diese halbe nacht daheim' bezeichnet werden; aber bei dem compositum empfindet man diesen sinn nicht, da der gegensatz 'während du fort warst' nicht hervortritt; auch weist der zusammenhang eher auf eine artbezeichnung. der begriff des harrens, den man erwartet, vgl. Niedner zur stelle, wäre durch *hlýnǫtt* 'diese halbe schwüle nacht' gegeben..

Hym. 1.

Ár valtívar veiþar nǫmo
ok sumbl samir áþr saþr yrþe
hristo teina.

es ist nichts zu ändern, wenn man, statt ein *ἅπ. λ.* *sumblsamr,* das den verlangten sinn doch nicht hat, anzunehmen, *samir* als verbum fasst: und ein trunk (trinkgelage) ziemt sich, gehört sich, einen trunk verlangten sie, nach dem wildbraten, ehe sie satt würden, genug hätten (innerlich abhängig). *sumbl* 'convivium' wird hauptsächlich vom trinken gebraucht, daher denn auch Suttungs söhne das bier *sumbl* nennen. *saþr,* gesättigt, kann von speise und trank gesagt werden, vgl. Wolfr. Wilh. 177, wo gleich auf *sat: daz trunken houbet* folgt. für das fehlen des dativs und die persönliche construction von *sama* finden sich beispiele. über das präs. hist. s. Detter-Heinzel z. st. und zu Þrkv. 11. so tritt auch die helmingteilung wider ein, die durch die änderung aufgehoben war.

Hym. 40, 3. 4.

en vear hverian vel scolo drecca
ǫlþr at ęgis eitt hǫrmeitiþ.

näher als ein *'hvern dag'* stünde dem beziehungslosen *hverjan* ein genetiv *Herjans.* die *véar Herjans,* die um Odin versammelten götter, entsprächen den *nǫnnor* und den *díser* Herjans. *eitt* kann als artikel den reim nicht tragen. *hǫr meiteþ* heifst: 'schneidet den flachs'. der dichter hat sich schon in str. 39 an seine zuhörer gewendet; so tut er es auch hier am schluss. das lied wird in der flachsernte vorgetragen gedacht, und zwar in der nachmittagspause. die eigentliche bedeutung von *eykt* (s. Fritzner), das ich für das ursprüngliche halte, wenn *hǫr meiteþ* bestehn bleiben soll, ist achtel, achter teil des tages. in diesem sinne ist es zur einteilung des tagewerks noch heut in ganz

Norwegen gebräuchlich, vgl. Aasen unter 'øykt'. die zweite, abgeleitete bedeutung, nachmittagsruhepause zwischen drei und vier uhr, passt hier nicht, sondern es wird angekündigt, das neue 'oykt', in dem gearbeitet werden solle, habe begonnen, die ruhezeit sei vorüber. ich schlage daher vor zu lesen: *eykt! hǫr meiteþ!* 'arbeitszeit! schneidet den flachs!' gemeint ist wol das 'etteøkt', das 'kveldsøkt', das bei Aasen erwähnt wird. wenn der schluss des liedes so gelautet hat, so gewinnen wir in den kreis der zuhörer und die vortragsweise einen einblick, der nicht nur für die beurteilung dieser den märchen nahestehnden dichtung, sondern auch anderer Eddalieder von bedeutung sein könnte. — zu einem ganz anderen ergebnis kommt man, wenn man den fehler in dem bei trennung der bestandteile ja ganz verständlichen *hǫrmeiteþ* sucht: in der einleitenden prosa der Lokasenna heifst es z. 11: *sjálf barsk þar ǫl.* diese kenntnis könnte aus dem schluss unseres gedichtes stammen, wenn wir lesen: *eitt horn veiter* 'das horn (trinkhorn) bedient selbst (allein)'.

Lok. 39.

ulfgi hefir oc vel er ibondom scal
bíþa ragna rǫkrs.

der reim verlangt den anlaut b. auf die spottenden doppelsinnigen worte Lokes (38) *þú kunner aldrege bera tilt meþ tveim* antwortet Ty mit dem gleichen ausdruck *bera vel.* 'du konntest nie', sagt jener, 'es zwischen zweien zum austrag bringen'. die worte bedeuten aber auch: 'du (dem die hand abgerissen) konntest nie (mehr) mit zwei händen gut tragen'. darauf erwidert der angegriffene mit höhnischer widerholung des verbums: *ulfge berr ok vel,* was einmal heifsen kann 'den wolf, dh. das was mit ihm geschehen, (er)trägst du auch nicht gut', was zugleich aber auch bedeutet 'den wolf erzeugst du (präs. hist.) auch nicht gut, auch nicht zum besten'. *ulfge* kann wol kaum für *ulfrge* stehn, doch vgl. Detter-Heinzel z. st.

Alv. 11, 3.

hvé sa himinn heitir erakendi
heimi hveriom i?

die meisten besserungsvorschläge für das unverständliche *erakendi* gehn richtig von 29, 3 aus: *hvé sú nǫ́tt heiter en Nǫrve kenda?* den verlangten dativ seh ich in *Hata,* vgl. Grimn. 39: *en annarr (ulfr) Hate, Hroþvitnes sunr, skal fyr heiþa brúþe himens.*

Hate ist der wolf welcher der sonne voranläuft, um den mond zu verschlingen. es wäre dann zu lesen *enn Hata kende*, 'der dem Hate bekannte'. das *r* von *era* hat die verlängerte form, die eher auf verlesen aus *h* schliefsen lässt, als die kurze es täte.

Hyndl. 24.

braukun berserkia bǫls margskonar
vm lond og vm log sem logi føri.

Sijmons list *bóro berserker* und *fóro*. die genetive und das eindrucksvollere *sem loge føre* können bewahrt bleiben, wenn man *brak* (geschrieben *brac*) *kom* (*margskonar bǫls berserkja*) einsetzt. *brak* und *braka* erscheinen in den Eddaliedern sonst nicht, sind aber gewöhnliche ausdrücke für den kampflärm.

Hyndl. 43.

Loki af hjarta lindi brendu
fann hann halfsviþenn hugstein kono.

den vielen versuchen die stelle zu erklären wag ich noch einen neuen hinzuzufügen: *Loke át hjarta, lind í brendo fann halfsviþenn hugstein kono*, 'Loke afs (einstens) ein herz, in einer ausgebrannten linde hatte er ein halbgeröstetes frauenherz gefunden'. auch der plural *hjorto*, geschrieben *hjartu*, wäre denkbar: 'L. afs einstens herzen, in einer ausgebrannten linde hatte er nun usw.'. man könnte an frau Ellhorn, an die Holundermutter, an die verbrannte eiche denken, aus der ein hund springt, s. Grimm-Myth. 543 f, nachtr. 188.

Svipd. 15.

far þu nu æva þar (*var. lect.* þer) foraþ þykkir.

mit recht nimmt Sijmons an *ǽva* anstofs. bei seiner fahrt soll Svipdag die lehren der Groa beherzigen, er soll durch sie vorsichtig gemacht werden. ich schlage daher vor zu lesen: *far þú æ varr þars foraþ þykker*, was zu dem vorhergehenden und dem folgenden zu passen scheint.

Fjǫlsvm. 5.

Augna gamans fýser aptr fán
hvars hann getr svást at séa.

zu *hann getr* ist eine beziehung im ersten verse nötig; daher ist die variante *at fá* statt *fán* abzuweisen. *aptr* kann, wie Sijmons richtig bemerkt, nur 'wider hin zu' bedeuten. am einfachsten scheint es *frán* zu lesen; *frár*, frisch, keck, kann wie

grár flectieren (Noreen Aisl. gr. 420, 1). weniger wahrscheinlich ist verschreibung aus *mann*. es ligt wol sprichwörtliche redeweise vor: der kecke lässt nicht nach (sehnt sich zurück zur augenweide).

Fjǫlsvm. 15 (21).

hvat af móþi verþr   þess ens maera viþar
es hann feller eldr nė jarn?

das unverständliche *af móþe* wird, wie die antwort zeigt, eine frage nach dem nutzen des baumes enthalten haben. zu dem abschluss *sá's meþ mǫnnom mjǫtoþr* würde passen: *hvat af mjǫtom verþr*, was aus der bestimmung des baumes wird, was sein zweck ist. vgl. *mjǫtviþr* Vsp. 2.

Fjǫlsvm. 16 (22).

Ut af hans aldne   skal á eld bera
fyr kelisiúkar konor
útar hverfa þess   þeir innar skyli
sá er meþ mǫnnom mjǫtoþr.

welche quälende krankheit — denn *kelisjúkar* steht doch wol für *krellisjúkar* — hier gemeint ist, bleibt ungewis. der gegensatz zu *útar hverfa* scheint *innar skýla* (bergen) zu sein. ist von schwerer entbindung die rede, so könnte gelesen werden: *þeir's* (so Gering) *innar skýle*: 'infolgedessen, d. h. infolge des aus den baumfrüchten gekochten trankes, kommen die kinder heraus, die sie drinnen bergen'. handelt es sich um magenkrankheit (*kviđsjúkar*?) oder hysterie (*kvídusjúkar*?) oder erkältung (*koelisjúkar*?) (s. Detter-Heinzel z. st.), — an erkrankung der kehle kann nicht gedacht werden, da der stamm *kil* im an. nicht verwandt wird — so ist wol mit Bugge *þaz (þat's)* zu schreiben, aber nicht für *þess*, sondern für *þeir* (v. l. *þaer*) und *hverfa* transitiv zu nehmen: *ú. hv. þess þat's innar skýle*, 'sie bringen dadurch das heraus, was sie (etwa) drinnen bergen'. der conjunctiv gibt die unbestimmtheit wider.

Fjǫlsvm. 19 (13).

hvat þeir garma heita   es gífrer rata
giorþu fyrir londin lim?

gǫrþom fyr besserte Bugge; für *londin lim* schlag ich vor: *(meþ) lodnom limon*, 'mit zottigen gliedern'; der reine dativ wäre zu verstehn wie bei *berom fótom*.

F j ǫ l s v m. 36.

heil verþr hver þót hafe árs sótt
ef þat klífr kona.

es ist wol *f á r s ó t t* zu lesen, 'gefährliche, zum tode führende krankheit', ein wort, das sonst nur in prosa erscheint, s. Fritzner s. v., vgl. *fár heitir nökkurs konar nauð* Sn. Ed. II. 20; vgl. Odr. 4, 3; *farkonusótt* Flat. III 530, 13. *f* kann nach dem vorhergehnden *fe* leicht ausgefallen sein. auch an *ánasótt,* 'altersschwäche', könnte man denken (Noreen §§ 77. 394 anm. 2).

V k v. 7.

sva beiþ hann sinar ljosár
kvánar ef hǫ́nom koma gørþe.

mit Neckel (Eddaforschg s. 279) die sehr harte helmingbindung *ljóssar kvánar* dem späten dichter zuzutrauen, möchte ich mich doch nicht recht entschliefsen. *ljóssar* könnte als substantiviertes adjectiv (vgl. Nygaard Norroen syntax s. 57) und *kvánar* als apposition aufgefasst werden. vielleicht aber hiefs es: *s v á b e i t s ý n a r s n ó t a r l j ó s s a r, k v á n a r.* die bindung der halbverse ist bei weitem nicht so anstöfsig, und die doppelte benennung der frau kennzeichnet die grofse liebe. handschriftlich erklärlicher, aber unschöner wäre: *svá beit sýnar sínnar ljóþar, kvánar; sínn* kann den reim tragen, namentlich, wenn es wie hier im gegensatz, also etwas betont, steht, vgl. zb. Þrkv. I 2, Hyndl. 30 4, Hym. 13 4.

H. H j ǫ r v. 3.

eigi bruþer þęr er buþlungr a.

die zeile ist doch wol nicht ganz so inhaltslos wie Sijmons annimmt, wenn unter *buþlungr* hier und str. 2 im gegensatz zu Helge, dem 'konungr' und 'fylker', der das gespräch mit dem vogel führende Atle gemeint ist, sodass dessen eigne frauen in betracht kommen.

H. H. I 3.

þa er borgir brǫt ibralundi.

brǫt kann das fem. von *bratr* sein. da nun im folgenden gesagt wird, wo die schicksalsfäden endigen, vermisst man, wo sie angeknüpft werden. mit leichter änderung ergibt sich: *þ a r ' s b o r g e s b r ǫ t* 'dort wo die burg in Brálund steil ist', dh. 'an der spitze der burg' oder 'dort wo die burg steil aufragt'; vgl. Patzig Verbindg der Sigfr. und der Burgundensage s. 13.

H. H. I 5.

Eitt var at angri ylfinga niþ
er þeire meyio er munuþ fǫddi.

drei nornen erscheinen bei der geburt Helges. dass die eine als *nipt nera* vor den anderen herausgehoben wird, lässt auf einen gegensatz schliefsen; sie ist die böse parze des märchens; sie schlägt eine fessel, ein den helden fesselndes band nordwärts. nach norden schaut die tür des saals der Hel, von norden kommt ihr volk zum letzten kampf (Vsp. 37. 51); nicht *gullin símo,* wie die anderen, sondern eine todesfessel schlingt sie, die immer halten soll. oder ist *ey* in der seltenen bedeutung 'nicht' zu verstehn, und macht so die eine norne das werk der anderen zu nichte? auf die zwei zeilen zuvor genannte *nipt nera* bezieht sich nun am natürlichsten *þeire meyjo.* die anderen verheifsen dem neugeborenen 'ylfinga niþ' ruhm und glück. 'das einzige was ihm zum schaden gereichte, ist, dass auch sie, die *nipt nera,* lust zu ihm hat, dh. nach seinem frühen tode verlangt'. bei solcher auffassung behält das erste *es* seine bedeutung = *at,* das zweite aber ist dann als copula und *føddi* als particip zu fassen. der sw. gen. und dat. msc. der adjectiva und participia hat aber sehr selten die endung *i,* vgl. Noreen Aisl. gr. § 423 anm. ich vermute daher, dass ursprünglich die alte form *fødda* stand: *es þeire meyjo's munuþ fødda.* an die so verstandenen worte schliefst sich lückenlos das folgende *hrafn* (so, ohne initiale) *kvaþ at hrafne.* die raben verkünden den ruhm Helges, aber ihre einführung selbst erweckt todesgedanken. wenn auch am schluss des ersten Helgeliedes der held auf der höhe des glücks steht, kann darum doch schon im eingang auf sein verhängnis hingedeutet werden, das den hörern ja doch bekannt war und in einem anderen liede behandelt werden konnte. daher möchte ich mich der annahme Niedners (Zs. 36), die verse seien als einschub zu betrachten, nicht anschliefsen.

H. H. I 9.

sparþi eigi hilmir hodd bloþ rekiɴ (= nn).

rekinn heifst nicht 'bespritzt mit', sondern 'getrieben, gerächt, ausgelegt mit'. die erwartete nähere bestimmung zu *hodd* könnte *b l ó þ r o þ n a* gewesen sein. das compositum erscheint allerdings sonst nicht, wol aber *blóþrauðr* und *roþenn í verr dreyra, r. valundum* von bettüchern, und *roþnar brauter.* nicht viel schwerer

wäre die änderung *b l ó þ s t o k n a,* das in prosa vorkommt, während sich in der Edda nur *blóþe stokken (sveita stokken)* findet. aber näher ligt noch beziehung auf die helden, etwa *bǫþfrøknom* oder *bauþ rekkom.*

H. H. I 29.

die fehlende zeile 4 ist vielleicht aus 27, 3 zu entnehmen, etwa: *d o l g a r d a u þ e r d a g s b r ú n s é a.*

H. H. I 30.

varþat hrǫnnom hǫfn þing loga
þa er ógorlik ęgis dottir
stag stiorn mǫrom steypa vildi.

der z. 4 ist durch umstellung aufzuhelfen: *s t j ó r n s t a g - m ǫ r o m.* *stagmarr* gibt richtige anschauung, vgl. *seglmarr,* nicht so *stjórnmarr,* wie die bildung *stjórnbitlaþr* zeigt: 'nicht ward (ihnen) ein den wogen feindlicher, sie hemmender hafen. die wellen (Aeges töchter) wollten den schiffen (den tauwerkrossen) das steuerruder umstürzen'.

H. H. I 32.

sat þar of aptan ivna vagom.

es ist nichts zu ändern, zu *sat* ist Sigrun als subject zu denken. am morgen hat sie die vom Varensfjord abgesegelten bei Gnipalund von oben herab im sturme beschützt, und am abend sitzt sie schon am eingang von Unavágar, um die dem land nahenden zu empfangen, damit sie ruhig in Svarenshaug einfahren können, vgl. Patzig s. 13.

H. H. I 43.

Stivpr vartu sigeirs látt vnd stǫþom heima
varg lioþom vanr a viþom vti.

'du lagst, wenn du daheim warst, (wie ein hund) unten neben dem heustadel, draufsen aber warst du (als wolf) das geheul der wölfe gewöhnt'. s. Detter-Heinzel z. st. an den einmaligen aufenthalt in der 'forstofa' vor dem kampfe kann aber nicht gedacht sein, sondern die zeit ist gemeint, in der Sigmund seinen sohn prüfte. vielleicht hat *stǫþom* hier in dem scheltgespräch noch einen schmutzigen nebensinn, denn von *staþr* abgeleitet kann es auch das örtchen (les lieux) bezeichnen (Hǫv. 111 und öfter in prosa).

H. H. II 21 (29).

lifna munda ec nv kiosa er liþnir ero.

auch durch umstellung wäre metrisch zu helfen: *lifna m u n d a k e r l i þ n e r' o k j ó s a;* an *kjósa* schliefst sich dann gleich *knættak.*

H. H. II 45.

lofda disir hia os liþnom.

trotz der reimstellung ist der vers, ohne den *nú'ro brúþer byrgþar í hauge* falschen sinn geben könnte, echt. 44 und 45 ergeben drei vierzeilige strophen. die versuchung *lifþar díser* zu lesen ligt nahe (vgl. auch 21), ist aber zurückzuweisen.

H. H. II 49.

wenn ein vierzeiler herzustellen ist, fällt am besten der durch die gequälte verbindung *váner grams þinig* und durch die widerholung des sinnes auffallende vers 3 *(kveþk grams þinig grǽnask váner).* das *es* der folgenden 4 zeile kann leicht auf doppelschreibung nach *vanir* beruhen und gestrichen werden; das asyndeton wäre durchaus angebracht. ein unbefangener nimmt auch an der bindung der helminge durch *es,* das als relativisch anknüpfend ('denn') empfunden wird, kaum anstofs.

Gríp. 15.

Sefr afjalli fylcis dottir
biǫrt i brynjo eptir bana helga.

die letzten worte können heifsen 'nach (aus anlass von) Odin', der nach H. H. II 33 (vgl. prosa vor 28) Helges tod veranlasste und daher als sein 'bane' bezeichnet wäre. aber man erwartet dann *ept kviþ bana Helga,* und diese umschreibung wäre doch hier recht gesucht. vielleicht lautete die halbzeile ursprünglich *ept bana helgaþs,* nach dem tode dessen, dem schonung zugesichert war, nämlich Hjalmgunnars. der ausfall des *þs* war durch das folgende *þú* erleichtert. *helga* wird mit acc. der person verbunden und heifst in den isl. sagas jmd. zum 'friðhélagr' machen, ihm friede, leib und leben verbürgen, s. Fritzner.

Gríp. 39.

mundv fastna þer framlundaþa
fostro heimes ser vętr fyr þvi.

hinter *framlundaþa* ist ein komma zu setzen. die präp. *fyr* als reimträgerin in der 2 hebung erscheint bedenklich. kann aber die überlieferung mit rücksicht auf 29, 4 beibehalten werden, so ist *sér vǽtr fyr því* von Brynhild zu verstehn: 'sie sieht dennoch nichts, dh. trotzdem du sprache und sinnesart beibehalten hast, merkt sie nicht, dass du Sigurd und nicht Gunnar bist'. besser ist freilich mit Bugge *fǽr* zu lesen und mit Ranisch die halbverse umzustellen: 'zur frau erhältst du trotzdem nicht die pflegetochter Heimes'. allein es scheint, wie auch Sijmons annimmt, doch eine stärkere

verderbnis vorzuliegen. wir gehn von str. 42 aus, wo Sigurd sagt, er werde drei nächte neben Brynhild ruhen. nun lässt der dichter allerdings mehrfach Sigurd durch seine reden eine etwas gröſsere kenntnis seines geschicks verraten, als ihm Grip gibt; aber dies beruht sonst mehr darauf, dass der junge held die ihm gewordenen weissagungen selbst ausdeutet. was er jedoch hier weiſs, ist zu bestimmt als dass er es nicht vom oheim vernommen haben sollte. denn daraus dass er stellvertreter Gunnars bei der werbung sein sollte, konnte Sigurd nicht auf die drei nächte schlieſsen, da die sitte eine bestimmte zeit für die ceremonie der scheinehe kaum vorgeschrieben haben wird, und diese dann überhaupt nicht als etwas verwerfliches angesehen werden konnte. auch durch umstellung wird die hier vorliegende schwierigkeit nicht gehoben. ich vermute daher, dass in der verderbten zeile 39 [4] die drei nächte erwähnt wurden: *fǽr nǽtr fyrr þriár fóstro Heimes*; du wirst dir die kühne anverloben, du erhältst vorher (dh. ehe die verlobung zustande kommt) drei nächte der (oder die) pflegetochter Heimes.

Fáfn. 5.

þv́ attir fǫđur bitran   aburno scíor asceiþ.

schon der accent über *scior* führt darauf, dass nicht an die elster und ein sprichwort von ihrem hüpfen zu denken ist. ich vermute, der dichter will auf das letzte zusammensein Sigmunds mit Hjördis und auf die geburt des sohnes nach dem tode des vaters hindeuten: *óborno skýtr á skeiþ*, 'das ungeborne stöſst er fort'. Sigmund stirbt und verlässt so die gattin; daraus macht Fáfne höhnend ein verstoſsen der mutter und des kindes, das sie unter dem herzen trägt. in diesen gedankengang passt auch, dass Sigfried str. 7 *hernumenn* und *haptr* genannt wird. der zusammenhang ist: 'wer reizte dich, mir nach dem leben zu trachten, da doch dein vater dich ausstieſs und du daher kriegsgefangener wurdest? wärest du im freundeskreise aufgewachsen, würdest du (mit recht) ein zorniger kämpfer sein; so aber müstest du eigentlich furchtsam beben'.

Sigrdr. 1.

Sigmvndar bvr   sleit fyr skommo
hrafns hrę̨lundir   hior sigurdar.

hrælunder gibt keinen sinn. ich schlage vor: *hrafns hræ-lúþra. lúþr* wird zb. Vafþr. 35 in R mit *đ* geschrieben. als

kenning für den panzer ist leichnamsfutteral des raben bei der sachlage wol denkbar, zumal wenn man an die runde form des *lúþr* denkt. die brünne ist ja, wie aus z. 1 hervorgeht, das hemmende; sie ist *holdgróin*, nach späterer anschauung wol deshalb, weil der *svefnþorn* durch sie in den körper gesteckt war. *slíta* hat in der bedeutung schlitzen, zerreifsen nur den acc. bei sich; in übertragener: ein ende machen, steht fast nur der dativ. hier passt die erste besser; aber einen dreisilbler *hrafns hrælúþr* herzustellen ist bedenklich, dagegen wäre der poetische plur. *hrælúþra* wol angebracht. *hrælúþre* würde die anschaulichkeit zerstören.

Brot 12.

þa var hvi vetna vil mal taliþ.

der reim ist gestört. *vilmál,* 'erfreuliche rede', ist, da es zu Gudruns stimmung nicht passt, entweder nur von Brynhild und den ihren zu verstehn oder als 'rede nach herzenslust' aufzufassen. ist das wort richtig überliefert, so wird am einfachsten wol *varþ* für *vas* eingesetzt. sonst wäre vielleicht mit nicht allzu schwerer änderung **hvílmál* zu schreiben: 'nun war das gespräch beim zubettgehn auf jegliche weise gesprochen worden', dh. es war beendet. **hvílmál* erscheint allerdings sonst nicht, schliefst sich aber den vielen zusammensetzungen mit *mál* in der bildung durchaus an und passt dem sinne nach zu der vorhergehnden und folgenden zeile.

Guþr. I 4.

hefi ec. V. vera forspell beþit
II. dǫtra III. systra.
VIII. brǫþra þo ec ein lifi.

wie die zweite erklärende zusatzzeile zeigt, war von frauen die rede. statt *vera* schlage ich daher vor, *varþa* zu lesen.

Guþr. I 7.

sialf scylda ec gǫfga sialf scylda ec gǫtva
sialf scylda ec hǫndla her for þeira.

her for gibt keinen sinn. Neckel in seiner ausgabe führt an: *herfa* 'res detestabilis, cadaver' Egils. dies ist sonst nicht belegt, ich habe es auch bei Egilsson [2] nicht gefunden, er scheint es aus *herfiligr* erschlossen zu haben. Vigf. kennt *herfa* nur als 'strähne garn' und in übertragener bedeutung als 'feigling'. Neckel (Eddaforschg s. 378) bemerkt, dass unsere elegische stelle durch Egils Sonartorrek 4—6 und 13, 1—4 angeregt sei, und hält

deshalb auch Bugges conjectur *hrør* für. richtig. durch sie aber wird erst ein neuer dreisilbler geschaffen, was immer bedenklich ist. leichter erscheint die annahme, *her for* sei aus zwei wörtern entstellt worden; ich möchte daher *h r ø r f y r r* schreiben, das den viersilbler bestehn lässt und zugleich eine umstellung des sinnes wegen vorzunehmen unnötig macht: 'selbst muste ich schmücken, selbst begraben und selbst vorher mit der hand betrauen ihre leichen'. über die schöne anapher s. Neckel Eddaforschg. s. 17.

G u þ r. I 20.

Svá er vm lyþa landi eyþit.

Gudrun denkt an den auszug der brüder nach osten. *eyþa* hat in der eigentlichen bedeutung 'leer machen, ödelegen, verlassen' den acc. bei sich. in dem übertragenen sinne (vernichten, zu nichte machen) wird es wie so viele verben mit dem dat., aber auch mit dem acc. verbunden. es ist daher wol nicht nötig, *lande* in *land* zu ändern; vielleicht hiefs es: *svá ér lýþa lande* (oder *land*) *of eyþit* (= *eyþeþ*), 'so sollt (möget) ihr der (eurer) leute land durch verlassen zu nichte machen (ödelegen)'. die bindung der halbzeilen durch trennen des subst. von dem dazugehörigen gen. fällt bei dem späten liede nicht auf.

S i g. (sk.) 13.

ist mit JGrimm *H r æ d d r* zu lesen.

S i g. (sk.) 51.

zu ergänzen ist etwa

fǽre eyrer, þá's fram komeþ;
(auþ né meiþmar eiga skoloþ)
neit Menjo góþ mín at vitja.

S i g. (sk.) 55, 1. 2.

Gefa mvndv gudrvno godra noccorom
sceyti sceþa scatna mengi.

Sijmons sagt treffend, was Gudrun gegeben werde, sei in der zweiten zeile enthalten, und vergleicht zu *skatna menge* Guþr. II 33 *lýþa sinne.* daher scheint mir zu erwägen, ob nicht *skeyta skǿþo* (geschr. *sceþo*) das ursprüngliche war und hinter *nokkorom* ein komma zu setzen ist: *nokkorom, skeyta skǿþo scatna menge,* 'Gudrun wirst du einem der trefflichen (Brynhilds eignem bruder Atle) zur frau geben, vermachen der verderblichen eine menge von fürsten (mannen)'. *skeyta,* durch kaufbrief übermachen, hat

zwar sonst nur eine sache zum object; hier stehn aber mit leichter vertauschung die helden für die herschaft über sie.

S i g. (sk.) 56.

Hm. 4 nennt sich Gudrun, wie hier 56, 4, *raþen at vilja*; sollten in der lücke 56, 3 etwa die in den Hym. unmittelbar vorangehnden worte

fällen at frændom   sem fura at kviste

gestanden haben?

S i g. (sk.) 65.

Tialdi þar vm þa borg   tioldom oc scioldom
vala rift vel fáþ   oc vala mengi.

das widerholte *vala*, beidemal mit minuskel geschrieben, fällt auf. wenn beide zeilen einen satz bilden, passt das zweite, das man als 'Valer', wälsche sclaven, zu fassen pflegt, nicht zum verbum *tjalda*, 'bekleiden, ausschlagen mit'. ich dachte zuerst an *váþa*, der tücher; aber dies böte eine wenig schöne widerholung. passender scheint *varna menge. vara* heifst in Island hauptsächlich wollware, *vadmel*: 'es bekleide die zelte und schilde um den scheiterhaufen hin wälsches, schön gefärbtes tuch und eine menge wollzeug', vgl. *tjalda höllina (fyrir boruna) vađmálum (vađmáli)* Jomsv. 58. 3, Grett. 132. 15. — in der Völs.s. c. 31 heifst es: *lát þar tjalda yfer af rauþu mannablóþi.* davon könnte in der dritten, ausgefallenen, zeile die rede gewesen sein, die dann etwa lautete: *merkþ sé rauþo manna blóþe.*

G u þ r. II 9.

þit scyli hiarta   hrafnar slita
viþ lond yfir   en þv vitir m̊n.

Gudrun sieht den besuch der brüder bei Atle voraus; für diese auffassung, der auch Neckel Eddaforschg s. 320 folgt, spricht die antwort Hǫgnes, in welcher der dichter auf Gudruns bruderrache hindeutet. mit *en* kann *enn*, aber auch *en* gemeint sein. das erste gibt kaum einen rechten sinn. hiefse es: 'noch sind die welche du besuchst, männer, so dass sie deine untat strafen'? *en* könnte ergeben: 'und doch besuchst du (treffliche) männer, die nur eine schwere schuld rächen'. weit einfacher und klarer wird der sinn, wenn wir mit leichter änderung *es* (*er* mit langem *r*) lesen: 'wenn du männer besuchst'. auch hier läge nachdruck auf dem begriff mann. übrigens führt auch Nygaard Norrøn syntax

265 verschiedene stellen an, in denen *en* wie *es* in der bedeutung 'wenn, als' von der zeit gebraucht wird.

Guþr. II 17.

> Þafra grimildr gotnesc kona
> hvat ec vera hygioþ
> hon bra borþa oc buri heimti.

schon Grundtvig setzte nach der Völs.s. 32, 24 *huggoþ* ein und schrieb nach Bugge *hvar,* das dem sinne nach sicher ist und auch in der Völs.s. 32, 25 erscheint: *þetta spyrr Grímhilde, hvar Guþrún er niþr komin.* warum *hvar* in der indirecten frage nicht mit dem conj. verbunden werden solle (Grundtvig bei Bugge Fornkv. 424[b]) ist nicht klar. bei Fritzner allerdings erscheint es nur einmal so, und bei Nygaard steht es auch nur einmal uzw. im gemischten satz mit indic. nach vorangehndem *hvert* mit conj., aber ein innerer grund ist nicht zu erkennen, und wir haben es wol mit einem zufall zu tun; Grundtvig schreibt denn auch selbst in seiner ausgabe *hvar.* vielleicht ist hinter *huggoþ* das wort *orþen* ausgefallen: 'wo ich getröstet worden wäre'.

Guþr. III 4.

> Nema ek halsaþa herja stille . . .

nema ist im sinne der anklage zu verstehn, die dem *halsa* einen erotischen beweggrund unterlegt; der satz könnte auch als rhetorischer einwurf aufgefasst werden, auf den dann mit dem asyndeton geantwortet wird: 'aber ich küsste ja doch (wie ihr [sie] sagt) einmal den helden? ganz andrer art war unser gespräch, als wir uns zu einander neigten'. mit dem ausdruck *hníga* weist Gudrun das *halsa* zurück; vgl. das got. *nibai,* Joh. 7, 35. 8, 22.

Odr. 4.

> Hvat er fręgst afoldo
> eþa hvat er hléz huna lanz.

ein herstellungsversuch bleibt unsicher. könnten die zeilen gelautet haben:

> Hvat's frøþa frægst á foldo yþr,
> eþa hvat's hlýz til Húnalands?

yþr kann übersprungen worden sein, weil das auge auf *eþa* abirrte. *hlýz* ist für *hlýttzk* geschrieben, das partic. prät. des mediopassivs von *hlýþa,* 'hören auf'. hinter *hléz* scheint in R

das $\bar{v}$ der andern seite des pergaments so durch, dass es aussehen könnte, als wäre hier $\bar{v}$ ausradiert. (vgl. das phototyp s. 76 anm.) dann wäre der platz deshalb ausgespart. aber an sich könnte ein *t* mit kleinem *i* darüber gestanden und ausradiert worden sein, wodurch die stelle erst so durchsichtig wurde; doch müssen wir hier dem urteil der bis aufs äufserste gewissenhaften herausgeber Wimmer und Jónsson durchaus vertrauen. vielleicht wurde wegen des dünnen pergaments der platz für das später nachzutragende *til* freigelassen. der dreisilbler erscheint doch auffallend, und ein ergänzendes *til* würde zu *hlýz* passen: 'welche kunde bespricht man bei euch am meisten im lande, oder wovon hört man bis nach Hunaland?' Borgny ist ja aus Hunaland nach Mornaland (doch wol Myrgingaland) gekommen. Falk erklärt das überlieferte *hléz* als superlativ von *hlépr* berühmt; für dieses wort darf aber nicht Hym. 22 herangezogen werden; dort ist wol *hlepom* zu lesen: *stóþ úf á hleþom*, 'ergrimmt war sie an die tür getreten'.

Odr. 7.

Knatti mę̨r og mǫgr moldveg sporna
bǫrn þan en bliþo viþ bana hǫgna.

dass Vilmund einen Hǫgne getötet hat, erfahren wir nirgends; ein anderer als der bruder Gunnars könnte wol auch nicht gemeint sein, da in einer kenning doch immerhin bei namennennung eine gewisse bekanntschaft mit den tatsachen vorausgesetzt werden muss. Oddrun würde übrigens die ermordung von Gunnars bruder, wenn dieser gemeint wäre, wol mit als grund ihrer abneigung gegen Borgny erwähnen. am einfachsten erklärt sich die überlieferung, wenn wir an künstliche hilfe bei schwerer geburt denken. *bane Hǫgna* ist dann das messer, 'saxr, knífr', das zu der auch Odr. 26 erwähnten tötung Hǫgnes benutzt wird. sonst wäre nur durch änderung, etwa durch *nipt* oder *viþ nipt b. H.* zu helfen, wodurch Oddrun als schwester Atles bezeichnet würde.

Odr. 8.

hier ist wol als 4 zeile die fünfte der str. 9 einzuschalten, etwa in der fassung: *þá's ǫþlinge arfa skópo*: 'als sie, die göttinnen, dem edeling den erben schufen' — zu der änderung führte wol die oft gebrauchte wendung *arfe skipta* 'das erbe teilen'.

Odr. 20.

bauþ hann enn viþ mér bu. XV.

der dreisilbler könnte durch umstellung beseitigt werden: *bauþ enn viþ mer hann bú fimtán.* die stellung von *hann* erklärt sich dann durch den gegensatz gegen das voraufgehnde *buþo þeir.*

Akv. 3 (1 und 17).

at biþja yðr gunarr at iþ abeck kǫmit
meþ hialmom arín greypom at sokja heim atla.

in str. 1 steht *beckjom aringreypom,* in str. 17 *sem hialmom aringreypom. bekkjom arengreypom* gibt guten sinn, nicht so *hjǫlmom a. greypa* heifst eingreifen lassen, eindrücken; es ist mit übergang aus der ersten in die zweite ablautsreihe gebildet (Noreen Aisl. gr. § 166, 1). ihm entspricht das adj. *greypr*, wie dem verb. *beita* das adj. *beitr. greypr* hat also ursprünglich die bedeutung 'eingreifen lassend, eindrückend'. im compos. bezeichnet dann der erste teil das wohinein man etwas eingreifen lässt oder eindrückt. die bänke werden in den herdflur eingelassen, die pferde (*mélgreypr*) greifen ins gebiss, Odin (*ofgreypr* Helr. 8 Nþ., R: *of reiþr*) wird 'sehr eingreifend', dh. erregt gegen Brynhild; in der prosa erhielt *greypr* die bedeutung 'gravis, crudelis, grob'. die helme greifen dementsprechend in die haare oder die stirn. wenn man *greypr* in str. 3 beibehalten will, muss man daher *aren* als entstellt ansehn; man könnte an *hár* oder *enne* denken, wofern man nicht überhaupt das ganze wort als widerholung aus str. 1 ansieht und dafür das in der Hervararsaga erscheinende *hringreifþom* einsetzen will. ich möchte mich, wenn *hjǫlmom* richtig ist, für die erste annahme (*hár-* oder *enne-greypom*) entscheiden, die helme würden dann nämlich als leichte, nur den oberteil des kopfes bedeckende bezeichnet, etwa als reise- oder besuchshelme. dies aber entspräche der absicht Atles, die nicht schwer bewaffneten helden zu überfallen. freilich hätte diese aufforderung des königs den argwohn der Burgunden erregen müssen; aber es ligt wol hier eine bei der einladung zu festen gebräuchliche sitte vor, die kleidung in der man erscheinen soll, anzusagen, wie bei uns im helm und im waffenrock gebeten wurde. durch den leichten helm war aber die brünne ausgeschlossen. eine andere möglichkeit wäre nun, dass die ausdrücke der ersten strophe absichtlich widerholt werden sollten, daher

arengreypom beizubehalten und die verderbnis in *hjǫlmom* zu sehen wäre. ich dachte an *hjǫllom*. *hjallr* ist die an der wand entlang laufende erhöhung, eine art von tritt oder gallerie, auf der auch wol der 'seiđmađr' safs, wenn er zauber übte (vgl. *seiđhjallr*, Fritzner). der ausdruck *hjell* ist noch jetzt in Norwegen (*jall*, bettbank, gallerie in der kirche, auch panneling), in Schweden (*hjaell*), in Dänemark (*hield*) und im Bremischen (*hille*) gebräuchlich, vgl. Aasen unt. *hjell*. in str. 3 würde ja nun *meþ hjǫllom arengreypom* passen; aber in str. 17 heifst es auch:

betr hefþer bróþer, at í brynjo fǿrer,
sem hjǫlmom arengreypom, at sea heim atla.

die worte der Völs.s. (c. 33) *at þit sǿttiþ hann heim meþ miklum sóma ok þęgiþ af honum mikkinn sóma, hjalma* usw. geben keine entscheidung, da auch das erste *sóma* auf die festlichen veranstaltungen bei Atle selbst bezogen werden kann, vgl. vorher z. 24. wol aber spricht str. 17 selbst für *hjǫlmom*. hier bezieht sich nämlich Gudrun mit bitterem hohne auf die ihr ja bekannten einladungsworte; hier passt *hjǫlmom* durchaus, und nur die wörtliche widerholung des ausdrucks kann die beabsichtigte würkung hervorbringen. das *sem* der strophe 17 stimmte auch nicht zur construction, wenn *hjǫllom* geschrieben würde, lässt sich aber im anderen falle erklären, wenn hier *í brynjo fara* nicht wie gewöhnlich 'in die brünne fahren', sondern 'in der brünne reisen' heifst. 'besser wäre es dir gewesen, bruder', ruft Gudrun aus, 'wenn du in der brünne hierher gefahren wärest, wie du jetzt im reisehelm gefahren bist'. *sem* steht also für 'anstatt'. die verderbnis ist daher wol aus str. 3, die *arengreypom* aus z. 1 fälschlich widerholte, zu erklären, und hat dann auf str. 17 übergegriffen. in beiden strophen könnte dann aber doch vielleicht *hárgreypom* (oder auch *ennegreypom*) gestanden haben.

Akv. 11.

birnir blacfialler bita þref tǫnnom
gamna grey stóþi ef gunnar ne kǫmraþ.

ich hatte an *gana grey at stóþe* gedacht; aber der verzweifelte und grausige humor, der doch wol in der stelle ligt, tritt am besten hervor, wenn nichts geändert wird; nur möcht ich in *grey* würklich die rüden sehen, die ja zum teil zurückbleiben werden, und nicht die schon einmal erwähnten wölfe; der ausdruck *gamna* ist dann eben ironisch zu verstehn: die bären werden die altane

anbeifsen und die (verwilderten) hunde das gestüt unterhalten, indem sie die rosse hetzen; s. jedoch Neckel s. 145 z. st.

Akv. 15

dafa daraþr en þar dracc atli
vín í valhǫllo.

dass *dafa daraþr* aus str. 4 hierher geraten ist, wäre an sich möglich. zunächst müssen wir aber versuchen, die worte an dieser stelle einzugliedern. ich schlage vor zu lesen: *dáa* (oder *dáþo,* über das präs. hist. s. Detter-Heinzel zu Þrkv. 11) *dáraþr,* 'es staunen (staunten) die betrogenen'. dies schliefst sich an die vorhergegangene beschreibung des Hunnenhofes an und wäre ein passender strophenanfang; auch das fehlen der initiale bei *en* kommt in betracht. *dafa* ist vielleicht aus erinnerung an z. 4 entstanden.

Akv. 17, 4. 5.

nár nauþ fǫlva letir nornir grata.
Húna sciald meyiar hervi kalla.

zu den doch wol später hinzugesetzten zeilen vgl. Neckel s. 148. *norner gráta* gibt keinen sinn; aber ein wort wie nornen zu ändern ist bedenklich. vielleicht liefse es sich halten, wenn man *nae nauþfǫlva læter norna garm* (oder *garma*), *Húna* — *kanna* läse. wir hätten ähnlich wie bei z. 27 eine enge bindung der zeilen, bei der das verbum in der ersten zu ergänzen wäre: 'du liefsest den hund (oder die hunde) der nornen (dh. den wolf, vgl. Fm. 44) die leichen, die schildmädchen der Hunnen aber die egge kennen lernen'. leichter wäre die änderung *nánar gráta*; die klagenden weiblichen verwanten führen dann besser auf *Húna sk.* in der zweiten zeile könnte man an *hervirke,* 'kriegsverheerung', denken; die verbindung *rke* kann vor dem folgenden *kanna* leicht ausgefallen sein. aber das hasserfüllte, blitzartig beleuchtende *hervi kanna* möchte man doch nicht um des fünfsilblers willen aufgeben. wenn die str. 17 vierzeilig war (1. 2. 3. 6), so ist wol z. 6 *sjalfan* von dem eingesetzt, der z. 7 hinzufügte, und daher zu streichen.

Akv. 19.

vinir Borgvnda.

vielleicht ist zu lesen *bǫlvinir,* vgl. *bǫlrann, bǫlstafr.*

Akv. 20.

sva scal frǫcn fiandom veriaz
Hǫgni varði hendr gunars.

wenn der gen. *Gunnars* die z. 4 von str. 20 schliefst, so kann das grofs geschriebene *Fengo* die str. 19 beginnen. vielleicht hiefs es etwa: *svá skal frøkn verjask fiǫndom sem Hǫgne; varþe hendr bǫndom* (oder *brǫgþom* oder *balþenn*), *bundosk sem Gunnars.* vgl. Völs.s. c. 37.

Akv. 27.

Sva scaltu atli avgom fiari
sem mvnt meniom verþa.

dass *augom fjarre verþa* ‘den augen entrückt werden, sterben’ bedeutet, zeigt die widergabe der Völs.s c. 37 *láta þitt líf.* Bugge ergänzte dem sinne nach treffend *órom*; aber der reim erscheint besser, wenn er auf dem betonten *menjom* ruht. man könnte an *menjom miklom* denken, vgl. Þrkv. et *mikla men Brísinga*; doch ist im hinblick auf die folgende zeile, in der Gunnar triumphierend ausruft, nun wisse er allein, wo der schatz verborgen sei, *sem mont menjom mínom verþa* wol vorzuziehen.

Akv. 31.

Atli iN riki reiþ (gau) gláum mǫnom
slegiN róg þornom sifivngr þeira
guđrun sigtifa
varnaþi viþ taróm vaþin iþys hǫllo.

man erwartet zu *Glaum* und zu *slegenn* ein verbum, das den acc. regiert. ich schlage die geringe änderung r e i f vor. *rífa* heifst nicht nur ‘zerreifsen’, sondern auch ‘hin und her reifsen, wenden’: *Atle enn ríke reif Glaum mǫnom* (oder *á mǫnom; glaum* steht in R am ende der zeile), ‘Atle riss Glaum an der mähne hin und her, den mit den kampfdornen (dh. den sporen; so auch Neckel s. 161) geschlagenen’. wenn in der Völs.s. c. 37, 55 folgt: *Guþrún kveþr nú meþ sér menn ok hittir Atla (ok segir),* so ist das anreden der männer und das aufsuchen des gatten wol misverständliche auffassung des sagaschreibers; denn Gudrun wollte und durfte Atle und den leuten ihre wahre gesinnung, die doch in der str. 31 deutlich ausgesprochen wird, noch nicht zeigen (so auch Neckel s. 152 und Genzmer). daher ist auch *í þyshǫllo* nicht zu ändern. Gudrun, die unglückliche — denn so wird *vaþenn* jetzt mit recht erklärt — ist vielmehr in dem wegen des vorangegangenen kampfes *þyshǫll* genannten saale zurückgeblieben und spricht zu sich selbst. nach der saga liefse sich etwa er-

gänzen: *Guþrún sigtíva ok guma kvadde,* 'Gudrun rief götter und menschen an'.

Akv. 45.

z. 2 ist mit Grundtvig und Ettmüller als vierte zu str. 37 zu ziehen, der schöne vers 3 aber beizubehalten.

Am. 14.

Ganga mvn ykr andęres eþa ella hrǫþomc.

andœres, gegen den strom (bei Aasen 'baglængs, bagvendt') kann hier nicht 'widrig, unglücklich' heifsen, da das folgende 'sonst fürchte ich mich' dann keinen sinn gibt. es ist gemeint, dass die helden gegen den strom (der sie ins verderben reifst) aufkommen; vgl. *andstreymi, andœra,* 'widerstand'; *andœfa* 'das boot gegen den strom halten'. es wird daher vielleicht geheifsen haben: *ganga myne ykr andǽres,* was für ein ursprüngliches *gange ykr andǽres* eingetreten sein könnte. anders fasst Genzmer (Thule I 73) die stelle auf; er vermutet *hœlomk,* wie es scheint.

Am. 30.

eigi hann iotnar ef hann at yþr lygi.
galgi gorvallan ef hann agriþ hygđi.

á griþ hyggja kann nur heifsen: 'an den frieden denken'. substantivische composita mit *á* in der verneinenden bedeutung sind bedenklich, und *hyggja* wird auch in der bedeutung 'denken an' nicht mit einem objectsacc. verbunden. das prosaische *grǽþ,* feindschaft, würde in Vinges munde nicht auffallen; eine leichte änderung wäre auch *á griþ hygþet.*

Am. 43.

In com þa an spilli hvat vti drygđo
hatt fyr hǫllo heyrþo þręl segia.

der fünfsilbler könnte durch *hǫtt‿þat fyr hǫllo* hergestellt werden, 'laut hörten sie das einen knecht in der halle sagen'. wollte man trotz der majuskel vers 43, 1 als 4. zeile zu 42 ziehen und dann *sløngþe* usw. als 4. z. von str. 43 nehmen, so könnte diese mit den worten des knechts begonnen haben *hǽtta 's fyr hǫllo.*

Am. 69, 2.

ikne gengr hnefi ef qvistir þverra.

statt des verderbten *hnefi* käme vielleicht *hefing* in betracht: 'die zarte spitze beugt sich ins knie (sinkt nieder), wenn die zweige abnehmen (vertrocknen)'; vgl. Grm. 33.

Am. 81, 5.

greipt gløp storan gert hefir þu þitt erfi.

ein fünfsilbler wäre auch durch *greiptu* (von *grípa*) herzustellen: 'du griffest nach dem was ein frevel ist', nämlich nach dem fleisch der kinder; das präteritum der handlung unterbricht angenehm die beiden perfecta. die beiden zeilen 81, 5. 6 gehören wol hinter 79, 1. 2.

Ghv. 13.

gec ec t. strandar grǫm varc nornom
vilda ec hrinda stríþ griþ þeira.

stríþ ist durch das gerade 3 zeilen darüber stehnde *stríþa* veranlasst; da der reim meist in der ersten hebung steht, ist *hríþ* sehr wahrscheinlich. sonst ist nichts zu ändern, als dass man *hríþgriþ* als compositum fasst. es bedeutet den frieden, den Gudrun genieſst, so lange sie dem unwetter ausgesetzt ist diesen unheilsvertrag will sie endlich brechen; vgl. *jólagriþ, kirkjugriþ, páskagriþ,* auch *fjǫrgriþ* u. ähnl. unmut und verzweiflung lassen Gudrun zu dem bitteren hohnwort greifen, das ja ihrem wesen und ihrer lage entspricht.

Ghv. 18.

fló kann rest von *flós* sein: *es til hjarta flós skǫro,* 'als sie ins warme herz schnitten'. nach einer dritten zeile, in der Hǫgne genannt wurde, etwa *hló þá Hǫgne, heyrþo dagmeger,* folgte vielleicht mit erinnerung an Guþr. II 9: *fló hrafn yfer, fjǫlþ mank bǫlva* als schluss des ganzen.

Hm. 11.

amǫrom, das 10, 4 stört, kann aus 11, 4 (*mǫrom húnlenzkom*) entnommen sein. dass in der zweiten zeile das besteigen der rosse enthalten war, ist nicht wahrscheinlich, da es sich ja aus z. 4 ergibt. es ist vielmehr hier eine gröſsere lücke anzusetzen, in der sich die ausrüstung und warnung durch Gudrun fand, welche die Völs.s. an dieser stelle bietet. die 8 halbzeile könnte gelautet haben: *morþs systr at hefna.*

Hm. 17.

varg tre vind cǫld vestan bǫiar
trýtti ę trǫno hvót títt var at biđia.

trýta gibt das lat. 'discurrere, festinare' wider. *hvót* bietet keinen sinn, vielleicht ist es aus *hvaptr* (auch *hvǫptr* wie *kjǫptr*?) entstellt: hin und her, auf und zu, ging der schnabel des kranichs,

scil. weil er hier würmer und mäuse im überfluss fand. *kjaptr* wird auch vom maul des drachen und des teufels gebraucht. eine andere möglichkeit wäre, dass der fehler auch in *trǫno* steckt: *trýtti ætt trama hvatt* 'schnell lief hin und her das volk (geschlecht) der trolle'; vgl. Skirn. 30 und Aasen: 'tram eller djaevel'.

H m. 20.

beiddiz at brǫngo bǫðvaþiz at víni.

brǫngo ist doch wol verderbt. ich hatte an *beiddesk at brǫgþom* gedacht: 'er forderte sich zu kühnen taten auf'. aber in der strophe 20 wird doch besonders das äußere gebaren des rachelustigen königs geschildert: er lacht, greift in den schnurrbart, schüttelt das haar und schwenkt den goldenen becher. in diesen zusammenhang lässt sich besser einfügen: *breiddesk at bringo,* 'er breitete sich an der brust, warf sich in die brust', vgl. *breidde faþm* Rþ. 16, *breiþa bakit.* der parallelismus der gedanken bleibt dabei gewahrt; den zwei begriffen, die *bǫþvaþesk at víni* enthält, entsprechen dann die beiden letzten sätze der strophe.

H m. 24, 4.

ibloþi bragnar lago comiþ or briosti gotna.

der sinn erfordert die annahme einer lücke nicht; denn die verstümmelung des königs wird ja nachher erwähnt. wenn *Gotna,* wie am natürlichsten, als eigenname gefasst wird, sind unter *bragnar* Hamþer und Sorle zu verstehn. an *stukko ǫlskaler* schließt sich vielleicht, wenn wir Brages Ragnarsdrápa vergleichen (Gering nr 4), der gedanke des brauens: *í blóþ bragnar laga* (oder *lǫgþo*) *komet ór brjóste Gotna,* 'ins blut hinein brauten die helden, das aus der brust der Goten kam'. ist aber doch eine lücke anzusetzen, so könnte *lǫgþo* sich auf eine vorhergehnde erwähnung des königs beziehen: 'sie legten (warfen) ihn ins blut der Goten'.

G r ó t t. 7, 3. 4.

Sofit eigi þit ne of sal gavkar
eþa lengr an svá ljóþ eitt kveþak.

vielleicht ist zu lesen: *sofeþ eige*, *nema slote gaukar*, 'schlafet nur so lange, wie die kuckucke schweigen!' *slota* heißt 'niederhangen' (von kopf und händen), 'sich unwirksam verhalten', und wird gleich *þegja* gebraucht oder mit ihm verbunden, zb. *er þu*

þegir við ok slotir, s. Fritzner. das subst. *slot* kommt nur in compos. vor **vindslot, slotverk*), doch wäre auch denkbar *nema of slot gauka* 'aufser während des schweigens der kuckucke', vgl. *meþan* in der prosa vor Grótt. z. 22: *þá gaf hann þeim eigi lengri hvíld né svefn, en meþan gaukrinn þagþi.*

Grótt. 10.

ef vissi vitt vaetr til hennar.

der angeredete ist Froþe, dem vorgeworfen wird, nichts von der vergangenheit der jungfrauen zu wissen. Sijmons schreibt daher gewis richtig *visser.* statt seines *þú* aber möcht ich *vist* vorschlagen, 'wenn du etwas gewisses wüstest', das sich leicht aus *vitt* ergibt. durch den folgenden bericht erhält Froþe genaue kunde über das jugendschicksal der riesenmädchen.

Berlin-Grunewald. **Hermann Patzig.**

EIN NEUES BRUCHSTUECK DES GEDICHTES AUF KAISER LUDWIG DEN BAIERN.

In den Wiener Sitzungsberichten d. phil.-hist. cl. bd. 41 (1863) *s.* 328—358 *hat Franz Pfeiffer 'Bruchstücke eines gedichtes auf kaiser Ludwig den Baier' veröffentlicht* [1]. *zwei neue bruchstücke desselben gedichtes liefs Englert in der Zs.* 30 (1886), *s.* 71—75 *erscheinen* [2].

Die sämtlichen fragmente stammen aus der Dillinger Jesuitenbibliothek, wo die hs. im jahre 1622 *zu büchereinbänden zerschnitten wurde.*

Ich befinde mich nun in der glücklichen lage, den bisher bekannt gewordenen bruchstücken ein neues hinzufügen zu können, das aus der bibliothek meines grossvaters, des verstorbenen regierungsrates dr. Johann Höfele, stammt und sich jetzt in meinem besitze befindet [3]. *es diente ebenfalls einem buche aus der Dillinger Jesuitenbibliothek als einband. wie Pf* 13 *ist es ein einzelblatt, während alle übrigen stücke doppelblätter sind. das format ist etwa* 20,5 × 15,5.

Beschrieben ist das blatt doppelseitig je 28-*zeilig. die schrift ist klar und deutlich, der anfangsbuchstabe jeder zeile rot gestrichelt. am anfang von vers* 39 *befindet sich ein blaues capitelzeichen.*

Beschädigt ist das fragment nur in einem angebräunten streifen,

[1] *desgleichen in Forschung und kritik auf dem gebiete des deutschen altertums* I (*Wien* 1863) 45—75. *diese fragmente werden im folgenden mit Pf bezeichnet.*

[2] *im folgenden als E citiert. diese fragmente finden sich auch im Archiv f. die gesch. d. hochst. augsburg* 5, 629 *aufgeführt.*

[3] *weiterhin mit T bezeichnet.*

der sich auf beiden seiten durch die mitte hinzieht und den rücken des einbandes darstellte. ein loch in diesem streifen hat von seite a nichts, von seite b nur einige leicht ergänzbare anfangsbuchstaben ausfallen lassen. die schrift von vers 11—14 *ist abgegriffen und zt. unleserlich. circumflexe und interpunctionen sind meist nur mehr schwer zu erkennen; letztere stehn ziemlich wahl- und systemlos an zeilenenden, zb. T* 22, 23, *wozu man etwa E* II 81, 82 *sowie ähnliche fälle in den übrigen bruchstücken vergleichen kann.*

Wie ich mich durch einsehen der auf der Münchner Staatsbibliothek (cod. germ. 5153) *sich befindenden Pfeifferschen bruchstücke überzeugen konnte, stimmt mein blatt mit diesen in format, schriftzügen, zeilenanordnung usw. vollkommen überein. auch die orthographie in T ist derjenigen in Pf und E gleich. um hievon nur einige der wichtigsten puncte hervorzuheben sei bemerkt:*

e *steht für* æ: *T* 1 gespehet, *das im reime zu* wehet *steht. hiezu vgl. den reim Pf* I 42 wehe : spehe. *weitere beispiele finden sich zahlreich in Pf und E.*

wert *T* 1 *wird wol als eine verschreibung für* wirt, *wie es die übrigen bruchstücke durchweg zeigen, zu erklären sein.*

Charakteristisch ist die schreibung -ow- *für* -ouw-, *so* frowe *T* 20, 56. *diese form geht durch alle fragmente hindurch; es seien hier nur einige reime angemerkt:* frowen : betowen *Pf* II 45, frowen : owen *Pf* I 40, frowe : schowe *E* II 17.

vrouwe *als titulatur wird in der ganzen hs. zu* fro *verkürzt:* fro ere (*T* 13, 20 *und oft in Pf und E*). *bei Pf finden sich ferner* fro Venus, fro bescheidenheit *uä. auch in den obliquen casus bleibt diese verkürzung bestehen, zb. dat.* fron eren *Pf* 69, 109 *uö.*

Für iu *wird* ú *geschrieben, also das gleiche zeichen gesetzt wie für* ü (*vgl.* kúnegin, fúrste; dú, trúwe *usw. in Pf und E*). *T zeigt* dú (13, 26) = diu, erzúgen (7) = erziugen, frúntlich (21) = friuntlich.

s *für* z *hat T* 21 bas (: was!). *vgl. Pf* II 6 fúrebas (: was!). *ferner T* 16 flis. *T* 21 flisse : ittewisse *zeigt geminiertes* s *nach langem vocal für* z; *vgl.* flisse *Pf* VIII 26, V 20 *und andere schreibungen dieser art, zb.* mâsse *Pf* II 92 *und besonders Pf* VI 24—31.

Ein schwanken zwischen b *und* p *macht sich einigemale bemerkbar: Pf* II 89 brehenden, *dagegen T* 44 prehendem; *Pf* II 14, III 49 swebte : lebte, *gegenüber T* 54 swepte : lebte.

Typisch ist die consonantenverbindung -ltz-, -ntz-, -rtz- *für alle fragmente. in T treten uns entgegen:* gesmeltze 17, veltze 18, gantz 25, glantz 26, stoltz 49.

In allen fragmenten wird -cht-, *nie* -ht- *geschrieben* (brâchten, nicht *usw.*), *ebenso stets* fr-, *nie* vr- (frowe, fro, fröide *usw.*).

Diese kurzen ausführungen werden genügen um die zugehörigkeit von T zu der hs., aus der Pf. und E stammen, zu erweisen.

Hier will ich gleich noch beifügen, dass ich in meiner abschrift des textes von T den wechsel von ſ *und* s, *sowie von* i *und* í, *den*

die hs. aufweist, nicht widergegeben habe. auch Pfeiffer und Englert haben diese unterscheidung nicht berücksichtigt. —

Bevor ich mich nun der aufgabe unterziehe T in den zusammenhang der bisher veröffentlichten bruchstücke Pf und E einzuordnen, gestatte man mir einen excurs, der die frage nach der anordnung sämtlicher bruchstücke beleuchten soll. dies erscheint mir um so notwendiger als Pfeiffers anordnung im Lit. Cbl. 1864, nr. 7, s. 162 angegriffen wurde. diese recension lehnte auch Pfeiffers hypothese, dass Ulrich Hofmaier von Augsburg der verfasser des gedichtes[1] sei, ab. darauf antwortete Pfeiffer in seinem aufsatze 'Die kanzleisprache kaiser Ludwigs des Baiern' in der Germania 9, 159—172[2]. auf die angriffe gegen die anordnung der bruchstücke geht er hier jedoch nicht näher ein; er gibt nur nachträglich den zusammenhang der einzelnen blätter in einer anmerkung aao. s. 161 bekannt, die allerdings die richtigkeit seiner aufstellung und die haltlosigkeit der im Lit. Cbl. vorgeschlagenen klar erweist.

Bei genauerer betrachtung dieses zusammenhangs der bruchstücke Pf ergibt sich zunächst eine gruppierung derselben zu 3 lagen der hs. dies hat schon Englert erkannt, der daraus auf quaternionen schliessen möchte (aao. s. 72).

Die erste lage (A) gruppiert sich folgendermassen:

A: Pf I (1) — Pf IV (6)
Pf II^a (2) — Pf III^b (5)
Pf II^b (3) — Pf III^a (4)

Auf Pf II^a folgt unmittelbar Pf II^b, entsprechend auf Pf III^a Pf III^b. zwischen Pf I und Pf II^a, sowie Pf IV und Pf III^b muss eine lücke sein, wie schon aus dem fehlenden reim hervorgeht. wir müssen also hier mindestens ein fehlendes doppelblatt annehmen. weiterhin fehlt zwischen II^b und III^a der reim, die lage A hat also kein mittelblatt, sodass wir hier ebenfalls mindestens ein doppelblatt ergänzen müssen.

Auf diese weise erhalten wir für lage A schon einen mindestumfang von 5 doppelblättern. die von Englert angenommenen quaternionen reichen somit nicht aus. die hs. wird zum wenigsten aus quinionen bestanden haben.

Von der zweiten lage fand Pfeiffer:

B: Pf V (7) — Pf VIII (10)
Pf VI (8) — Pf VII (9)

Auch von dieser lage fehlt das mittelblatt.

Hier nun ist E II in unsere betrachtung einzubeziehen. Englert will nämlich dieses bruchstück unmittelbar an Pf IV (6) anschliefsen lassen. nun ist aber Pf IV das letzte uns erhaltene blatt der lage A und E II ein doppelblatt, dessen erste und zweite hälfte unmittelbar aufeinander folgen, das also den unverkennbaren charakter des mittelblattes einer lage trägt.

[1] hierüber vgl. ESchaus, Zs. 42, 97—105.
[2] desgleichen bei Pfeiffer Freie forschung (Wien 1867), s. 361—376.

Englert begründet den anschluss von E II an Pf IV mit dem nahe verwandten inhalt beider blätter: lob der kaiserin durch frau Ehre in Pf IV und am beginne von E II.

Nach den obigen betrachtungen wären wir genötigt, mitten zwischen den lagen der hs. plötzlich ein einzelnes doppelblatt (E II) anzunehmen, wenn E II den ihm von Englert zugewiesenen platz behalten sollte. das würde aber doch sehr willkürlich und ohne jede berechtigung erscheinen [1].

Nach meiner ansicht stellt E II vielmehr das mittelblatt der lage B vor. eine kurze betrachtung des inhalts lehrt folgendes:

Pf VI (8) schliefst mit dem lobe des kaisers durch die umgebung der frau Ehre.

E II, das sich jetzt hier anschliefsen muss, beginnt mit dem lobe der kaiserin durch frau Ehre. frau Ehre hat also noch einmal das wort ergriffen, um der kaiserin lob zu verkünden, wie sie das schon Pf IV (6) tat.

Der schluss von E II schildert die zurüstungen zum nachtmahle und gibt ein kurzes gespräch zwischen frau Ehre und dem schreiber.

Hieran muss sich inhaltlich Pf VII anreihen. und tatsächlich haben wir die beschreibung eines hellen maienmorgens, des sangs der vöglein auf den bäumen usw.

Bei dieser einreihung braucht man zwischen dem doppelblatte Pf VI (8) — Pf VII (9) und E II^{ab} — E II^{cd} nur das fehlen eines doppelblattes anzunehmen, welches auf seinem ersten blatte zwischen Pf VI und E II^{a} den übergang vom lob des kaisers durch die frauen zum lob der kaiserin durch frau Ehre herstellt; auf seiner zweiten hälfte zwischen E II^{d} und Pf VII (9) dürfte es abend und nacht bis zum morgen weitergeführt haben, der dann in Pf VII (9) bereits in all seiner frühlingspracht angebrochen ist. —

Aus einer dritten lage (C) der hs. stammen

C: — — Pf XI (13)
Pf IX (11) — Pf X (12)

Wenn ich in diese lage C auch das einzelblatt Pf XI (13) rechne, so geschieht das wegen des mit Pf IX und Pf X nahe verwandten inhalts. beweisbar ist diese aufstellung freilich nicht, doch höchst wahrscheinlich.

Der mangelnde reim zwischen Pf IX und Pf X zeigt das fehlen des mittelblattes von C. —

Mein bruchstück T stellt sich inhaltlich hinter Pf VIII (10), ohne jedoch unmittelbar anzuschliefsen. es läge nun nichts im wege, T zur lage B zu rechnen und das mit ihm ehemals zusammenhängende einzelblatt, welches vor Pf V (7) gestanden haben müste, als verloren zu bezeichnen.

Etwas mehr wahrscheinlichkeit darf aber wol die einreihung von T unter lage C beanspruchen. hier haben wir nämlich schon

[1] diesen fehler Englerts macht auch Schaus aao. s. 98 mit.

ein einzelblatt, Pf XI, *das letzte der erhaltenen bruchstücke von C. da dürfte die annahme, dass T das entsprechende blatt zu Pf* XI *sei, beide also einmal ein doppelblatt bildeten, nicht allzu weit hergeholt erscheinen. und T hat ja auch hier einen seinem inhalt entsprechenden platz.*

C sähe dann folgendermaſsen aus:

T ? *Pf* XI (13)
Pf IX (11) — *Pf* X (12)

Freilich ist und bleibt diese aufstellung hypothese, wenn sie sich auch, wie ich glaube auf einige wahrscheinlichkeitsfactoren gründet[1].

In aller kürze sei noch darauf verwiesen, dass E I, *ebenfalls wie E* II *ein mittelblatt, infolge seines inhalts von Englert wahrscheinlich richtig vor Pf* I *und damit vor lage A gestellt wurde. es ist dadurch ein umfang der dichtung von mindestens* 4 *lagen ziemlich sicher.*

Zum schlusse füg ich eine übersicht über die von mir angenommene reihenfolge der blätter bei:

1) *E* I	6) *Pf* V (7)	11) *T*
2) *Pf* I (1)	7) *Pf* VI (8)	12) *Pf* IX (11)
3) *Pf* II (2, 3)	8) *E* II	13) *Pf* X (12)
4) *Pf* III (4, 5)	9) *Pf* VII (9)	14) *Pf* XI (13)
5) *Pf* IV (6)	10) *Pf* VIII (10)	

München. **Herbert Thoma.**

a

Zierlich wert durh wehet
Vnd wunderlich gespêhet
Erzeigen alle[n] vnsern list
An der sloͤide in dirre frist
Ilent tragent her drâte 5
Von kosterichem rate.
Waz ir alle erzúgen mugent
Si brâchten nach ir hohen
 tugent
Manig Gem̄e vnd margarîten
Die man ze beiden sîten 10
Vf die scheide nate
. . . .
Fro ere dú vil reine
Der flis . . . . . . nicht kleine
Den si dar an leite. 15
Si brachte dar gereite
Manig kosterich gesmeltze
Daz in goldes veltze
Meisterlich gewirket was
Die frǒwen wol fro ere bas 20
Mit frúntlichem flîsse
Sunder ittewîsse
Ir sinne dar zů kerten.
Wie si der sloͤide merten.
Kosterich gezierde gantz 25
Daz dú scheide wurde glantz
Von Gem̄en vnd gesmiden
Si wolte keine siden

[1] *wenn man es für sicher ansehen wollte, dass die lagen aus quinionen bestanden, so hätte man noch einen weiteren grund für die einreihung von T unter lage C, denn lage B ist durch hinzufügung von E* II *und der zur verbindung zwischen Pf* V — *Pf* VIII *und Pf* VI — *Pf* VII, *sowie Pf* VI — *Pf* VII *und E* II^{ab} — *E* II^{cd} *nötigen* 2 *doppelblätter schon zum quinio angewachsen.*

b

Bruchen zů dem vessel
Noch ringer dañ ein nessel 30
Wagen si Gem̄ vnde golt
Wan si alle wâren holt
Dem keiser ludewîge
Da von ich nicht verswige
Wie von Golde was gebrotten 35
Der vessel schon mit mangem zotten
Dar an rîch gesteine hieng
Vnd die zotten vmbe vieng
¶ Och wâren sunder strâffen
Keiserliche waffen 40
Gewirket meisterliche
[V]f der slo̊id[e] riche
[W]ie der edel adelar
[I]n so prehendem golde clar
[S]in rich gevider spreitet 45
Da wart nicht gebeitet
Ir keinv wolte firen
Von edeln Saffiren
In stoltzer bruner varwe
Wart der adelar Garwe 50
So prîslich gewirket
Er was so schon gezirket
Recht alsam er lebte
Vnd in fluge swepte
In golde von trivalle 55
Die werden frowen alle.

ZUR KRITIK DES ANNOLIEDES.

Wir besitzen bis zur stunde keine kritische ausgabe des Annoliedes, denn Roediger, der sonst für einschneidende conjecturen und höhere kritik starke neigung besafs und einen unleugbaren scharfsinn mitbrachte, hat sich in den Deutschen chroniken I der Monumenta Germaniae der hauptsache nach darauf beschränkt, die überlieferung festzulegen und von den äufserlichsten mängeln zu säubern. für seine zurückhaltung (vgl. 761 f u. die anm.) ist es charakteristisch, dass er zb. 201[1]. 209 das prät. *bizeichinote* beibehielt, obwol doch vorher 187. 193 und nachher 243. 257 das präsens (*biccichinit*) steht und obendrein die Kaiserchronik (567. 538) das präsens auch in den 201. 209 entsprechenden stellen bietet! an die möglichkeit, dass der text des gedichtes interpolationen und auch sonst gröbere eingriffe erfahren habe, scheint Roediger gar nicht gedacht zu haben. der erste gelehrte der das bestimmt ausgesprochen und alsbald auch den finger auf die verdächtigsten stellen gelegt hat, ist Sievers gewesen: in seiner beisteuer zu der arbeit von Eberhardt über die metrik des Annoliedes (PBBeitr. 34) s. 15. 16 ff, die weit wertvoller ist als die dissertation selbst. ich kann freilich durchaus nicht alle verkürzungen zugestehn die er vorschlägt, aber mit der feststellung der zusatzverse hat er wol durchweg das richtige getroffen, und ich hatte die freude, mich hier mehrfach mit ihm zu begegnen. dass ich von ganz andern beobachtungen aus den interpolator erkannte, der sich mir dann weiterhin auch rhythmisch verriet, wird die nachfolgende stelle zeigen.

[1] ich bleibe hier bei Roedigers verszählung, obwol sie ein kritischer herausgeber, selbst wenn er die sichern interpolationen mitzählt, abermals wird ändern müssen: schon durch auflösung der ungeheuerlichen zeilen 215. 216 in zwei reimpaare.

Für den begriff der 'civitas' hat der alte dichter immer den ausdruck *burg*: 111. 119 (Köln); 122. 124; 151 (Ninive); 173 (Babylon); 300 (Regensburg); 352 (Troja); 383 (Padua); 387 (Alba); 489. 491 (Köln); 498 (Worms u. Speier); 511 (Trier); 538 (Rom). demgegenüber bedeutet *Sigeberg sîn vil liebiu stat* 645 nur 'locus ei valde gratus'; wol aber müssen die verse 115—118 anstofs erregen, die eingeklemmt zwischen *burge* 111 und *burge* 119 ein zweimaliges *stat, stedi* für 'civitas' aufweisen; dieselben zeilen welche Sievers um der versmelodie willen ausscheidet, hatte ich in meinem exemplar seit jahren eingeklammert:

111 daz in der scônistir *burge*
diu in Diutischemi lande ie wurde,
rihtêre was der vrumigisti man
der ie ci Rîni biquam.
115 [ci diu daz diu *stat* desti hêror diuhte,
wandi si ein sô wîse hêrduom irliuhte,
unte diu sîn dugint desti pertir wêri,
daz her einir so hêrin *stedi* plêgi.]
Koln ist der hêristin *burge* ein:
120 sent Anno braht ir êre wol heim.

ich glaube nicht, dass irgend jemand noch einen finger zur verteidigung dieser vier verse erheben wird — und damit ist die tatsache, dass das Annolied interpolationen erfahren hat, erwiesen. bei solchen einschiebseln bleibt aber die umgebung selten ganz unberührt, und so ist auch hier schon v. 110 zu ändern: *des sul wir iemer loben got* statt *des 'sal diu stat' i. l. g.*; es bedarf nur des hinweises, um auch hier sofort die störung der versmelodie zu erkennen.

Mit Sievers stimm ich weiterhin auch in der streichung der verspaare 659f. 753f. 771f. 861f überein. wenn hingegen Eberhardt von sich aus auch die zeilen 485. 86 *die stifte ein sin stifsun, Drusus genanter* ausscheidet, so tut er es wol nur weil sie in der überlieferung reimlos erscheinen, und die bisherigen versuche den reim herzustellen allerdings keine beachtung verdienen: *stifsun: Drusus*, wie man bei Junius las und wider bei Roediger list, ist doch auch kein reimband! ich denke, es ist einfach das im versausgang stehnde pronominale object ausgefallen, und schreibe:

die stifte ein sîn stîfsun:
Drusus genanter <un>

genanter ist eben nicht, wofür man es bisher eigensinnig gehalten hat, das participium, sondern = *genante er*, vgl. *nanter* 151, *un* aber ist die unserm dichter und der handschrift allein geläufige form für *in*: sowol = 'eum': 35. 62. 224. 234. 274. 592. 661. 707. 709. 717. 739. 802. 842 (und *une* 662. 663. 696), wie = 'iis': 77. 99. 158. 319. 336. 412. 433. 548. 550. 726. 745; reimbelege fehlen in dem kurzen gedichte.

Ich schliefse hier noch die betrachtung einiger stellen an,

die bisher — wie gleich die erste — unangefochten geblieben sind, oder aber eine abweichende behandlung gefunden haben.

5. 6 wî sich liebin winiscefte schieden,
wî rîche kunige al zegiengen.

ich versteh nicht, wie das schwache adjectiv *liebin* an unserer stelle durch Gr. IV 576 gerechtfertigt werden soll (Roediger): es fehlt doch hier ganz der deiktische wert, der dafür notwendig ist. aber auch einer änderung *liebiu winiscaft geschiede* widerstreb ich durchaus: wir haben zwar eine *vestiu* (Ava Diem. 291, 9) und auch eine *heiligiu winescaft* (Credo 845), wie weiterhin *stætiu vriuntschaft* (Nib. 1172, 2); *inneclîchiu* (Erg. 1035), *herzelîchiu* (Wig. 9829), *miltestiu trûtschaft* (Ava 291, 9) — aber *liebiu winiscaft*?! ich vermute vielmehr einen zweigliedrigen ausdruck, ähnlich wie Eng. 3821 *minn unde trûtschefte,* also *liebe und winiscefte*: 'wie sich liebes- und freundschaftsverhältnisse auflösten'. *liebin* kann recht wol entstanden sein indem an das in der elision apokopierte *lieb* (vgl. *minn irslagine* 104) die mittelfränk. form der copula *inde* resp. *in* (vgl. zuletzt Spehrt, Hesperia 8, 46 ff. 49 f) antrat; in unserer überlieferung des Annoliedes steht freilich durchweg *unte, unti, unt.* — in v. 6 stört mich *zegân*: von personen gesagt erinnere ich mich nicht es jemals gelesen zu haben. aber die einfache umstellung *riche kunige* in *kunigriche* genügt mir nicht, eher glaub ich an den ausfall eines zweiten *riche*; ich möchte also die beiden verse lesen:

wî sich lieb in winiscefte schieden,
wî rîchiu kunigrîche al zegiengen.

131 für *stalin heirti* hat schon Lexer s. v. *sta(he)lherte* geändert: es ist èiner der bekannten fälle, wo der schreiber das compositum auflöst, indem er voreilig die endung resp. ableitung des adjectives einsetzt; einen zweiten vermut ich 348: *zu den sînin altmâgin.*

153. 54 *Semiramis: stiphti si* ist so doch kein reim! ich vermute mit enklise *stiphtis*: dann haben wir äufserlich die gleiche bindung wie 167. 68.

Die ergänzung von 165 *in zungen <zuein und> sibenzoch* bedarf sachlich und metrisch wol keiner rechtfertigung.

337 ist das *Duringin* der überlieferung sicher falsch, aber die entstellung aus *Dutischin* ligt graphisch näher als ein der quelle genau entsprechendes *Sahsin.*

356 *ni gitorstin heim 'vindin'* — die zusammenstellung *gitorstin vindin* ist unbedingt sinnlos; man könnte das hilfsverbum in *mohtin* ändern, oder aber es ganz beseitigen, wie Sievers tut, bei dessen *ni heim vundin* ich nur die stellung des *ni* nicht versteh. ligt aber die verderbnis, wie ich glaube, im hauptverbum selbst, so empfiehlt sich statt *windin* (Scherz) oder *wendin* (Roediger) *sinnin*:

daz die Troiêri sum intrunnin,
die Criechin ni getorstin heim sinnin.

dies *sinnen* kehrt 399 in gleicher verwendung wider: *Duo Cêsar duo widere ci Rôme gesan*; vgl. ferner Exod. 1319 *daz si heim sunnen,* Alex. V. 387 *und als er dô wider haim gesan* und das parallele *heim hügen*: Summa Theol. 8, 10. Kchr. 11 678. Roth. 4799.

443 l. *mit minnerimo herige,* wie 563 *mit beizzirimo wige.* das bisher unbeanstandet gebliebene *minnerigem* ist nichts weiter als eine entgleisung des schreibers, veranlasst durch das schriftbild oder aber klangbild des unmittelbar folgenden *herige.*

815. 16 ist mir der reim *(bigonder) lasterin* : *gebaldin* bedenklich, und da sich obendrein *bigondi lasterin* alsbald (818) widerholt, so vermut ich *sceltin* resp. *sceldin* : *gebaldin*; *sceltin* findet sich auch 829 (vgl. *dere vrebelîchir schelti* 823). — aber auch das nächste reimpaar erregt bedenken: 817. 18 *unzi duo der vili tumbe man bigondi lasterin seint Annin* (Roed. *Annan*). der name des heiligen kommt aufser 9 mal im versinnern 4 mal im gesicherten reim vor: *Anno* : *mannon* 589, : *langor* 695; *Annin* : *sangi* 107, : *manigin* 657; ein fünfter fall, *Annen* : *willen* 13 ist sicher verderbt (Roediger z.st. u. s. 93). an unserer stelle (wo Sievers keinen anstofs zu nehmen scheint) vermutet Roediger *(man)* : *seint Annin lasterin began,* was durch 345 gestützt wird. man könnte aber auch *seint Annin bigondi lasteran* lesen, wie ja unmittelbar vorher das derselben 2 schw. conj. zugehörige *verlouginôn* 814 als *verlouchinan (: quam)* im reime steht.

E. S.

GEDRUT. Unter diesem namen enthält die minnesängerhandschrift A (ed. Pfeiffer s. 137 ff.) 30 strophen, von denen nur die beiden ersten (widerholt bei Bartsch Liederdichter unter LVI) mit ihrer neckischen verspottung eines verlorenen gedichtes des Wachsmut von Künzich nicht anderweit überliefert sind; die eigentümer von str. 3—30 weist vdHagen IV 758 nach. den 'sonst unerhörten namen' als Gerdrut zu deuten lehnte er ausdrücklich ab. Bartsch hingegen erklärte ihn entschieden für einen frauennamen, obwol er von einer 'dichterin' nichts wissen wollte, und Scherer (in seiner vorlesung 1877) dachte an ein 'spilwip', eine fahrende sängerin, deren liederbuch oder repertoire uns hier erhalten sei.

Da hat nun Grimme an einem pfeiler des Regensburger domes eine inschrift 'in alten gotischen buchstaben des 13—14 jhs.' entdeckt: *Hic leit Gedrut* [1], und leichtfertig wie er zu combinieren

[1] Ich selbst habe die inschrift am 21. 9. 1895 gesehen, aber da mir meine notiz abhanden gekommen war, den vorstand des Historischen vereins für Oberpfalz und Regensburg um genaue auskunft gebeten. herr prof. dr. Endres schreibt mir: 'die inschrift saec. 14. (ohne zugehöriges relief)

HIE·LEIT
GEDERVT

[ER in ligatur] steht im innern des domes uzw. am pfeiler unmittelbar beim nordosteingang links, etwas über augenhöhe'.

gewohnt ist, meint er (Alemannia 22, 33): 'Sollte man nicht diese nachricht auf den minnesinger beziehen dürfen, der demnach in oder bei Regensburg gelebt und sein grab in der kathedrale dortselbst gefunden hätte?' ASocin aber, der in seinem stofflich so wertvollen Mittelhochdeutschen namenbuch so ziemlich alle verkehrtheiten andächtig verzeichnet, die jemals auf dem gebiete der namenkunde vorgebracht sind, notiert s. 415: '*Gedrut* minnesänger viell. aus Regensburg. Al. XXII 33 ('gemahl')'. wichtig ist mir dabei nur, dass ihm so wenig wie mir in dem reichen alemannischen urkundenmaterial je ein frauenname *Gedrut* begegnet zu sein scheint.

Und doch ist diese namenform für *Gerdrut* nichts weniger als selten, wenn sie auch allerdings landschaftlich beschränkt zu sein scheint: auf bairisches und deutschböhmisches gebiet. es handelt sich keineswegs um eine einmalige verschreibung, sondern um dissimilatorischen schwund des ersten *r*, wobei der name feste geltung behielt. das register zu Necrologia Germaniae IV 609[b] verzeichnet *Gedrudis, Getrudis,* das zu V 639[c] *Gedrudis, Getrudis, Gedrut, Gedraut.* massenhaft begegnet *Gedrudis* z. b. in dem nekrolog von Traunkirchen IV 426 ff.: so unter dem 1 und 8 februar je dreimal; ebenso erscheint *Gedraut* sehr oft unter den schwestern von S. Maria Magdalena in Wien V 292, 10. 12. 19 usw. und wenn diese gehäuften vorkommen bereits dem 14 resp. 15 jh. angehören, so finden sich die formen mit schwund des *r* doch auch schon zeitig im 13 jh.; ich führe aus dem nekrolog von Indersdorf (III 173 ff) die fälle des januar an, welche in der zeit von 1205—1230 eingetragen sind: *Gedrudis* 1. 19 (bis); *Gedrut* 3. 8. 15. merkwürdigerweise hab ich gerade in Regensburg vorläufig kein beispiel gefunden: offenbar gehörte hier die bewahrung der vollen form zu den vorschriften der schreiber.

Anderseits fehlt es auch in der überlieferung unserer schönen litteratur nicht an belegen: so Wiener Meerfahrt 624 (vdHagen: *sant Gedrûden minne*), Rittertreue 252 (*eiâ, frouwe sant Gedrût!*). beidemal stammt die form aus dem Heidelberger cod. 241 resp. der Koloczaer handschrift, die aus der gleichen deutschböhmischen schreibstube stammen.

Der dissimilationsschwund erscheint auffällig und ist gewis unmöglich bei der betonung *Gérdrùt* oder gar *Gérdrut*, er erklärt sich aus den obliquen casus mit accentverschiebung *Gerdrúte,* denen wir ja ebenso die formen *Mathílde, Kunigúnde* verdanken; auch die lateinische form *Gerdrúdis* etc. kann dabei sehr wol mitgewürkt haben. man muss sich immer vor augen halten, dass für das naive sprachgefühl ein unterschied zwischen zwei namen wie *Gertrud* und *Agnes* nicht bestand, man also ebensogut wie *Agnéte, Agnése* auch *Gertrúde* bilden konnte, und nach der accententziehung ergab sich dann leicht der schwund des *r* in der ersten silbe.

E. S.

DAS MITTELHOCHDEUTSCHE HELDENEPOS.

Unter heldenepos[1] will ich im folgenden das verstehn, was man gemeinhin volksepos zu nennen pflegt. dieser ausdruck hat mannigfache misverständnisse mit sich geführt, bringt die epen in unzutreffende analogie zum volkslied und täuscht hinweg über ihren durchaus buchmäſsigen charakter, ihre litterarischen ansprüche und ihre trotz der flüssigkeit der form einheitlich planvolle entstehung. heldenepen nenn ich sie, weil ihre stoffe der heldensage entnommen sind; sowenig man die Parzival- und Tristangeschichte jemals zu den deutschen heldensagen rechnen wird, sowenig fürcht ich, dass man die psychologischen romane höfischer sphäre jemals unter dem ausdruck 'deutsche heldenepen' mitverstehn könnte.

Eben jene unfeste form, die diese gruppe von dichtwerken kennzeichnet, stellt ein eigenartiges litterarhistorisches problem. der astronom vermag aus dem winzigen stücke der rotation eines himmelskörpers, das allein seiner messung zugänglich ist, dessen ganze bahn zu berechnen. wir sehen von dem wege den das einzelne heldenepos durchlaufen hat, auch meist nur einen kleinen bruchteil; aber fähigkeit und wille, aus diesem seine ganze laufbahn und lebensgeschichte zu construieren, gehn der forschung bisher noch in erstaunlichem maſse ab.

Es fehlt, so möchte mir scheinen, bei allen versuchen, das heldenepos litterarhistorisch zu begreifen und zu beschreiben, an dem rechten sinn für litterarische realitäten. man behilft sich mit begriffen, die zu vag sind, um ein gründliches anfassen des problems zu gestatten, und sündigt wol auch im bewustsein der unersetzbarheit des verlorenen und der unmöglichkeit ganz klarer und unbestrittener feststellungen über frühere ependichtung in hypothesen drauf los.

[1] ich habe mich für diese bezeichnung entschieden, eh ich Heuslers vorschlag desselben wortes in der Internationalen monatsschrift 13, 235 kannte. wieviel die folgenden ausführungen Heusler verdanken, wird jeder kundige sehen. dass sich manche gedankengänge unabhängig in gleicher richtung bewegt haben, gereicht mir zur genugtuung.

Die zwei noch reichlich ungeklärten begriffe, mit denen operiert zu werden pflegt, sind: lied und sage. die sorglose unbekümmertheit des postulierens und erschliefsens herscht vor allem auf dem gebiete des epischen stammbaumes.

Es wäre zu fordern, dass in keiner untersuchung über das mhd. heldenepos die worte 'sage' und 'lied' mehr unerläutert aufträten; es ist soviel wie nichts gesagt, wenn man einem epiker 'sagenkenntnis' zuschreibt, wenn wir in beliebiger zahl lieder postulieren, die als lückenbüfser eintreten müssen, wo die epische genealogie ins wanken kommt: ich widerhole, litterarische realitäten! in welcher äufseren form hat der dichter die 'sage' gekannt? wie muss das lied beschaffen gewesen sein, dessen man für den stammbaum bedarf? das wird im ernste niemand glauben, dass im 13 jahrhundert die heldensage gewissermafsen noch auf der strafse lag, dass man nur in den sagenschatz des volkes zu greifen brauchte, um über Dietrich von Bern, über Siegfried neuen stoff zu erhalten. John Meier hat es einmal als 'unbewiesenes axiom' Heuslers bezeichnet, dass 'alles nur im liede lebe und besonders eine tatsächliche und sagenhafte überlieferung über weite zeiträume nur in gebundener form möglich sei'. umgekehrt: heldensage als jahrhunderte überdauernder stoff mündlicher volkserzählung, das ist ein unbewiesenes axiom. was wissen wir von den uns einzig greifbaren heldenstoffen der völkerwanderungszeit? dass sie in liedform, oft mit ungeheurer zähigkeit den alten wortlaut festhaltend, die grofse zeitspanne überdauert haben. das eine gedicht von 'Ermenrikes dot' ist für jeden der sehen will und kann, beweises genug. einzelne zusammenhanglose sagenzüge, die nicht irgendwie in feste überlieferungsform gefasst sind, werden nie in grofser zahl die jahrhunderte überleben; und für festgefügte prosaberichte, heldenmärchen etwa, fehlt jeder anhalt.

Das lied-eposproblem ist uns in seiner bedeutsamkeit durch Heusler wider nahegerückt worden, und die untersuchung über das Brünhildenlied macht jetzt in musterhafter weise die probe aufs exempel. solange nicht für jedes mhd. epos ein ähnlicher versuch gemacht ist, schwebt es noch in der luft. natürlich wird es sich meist nur um möglichkeiten handeln; aber es gilt, endlich einmal aus dem fruchtlosen blofsen negieren der alten

liedertheorie herauszukommen. seit sie überwunden ist, pflegt man die lieder mit scheuer ehrfurcht als etwas wesenloses und ungreifbares, halbmythisches anzustaunen. jeder versuch, sie aus ihrer nebelhaften ferne heranzuziehen, wird als unkritischer vorwitz angesehen. diese enthaltsamkeit ist vom übel, genau so wie die frühere übergrofse zuversicht. es existiert noch keine mhd. litteraturgeschichte, solange man einfach aufzuzählen weifs: es gibt an volksepen 1) das Nibelungenlied, 2) die Kudrun, 3) Wolfdietrich A etc. — solange man nicht mutig und ohne scheu vor dem irrtum die entstehungsgeschichtliche frage für jedes einzelne dieser werke stellt und darauf theorie und chronologie gänzlich neu aufbaut.

Die heldenepen haben aber nicht nur eine vorgeschichte, sondern auch eine nachgeschichte, und meist sind es späte etappen aus dieser, die uns durch die erhaltenen reste verkörpert werden. also gilt es weiter, mit ernst an die frage heranzutreten: was für verschiedene gestalten der einzelnen werke hat es gegeben? und wie haben diese ausgesehen? es sollte in zukunft kein epenstammbaum mehr aufgestellt werden, ohne dass man sich genaue rechenschaft darüber gäbe, mit welcher litterarischen realität man es jeweils zu tun hat: alter und heimat eines verlorenen denkmals wird man höchst selten bestimmen können, aber darauf kommt es hier auch viel weniger an als auf die form, die specifische stoffgestaltung, die litterarische abhängigkeit. man wird sich bemühen müssen, die ausgedehnten stammbäume zu revidieren. ihre zahlreichen äste und zweige gleichen meist ebensoviel nummern einer verlustliste, und ehe man der poetischen productionsfreude des 13 jahrhunderts soviel aufbürdet, sollte man versuchen, sich gewissenhaft von jedem postulierten gedicht ein bild zu machen.

Diesen, wie ich glaube sehr fruchtbaren, gesichtspunct ganz durchzuführen und einer umfassenden behandlung der mhd. heldenepik zugrundezulegen, wäre eine aufgabe, die viel gröfseren raum erforderte, als mir zur verfügung steht und, wie ich offen bekenne, auch ganz anderes rüstzeug. das mafs philologischer einzelarbeit, das wenigstens auf den minder betretenen gebieten noch voranzugehn hat, ist sehr beträchtlich. ich will also im folgenden mehr andeuten als ausführen, und mich nur auf ge-

bieten bewegen, auf denen ich mich subjectiv sicher fühle. dadurch soll eine anregung gegeben werden, sich mit der lösung solcher aufgaben ernstlich zu beschäftigen, und das oberste mafs des erreichbaren bezeichnet sein. ich denke mir erwägungen und zeugniskritiken dieser art auch als ganz erspriefslichen stoff für akademische übungen. wir sollten wenigstens versuchen, bei jedem heldenepos den weg nachzugehn, den es von dem ersten liedhaften anfang bis zu der vorliegenden gestalt beschritten hat.

Unter den stoffen der heldenepen sind zu scheiden:

1) Alte liedstoffe der völkerwanderungszeit oder der nächstfolgenden jahrhunderte. aus solchen sind hervorgegangen: Nibelungenlied, Dietrichepen, Wolfdietriche, Walther, Kudrun.

2) Jüngere liedstoffe des 13 jahrhunderts. sie liegen zugrunde dem Biterolf, dem Ortnit, den Rosengärten, dem Eckenlied.

3) Epen ohne directe liedhafte grundlage (doch nicht immer ohne jede liederkenntnis); Klage, Virginal, Alphart, Sigenot. Laurin ist wol an (unepische) mündliche sage angeknüpft.

Ich greife aus der entstehungsgeschichtlich interessantesten 1) und 2) gruppe je ein epos oder eine epenfamilie heraus, deren entstehungsgeschichte noch ungeklärt ist, aber weiterer klärung zugänglich erscheint.

DIETRICHEPIK.

Der grofsartigste stoff den die germanische heldenzeit hervorgebracht hat, ist neben der Nibelungenkatastrophe zweifellos die tragische geschichte des landflüchtigen Dietrich von Bern.

Das verhängnis das über dem grofsen Amelungen waltete, hat sich in doppeltem sinne auch auf die gedichte erstreckt die ihn zum helden haben. sie sind nur in gestalt zweier unorganisch auseinandergerissener teilepen vom ende des 13 jh.s auf uns gekommen, die einen stümper zum vf. haben. und ferner: die armselige flickerei von des Voglers arbeitsweise ist überall mit händen zu greifen, und gleichwol will es nicht glücken, aus der philologischen betrachtung der beiden gedichte verlässige auskunft über seine vorlagen und selbständigen zutaten zu gewinnen. die erfahrung, dass textkritische zerlegungsversuche an

dem einheitlichen gepräge der epen scheitern, hab auch ich von neuem machen müssen.

Der vergleich der deutschen gedichte mit der Thidrekssaga führt auch zu keinem befriedigenden resultat; das zeigen zumal die zwei letzten arbeiten die ihn durchführen. Friese verzichtet auf die formulierung eines festumrissenen ergebnisses, Haupt lässt sich durch die norwegisch-niederdeutsche quelle zu constructionen verführen, die den boden völlig unter den füfsen verlieren [1].

Bleiben wir zunächst redlich im lande, dh. im kreise der oberdeutschen heldenepik des 13 jahrhunderts. die Dietrichdichtung hat sich nicht nur in drei schlechten epen ausgewürkt (ich rechne den Alphart hinzu), sondern hat auch sonst in der litteratur ihrer zeit starke spuren hinterlassen. das oder ein Dietrichepos muss sogar zu den bekanntesten werken des jahrhunderts gehört haben. wir versuchen ihm an der hand solcher zeugnisse nahezukommen. welches war die art, welches die anlage der dichtungen, auf die wir durch sie verwiesen werden?

Wenn Wolfram im Willehalm (die citate lese man in WGrimms Deutscher Heldensage[3] 68 ff nach) spöttisch auf die fabelhaften heldenleistungen Witeges hindeutet, so wird man diese komische übertreibung mit WGrimm gerne auf ein 'volkslied' zurückführen; wenn er von frau Uotes treuem harren auf Hildebrand spricht, so beweist das kenntnis eines liedes, das dem jüngeren Hildebrandslied verwant oder mit ihm identisch war. die frage im Parzival *waz Wolfhartes solt ich sîn?* braucht nur auf das Nibelungenlied gedeutet zu werden. also hier sind aufschlüsse über ein älteres Dietrichepos nicht zu holen.

Anders bei der berühmten stelle über Sibich. dass der verräter ein feigling war, der immer auf der flucht dargestellt

[1] Haupts in vielem so vortreffliche arbeit ist in diesen abschnitten am wenigsten gelungen. wie seltsam berührt das bestreben, aus der historischen Dietrichsage das einzig kräftig liedmäfsige moment zu verbannen das sie noch aufweist, den tod der prinzen und die rache an Witege, und dafür ein exillied zu construieren, das innerlich ebenso uneinheitlich ist wie äufserlich ungestützt. Dröge GGA. 1919, 467 kommt neuestens auch zu einer ablehnung von Haupts und Heuslers (anders geartetem und schön erdachtem, aber leider nicht genügend belegtem) Exilslied und fordert, wie ich früher, eine einheitliche grundfabel.

wurde, ist als altertümlicher zug im gegensatz zur Ths. interessant; solch knappe charakteristik könnte einem lied entstammen. aber Wolfram fährt fort: *doch muose man in flêhen; grôz gâbe und starkiu lêhen enphie er von Ermenrîche genuoc.* diese angabe kann nicht aus der luft gegriffen sein und hat auch gar nichts typisches. sie deutet auf eine quelle, in der Sibich farbiger, individueller hervortrat, als jetzt irgendwo der fall ist, sein verhältnis zu Ermenrich nicht nur, sondern auch zu untergebenen erschien in charakteristischem licht. es war also in deutscher dichtung von ihm ursprünglich viel ausführlicher die rede als jetzt, wo er als schatten über die bühne huscht oder durch spätere willkür unpassend heldische züge erhalten hat. die wahrscheinlichkeit dass ein lied solche details enthielt, ist nicht grofs.

Das Nibelungenlied muss eine ältere Dietrichdichtung gekannt haben. war es ein lied oder ein epos? ich denke doch, das letztere. die allgemeine situation des landflüchtigen Dietrich, der von einer reckenschar umgeben ist, konnte aus einem liede bekannt sein, ähnlich wie dem späten verfasser von Gudrunarquida III; desgleichen konnte ein lied die typen Wolfharts und Hildebrands herausarbeiten. aber die angaben von einzelheiten gehn viel weiter. dem Nibelungendichter ist folgendes bekannt: 1. das typische verhältnis Wolfharts zu Dietrich (1930); 2. das schicksal Nuodungs, den Witege erschlagen hat (1637); 3. Dieterichs verhältnis zu Herrad; 4. — dies der wichtigste punct — eine ganze schar Wülfinge. ihre namen könnte der Nibelungendichter ja zum teil erfunden haben, die Wichart, Ritschart, Gerbart geb ich schliefslich preis; aber Sigestab und Helferich treten so hervor, dass ihnen schon in der vorlage wichtige functionen zugekommen sein müssen. Helferichs rolle in einem älteren Dietrichepos rückt in kräftige beleuchtung, wenn ihm der Nibelungendichter die ehre des sieges über Dankwart zuerteilt.

Die Klage muss den letzten zweifel darüber beseitigen, dass bald nach 1200 ein Dietrichepos vorlag. sie kennt zwar nur noch Wicnant als neuen Amelungenkämpfer, den sie schliefslich aus eigenem beigegeben haben könnte; wenn sie aber zu Wolfwin dessen vaternamen Nere fügt, so zeigt sie kenntnis einer weiteren

persönlichkeit, die den liedern sicher fremd war, und greift in die Wülfingengenealogie ein.

Entscheidend für die ganze frage ist aber jene bekannte stelle der Klage, die ich schon einmal Zs. 54, 365 ausgehoben habe. ich knüpfe an sie freilich jetzt nicht mehr all die schlussfolgerungen von ehemals. aber das wird man mir zugeben: die ausführliche darlegung der situation des nach unglücklicher schlacht zu Etzel flüchtenden Dietrich kann von dem vf. der Klage weder frei erfunden noch einem lied entnommen sein. welches ausmafs hätte ein lied haben müssen, das diese eine scene (in der farblosen nacherzählung über 30 verse!) zu solcher länge anwachsen liefs, alle Amelungenhelden kannte, zeit fand, von Herrad, von Nuodung etc. zu erzählen! man sieht, auch der einwand, dass es eben mehrere lieder gegeben habe, kann nicht verschlagen, denn es handelt sich nicht nur um quantitativ, sondern vor allem auch um qualitativ unliedmäfsige bestandteile um details und episodenwerk.

Die meisten belege betreffen die eigentliche Rabenschlachthandlung; doch Herrad gehört an die seite des verbannten Dietrich, und die charakterisierung Sibichs an den anfang der exilsgeschichte. nimmt man Wolframs zeugnis und das des Nibelungenkreises zusammen, so gelangt man auf ein epos, das von der vorgeschichte der flucht bis zu Dietrichs rückkehr zu den Hunnen erzählte.

Die zeugnisse stocken dann ein paar jahrzehnte, um im Biterolf zu ungeahnter ergiebigkeit anzuschwellen. der vf. dieses wolcompilierten gedichtes hat auch einen ausführlichen bericht über Dietrichs schicksale vor sich gehabt. an dem epencharakter seiner vorlage wird niemand zweifeln.

Zunächst kennt der Biterolf eine grofse anzahl von persönlichkeiten des kreises. da treten an die seite des jungen Dietleib die jugendlichen söhne Etzels, Erpf und Ort. die italischen helden erscheinen in vier gruppen geteilt: die Berner um Dietrich, unter ihnen neben Hildebrant und Wolfhart vor allen wieder Helferich. die Rabener um Ermenrich, Witege Heime und Saben, von dessen auftreten gegen die Amelungen 6375 in etwas dunkeln worten die rede ist, dessen identität mit Sabene *Sibechen sun* (10995) aber doch nicht wahrscheinlich ist. von Mailand kommen Rienolt und Randolt; in der gesellschaft der

beiden Harlunge erscheinen Eckehart, sein vater Hache und Rimstein — zweifellos jener verräter, der in Dietrichs Flucht an ihrem ende mit schuldig erscheint.

Diese namen bergen zum teil handlungselemente in sich, die dem vorliegenden Dietrichepos zugesprochen werden müssen. schattengestalten wie Saben von Ravenna rücken dadurch in nähere beleuchtung oder zeigen doch wenigstens ihre eingewurzeltheit in dem sagenboden, auf den sie nicht erst die willkür des Voglers verpflanzt hat.

Von Erpf und Ort erfahren wir hier zum erstenmal; aber nur scheinbar so wenig wie in den paar versen 3332 ff ausgesprochen ist. in wahrheit braucht man den Biterolf nur aufmerksam zu lesen, um ein vollgültiges zeugnis über die schicksale der knaben zu erhalten, die dem dichter aus seiner quelle bekannt waren.

3503. Dô er von dem künege gie, dô hiez er vaste hüeten hie
des knaben daz er iht von dan rite mit den sînen man:
wan daz er wol an im ersach, daz im vil leide dran geschach,
daz er in rîten niht enlie. dâvon hiez er sîn hüeten hie.
diu huote werte zwêne tage, daz was des jungen heldes klage;
iedoch bereite er sich dar zuo vil harte tougenlîchen duo.
sînen knaben den tete er kunt, daz er in vil kurzer stunt
nâch den andern wolde varn, swie sêre ez Etzel hiez bewarn.
Der knabe sîn gewæfen nam. er îlte, alse im dô gezam,
daz der degen guote kom ûz der Hiunen huote
vil fruo an einem morgen. doch was er in den sorgen
daz er in dem land der wege niht erkande.
er kom zer Tuonouwe dan: dâ lônte er einen schefman,
daz er in über brâhte. wie balde er dô gâhte
von dem urvare dâ! schiere kam er ûf die slâ
dâ daz her hine reit: des was er frô unde gemeit.
3823. Der künic frâgen dô began: 'wie habent die geste mîn getân,
die küenen hergesellen? ist aber uns ir ellen
ze frumen iht gestanden? wir haben in den landen
verlorn einen jungelinc, daz mir alliu mîniu dinc
niht sint sô swære, ob er geriten niht wære
ân urloub von uns hinnen'.

Dietleibs für Etzel so betrübliches verschwinden ist natürlich nur scheinbar: alsbald kann er über dessen verbleib beruhigt werden. aber die nachahmung der Rabenschlachtsituation im ganzen dürfte schlagend sein.

Auch sonst fehlt es nicht an inhaltlichen momenten, die

uns bekannt vorkommen. Hildebrand ist ordner der scharen, eine grofse teichoskopie findet statt (s. u.). anderwärts werden situationen des Dietrichepos nicht ausgeschrieben, sondern vorbereitet, was auf ebenso intime kenntnis hindeutet. so die feindschaft Witeges und Heimes gegen die Wülfinge (10626, 10912 uö.). der spätere conflict ist schon hier mehrmals hart am ausbrechen. in welchem lichte der vf. wol Witege sehen mochte? offenbar in zweifelhaftem; er ist ihm zwar *der êren ingesinde* (165), aber doch auch *der unguote* (11156). also eine ähnliche mischung, wie sie das älteste deutsche zeugnis für die ermordung Diethers bietet: bei dem Gärtner ist er *der küene und der unsitege.*

Auch im Rosengarten A 228 tut Witege eine äufserung, die die feindseligkeit der Wülfinge gegen ihn beleuchtet; diesem dichter muss ein epos vorgelegen haben, in dem Witege in fehde vor allem zu Dietrichs mannen stand. vorbereitende motivierung (wie später noch der Vogler) sucht derselbe vf. dafür, dass Witege Schemming, das frühere ross Dietrichs, in der Rabenschlacht reitet: Dietrich schenkt es ihm im verlauf der Rosengartenkämpfe. die Rosengärten kennen in bevorzugter stellung den jungen Sigestab, der in D VII, 263 ff auch zum helden eines seltsam pointelosen abenteuers wird: er *phliget der schiltwaht* und stöfst dabei mit Rienolt von Meilant zusammen, es entspinnt sich ein kurzes gefecht, das am nächsten tage seine fortsetzung findet. also das motiv der nächtlichen streife, wobei Rienolt der wachmann der gegenpartei ist. wir werden dies motiv überreichlich in der Dietrichdichtung vertreten finden.

Auch sonst zeigt sich Rosengarten D wolbeschlagen in diesem kreise. Amelolt nimmt nach Dieterichs scheiden Bern und die dort zurückgebliebenen in seine hut. Nuodung ist bereits von Witege erschlagen. beides muss in einem vorliegenden Dietrichepos gestanden haben. wenn freilich der Berner dem scheidenden Witege den eid abnimmt, nichts gegen ihn zu unternehmen (*Mîn lîp der sî verwâzen, briche ich den eit*), so ist das wol aus einer uns bekannten quelle entlehnt, dem Alphart, denn dicht daneben steht die notiz: *daz kam sider ze leide dem jungen Alphart.*

Das Alphartgedicht selbst, dieses einzige beispiel für deutsche 'vasallenepik', ist natürlich für unseren zweck eines der aufschlussreichsten zeugnisse. str. 27 und 42 ist da der eide

gedacht, die Witege und Heime geschworen haben, 39 ihrer speciellen feindschaft gegen die Wülfinge. Heime ist der bote Ermrichs, der fehde ansagt, daneben treten von gefolgsleuten des kaisers noch Rienolt und sein bruder Randolt hervor. Rienolt ist *houbetmeister,* generalissimus, Nuodung auf Dietrichs seite fahnenträger. der Breisacher heldenkreis, Eckehart voran, wird hier sehr plastisch. eine nächtliche streife und ein vorpostengefecht bringen Hildebrand und seine begleiter in gefahr. Dietrich kennt seine anrückenden und vor Bern lagernden bundesgenossen zunächst nicht (392, zu Flucht 2987). sie bringen ihm nicht nur streitkräfte zu, sondern auf wagen und saumtieren geld und gut. die schlacht vor Bern endet mit der flucht Ermrichs und Sabens nach Raben (453), Eckehart fahndet nach Sibich, um rache an ihm zu nehmen (445), vermag sie dann aber wie bekannt erst in der Rabenschlacht zu kühlen; also wider ein fall von vorwegnahme.

Man wird bemerkt haben, dass wir den Alphart durchaus unter die secundären quellen rechnen. er ist uns hier von wert, nicht weil er selbst ein Dietrichepos ist, sondern weil er ein anderes, eben das dem wir zustreben, gekannt haben muss. — Die frage, wie weit alle bisher gesammelten züge einem und demselben epos entstammen konnten, vermag erst beantwortet zu werden, wenn wir zwei secundäre quellen unmittelbareren charakters und wertes befragt haben die wir besitzen, die zwei inhaltangaben älterer Dietrichgedichte im A n h a n g z u m H e l d e n b u c h (AHb.) und in der T h i d r e k s s a g a.

Die beiden berichte haben zu anfang viel gemeinsames, entfernen sich dann aber immer mehr vor einander. der AHb. scheint nur ein fluchtepos zu excerpieren und von einer Rabenschlacht nichts zu wissen; ein hauptargument derer die der zweiteilung des stoffes beim Vogler ein höheres alter zutrauen. aber offensichtlich erzählt der AHb. den schluss aus getrübter erinnerung; so zum mindesten wie er angibt, hätte kaum ein Fluchtepos geschlossen, neben dem noch ein Rabenschlachtepos stand. nur das einzig dastehnde ungeschick des Voglers vermag Dietrich immer wider zu Etzel zurückzuzwingen, wo er, der sieger, sich neue hilfe erjammert. die zweiepentheorie wird schon widerlegt durch die einfache tatsache, dass unsere zeug-

nisse in den meisten fällen kenntnis beider angeblich so ganz unabhängigen gedichte verraten.

Es ist wol kein zweifel: die hier wie dort, in Ths. und AHb. vorgetragene geschichte von Sibichs umwandlung zum verräter und von der ermordung der Harlunge stammt aus sehr nahe verwandten epischen quellen. ich glaube dass bei der belagerung der Harlungenburg viel nordisches eingemengt ist, aber eine epische darstellung lag entschieden schon im deutschen zugrunde. wie sollte man sich ein 'Sibichlied' vorstellen? es ist die typische erfundene vorgeschichte einer heldensagenhandlung, wie sie auch sonst begegnet. der böse ratgeber an der seite des verwantenmörderischen königs ist alt und liedhaft; die novellistische begründung seines schlimmen sinnes modern episch.

In der Ths. reitet Reinalt zu Dietrich, um ihm Ermenrichs schatzforderung zu überbringen; als der könig auf die ablehnung hin zu rüsten beginnt, macht sich Witege als warner heimlich nach Bern auf. Dietrich räumt sein land, ohne den zusammenstoſs mit dem übermächtigen gegner zu wagen, wenngleich nicht ganz kampflos. die rolle Witeges und Heimes in diesem zusammenhang ist mit mistrauen zu betrachten, wie alles was diese helden in der Ths. anlangt. um so sicherer darf man der norwegischen quelle trauen, wenn sie Dietrich ohne widerstand weichen lässt. das ist die einzig vernünftige annahme: er flüchtet zu Etzel und bittet ihn um hilfe, weil er ohne bundesgenossen zu schwach ist.

Würde er, sich zur wehr setzend, von Ermenrich geschlagen, so hätte das seinen guten sinn. aber in allen darstellungen die ihn mit dem räuberischen oheim kämpfen lassen, siegt er ja! so im AHb., im Alphart, in der Flucht. die erfindung die zugrunde liegt, ist insofern nicht ungeschickt, als Dietrichs schlieſsliche flucht zu seinem rein menschlichen ruhm ausschlägt. er hat Ermenrich besiegt, da jagt ihm der gegner 8 getreue mannen ab, die nur vom tode errettet werden können, wenn Dietrich sein land räumt. man könnte sich über die politisch-militärische unmöglichkeit dieser ganzen unterstellung hinweghelfen, indem man etwa sagte, dass da noch ein altertümlicher, ganz einfachen machtverhältnissen entwachsener zug germanischer heldendichtung durchschimmere. aber erstens lässt sich eine solche gänzliche entrealisierung der historischen verhältnisse Theoderichs nicht

erweisen, und zweitens bleibt immer der haupteinwand: warum hat sich die Ths. diese kämpfe, diese gelegenheit zur ausschmückung des charakters ihres helden entgehn lassen? auf diese frage gibt es eben nur éine antwort: weil die quellen des sagaschreibers von ihnen nichts wusten.

Ich seh in der inhaltlichen abweichung der Ths. vom AHb., in dem mehr das dieser bietet, einen deutlichen erweis für schichtenbildung innerhalb der Dietrichepik. die episode des kampfes mit Ermenrich, die gefangennahme der mannen, die begründung der landflucht stellen eine jüngere schicht dar, die später einem älteren epos aufgelegt wurde, und zwar aus zwei gründen: erstens um Dietrichs ruhm zu erhöhen; zweitens um die feindschaft zwischen Witege und Dietrich zu begründen, die sich gegen schluss der Rabenschlacht zum centralen motiv auswächst.

Was noch folgt stimmt im AHb. gut zur Ths. die stationen der landflucht, die aufnahme bei Etzel. dann klafft in der saga eine lücke: 20 jahre vergehn, ehe Dietrich den versuch zur rückkehr unternimmt. es ist leicht zu erraten wie diese angabe zustande kam. der compilator wüste aus str. 1 des jüngeren Hildebrandsliedes, dass das exil 32 jahre gedauert hat. dass seit der Rabenschlacht 12 jahre verflossen sind, als die katastrophe über die Nibelungen hereinbricht, sagt die Klage, und dasselbe wird auch auf irgend einem wege dem vf. der Ths. zugekommen sein; also ein höchst einfaches rechenexempel. der sagaschreiber hatte diese zeit nötig, um Dietrichs weitere taten unterzubringen. aus dem einschnitt zu schliefsen, dass mit dem bericht von Etzels rüstungen gegen Italien eine neue, dh. bisher noch nicht benutzte quelle einsetze, wäre ganz verfehlt. was wäre das für ein merkwürdig leeres epos, das nur die ereignisse Ths. 169, 18—179, 13 erzählte? auch Dietrichs Flucht zeigt ja nur ein willkürliches aufhören, keinen irgendwie innerlich gerechtfertigten und organischen abschluss.

Von dem heereszug Dietrichs an fehlt das zweite vergleichsobject. nur die Ths. steht als ältere quelle zu gebote. das wesentliche ihres verlaufs ist oft hervorgehoben worden: die Etzelsöhne und Diether ziehen als krieger mit, Helferich soll ihnen zur seite stehn. der schlacht bei Gronsport geht eine nächtliche streife voraus, bei der Hildebrand mit Reinald zu-

sammentrifft, zelte und fahnen mustert und vorpostengefechte besteht. Nudung, Helferich, Wolfhart fallen, die Etzelsöhne und Diether bleiben im gefecht mit Witege, dem sie als vollbürtige kämpfer entgegenstehn, der sich aber eines hinterlistigen kampfmittels zu bedienen scheint.

Unsere aufgabe ist nun, mit hilfe dieser auszüge und jener reflexe in der mhd. litteratur näheres über die schichten der Dietrichepik zu ermitteln. zwei grundsätze stellen wir an die spitze: 1. es ist von einem einheitlichen epos auszugehen, 2. es sind nicht mehr entwicklungsstadien anzunehmen als die unstimmigkeit der überlieferung schlechterdings zur notwendigkeit macht. durch solches verfahren wird vielleicht nur eine untere grenze angegeben, das minimum dessen was an Dietrichepen vorhanden gewesen sein muss. aber man bleibt der wahrscheinlichkeit näher, wenn man unsere verluste sich nicht ins ungemessene steigern lässt. wir unterscheiden also die einfache ältere gestalt (I) dieses epos, die den kampf vor der landflucht und das gefangenschaftsmotiv noch nicht kannte, und eine um diese bestandteile erweiterte gestalt (II).

Der anspielung Wolframs geschieht genüge, wenn man ein gedicht annimmt, in dem von Sibich so ausführlich die rede ist wie in Ths. und AHb. Nibelungenlied und Klage scheinen in manchem von der angabe der saga abzuweichen. das zwingt aber nicht, verschiedene epische quellen anzunehmen. dass im Nibelungenlied Wolfhart und Helferich auftreten, die nach der Ths. in der Rabenschlacht gefallen sein müsten, beweist nur, dass beide helden der Nibelungenvorlage des redactors nicht angehört haben. die bequeme und willkürliche art, mit der sie in der Ths. beiseite geschoben werden als man sie nicht mehr braucht, ist ja nicht vereinzelt.

Ob dieses ältere epos ausgedehnt genug war, um das ganze namenmaterial für den Biterolf zu liefern, könnte an sich schon zweifelhaft erscheinen. abweichungen von dem vorstellungskreis der Ths. machen die annahme völlig unzweifelhaft, dass hier eine in entscheidenden puncten anders geartete vorlage benutzt wurde.

Oefter schon hat man auf die inconsequente gestaltung des ausrittes der Etzelsöhne in der Rabenschlacht verwiesen. Friese hat s. 132 ff die einzelheiten nochmals beleuchtet. seine folge-

rungen über die entstehungsgeschichte des gedichtes leuchten mir nicht ein, wol aber seine forderung: es müsse eine zwischenfassung des kampfberichtes bestanden haben, in der die prinzen nicht mehr wie in der Ths. als erwachsene ritter in den streit zogen, sondern als jugendliche wagehälse erschienen, die, wenngleich voll bewaffnet, der 'huote' entwichen waren. ich denke, jede wünschenswerte bestätigung dieser forderung wird jetzt geliefert durch die vorhin angezogene Biterolfstelle. also diesem epos lag eine andere fassung der Rabenschlachtscene vor als der Ths.; die knaben hiefsen noch Erpf und Ort. auch darin war das gedicht eine mittelfassung.

Es lässt sich bei unserem geringen zeugnismaterial nicht strict erweisen, dass auf eben dieser epischen stufe jene erweiterung der fluchtfabel vorgenommen wurde. aber wir wollen hier wie gesagt den einfachsten möglichen stammbaum aufstellen. aus diesem grunde möchte ich auch für den Alphart eine eigene vorlage nicht annehmen, sondern ihn als ableger von II erklären.

Ich denke mir den Alphart so entstanden, dass der in II erzählte tod eines wackeren Wülfings, dem Dietrich rührende klagen nachsandte, zum centralen ereignis gemacht wurde. Witege, als mörder halberwachsener (aber kämpfender und gerüsteter) junger helden berüchtigt, wird als sein gegner auserkoren, vermag ihn aber nur mit Heimes hilfe zu bezwingen. (hatte vielleicht Witege einstmals auch in der Rabenschlacht einen genossen zur seite? das wäre dann wol Rienolt gewesen, vgl. die seltsame äufserung über ihn Rab. 1123.) der feldzug Dietrichs gegen Ermenrich, der in II schon feststand, wurde nun als rachezug für Alphart aufgefasst, mit Dietrichs siege bricht die darstellung natürlich ab. ob direct oder indirect, Alphart darf uns als vertreter der schicht II gelten.

Hat nun auch der Vogler aus dieser quelle geschöpft? und wie erklärt sich der merkwürdige charakter seiner gedichte?

Zweierlei steht von anfang an fest: er erzählt nicht alles was er aus seinen quellen weifs, und nicht alles was er weifs erzählt er aus seinen quellen. Sibich und Ermrich sind ihm schlechthin gegebene gröfsen, mit denen er sich, von verwünschungen und typischen zügen abgesehen, nicht weiter beschäftigt. er weist auf tatsachen nur eben hin, die in einer ihm bekannten älteren dichtung sicher ausführlichst berichtet wurden.

allein schon die erwähnung von Friedrichs zug nach dem Wilzenland liefert den ausreichenden beweis, dass ihm die in der Ths. skizzierte vorgeschichte bekannt war (oder findet sich ein verfechter für ein 'Friedrichlied'?), und dass er vielerlei verschwieg. denn diese tat Ermrichs ist ebensowenig ohne Sibichs anstiften denkbar wie die ermordung der Harlunge, bei deren erwähnung der Vogler des verräters noch gar nicht gedenkt. alles was er von der vorgeschichte weiſs, lässt er geflissentlich beiseite, weil er seine törichte genealogie im kopfe hat, die einer weiteren einleitung natürlich keinen raum mehr lässt. die endliche nennung Ermrichs und Dietrichs veranlasst ihn sofort dazu, mit der erzählung von deren zusammenstoſs zu beginnen.

Diese genealogie ist nun aber zum verständnis seiner absichten wichtig. er nennt sein erstes gedicht 'das buch von Bern'. also eine chronik soll es sein (so schon Vogt im Grundriss[2] II 247), daher wie bei einer localgeschichte zunächst ein überblick über die könige, daher auch die reimpaarform. die Rabenschlacht hat mit Bern gar nichts mehr zu tun, das mag ein grund für ihre verselbständigung gewesen sein. kein zweifel dass der vf. sich in dem zweiten gedicht in einem ganz anderen, viel engeren abhängigkeitsverhältnis zur quelle befindet. wenn man von dem mittelteil, der phantastischen schlachtschilderung, absieht, stimmen alle hauptmomente zu dem handlungsschema der Ths. die reconstruction der quelle ist dabei verhältnismäſsig leicht.

In der Flucht wären etwa die ersten 2500 verse als unquellenmäſsig zu streichen. von v. 5600 etwa an, also dann noch auf 4500 verse hin, beginnen wider unsinn und willkür das scepter zu führen. hat es schon vorher an lästigen widerholungen nicht gefehlt, so beginnt der Vogler jetzt das ausschreiben seiner selbst zur methode zu erheben. natürlich besteht die möglichkeit, dass in diesem complex noch quellenzüge begegnen, die von anderer stelle hierher verpflanzt sind. dazu rechne ich die verlobung mit Herrad samt der vorhergehnden besprechung mit den vertrauten; das alte spähermotiv, das 6141 ff besser ausgenützt wird als an früheren stellen, und schlieſslich Alpharts tod, der einst dem auszug aus Italien vorhergieng.

Was bleibt sind etwa 3000 verse, denkbar schlecht er-

zählt, voller lücken und widersprüche und mit frevler verballhornung der schönsten epischen scenen. dabei heben sich diese relativ älteren und echteren partieen aber wie gesagt formal in keiner beziehung von ihrer umgebung ab. mag der Vogler da und dort eine wörtliche wendung haben stehn lassen, im ganzen haben wir hier eine durchaus von ihm stilisierte, sehr eilige und auszugsmäfsige nacherzählung der fluchtteile eines älteren gedichtes. aus der beschaffenheit von DFl. dürfen wir also auf die der vorlage keinerlei schluss ziehen. auswahl, disponierung, tempo der darstellung und schliefslich zweiteilung des stoffes können nur auf rechnung des elendesten der stümper kommen. ein entscheidender grund dafür, dass ihm ein anderes Dietrichepos vorlag als II, vermag nicht angeführt zu werden.

Wir können nun wagen, eine geschichte der deutschen Dietrichdichtung zu skizzieren.

I. Um 1200 bestand ein gedicht, das die ereignisse von Sibichs verrat bis zu Dietrichs rückkehr ins Hunnenland in gedrängter form erzählte. über das zeitmafs der darstellung und über die detailfülle gibt ein schattenhaftes bild der abschnitt der Klage und die tatsache, dass eine ziemliche anzahl von helden Dietrichs, mindestens vier, bereits mit selbständigen rollen ausgerüstet waren. bezeugt sind folgende züge und namen: Sibichs abfall und charakter; verrat an Eckehart und den Harlungen. Rienolt (Ths.; Alphart: Heime) zu Dietrich gesandt. Dietrich tritt vor seine mannen (Ths., Alphart), nimmt abschied von Bern, besonders von den frauen (Flucht, Ths.), zieht die Alpen hinauf nach Bechlarn (AHb., Ths.) zu Rüdeger, Helche, Etzel (ebda). Dietrichs trauer; Herrad wird ihm angeboten, beratung mit den mannen (Flucht), ausrüstung eines hilfszuges, darunter der königssöhne Erp und Ort und Diethers. Helferich tritt ihnen zur seite (Ths., Rab. 220 uö.). feldzug nach Italien, schlacht bei Ravenna, streife Hildebrands, die ihn mit Rienolt (Ths., Rab. 474 ff. 581, Ros. D VII 263) zusammenbringt. teichoskopie, vorpostengefecht. in der schlacht fällt der fähnrich Nuodung durch Witege (Nibl., Alphart 418, Ths.). Wolfhart wird verwundet (durch Rienolt? Ths., Rab. 625 ff). Witege erschlägt die kinder Etzels und Diether. ihre wunden am rücken (Ths., Rab. 900). an Dietrichs seite treten in der schlacht auf Sigestab, Wolfwin, Nere und vielleicht noch einige der im Nibl.

genannten helden. Helferich ist der unglücksbote (Rab. 877). verfolgung Witeges durch Dietrich, der feueratem des Berners (? Ths.). Dietrich kehrt nach dem Hunnenlande zurück, versöhnung mit Etzel durch Rüdeger (Klage).

Ob eine phantastische ausgestaltung der schlacht bereits angebahnt war, stehe dahin; dass am kampf in Rab. und Ths. Walther von Spanien teilnimmt, kann zufall sein. für die stimmungsvoll, wenngleich nicht altertümlich anmutenden verbrämungen des tragischen schicksals der königssöhne, traum der mutter, heimkehr der ledigen pferde, findet sich auf dieser stufe keine bestätigung.

Vom vierten jahrzehnte an ist eine erweiterte fassung II bezeugt. kennzeichnend für sie sind in erster linie das sehr vergröſserte personal, die einschaltung des kampfes mit Ermenrich vor der landflucht und des gefangenenmotivs, schlieſslich die unterstreichung der kindlichkeit der Etzelsöhne und die damit schon beginnende verweichlichung ihrer todesscene.

Neu hinzugekommen sind Ribstein als verräter an der seite der Harlungen, Randolt als begleiter Rienolts (er wird in der Flucht zum boten), Saben Sibichs sohn und Saben von Ravenna (Bit.). der neu eingeschobene handlungsteil bringt folgende inhaltlichen elemente: Dietrich, gewarnt (durch Randolt, Heime?) vor Ermenrichs räuberischen plänen, schlieſst sich zu einem feldzug mit Eckehart zusammen, der die Harlungen rächen will. mit einem heer kommt er über die Alpen (Alphart) zu Dietrich, der zunächst die hilfstruppen verkennt (Flucht, Alphart). es kommt zur schlacht, der eine nächtliche streife vorangeht, Hildebrand wird dabei in kämpfe verwickelt (Flucht, Alphart. dieses motiv trat in dem epos II also bereits doppelt auf, denn es war aus dem späteren teil der handlung bezogen). in dieser schlacht fällt Alphart und wird von Dietrich lebhaft beklagt (Fl. 9533 ff). der Berner bleibt siegreich, Ermenrich muss fliehen, sein sohn Friedrich und viele andere werden gefangen (Fl., AHb.). darauf werden nun aber 8 (Fl. 3629—42, AHb.) helden Dietrichs, die einen transport von schätzen weither geleiten sollen (cf. Alphart) durch Witege den Wülfingenfeind gefangen genommen. Ermenrich droht sie zu hängen, wenn Dietrich das land nicht räumt (Fl. 3826, AHb.). Dietrich muss zu fuss davon (4402, AHb.), Amelolt übernimmt die fürsorge um die zurückbleibenden getreuen (Fl.,

Ros. D), Dietrich flieht ins Hunnenland. die schöne erkennungsscene mit Rüdeger im AHb. spiegelt das alte sicherlich besser wider als die verworrene schilderung in der Flucht.

Wesentlich geringer sind die abweichungen die sich im zweiten teil des gedichtes einstellen. welchen allgemeinen umfang die Rabenschlacht einnahm, können wir auch hier nicht ermessen. die jetzigen, gar zu phantastischen paarungen berühmter gegner verboten sich schon dadurch dass es noch keinen Biterolf und keinen Rosengarten gab. natürlich gieng Hildebrands streife voraus, die ihn mit Rienolt zusammenführte. und Eckehart gedachte auch in dieser darstellung der rache an Sibich und strafte den gefangenen in der bekannten grausamen art (Alph. 445, Rab. 863 ff). würklich greifbar wird uns aus diesem älteren schlachtbericht aber nur der auszug der Etzelsöhne. der vater hatte sie dem heere mitgegeben unter der ausdrücklichen weisung, sie nicht selbständig in den kampf eingreifen zu lassen, was doch ihr glühender wunsch gewesen wäre. eine zeitlang bewachte man sie, dann gelang es ihnen, *der Hiunen huote* zu entfliehen. sie hatten sorge, auf den rechten weg zu kommen, gelangten aber endlich auf die spur des heeres (in der nähe eines grofsen wassers? — alles nach Bit.). dem zusammenstofs der jungen, aber wolbewaffneten helden gieng ein scheltgespräch mit Witege auf der *grüene* voran (Alph.). ein Elsan stand diesen knaben nicht zur seite, überhaupt kein hüter der ihres entweichens wegen in ungnade fallen konnte. kann sein dass Helferich die rolle des pflegers noch inne hatte wie im alten epos, manches in der Rab. würde darauf deuten. auf keinen fall aber war er 'magezoge' oder auch nur ein strenger alter meister. die Elsanfigur schon für die stufe II zu postulieren, verbietet der Ilsan des Alphart, der zwar aus dem Rosengarten stammt, aber unmöglich eingefügt worden wäre, hätte der dichter in seiner vorlage eine fast ebenso benannte, aber ganz anders geartete persönlichkeit angetroffen.

Witeges katastrophe vollzog sich kaum viel anders als ehemals und jetzt. einen widerhall der darstellung von II haben wir im Eckenlied, aber ohne charakteristische einzelzüge. lediglich ein kleiner ausschnitt aus der heimkehrscene wird uns durch den Biterolf beleuchtet. Rüdeger und die seinen treten nach der schlacht vor Etzel, der nach seinen söhnen fragt. 'wir

haben die jünglinge verloren, und nichts ligt uns so schwer auf der seele, als dass sie ohne urlaub fortgeritten sind'. hier ist also durch den Vogler starke umgestaltung eingetreten.

Aus unseren beobachtungen erwächst keine nötigung zur annahme eines verwickelteren stammbaumes als dieses:

dichtung I — dichtung II — $\left\{\begin{array}{l}\text{Alphart}\\ \text{Voglerepen.}\end{array}\right.$ aber, ich betone: eine absolute sicherheit für so einfache abstammungsverhältnisse ist nicht zu gewinnen. éin moment könnte zur einschaltung eines gliedes zwischen II und dem Alphart nötigen: in diesem wie dem sonst nächstverwanten AHb., den wir an sich auch von II abstammen lassen könnten, ist Ermenrich als kaiser bezeichnet. das mag aus einer gemeinsamen vorlage stammen. der Vogler nennt ihn könig und kennt auch nicht die in beiden quellen so auffallende wichtige rolle Eckeharts, die aber sein ungeschick erst verwischt haben mag. seiner zersetzenden und widerum compilierenden art entspricht es ja, dass er keine vasallengestalt rechte farbe gewinnen lässt, und auch in einer art demokratischer gleichmacherei die untergeordneten persönlichkeiten mit wichtigen functionen bedenkt, aus denen er häufig andere erst verdrängt haben muss. neu scheinen bei ihm Jubart, Helmschart, Elsan, Berchtram von Pola; dazu hat er die schon in II begonnene anleihe aus anderen sagenkreisen ins mafslose gesteigert. wie ungeschickt er den zwölfkampfbericht nachahmt, zeigt die gruppierung der kämpfer Fl. 8599, wo er auf die eine seite Gunther, auf die andere Hagen stellt! der kampf zwischen Siegfried und Dietrich in der Rab. hat nichts charakteristisches. dass Dietrich erst den Witege mit Schemming beschenkt (Fl. 7194), scheint kenntnis der Rosengärten auszuschliefsen. vielleicht also ahmte er den Biterolf nach, dem er eine gewisse vorliebe für Dietleib entnommen haben wird.

Der sentimentale ton den der Vogler durch seine vielen 'owê' in die Rab. gebracht hat ist sicher seine verweichlichende neuerung. die starken christlichen einschläge die die Rab. im gegensatz zur Flucht auszeichnen, machen eher den eindruck mhd. epenstils, und sicher altes gut sind die trüben verweise auf die zukunft, die auch dem Alphart eignen. dass die Rab. darin von der Flucht so absticht, muss uns wieder einen wink erteilen über die gänzlich verschiedene methode gegenüber der vorlage

hier und dort: die Flucht vergleicht sich einem leichtfertigen, meist mit eigenen phrasen arbeitenden auszug im stil etwa von Wolfdietrich B II—VI, aus der Rab. allein weht uns noch etwas von dem alten stil der Dietrichepik entgegen; freilich seines geistes nur ein sehr schwacher hauch.

Einen widerklang des alten gedichtes hör ich auch aus einer Biterolfstelle. man weifs aus der Flucht, welche not dem Vogler das reimen auf *Rabene* machte. zum glück ist *Sabene* bei der hand, sonst wäre er ganz hilflos. einst, auf archaischerer reimstufe, konnte ein dichter es sich leichter machen. *er sande ouch hin ze Rabene ze Ermenrîche dem degene* — so list man Bit. 4749 f. diese bindung stammt ebenso wie die vollform Ermenrich aus dem gedicht II.

In welcher form waren nun die epen I und II geschrieben? ich denke, in der sog. Rabenschlachtstrophe. denn ich sehe kein vorbild, das den Vogler gegen ende des jahrhunderts sonst hätte vermögen können, diese altertümlich anmutende form zu wählen. allerdings, die echte gestalt der strophe ist fast ganz aus seinem gedicht verschwunden, sie tritt nur noch auf in den cäsurreimlosen 299. 388. 572. 845. 934. 1032. 1056. 1121. 1122. 1123. assonanzen statt reim haben 453. 494. 983. 1120. schon die unstete folge dieser strophen zeigt, dass das kriterium reimloser cäsur für die scheidung 'echter' und unechter partieen nicht zu verwenden ist. dass aber der cäsurreim dem gedicht erst durch einen letzten bearbeiter (schwerlich den Vogler selbst) aufgeheftet worden ist, lässt sich zeigen.

Von all den mannigfachen stilistischen und formalen beobachtungen, durch die ich der Rab. aufschlüsse über ihre ältere gestalt abzulisten versuchte, hat sich nur eine fruchtbar erwiesen: das gedicht wimmelt von versichernden flicksätzen, die nicht nur einen, sondern oft zwei, drei, vier, ja in zwei fällen alle sechs verse der strophe umfassen (152. 447). die grofse mannigfaltigkeit der dabei angewandten formeln (es sind über 100) vermag die völlige nichtigkeit des inhalts nicht zu verdecken. aber ich glaube beobachtet zu haben, dass in der häufigkeit ihrer verbreitung zwischen den beiden versteilen 1—4 und 5—6 zu unterscheiden ist. hier sind sie keineswegs selten, reichen aber an die dort herschende üppige fülle nicht entfernt heran. ich zähle über 250 fälle (genau 277) solcher beteuerungssätze in den

ersten zwei langzeilenpaaren gegen ca. 60 (64) in der dritten. also ein unterschied von weit über 100%. dort 54 fälle in denen sich die formel über 2 zeilen erstreckt, hier nur 8, also 3/400% weniger. das weist doch mit sicherheit darauf hin, dass ein ungeschickter verbesserer der strophe am werke war. er hat, um den cäsurreim einzuführen, beträchtlich in den älteren wortlaut eingegriffen und ihn, wo es nicht anders gehn mochte, mit bequemen reimbaren flickformeln trivialisierend durchsetzt. es scheint aber leider nicht möglich zu sein, die spuren dieses mannes auch sonst in dem gedicht zu verfolgen. ich glaube also kaum, dass er auch als interpolator tätig war. die paar fälle von ungereimten cäsuren hat er entweder übersehen oder sich keinen rat gewust; mehrmals handelte es sich dabei um reime auf Witege: die hübsche bindung Wernhers kannte er also nicht.

Mit formalen hilfsmitteln lässt sich, das ist also immer wider der weisheit letzter schluss, zu älteren schichten nicht durchdringen; wir können in keinem fall den wortlaut oder strophenbestand des gedichtes II herausschälen, geschweige denn zu I oder noch weiter zurückdringen.

Dennoch sei es gewagt, über die letzte erschliefsbare epische gestalt hinaus die frage nach der liedhaften grundlage des stoffes zu stellen. denn es gibt dafür einen festen anhaltspunct. éin auftritt eines alten liedes springt aus der wüsten, verworrenen fülle des aufgestapelten stoffes hervor. es ist, als ob ein schlechter moderner componist, mit allem orchestralen und contrapunctlichem raffinement der jetztzeit arbeitend, variationen sagen wir über ein Beethovensches thema geschrieben hätte, das man in der trostlosen wüste längst aus dem ohre verloren hätte, das nun aber auf einmal aus dem tönechaos, nicht in seiner ganzen lauteren schönheit, aber doch kräftig und klar emporstiege, die umgebung weit überflügelnd, die einzig wahre musik die durch soviel musicieren zu tage gefördert wird. so würkt die erzählung von Witeges flucht und untergang nach dem erschöpfenden und zerstreuenden bericht von der Rabenschlacht.

Diesen ästhetischen eindruck zu schwächen, dazu haben die beiden stümper, der Vogler und der cäsurreimer, ihr mögliches getan. aber geglückt ists ihnen nicht, die linienführung der ursprünglich grandios einfachen handlung zu verwischen.

und es bleibt bei keinem vagen ästhetischen gefühl: wir haben es hier mit einer scene zu tun, die nach allem was wir wissen in hohem grad den charakter der altgermanischen liedepisode trägt.

Witege flieht, sinnlos vor furcht, den hinter ihm her jagenden Dietrich. in der würklichkeit würde der atemraubende ritt keinem der beiden die möglichkeit geben, zu sprechen, von kurzen zurufen abgesehen; es ist niemand da mit dem sie reden können, und es ist ihnen auch nicht nach reden zumute. in der dichtung erfährt die situation eine stilisierung; die handlung wird in rede aufgelöst, der höhepunct den sie hier erreicht, wird dramatisch ausgestaltet. das ist der stil des alten heldenliedes. Paulus Diaconus, die Edda, das Hildebrandslied können gleichmäfsig zeugnis dafür ablegen. dabei ist der dichter so unrealistisch nicht, zwischen den zwei reitern ein gespräch zu gestalten; er sagt sich, dass wol der verfolgende den fliehenden mit der stimme erreichen kann, aber nicht umgekehrt. deshalb muss er andere einführen, hilfsfiguren denen gegenüber auch Witege zu wort kommen kann. was kann liedmäfsiger sein, als dass plötzlich, ohne jede einführung, Rienolt an der seite Witeges erscheint, mit ihm redet, sich Dietrich dann in den weg wirft, um ihn zu hemmen. Witege verliert diesen redegenossen, dafür beginnt er nun mit dem pferde zu sprechen, dem er lindes heu verheifst, wenn es ihn aus der not trage. und gar als die wogen schon über ihm zusammengeschlagen sind, da hat noch das meer ein ohr um ihn zu hören, und einen mund mit ihm zu reden: ein gespräch mit der meerminne deutet den gemütszustand des geborgenen vollends aus.

Verschiedene epische aufschwellungen haben den alten charakter der episode nicht zu ändern vermocht, noch jetzt verlangt einen ja, mit ein paar energischen strichen diese etwa 55 strophen auf $^1/_3$ zu kürzen. das wäre müfsiges unterfangen. nicht ganz so aussichtslos dagegen erscheint die frage nach dem sonstigen gehalt des liedes, das hier vorauszusetzen ist. denn diese eine scene muss andere mit sich gebracht haben.

An figuren ergeben sich Dietrich, Witege, Rienolt; bekanntschaft mit Schemming und mit Witeges seeischer sippe war vorhanden. doch hilft dies nicht weiter. mit sicherheit lässt sich sagen: fürchtete Witege Dietrichs rache, so hatte er die

Etzelsöhne erschlagen. der bericht von ihrem tode muss logischerweise in dem alten liede enthalten gewesen sein, doch vernimmt auch das angestrengtest lauschende ohr aus der gedehnten, ungeschickten, freilich wider dialogreichen darstellung des Voglers keinen nachhall alter heldenpoesie. so wissen wir auch nicht, wer nach früherer vorstellung unter Witeges schwerte blieb: ob nur die Etzelsöhne oder auch Diether. hatte Dietrich bruderrache zu üben, so begriff sich seine rasende verfolgungswut um so besser. dennoch empfindet man das auftreten des jungen Amelungen als entbehrliche zutat, geeignet, die reinheit des problems zu verwischen. die tragik des liedes bestand ursprünglich nicht darin dass Dietrich seinen bruder verlor; sondern die ihm anvertrauten erben seines königlichen gönners wurden getötet, und er sah damit jede aussicht auf fernere hunnische hilfe zerstört.

War das von jeher die vorstellung des liedes — und ich wüste keinen ernstlichen grund dagegen —, dann müssen wir als weitere scene die trennung der jungen krieger von ihren eltern annehmen. die prinzen konnten Dietrich auf die seele gebunden werden, ohne dass der auftritt in die unheroische weichlichkeit ausartete die ihn jetzt verunziert. haben wir aber zwischen diese abschiedsscene und die beiden kampfbilder nichts weiter einzureihen? kam die Rabenschlacht als solche in dem alten liede ganz zu kurz? ehemals mag das so gewesen sein. ich halt es aber nicht für ausgeschlossen, dass schon die liederdichter und -sänger des 12 jahrhunderts geschmack an der ausmalung von scenen aus dieser berühmten schlacht gefunden haben. war das der fall, so lässt sich zum mindesten éin auftritt aus ihr reconstruïeren: eine der populärsten scenen der ganzen Dietrichepik war bekanntlich jene nächtliche streife Hildebrands, die ihn mit Rienolt zusammenführte. (der held von Mailand ist ja für unser lied gesichert.) ein episches lied das dieses vorpostengefecht zum alleinigen gegenstand hätte, wie es Friese sich denkt, würde den unlebendigen Lachmannschen typus verkörpern. aber als episode kann es dem lied des ausgehnden 12 jahrhunderts angehört haben. nachweislich hieng die würkung der episierten form einer scene nicht zum mindesten davon ab, ob sie sich schon in liedern gefunden hatte. immerhin freilich hat es auch etwas verlockendes, die grofse schlacht sich gewissermafsen ganz zur familienfehde eingeschränkt zu denken.

Dass Dietrichs wahrer gegner in dieser schlacht Ermenrich hiefs, diese vorstellung dürfte sich trotz dem zusammenstofs mit Witege immer gehalten haben. denn von der feindschaft Dietrichs gegen den Gotenkönig wissen ja alle berichte die uns den langen zeitabstand zwischen Hildebrandslied und Nibelungenlied überbrücken helfen. wenn aber Dietrich an Ermenrich rache zu nehmen hatte, so muste das zerwürfnis ebenfalls innerhalb der liedgrenzen vorgeführt werden. dass Ermenrichs übermacht Dietrich zur flucht aus Bern zwang, das wird wol der anfang, die eingangsscene des gedichtes gewesen sein. es gab tatsächlich nach dem berichte des Marners ein lied, das erzählte *wie Dietrich von Berne schiet.* dass der abschied alleiniger gegenstand gewesen sei, wird niemand glauben. des Marners worte kennzeichnen vielmehr nur den anfang, vielleicht begann das lied geradezu mit den worten: *Dô Dietrich von Berne schiet* . . . .

Die empfindsame, wenngleich im epos II sicher packend ausgemalte scene des empfangs der landflüchtigen bei Rüdeger kommt mir zu modern und episch vor. sie hat wol kaum einem liede angehört. auch Herrad ist ausgesprochene epische nebenfigur. so kommen wir zu einem lied aus vier grofsen scenen: abschied von Bern und landflucht; Etzels hilfeleistung, ausrüstung der jünglinge, auszug; tod der Etzelsöhne durch Witege; verfolgung des mörders und untergang im meere. heimkehr und versöhnung auszumalen konnte auch erst den epiker gelüsten. so sehr stoffreich war das lied also nicht, deshalb wol auch nicht sehr umfangreich . . . . doch der wagemut des erschliefsens dürfte schon weit genug geführt haben.

ROSENGARTEN.

Schönbach sieht die gemeinsame quelle von Biterolf und Rosengarten in einer 'alten kampfschilderung'. Siegfried und Dietrich mafsen sich in ihr, vorher und nachher wol auch recken ihrer umgebung, aber von einem systematisch durchgeführten zwölfkampfe war noch keine rede. auf jeden fall erscheint der gegenstand für ein epos viel zu schmal. es gab ein l i e d dieses inhalts, das auch in der Ths. widerklingen mag. von einer nur annähernd wörtlichen oder genauen benutzung ist im Biterolf nichts zu bemerken. der scheltende Wolfhart und der conflict mit Hildebrand stammen aus der quelle, aber wie ungeschickt

hat der dichter diese ehemaligen kernscenen auseinandergezerrt! es ist als wolle er seine vorlage, von der er sich als höfisch gerichteter poet entfernt hält, nach tunlichkeit vergessen machen. eine weitere hat er aber allem anschein nach selbst so ziemlich vergessen: trotz der sehr geringen berührungspuncte mit den nordischen berichten glaub ich doch, dass ihm ein Dietleiblied bekannt gewesen ist. es liegt im charakter der liedhaften litteratur, dass ihre erzeugnisse entweder wortwörtlich ins epos eingearbeitet oder nur ganz obenhin gedächtnismäſsig verwendet werden konnten. dieses ist hier der fall. der Biterolfdichter weiſs schattenhaft von dem dänischen sagenhelden, den wol er erst in die örtliche sphäre der heldensage umlocalisiert hat. diese von Haupt glücklich vermutete entwickelung lässt sich durch den hinweis auf Ortnits verpflanzung an den Alpenrand stützen.

Das andere extrem, nämlich der genausten verwertung eines älteren liedes, treffen wir in der verzweigten Rosengartenepik. es ist hier einer der wenigen fälle gegeben, in denen wir eine entwickelung innerhalb der mündlichen liedtradition deutlich verfolgen können. die kampfschilderung hat ein anderes lied hervorgerufen, das in farbigerer ausgestaltung dasselbe thema behandelte. der kampf spielte sich nunmehr ab im Rosengarten der Kriemhild oder des Gibich bei Worms, und die von haus aus eintönige reihe der kämpfer wurde belebt durch die gestalt des mönches Ilsan.

Jenes motiv könnte schlieſslich anspruch darauf erheben, aus mündlicher 'sage' zu stammen; wolverstanden kann es ihr aber nur ohne beziehung zu gestalten der heldensage angehört haben, auch sonstwie episch eingekleidet war es zunächst nicht. die riesen sind als gegner Witeges und Heimes eingedrungen. für den streitbaren mönch darf man französische herkunft annehmen. wir müssen uns, nach Heuslers überzeugendem vorgang, gewöhnen, auch die dichter und sänger dieser lieder als persönlichkeiten einzuwerten, die mitten im litterarischen leben ihrer zeit standen.

Aus der Ths. erwächst widerum der eindruck, dass schon in diesem mündlichen stadium der überlieferung die zwölfzahl der kämpfe feststand, dass aber kein lied die endlose liste der 24 streitenden erschöpft hat. das lied von Ermenrikes dot zählt

ja 12 genossen auf; aber 12 ist erst die hälfte von 24, und auch von diesem dutzend sind in der mündlichen tradition zwei verloren gegangen. solche personenfülle ist dem liedstil zuwider. wie plagt sich der vf. der Isungenepisode, um nur ein dutzend zusammenzubringen; seine quelle bot ihm also nicht einmal soviel helden dar. diese erwägung ist unmittelbar wichtig für die vorgeschichte der Rosengartenepen.

Die genealogie dieser gedichte wie sie Holz entworfen hat, krankt an einer inneren unmöglichkeit, die man bisher noch nicht erkannt zu haben scheint. sein unbedingtes eintreten für die vortrefflichkeit von A hat allerdings schon bedenken geweckt.

A ist bei ihm das original, von dem alle anderen fassungen abstammen. allerdings nicht ein erhaltenes, sondern ein reconstruiertes A, das jetzt an verschiedenen stellen erweiterungen allgemeiner art erfahren hat. zwischen dieses jetzige A 3 und das original A 1 schiebt er noch eine zwischenstufe ein, A 2, die mit dem original genau übereinstimmen soll, abgesehen von einer einzigen beträchtlichen interpolation: durch einschub von Sabens sendung nach Bern wurde der erste abschnitt des epos um etwa 60 strophen erweitert. von jenem A 1 ohne Saben würden dann alle anderen fassungen abstammen, vor allem O, der stammvater der gruppe F-D-P.

Kann das möglich sein? kann O aus einem solchen epos geflossen sein? sicherlich nicht! hoffentlich nicht! bestünde auch nur die möglichkeit, dann könnte man die hände in den schofs legen und die entstehungsgeschichtliche forschung an heldenepen als fruchtloses beginnen einstellen. der sachverhalt ist dieser: ein gedicht A hat mit einem anderen O den allerallgemeinsten inhalt und ein paar wörtliche übereinstimmungen gemein. der erste abschnitt, den wir in der ältesten A-form noch besitzen, findet in dem gedicht O nicht die leiseste entsprechung (Sigestabs sendung nach Dietleib), trotzdem O sonst nach erweiterung des stoffes trachtet. ein fernerer abschnitt (Ilsans abholung) ist wol in A und O enthalten, derselbe gegenstand wird hier und dort in gleichem versstil und auch in annähernd der gleichen ausdehnung erzählt — es stimmt aber in A und O auch nicht ein wort überein, alles deutet auf gänzlich unabhängige stoffbehandlung. der hauptteil beider gedichte bringt die zwölfkämpfe. abgesehen von der selbstverständlichen gruppie-

rung Dietrich-Siegfried ist bei keinem einzigen kämpferpaar sicher nachweislich, dass es in O nach dem muster von A zusammentrat und mit demselben ausgang focht.

Wenn epische stammbaumforschung überhaupt noch einen sinn haben soll, muss zwei epen von dieser verschiedenheit jegliche nahe verwantschaft abgesprochen werden. nein, O stammt nun und nimmer direkt von A ab! methodisches verfahren wird höchstens die annahme einer gemeinsamen quelle gestatten, auf die beide berichte zurückzuführen sind. diese quelle muss alle oder wenigstens die meisten specialzüge von A entbehrt haben, und was in A und O dem ungefähren inhalt nach übereinstimmt, das war in dem alten werk nur angedeutet, nicht wörtlich ausgeführt.

Also dieses gedicht *AO erzählte von der herausforderung der Amelungenhelden durch Kriemhild oder Gibich und stellte in bewegter scene die entrüstung und erwachende kampfeslust der Berner dar (in diesem zusammenhang gemeinsame strophen). dann wurde in einem satz angedeutet, dass Dietrich und Hildebrand den Ilsan aus dem kloster holten, den abt und mitbrüder unter heimlichen unheilswünschen entliefsen. es folgten nach knappster schilderung des zuges die Rosengartenkämpfe. da aber nur einzelne helden (aufser einigen selbstverständlichen Wolfhart, Walther, Witege, Heime, Ilsan, Schrutan, Eckehart) bezeugt sind, kein kämpferpaar, so bestand in der vorlage sicherlich noch keine klarheit über alle einzelnen gruppierungen. deutlich und würksam hob sich der hauptgegenstand des gedichtes hervor: der streit zwischen Siegfried und Dietrich. da finden sich wider gemeinsame strophen. das ende des straufses und die heimfahrt wurden ganz kurz abgemacht.

So sah das älteste Rosengartengedicht aus. es kann bei solcher knappheit des inhalts höchstens 100 strophen enthalten haben. mit anderen worten: es war ein lied, kein epos. zum epos ward es erst auf der stufe A, die mannigfachste erweiterungen vornahm, die Sabenepisode und Sigestabs sendung einfügte, die Ilsanscene ausbaute und jedem der zwölf paare eine ausführliche kampfschilderung widmete. die anordnung der streitenden ist in A übrigens so ungeschickt, dass man sie nie für das original hätte in anspruch nehmen sollen. das paar Walther-Dietleib hat man, auf das zeugnis der Ths. gestützt, als sagen-

echt bezeichnet. es kann aber doch nur von dem dichter eingeführt worden sein der sich in der erzählung von Sigestabs sendung mit den sonstigen abenteuern Dietleibs vertraut zeigt; d. h. also von dem vf. von A.

Eine andere, vollkommen unabhängige episierung desselben liedes ligt in O vor. die gemeinsamen strophen sind unmittelbare reste der vorlage. offen gestanden würde ich ja am liebsten auf O verzichten und gleich von D sprechen. dann hätte also ein radicaler epischer neuerer das lied durch die einführung Etzels und der seinen zur nötigen epischen breite aufgeschwellt (natürlich im anschluss an den Biterolf, aus dem auch Rüdegers botenrolle stammt). aber, wie bei jedem Rosengartenstammbaum, kommt auch hier F in die quere[1].

Bei unserem Rosengartenlied, einem jungen gebilde aus dem späteren 13 jh. übrigens, liefse sich erfolgreicher als irgendwo der versuch einer reconstruction wagen. ich will darauf verzichten, aber doch wenigstens in den drei eröffnungsstrophen der kernscene vor dem leser den kräftig schlichten ton erklingen lassen, der der sanghaften stoffbehandlung nachzurühmen war[2].

Sîvrit von Niderlande der spranc ûf den plân:
'wâ ist nu der mîne, der mich sol bestân?
vürhtet er sich sô sêre? oder trûwet er niht genesen?
jâ solten wir von rehte die êrsten sîn gewesen.

Des hât er mich versûmet, daz ich der leste bin,
swie stille er doch gebâre, er kumet es niemer hin.
er wil ze allen zîten der küensten einer sîn:
her Dietrich von Berne tuot des hie niht schîn'.

[1] F mit Singer als contamination von A und D anzusehen trag ich doch bedenken. der stammbaum gewänne dadurch freilich verführerische einfachheit:

lied
A D
F P

es ergäbe sich dann auch eine stärkere übereinstimmung in den kämpfergruppen: Wolfharts vorstreit und die paare Asprian-Witege, Schrutan-Heime, Gibich-Hildebrand stünden für das alte lied fest.

[2] ich gebe den Text P wider (Holz unter D 1). mit zuhilfename von A 322 ff liefse sich vielleicht noch eine gröfsere annäherung an den ältesten text erzielen. ich vermute für str. 3 *lît-wîp* (A hat: *wîp*; *lîp*); für 2 *in-în?*

Dô sprach der alte Hildebrant: 'her Dietrich, hœrt ir daz?
iuch strâfet mîn her Sîvrit und ist iu gar gehaz.
gedenket lieber herre hiute sunder nît
ir hôchgeborner vürste waz êren an iu lît'.

NICHT EPISIERTE LIEDER.

Nicht der gesamte liederbestand des 12/13 jahrhunderts ist der epischen aufschwellung unterzogen oder zur epenfüllung benutzt worden. unsere zeugnisse weisen auf folgende in den buchgedichten wenig oder gar nicht herangezogene stücke des spielmännischen repertoires:

1. Hildebrandslied. als dem 13 jh. angehörig nachgewiesen durch den Willehalm 439, 10 ff, durch die Ths., die Wolfdietriche (s. meine darstellung s. 208 f) und den Biterolf, der in äufserst erzwungener weise ein feindliches zusammentreffen von vater und sohn die sich nicht kennen, zu wege bringt.

2. Ermenrichs tod. das nd. lied scheint ganz vereinzelt in unserer tradition dazustehn. es ist aber nur zufall, dass wir diesen stoff gerade in nd. form besitzen. Dietrichs conflict mit Ermenrich war im oberdeutschen zu hause, dort allein ist die verdrängung der ursprünglichen mörder des Gotenkönigs durch den feindlichen neffen verständlich. das zertrümmerte und zersungene lied zeigt aber darin nd. sagenform, dass es sich um die aufzählung von 12 genossen bemüht. im Oberdeutschen kennen diese zahl erst späte denkmäler, für Niederdeutschland bezeugt sie der sagaschreiber. — Ein würklich einleuchtender grund für den rachezug der schar wird nicht angegeben. beachtet man aber das erregende moment des aufhängens, so wird die beziehung zu den Harlungen wahrscheinlich: Dietrich wollte an Ermenrich den tod seiner vettern rächen. der gegebenste gefolgsmann des Berners bei solchem zug war natürlich Eckehart; er versteckt sich jetzt als 'Hardenecke mit dem barte' unter der schar, wurde aber von JGrimm aufgespürt. beachten wir diesen wink, so begreifen wir auf einmal jene seltsame notiz des AHb. (Grimm s. 326), die namentlich in Agricolas widergabe trefflich zu dem postulierten liedinhalt passt: *Der Eckhard wolt sein herren, deren vormundt er was, trewe beweisen, und schuff und bracht also vil zu wegen, dass er mit anderen helden hülffe den Ermentfride wider erwürgte.* Eckehart verbindet sich

mit Dietrich zu einem rachezug gegen Ermenrich — man erkennt nun, dass eine der anregungen zu der grofsen interpolation in dem Dietrichepos II (uns nur durch den Alphart verkörpert) aus unserem lied entnommen ist.

3. Witege, Heime und Dietrich. ein solches lied, im 12 jh. volkläufig, muss kunde enthalten haben über die schwerter der drei helden, die schon Veldeke kennt, über Witeges vater Wieland und das ross Schemming, das die dichter des 13 jh.s so mannigfach beschäftigte. aus einem liede dieser art empfing der vf. des Alphart kunde von der rettung Dietrichs und Heimes durch Witege bei Mutaren. gestützt auf das abenteuer zu Muter in der Virginal hat man den inhalt dieser sage auf die formel 'Dietrichs gefangenschaft bei riesen' gebracht (Jiriczek). in diesem alten lied oder in einer spielmännischen trivalisierung die es ende des jh.s fand, mag von Witeges ungeheuren kraftleistungen die rede gewesen sein (s. o.). man kann es willkür nennen, wenn wir all diese züge in ein lied zu bannen suchen; aber warum mehrere annehmen, da wir nicht einmal vom inhalt dieses einen eine deutliche vorstellung haben? jedenfalls erschienen die beiden helden hier als genossen des Berners und verrichteten kampfestaten, sodass man den inhalt dieses liedes mit dem Marner recht passend als *Heimen ald herrn Witegen sturm* bezeichnen kann.

4. Vielleicht ist hier auch ein lied von Dietrichs drachenkampf einzuschalten. seinen inhalt könnte man allerdings nur einem vergleich zwischen der Baltramepisode des Ths. und dem Rentwinabenteuer der Virginal abnehmen. das älteste zeugnis für den drachenbezwinger Dietrich ist doch wol jene Ortnitstelle, in der auf 'Dietrichs alten ahn' als künftigen erlöser hingewiesen wird. es ist das zugleich der erste greifbare beleg für die genealogische aneinanderreihung der Dietriche, und ich glaube, die beiden vorstellungen hängen eng zusammen. der ältere Dietrich als ahn des jüngeren machte auch diesen zum wurmtöter, und an unserer stelle schimmert offenbar der sinn durch: der ahn des mannes, den ihr ja auch als drachenkämpfer kennt. die verknüpfung der zwei namensvettern könnte ein einfall des Dietrichepikers II gewesen sein, bei dem dann der Vogler schon eine anregung zu seiner ahnentafel gefunden hätte. ich denke aber eher, ein liederdichter ist dafür verantwortlich; den zur

würde eines Wolfdietrichenkels gelangten Berner erhob er alsbald auch noch zum helden einer wanderfabel vom drachenkampf.

5. Die entstehung der eigentlichen Kudrunfabel scheint mir nicht zu erklären, ohne dass man ein Herbortlied postuliert, das auch dem Biterolf vorlag. es ist hier nicht der ort, einer dem mhd. und der Ths. gemeinsamen grundfassung nachzuspüren. jedenfalls ist der deutsche bericht darin ursprünglicher, dass er jede beziehung zu den sonstigen heldensagenkreisen fernhält. vielleicht war das lied in oberdeutschen spielmannskreisen gar nicht zu hause, sondern am Rhein oder in Niederdeutschland.

6. Sicher nur mit einer schattenhaften, halb vergessenen liedfabel haben wir es zu tun, wo von Iring in unseren heldenepen die rede ist. der ältere Nibelungendichter der ihn einführte, verrät keine kenntnis von seinen schicksalen mehr, auch der Iringsweg ist für ihn eine unverständliche anspielung. also war das lied entweder in Oberdeutschland nie heimisch oder um 1150 schon im verklingen.

Die liederliste würde reicher ausfallen, wollten wir hier auch die niederdeutschen zeugnisse berücksichtigen. es hat wol ein motiv- und gestaltenaustausch zwischen nd. und obd. spielleuten stattgefunden, man darf aber nicht für jedes nd. lied ohne weiteres verbreitung in dem eigentlichen heimatbereich der heldenepen annehmen. bezeugt sind für das Oberdeutschland des 13 jahrhunderts folgende liedfabeln:

1. Dietleib. drei liedinhalte scheinen sich aus Haupts ermittlungen zu ergeben: die geschichte von dem auszug des dümmlings und seinem abenteuer mit dem riesenweibe; der zusammenstofs mit dem meerwesen; der kampf mit Walther von Wasgenstein. es wurde schon festgestellt: der eigentlich obd. Dietleibdichter weifs von seinem helden am allerwenigsten. ein besserer kenner war der dichter von Ros. A (nicht etwa der dichter des Rosengartenliedes!), der zwei dieser abenteuer in seine darstellung verflochten hat.

2. Ortnit, oder Hertnit wie er einst hiefs. schon die nahe beziehung zur russischen sage rückt ihn in die nähe Dietleibs, mit dem er gleiche sagenhistorische schicksale gehabt hat. nur ist der Ortnitepiker ein besserer liederkenner als der Biterolfdichter. wir haben zwei Ortnitlieder zu scheiden: ein drachenkampflied wurde schon von dem ältesten Wolfdietrichdichter

verarbeitet. die tat des Ortnitdichters war, dass er den so nach Italien verpflanzten und mit einer undankbaren rolle versehenen nd.-russischen helden im anschluss an ein zweites lied zum helden einer brautfahrtgeschichte machte. durch eine echt spielmännische aber sehr geschickte causale verknüpfung schmiedete er diese mit der älteren drachenfabel zusammen.

Ein Wilzenlied unbekannten inhalts bezeugt uns der Marner. ob es irgendwie heldensagenkreise berührte, ist fraglich.

Auch von Witege wusten die nd. spielleute zu singen. die anspielungen der heldenepen stimmen aber so wenig zu dem berichte der Ths., dass man von norddeutsch-dänischem einfluss hier wol absehen und am wenigsten jenes vorher ermittelte Witegelied einfach als nd. schöpfung betrachten darf. Witeges vater Wieland aber ist nach allgemeiner annahme in Westfalen zuhause, der grofsvater Wate natürlich an der meeresküste. die genealogie Witeges ist also nd. erfindung gewesen und fand erst später den weg nach Oberdeutschland.

LITTERARHISTORISCHE UEBERSICHT.

Im 12 jahrhundert gab es auf obd. boden folgende heldenlieder: Siegfrieds drachenkampf — Siegfrieds horterwerb — Siegfried und Brünhild — Kriemhilds rache. — Dietrich, Witege und Heime — Dietrichs flucht und Rabenschlacht — Ermenrichs tod — Hildebrandslied. — Walther und Hildegunde. — Hilde, Hettel und Hagen. — Wolfdietrich.

In der 2 hälfte des jh.s wurden mehrere dieser gedichte zur epenform erweitert, wobei jedes die althergebrachte germanische langzeilenstrophe auf eigne weise normalisierend anwandte. das epos von Kriemhilds rache bediente sich der Nibelungenstrophe, das Hildeepos der Kudrunstrophe, das Dietrichepos der (3-zeiligen) Rabenschlachtstrophe. (ein beweis von vielen dafür, dass die germ. langzeile von hause aus nicht nur zu 4-zeiligen strophen zusammentreten konnte.) mag sein dass damals auch schon ein Waltherepos in eigener form erwuchs.

Um die jahrhundertwende entstand aus den Nibelungenepos und dem Brünhildenlied (unter beiziehung des liedes von Siegfrieds horterwerb) das epochemachendste werk des ganzen stoffgebietes. sein durchschlagender erfolg zeigte sich nicht nur in der verbreitung, in den massenhaften entlehnungen und anspie-

lungen, sondern auch darin dass die form der Nibelunge Not kanonisch wurde. die Nibelungenstrophe gelangt zur herschaft. nur epen die bereits auf älterer strophischer grundlage beruhen oder höfischen ton anstreben, wagen sich anderer formen zu bedienen.

Anfang des 13 jh.s zeigen sich einige weitere lieder im umlauf. aus Niederdeutschland drang die kunde von dem drachenkämpfer, dann auch von dem brautfahrer Ortnit und dem gewaltigen Russen Ilias. man hörte von dem wackeren Dänen Dietleib, den schon der mündliche gesang in die nähe des lautlich so verwanten Dietrich bringen mochte. dass die liederbildung sich eifrig an des Berners namen heftete, geht aus dem bestreben hervor, ihn, den helden des südostens, mit Siegfried, dem helden des westens, im kampfe zusammenzubringen. (vielleicht verhalf auch erst dieser wettstreit dem helden von Bern zu siegreichen drachenkämpfen.)

Daneben blühte, offenbar vom 2 jahrzehnt an, die epik mächtig empor. es entstand, nach dem Wigalois, aus dem alten lied und der Ortnitdrachenfabel das erste Wolfdietrichepos in der Nibelungenstrophe. es entstand aus dem älteren Dietrichepos heraus ein umfänglicheres gebilde, das, vielleicht angeregt durch das lied von Ermenrichs tod, die ereignisse vor der landflucht breit ausführte. spätestens damals entstand ein Waltherepos, das den helden mit Rüdeger in freundschaftliche verbindung brachte. (der Biterolf kennt diese beziehung und kann sie weder erfunden noch wol aus einem lied entnommen haben.) das Hildeepos wurde ganz neu gestaltet, indem man es zum einleitungsteil eines romans herabdrückte, der ursprünglich nicht in heroischer sphäre spielte. hier zeigte sich die macht des Nibelungenliedes am eindrucksvollsten: die alte Hildestrophe ist das grundmafs des neuen epos, immer aber verfällt der dichter wider in das epische modemafs. dem ersten Wolfdietrich folgte sicherlich bald ein zweiter, der das thema sehr erweiterte, eine selbsterfundene jugendgeschichte vorausschickte und das ganze in enge verbindung brachte mit dem aus den zwei niederdeutschen liedern entstandenen Ortnitepos.

Allmählich, ich möchte doch annehmen früher als 1250, waren lieder- und ependichtung weit genug entwickelt, um einem durch hören und lesen gleich erfahrenen sagenkenner die ab-

fassung eines grofsen heldencompendiums zu ermöglichen, das alle personen des Dietrich- und des Nibelungenkreises umfasste und zwei liedfabeln zu gefäfsen dieses bunten menschen- und motivgemischs machte. die Kudrun kannte auch dieser versierte sagenfreund, wie ich annehmen möchte, nicht, wol aber den zweiten Wolfdietrich (Saben und Berchtung.)

Die liederdichtung hatte ihre lebenskraft noch nicht verloren. nach dem Biterolf trieb das Siegfried-Dietrichlied einen neuen, kräftigen spross: das Rosengartenlied. auch die alte liedtradition von Siegfried kam noch nicht zur ruhe. ein neues lied scheint damals die drei jugendtaten des helden mit seinem Wormser abenteuer combiniert zu haben, indem es ihn die Gibichtochter Kriemhild dem drachen abgewinnen liefs.

Nach den fünfziger jahren mag es gewesen sein, als man auch diesen beiden liedern epenform verlieh. dem Rosengartenlied wurde eine buchmäfsige erweiterung in zwei unabhängigen werken zuteil, die sich jahrzehnte und jahrhunderte lang in gleicher beliebtheit erhielten. das Siegfriedepos kennen wir nur aus der verjüngten form des 16 jh.s, der aber starke inhaltliche neuerungen nicht zuzutrauen sind. auch in diesem epos zeigte sich die allbeherschende macht des Nibelungenliedes: Siegfried ist wol der wildaufwachsende knabe, aber zugleich auch der zu hause erzogene sohn könig Siegmunds. die schatzfabel wird nach dem Nibelungenlied zurecht gebogen, der tod des helden kurz angefügt.

Früher schon wird man in einer neuen, modisch lyrischen und nicht mehr altepischen strophenform, vielleicht auf eine Tiroler localsage gestützt, von Eckes ausfahrt und seinem tode durch Dietrich gesungen haben. auch hier liefs die episierung nicht lange auf sich warten. ob schon in das lied französische romanelemente eingedrungen waren, ob die aufschwellung zuerst im süden oder am Rhein vorgenommen wurde, das steht hier nicht zur frage. greifbar ist nur der ausnehmende und sich durch alle landschaften erstreckende erfolg dieser dichtung, der sich freilich nicht wie beim Nibelungenlied und Rosengarten in vielen erhaltenen fassungen kundtut, sondern in zahlreichen anspielungen, die bis ins 16 jahrhundert reichen. auch die unmittelbare litterarische nachwirkung ist stark: die älteste Virginal entlehnt die form des Eckenliedes und manche inhaltliche elemente. Sigenot ist als eine art vorspiel später beigefügt worden,

auch der Goldemar mag in diese reihe gehört haben. die litterarische zugehörigkeit eines anderen kleinen epos, das eine Tiroler localsage behandelt, bleibt dagegen dunkel: der Laurin stellt sich schon durch seine reimpaarformen aufserhalb der entwicklungsreihe.

Damit ist, sagen wir zu beginn des 8 jahrzehntes, die epische originaldichtung im wesentlichen erschöpft. das Dietrichepos trieb kurz vor- oder nachher noch den seitenzweig des Alphart und gegen ende des jahrhunderts das chronikalische buch von Bern, das bereits die zersetzung eines gröfseren älteren epos und dessen verfall in mehrere bestandteile darstellt.

Die entwickelungsgeschichte hat uns bisher immer nur zu den archetypen der erhaltenen werke geführt. aber sie sollten oft noch einen langen weg beschreiten, bis sie die uns heute vorliegende form annahmen. wir wollen uns auch diese entwicklung klar machen. die anerkannten würklichkeiten werden in der annahme von möglichkeiten vorsichtig machen.

Die einsicht in diesen teil der entstehungsgeschichte des heldenepos leidet unter mangelhafter terminologie und besigelung. man pflegt die stärkeren und weniger starken umbildungen der vorhandenen gestalt eines gedichtes zu bezeichnen, indem man von redactionen oder handschriften spricht. im Nib.lied gibt es aber zb. eine praktisch durchgeführte scheidung der redactionen nicht. A, B, C, D etc. sind hss., zum teil auch redactionen, aber nicht jede hs. verkörpert eine redaction. wenn wir von Nib.lied A sprechen, so meinen wir die schlechte hs. der beachtenswerten redaction oder diese selbst. unter den Wolfdietrichen gibt es eine hs. und eine redaction B. gerade diese gedichtfamilie, und in gesteigertem mafse die der Rosengärten, zeigt, dass die bezeichnung und scheidung der redactionen meist ganz unhistorisch nach dem zufälligen stand unserer überlieferung vorgenommen ist.

Ein heldenepos wurde entweder abgeschrieben, oder umredigiert, oder um- (nach, neu) gedichtet. wir hätten also verschiedene hss., redactionen und dichtungen zu unterscheiden. vom Nibelungenlied haben wir nur éine dichtung; hätten wir die ältere Not, so wäre das eine frühere dichtung, nicht redaction, trotzdem aus ihr das jetzige lied hervorgegangen ist. — Wolfdietrich D ist keine andere redaction als A, B, C, sondern eine

andere dichtung. dass das gedicht aus mehreren anderen neu hergestellt ist, ändert an dieser selbständigen stellung nichts. es ist uns aber überkommen in mehreren redactionen, die man als ac und ef zu unterscheiden pflegt. jede dieser redactionen wird widerum verkörpert durch eine anzahl von hss.

Es macht dann weiterhin noch einen unterschied, ob die verschiedenen dichtungen eines gegenstandes alle auf derselben epischen grundlage ruhen oder nicht. bei den Wolfdietrichen ist das der fall, bei den Rosengärten hab ich versucht, zwei grundepen nachzuweisen. dort bilden also alle dichtungen der ganzen stoffgruppe wenigstens eine familie, man kann von einem epischen archetypus reden. hier haben wir zwei epenfamilien nnd als letzten ursprung nur ein grund l i e d, einen liedarchetypus.

Das verhältnis kann noch verwickelter sein. Eckenlied L, d, as sind in ihrem hauptteil redactionen (a und s drucke, die verschiedenen hss. gleichzustellen wären). von einem bestimmten punct an aber werden alle drei zu eigenen, wenngleich nicht ganz selbständigen dichtungen.

Kennzeichen der hs. ist abschrift ohne gewolltes und erkennbares umarbeitungsprincip. kennzeichen der redaction sind starke und bewuste neuerungen vom formalen und inhaltlichen standpunct aus. kennzeichen der neudichtung ist grundsätzliche umgestaltung der disposition oder wenigstens weitgehnde neugestaltung des wortlautes bei oberflächlichem und vorübergehndem inhaltlichem anschluss. die grenzen sind natürlich fliefsend.

Ernstliche bedeutung für die entwicklungsgeschichte des heldenepos hat nur die umredigierung und die umdichtung. die auf abschrift zurückgehnde leichtere umbildung ist dem heldenepos mit allen handschriftlich überlieferten denkmälern gemein.

Der geringste grad von umbildung den ein gedicht erfahren kann, ist die änderung die sich lediglich innerhalb der einzelnen strophe abspielt. wer grundsätzlich inhaltliche tendenzen in ihm neu durchführen will, wird sich ohne neudichtung von strophen nicht behelfen können. formale änderungen dagegen, die meist einem blofsen abschreiber zur last fallen werden, können sich innerhalb der einzelnen strophe vollziehen. gerade diese sind aber in der sphäre der heldenepen nicht selten. entweder sind sie lexikalisch oder verstechnisch begründet. es gibt abschreiber die altertümlichen oder niedrigen worten zu leibe gehn oder

geflissentlich höfische wendungen einfügen, wie man das zb. der hs. A des Nibelungenliedes nachsagt. im versbau pflegt nicht nur die verschiedene lösung der füllungsfrage und des problems der reimreinheit varianten zu bedingen, sondern auch die häufig wandelbare strophenform. die schwankungen der Nib.strophe in der 8 halbzeile, später auch in den ungeraden kurzversen durch eindringen der stumpfen cadenz ist bekannt genug. seit den untersuchungen von Kraus lassen sich auch die wandlungen des Bernertons besser verfolgen. wie hier neue reime eindringen, so ist in der Nib.str. und den verwanten bildungen der cäsurreim eine häufige secundäre erscheinung, deren planvolle spätere einführung sich nicht immer so zweifellos wird feststellen lassen wie in der Rabenschlachtstrophe. später wurde auf diese art der Hildebrandston in die Heunenweise gewandelt.

Wichtiger werden die umgestaltungen erst, wenn sie den strophenbestand des archetypus zu erschüttern beginnen. beim abschreiben stellen sich wol auch oft belanglose plusstrophen ein. in gröfserer zahl auftretend werden sie selten ein festes princip vermissen lassen.

Diese eingreifenden umbildungen der heldenepen, die uns hier interessieren, können in folgende kategorien eingeteilt werden: erweiterung, verkürzung, verschmelzung, umschmelzung.

Es gibt zwei arten der *erweiterung*: interpolation und anlängung. am reichsten hat sich die betätigung mhd. redactoren und umdichter auf dem gebiet der interpolation entwickelt. dem umfang nach kann man scheiden: einlage von strophen und von strophencomplexen. häufig wird sie mit einer an neudichtung grenzenden umgestaltung alter strophen hand in hand gehn. dann vereinigen sich verkürzung und erweiterung.

Wir unterscheiden motiv, herkunft und schichtenbildung der *interpolation*.

Als häufigster grund zu solchen einfügungen stellt sich einfache fabulierlust heraus. so in der aufschwellung des ältesten Wolfdietrich erst zu C 1, dann zu C 2, ferner zu T und gar zu dem grofsen abenteuercomplex, der die vorlage von B gebildet haben muss. die combination verschiedener stoff- und sagenkreise ist auch meist auf dies motiv zurückzuführen: so die einführung Ortnits in den Wolfdietrich der gruppe W, die Etzels in den Rosengarten D.

Es gibt aber künstlerischere motive für interpolation: sie kann aus wolerwogenen inhaltlichen, technischen oder formalen gesichtspuncten heraus erfolgen. eine bestimmte umbiegende oder doch retouchierende tendenz verfolgen zusätze der Nibelungenredaction C. einem compositorischen mangel des älteren Lauringedichtes A sucht die fassung D durch bessere und ausführlichere exposition mit grofsem geschick nachzuhelfen. mangelnde motivierungen der vorlage werden gewissenhaft nachgeholt, so etwa von dem vf. des Wolfdietrich D. hat sich seinerzeit schon aus dessen verfahren abnehmen lassen, dass der vielbefehdete 'interpolator' keineswegs immer ein mutwilliger, ungeschickter verschlimmbesserer ist, so zeigt sich das gelegentlich auch in der formalen beschaffenheit der zusatzstrophen. höfisches detail und höfische verskunst werden freilich von manchem ehrgeizigen und unberufenen plump genug nachgeahmt. aber der vf. des Rosengartens F weifs nicht ohne geschick eine minnescene einzulegen, um das niveau seiner dichtung zu heben, und der 'falsche Wolfram' entwirft vortreffliche, an Konrad vWürzburg geschulte schlachtgemälde, die sich als rein formal stilistische übungen darstellen, der freude an der glatten form entwachsen, und ohne anspruch, das gedicht inhaltlich zu bereichern.

Steigen wir auch in der betrachtung der quellen des interpolators vom niederen zum höheren auf, so wäre zunächst zuzugestehn, dass eigene törichte erfindung oftmals entbehrliche zusätze verschuldet hat. aber so gar häufig ist dieser fall nicht. es gab meist irgend einen stofflichen anhalt. die eigene vorlage konnte anregen: motive aus ihr wurden an anderen stellen widerholt; beispiele dafür häufen sich namentlich in den Wolfdietrichen und in den Voglerepen bis zum überdruss. es konnte auch eine schwache andeutung der vorlage verbreiternd ausgeführt werden: so entstand sicher die ungeheuer ausgedehnte Sigeminnegeschichte im Wolfdietrich B aus einer kurzen erzählung ähnlich dem meerweibabenteuer in A. wenig besser sind die fälle, in denen zum zwecke der aufschwellung bei einem anderen stoffkreis anleihen gemacht werden. in welchem mafse das geschehen konnte, hat Panzer für die Kudrun nachgewiesen (da handelte es sich freilich meist um die aufschwellung des liedes zum epos), ich selbst habe ein gleiches für die Wolfdietriche versucht. durch neue episoden trachtete man wol auch die disposition eines anderen gedichtes

nachzuahmen: so verrät der jüngere Sigenot in der grofsen eingeschobenen anfangspartie vielleicht den einfluss der anlage des Eckenlieds und des Laurin D.

Wichtiger aber sind die fälle in denen sich ein 'sagenkundiger' interpolator kundtut, wie man ihn bisher zu nennen pflegte. auch dieser bequeme ausdruck darf nicht unbesehen durchgehn. es kommt in der tat vor, dass ein interpolator insofern relativ authentisches zu bieten vermag, als er aus einer andern fassung desselben werkes oder aus einer andern dichtung desselben gegenstandes schöpft.

Dabei sind verschiedene abstufungen möglich. eine hs. übernimmt ein paar strophen aus einer anderen. das hat Braune für das Nibelungenlied mehrfach erwiesen; haben doch alle hss. bis auf J ihren eingang aus C bezogen. ähnlich gelangten in den Ortnit der heldenbuchfassung (D) einsprengsel aus dem Ortnit A, umgekehrt kennen einzelne hss. der gruppe Rosengarten A die redaction D und machen sich verse aus ihr zunutze.

Dabei ist von 'sagenkenntnis' natürlich noch nicht die rede, es ergibt sich aus solchen entlehnungen lediglich, dass die mhd. abschreiber und umdichter häufig gute kenner der geschriebenen litteratur ihres kreises gewesen sind. wenn nun in Wolfdietrich C 1 der name des vaters 'Tripel' heisst, in C 2 aber durch 'Hugdietrich' verdrängt wird, so beweist das, dass der interpolator 2 ein anderes Wolfdietrichgedicht (nach sonstigen ausweisen ein epos) kannte, dem er die richtige benennung entnahm. und wenn unser Dietrichepos II von einem rachezug Dietrichs und Eckehards gegen Ermenrich einschaltend berichtete, so wird es wol ein älteres lied dieses sageninhaltes gekannt haben. der 'sagenkundige interpolator' B der Virginal holte sich sein wissen über Dietrichs abenteuer zu Mutaren auch aus einer liedquelle, führte aber damit einen völligen fremdkörper in das epos ein.

In den meisten fällen ist die entwicklung die dass eine fortgesetzte reihe von neuinterpolationen stattfindet. ein gedicht A wird von einem B interpoliert, dieses wieder von einem C usw. so ist der erste Wolfdietrich Z nacheinander von C 1, C 2 und dem falchen Wolfram erweitert worden. ähnliche schichtenbildung ermittelt Holz für die Rosengärten. es gibt aber auch die möglichkeit, dass ein A unabhängig von einem B und einem C inter-

poliert wird. das bezeichnendste und greifbarste beispiel dafür bietet wol die textgeschichte der Virginal. beim ältesten Rosengarten, beim Wolfdietrich Z glaubten wir eine gleiche verzweigung der überlieferungsformen feststellen zu können.

Aehnliches wie von der interpolation gilt von der anlängung. treten lediglich ein paar strophen an den anfang oder den schluss eines gedichtes, so ist natürlich kein wesentlich anderer fall gegeben als bei einer kurzen interpolation. ist die anlängung ausgedehnter, so pflegt sie den charakter eines werkes weit stärker zu beeinflussen.

Sie kann an zwei stellen stattfinden: entweder erhält das gedicht eine vorgeschichte oder eine fortsetzung. die eingliederung dieser neuen teile kann verschieden innig sein. sie werden entweder als selbständige gedichte belassen — so tritt der Ortnit vor den Wolfdietrich A, der Sigenot vor den Ecke, die Klage hinter das Nibelungenlied — oder der alte anfang oder schluss werden getilgt und die beiden entstehungsgeschichtlich zu trennenden teile zum ganzen geeint. ein übergangsfall wäre etwa im Walberan zu finden. eingeschmolzene vorgeschichten zeigen die drei Wolfdietriche A, B und C 1, der jüngere Sigenot neben dem älteren, die 'Flucht' in ihren genealogischen partieen. vom standpunct des alten Hildegedichts aus zeigt die Kudrun jetzt eine organisch verbundene vor- und nachgeschichte.

Die motive der zudichtung liegen meist auf der hand. tendenzlose fabuliersucht ist in der regel eine ausreichende begründung. doch gibt es auch hier fälle die zu gunsten der zudichter sprechen. verdienstliches streben nach besserung der disposition zeigt der neue eingang von Laurin D; das erklärungsbedürfnis regte sich gegenüber rätselhaften zügen oder namen. so entstanden durch ätiologische fabelei die drei jugendgeschichten Wolfdietrichs. die äufsere nötigung zu einer selbständigen fortsetzung wurde öfter durch eine unvollständige vorlage gegeben: die grundlage der drei Eckenlieder war fragmentarisch, ebenso das gedicht Wolfdietrich A.

Wie bei den interpolationen gibt es auch hier verschiedene grade der authenticität: entweder die anlängung geschieht mit vollständiger stofflicher willkür (die drei jugendgeschichten Wolfdietrichs), oder neue quellen werden beigezogen (hauptteil des Ortnit), oder es ist wenigstens das äufsere muster einer anderen

quelle mafsgebend (Sigenot). oder schliefslich die ergänzung geschieht mit hilfe eines andern gedichtes gleicher sphäre. in den drei Eckenepen führe ich die ganz individuell gestalteten schlüsse auf die knappe fassung eines Eckenlieds zurück. der Wolfdietrich A wird fortgesetzt auf grund eines gedichtes der gruppe V. die fassung w des Nibelungenliedes schickte die jugendgeschichte des helden im anschluss an das Seyfridslied vorher.

Verkürzung eines vorhandenen, meist für bestimmte praktische zwecke zu langen textes kann auf analoge art vorgenommen werden. entweder streicht man strophen, oder ganze strophencomplexe die ein inhaltliches ganze ausmachen. oder schliefslich man liefert eine systematisch kürzende nacherzählung, die mit der älteren dichtung nicht mehr viel worte gemein hat.

Weglassung einzelner strophen zählt hier nur soweit als sie einer bestimmten absicht entspringt. bei einem grofsen teil der lücken die zb. die Nib.hs. A gegenüber B aufweist, glaub ich an auslassung durch nachlässigkeit. einzelstriche entbehrlicher partieen finden sich zb. im Rosengarten P. freilich zeigt gerade dies gedicht, dass wol kaum je eine dieser erscheinungen rein und ungemischt zutage tritt: es finden sich in P ebensowol auch streichungen längerer abschnitte, auslassungen aus versehen und selbst wider interpolationen.

So wird es auch stehn mit dem leichtfertigsten aller auszüge, der je aus einem mittelalterlichen gedicht gemacht worden ist: dem Wolfdietrich B II—VI. in III haben wir eine stark zugestutzte, dennoch auf viele strophen hin wortgetreue widergabe eines älteren originals, in B II eine nacherzählung von sinnentstellender kürze, die an höchst wichtigen inhaltlichen elementen achtlos vorbeistürmt. auch der fall dass ein erst vergessenes abenteuer dann an anderer stelle nachgeholt wird, kommt in dieser gedichtfamilie vor: man denke an die verpflanzung des Falkenisabenteuers in A 2.

Unser gewährsmann für diese partie, Kaspar von der Rhön, ist das beste beispiel für eine art der nacherzählung, die alles wesentliche bringt, aber sich im ausdruck grofser sparsamkeit befleifsigt. *vil unnutz wort vernichte* kann er stolz von seiner schöpfung sagen. sein grundsatz, dass man alles solle auf einen

sitz anhören können, ist wol für die meisten kürzenden bearbeiter mafsgebend gewesen.

Unter verschmelzung versteh ich das was man gewöhnlich contamination nennt. davon gibt es zwei typen: 1. der dichter (es kann auch ein einfacher abschreiber sein) folgt eine strecke lang einer hs. oder redaction A, um dann für immer zu einer anderen B überzugehn. also A + B. das ist der fall in den Nibelungenfassungen SDb, die erst zu C, dann zu B gehören. ähnlich ligt der fall im Laurin der hs. v, die bis vers 1424 A folgt, von da an bis zum schluss D. — 2. der verwickeltere fall: verschiedene bearbeitungen desselben stoffes werden andauernd ineinander geschoben. im Rosengarten C ist das verfahren noch einfach, es gilt für die ganze ausdehnung des gedichtes die formel (A + B), dh. beide vorlagen werden fortwährend gleichmäfsig benutzt. verwickelter ist das verhältnis in der Virginalfassung W und am undurchsichtigsten im Wolfdietrich D, wo sich die formel A + B + (A + B + C) aufstellen liefse. es hat sich nachweisen lassen, dass die contaminatoren ihre auslese in der regel gewissenhaft treffen und gegen sinnlose übergänge und widerspruchsvolle anhäufung entgegengesetzter motive sehr empfindlich sind. lediglich der vf. des verschmolzenen Virginaltextes entspricht einigermafsen dem ungünstigen bilde des gedankenlosen rohen contaminators, das manche in sich tragen und das immer noch gern heraufbeschworen wird, um unstimmigkeiten der überlieferung zu erklären. so noch kürzlich für die Kudrun und die Rabenschlacht. wir kennen nur drei sichere fälle derart, und sie betreffen alle gedichte von deren mehrfacher verbreitung wir auch sonst zeugnisse besitzen.

Schliefslich die umschmelzung. ein umschmelzungsprocess ligt ja schliefslich auch in den schon charakterisierten kürzenden nacherzählungen vor. aber es gibt noch andere fälle. in ihnen schwindet der wortlaut der dichtung fast ganz, obschon an dem inhalt sehr wenig geändert wird, sodass man für diesen process ganz glücklich den ausdruck 'übersetzung' geprägt hat. gemeint ist übersetzung in die ausdrucks- und sprachform einer jüngeren zeit. Lunzer hat das mit besonderer ausführlichkeit für das Nibelungenlied k nachgewiesen, Golther mit recht für den Hürnen Seyfried eine ähnliche umschmelzung aus der gestalt des 13 jahrhunderts in die des 16 vermutet. — ein anderes

noch ist umschmelzung der metrischen form. von kleinen ansätzen abgesehen begegnet sie nur in dem Laurin des Dresdener heldenbuches, der sich der gewohnten strophengestalt anbequemen muss. wenn der Vogler auch einen teil seiner strophischen vorlage in reimpaaren widergibt, so ist Dietrichs flucht doch eher unter die verkürzenden nacherzählungen zu stellen [1].

Eine allgemeine chronologie dieser sämtlichen vorgänge lässt sich nicht gut geben. sie alle liegen im bereich der möglichkeit und begegnen auch in der praxis, solange das heldenepos am leben ist. Natürlich gehört die erweiterung mehr der blütezeit an (— 1300), die verkürzung der verfallszeit. doch finden sich auszüge nicht erst im 14/15 jahrhundert, sondern schon im 13, und der vergröſserte Sigenot fällt weit auſserhalb der blütezeit. die umschmelzende übersetzung ist natürlich erst in sehr später zeit möglich und vonnöten.

Man verzeihe es dieser skizze, wenn sie sichere und unsichere factoren, vorhandene und erschlossene litterarische erscheinungen mit éinem rahmen umspannt. wenn sie sich auch abschlieſsend gibt, so weiſs sie doch, dass sie am anfang und nicht am ende steht. möge es ihr gelingen, die discussion über die fragen lebhafter anzuregen, deren klare beantwortung die voraussetzung einer würklichen mhd. litteraturgeschichte bilden muss.

[1] Wenn die drei gestalten des Eckenliedes gegen schluss völlig eigene wege gehn, so kann von doppelter umschmelzung einer vorliegenden grundgestalt nicht die rede sein. vielmehr handelt es sich hier um unabhängig vorgenommene aufschwellung einer sehr knappen vorlage. überhaupt ist zu widerholen, was schon beim Rosengarten ausgesprochen werden muste: der fall, dass zwei direct voneinander abstammende dichtungen, redaktionen oder handschriften denselben vorgang mit gänzlich verschiedenen worten erzählen, lässt sich nicht nachweisen und ist auch innerlich undenkbar.

Berlin. **Hermann Schneider.**

WETTU IRMINGOT UND DAS HILDEBRANDSLIED.

Wenn das erste wort in der hs. auch verwischt ist, scheint *wettu* doch diejenige lesung zu bleiben, von der zunächst auszugehn ist[1]. bei der fülle von erklärungen wird eine allgemeinere einigung aber nur möglich sein, wenn sich die formelhafte wendung auch sonst im germanischen nachweisen lässt. dies scheint mir in der tat der fall zu sein. dem ausruf des alten Hildebrand, der erkannt hat, dass er dem eigenen sohne gegenübersteht: *Wettu irmingot obana ab hevane, dat* . . . stellt sich in der Thidrekssaga das gebet der Erka, die sich den könig von Hunnenland zum gemahl erfleht, zur seite (Unger s. 59, Bert. I 67); in Mb[2] *Hinn hællgi guđ i himnum, væit þu mer þa bæn, at ek sia dróttneng allz Hunalandz* und noch genauer in Mb[3] *En helgi guđ i himnum* [*uppe* B], *veittu mer þetta* [*þath* B], *at ek verda drottning etc.* (Bert. II s. 99). *Nu hævir guđ veitt þer þat er þu batt* fügt ihre schwester Berta hinzu. die stelle hebt sich wie schon die vorhergehende *Junkfru, ek svik karla ok ek svik konor* kräftig aus dem prosastil heraus, und Bertelsen meinte, dass dabei niederdeutsche spielmannsverse benutzt seien (Om Didriks af Berns sagas etc. s. 35). auch in geistlichen gedichten kehrt die wendung wider, auf Christus bezogen Lilja 83, 3. 4 (Wisén Carm. Norr. s. 98): *Oleu smurþur, veittu at ek verþa viþrkennandi mjukleik þenna* = 'Oleo unctus, praebe ut fiam agnoscens clementiam hanc' und 51, 2 *Jesus godr, veittu mer at* . . . für den gebetsanruf ist das emphatische meist mit dem vorhergehnden *veit* zusammengezogene *þu* charakteristisch. bald ist ein dativ- oder accusativobject, bald das bloſse *at* wie im Hildebrandsliede *dat* von *veita* abhängig, das aus der bedeutung 'gewähren, leisten' diejenige von 'unterstützung gewähren, helfen' entwickelt, wie in dem sonst vergleichbaren gebete Dietrichs *hinn helgi guđ, hialp mier og veit mier nu, þviad eingenn madur ma mier nu veita* B (Mb fehlt, Bert. II 362, 11). in den übrigen germanischen sprachen ist es fast nur noch bei Otfrid erhalten, gleichfalls etwas formelhaft und fast nur im reim (Graff I 1105, Kelle s. v.). hier wird auch die grundbedeutung klar. Otfrids *weizen* heisst nie 'zum zeugen anrufen', sondern stets 'zeigen, beweisen', sagt schon

[1] nach EWadstein, der die stelle zuletzt untersuchte (Minneskrift utgifven af Filologiska samfundet i Göteborg, 1910), wäre *w . . tu* noch jetzt deutlich und sollen 'alle bisherigen conjecturen mit ausnahme von *wétu,* das Grein 1858 ganz gelesen haben will, und von *wittu* factisch ausgeschlossen' sein. über *wittu* s. u. [die vergröſsernde photographie von EDanielowski Das Hiltibrantlied 1919 hat hier nichts mehr ergeben, vgl. s. 83.]

Müllenhoff in den anmerkungen. wenn die erstere auffassung trotzdem ihre anhänger behalten hat, so beruht das auf der in den wörterbüchern von Graff bis Braune forterbenden voraussetzung, dass *weizen* (**waitian, weizian*) von *wait* 'ich weifs' abgeleitet sei, also eigentlich 'wissen machen' bedeute. mit dem accus. der person wird es nicht verbunden, wol aber mit dem einen ganzen satz oder eine vorstellung zusammenfassenden pronomen, so in der widmung an Ludwig 88 *odo er thaz giweizit, thaz er sa lesan heizit* 'oder er das gewährt, verwürklicht, dass er sie [die Franken mein werk] lesen heisst', vgl. Thidrekss. c. 329 (Unger) *en æigi ma ek þætta uæita yðr, at þer drepit Hilldibrand* (Bert. II 237[20]), oder V 20, 46 *gisibbon filu liebe thie wârun hiar in lîbe ..., ni mugun siez thâr giweizen* 'die hier liebe verwandte waren, nicht vermögen sie es dort sichtbar zu machen, zu bezeigen', oder II 23, 20 *iz wirdit noh giweizit* 'es wird noch erzeigt, sichtbar gemacht, dass nicht alle die mich *druhtin* nennen, in den himmel kommen', oder II 18, 18 *mit gihaltnissu giweizit, thaz wizzod inan heizit* 'mit folgsamkeit erfüllt, verwürklicht' u. a. dasselbe gilt von *arweizzan,* das Em. 19 (Ahd. gll. II 330, 23) 'exercuere' übersetzt, aber 'exercere' meint. 'sichtbar machen, verwirklichen, gewähren' dürfte die grundbedeutung des zu got. *vitan* (videre) usw. gehörigen causativen verbums sein. etwas aus dem zustand der unsichtbarkeit, des wünschens oder erwartens in die tat und würklichkeit umsetzen, ist auf die gottheit bezogen eine besonders passende bezeichnung. der ursprüngliche sinn ist an unserer stelle auch der beste. von altnord. *veita* ging schon vGrienberger aus (WSB. 158, 6 s. 46 f), aber in dessen abgeleiteter bedeutung 'helfen' ('gib Gott, hilf Gott') und ohne die obigen parallelstellen zu kennen. alle versuche aber von Vollmer-Grein bis Franck-Saran, die mit der bedeutung 'wissen machen' operieren, was sich bei Saran zu einem 'ich schwöre es bei Gott' auswächst, bleiben ohne sprachlichen anhalt.

An dieser formel ist nicht gut vorüberzugehn. sie ist auf ihre hergehörigkeit zu prüfen. sprachlich gehört *wettu* wie das unmittelbar folgende *ab hevane* zu den niederdeutschen bestandteilen des liedes. die anlehnung des pronomens unter angleichung der dentalis ist auch in beiden hss. des Heliand belegt (*mahtu* Cott. 773 neben *maht thu* Mon., *scaltu* Mon. 704 neben *scalt thu* Cott. etc.), noch mehr im altfriesischen (vHelten S. 102). belangreicher ist der imper. *wêt* für zu erwartendes altsächs. *wêti.* secundäre lautvorgänge wie die synkope des i zwischen den benachbarten dentalen wird man besser nicht herbeiziehen, sondern die erklärung auf sprachgeschichtlichem wege suchen. es ist mehrfach darauf hingewiesen (Kauffmann, vGrienberger), dass *wet* im niederdeutschen die lautgesetzlich zu erwartende form sei, da das *-i* von den kurzsilbigen verbis auf die langsilbigen erst wieder übertragen ist. aus dem altsächsischen ist sie freilich

nicht mehr zu belegen, dagegen ist im ags. die zweiteilung (*sēc* Beov. 1380 etc. gegenüber *nĕre* etc.) noch erhalten, ebenso im altfriesischen. die Psalmenfragmente des 11/12 jh.s[1], vermutlich schon eine abschrift, bewahren *rēk* 'redde, reiche', spätere quellen *merk* und noch Cad. Müller *reyck* neben *lidse* etc.[2], wenn auch wie im späteren ags. (Sievers § 410, 3) vermischungen häufig sind. dem *sēc, rēk* würde *wēt* genau entsprechen. dies führt über das gewöhnliche altsächs. hinaus auf 'ingwäonische' zusammenhänge und die rein grammatische frage wird zugleich eine litterarhistorische. es wäre wol möglich, dass das scheinbar so unerklärliche wort in einer solchen im vers schwer anzutastenden formel nun seinerseits ein helleres licht über die herkunft des gedichtes verbreitete, als die leicht veränderlichen sprachlichen und orthographischen einzelheiten es vermögen.

Die niederdeutschen elemente des liedes sind neuerdings wider in den hintergrund geschoben, sehr mit unrecht wie ich meine. so leicht lassen sie sich nicht eliminieren, wie u. a. auch Kluge[3], der auf Trier als heimat hinauswill, es darstellt. der ständige ausfall des *n* vor dentalen bleibt ein sehr festes kennzeichen. eine form wie *ǫdre* wäre in Trier und Fulda schwerlich niedergeschrieben, wenn sie nicht sonst überliefert war. einige mittel- und niederfränkische beispiele brauchten nicht zu befremden, aber sie bleiben vereinzelt. Heinzel[4] weifs keine aus der Trierer gegend. wie im Pariser cod. 10195 SWillibrordi des 11 jh. (Ahd. gll. III 608, nach IV 597 aus Epternach) *sudan* neben *sundan*, ist *sud-, suth-* grade in den windnamen öfter bezeugt, so im Erfurter cod. Amplon. (Ahd. gll. III 608) und dem Leidener Williram. woher Lipsius in seinen excerpten ausser *suthan* 'austro' auch *forkutha* (ags. *forcuđ,* got. *frakunþs*) und *suitho* entnahm, wissen wir nicht. zu den erhaltenen Psalmenfragmenten stimmen sie nicht.

Dass die im anfang bewahrten *đ* (*đat, hađu-, guđ-*) nebst dem gleichfalls nur das erste mal erhaltenen *Th*(*eotrihhe*) der vorlage entstammen, ist mehrfach bemerkt (Kögel s. 73, auch Kluge s. 505). wenn man die schwachtonigkeit von *đat* in anschlag bringt, mag in ihr überhaupt der ältere ags. und alts. brauch mit anlautendem *th* und inlautendem *đ* geherscht haben.

Das *u* in *heuane* steht nicht, wie Franck s. 44 meint, für *f*, sondern für altsächs. *ƀ*, da auch in Caedmons hymnus noch *heben* für späteres *heofon* vorliegt. es ist die im nordfränkischen (nicht fuldischen) und friesischen übernommene merowingisch-romanische

[1] Zs. 32, 418, 6, van Helten Altostfries. gramm. § 292, Siebs Grundriss I 1339.
[2] Memor. ling. fris. s. 54 f.
[3] PBBeitr. 43, 500 ff.
[4] Niederfränk. geschäftssprache s. 321.

schreibung des erweichten lautes wie in *Crauangarus* Pard. nr. 344 a. 662, *Liutrauan* a. 960 aus Utrecht (Heinzel s. 36) u. a.

Derselben tradition wird das erweichte *ch* für *k* im anlaut vor hellen und dunklen vocalen entstammen (Kauffmann Germ. 37, 248, Braune § 143, 2 etc.). da *p* und *t* unverschoben bleiben, ist an verschiebung des *k* nicht gut zu denken, wenn auch später mit ausnahme der beiden ersten *ik* und des letzten *-licco* eine regulierung im hochdeutschen sinne hinzugekommen sein mag. die schreibung ist alt und war in den westlichen gegenden gewis sehr verbreitet, vgl. ausser Ammians *Chonodomarus* und *hendinos, Ἀλαριχος* etc. die westgotischen könige *Chintila* (636/40) und *Chintasindus* (641/50), *Chunibertus* bei Fredegar und Tardif a. 691, *Chunerici, Chudbertus* bei Pard. a. 648, *Erchan-, Leodcchinus* etc. *Chilperichus* a. 716, auch *chaon* im Abecedar. Nordm. (aber *divot* wie *cnuosles* im Hildebr. 11), *Widochindis* in den sog. Annal. Einhardi und noch bei Adam v. Bremen I 12 *Widichind,* I 47 *Chnut* (aber *Hardecnuth* I 57), *Chive* II 19. im altsächs. ist *ch* besonders im anlaut und gar vor dunkeln vocalen selten und mehr sporadisch. dagegen verweist Gallée § 168 auf die holländisch-friesischen urkunden der abtei Egmond.

Nicht einmal die so bairisch anmutenden *ao* (*laosa, laos, aodlihho*) brauchen hochdeutsch zu sein. der übergangslaut war wol überall einmal vorhanden, wo *au* sich zu *o* gewandelt hat, vgl. *Aonobode, Aonoald, Aonulf* auf merowingischen münzen (Waltemath s. 15), *Gao[s]berto* bei Pard. nr. 474 a. 709 (vgl. *Gausbertus* nr. 464 a. 706) und *Nandgaoto,* denen man das *chaon* des Runenabecedars anschliefsen mag. *taoc* Hild. 55 für hochd. *touc* ist gleichfalls keine reguläre hochd. schreibung (fries. *daegh, doech*).

Die schreibungen *ae, æ, ę* für hochd. *ai* und *ē* (*raet; hætti; ænon, ærist*[1], *ęnan, ęnigeru, sęo*), aber (ausser *huittę* 66, doch vgl. Danielowski s. 48) nie für *ĕ*, wie doch in merowingischer und anglischer schreibung (auch bei Isid.), sind verhältnismäfsig häufig. sie verlieren sich im hochd. bald und bleiben im niederd. vereinzelt (Cott. und kl. dkm.). *Liudgæri* und *Hrodgæri,* dessen vater, hält Gallée § 93, 2 'bestimmt' für friesisch beeinflusst.

Für die unsicherheit in der allitterierenden behandlung des *wr* in *riche*: (*w*)*reccheo* gibt es wol nur die schon von Lachmann (Dkm. II s. 56) angemerkte parallele des Runenabecedars *rât endôst writan,* wo die hs. zwar noch *uuritan* schreibt, der vers aber nur das *r* reimen lässt. vielleicht ligt die tradition beider verse nicht so weit voneinander. Müllenhoff dachte für das Abeced. an ostfälischen oder engrischen dialekt, was aber

[1] wenn man das spatium bei Grimm (1812), die nachzeichnung von Grein, den ersten leseversuch von Wadstein berücksichtigt, möchte es nicht ganz ausgeschlossen erscheinen, dass auch an unserer stelle *wættu* gestanden hat.

schon sachlich wenig einleuchtet. — der frühe niederdeutsche reim *mî*: *liuti* spricht für eine der neuerung zugängliche sphäre.

Bemerkenswert sind auch die formen der hilfsworte, präpositionen und adverbien.

tō 6 (41 als adverb) und *ti* 27. 54 als präpositionen neben einander stimmen eigentlich nur zum friesischen. im angelsächs. herrscht *tō* ausschliefslich, im Heliand umgekehrt *te* (oder in verbindung mit dem adverb *tō* . . *te*), während *tō* neben überwiegendem *te* erst für das Freckenhorster urbar gesichert erscheint. im hochdeutschen ist *zuo* etwa seit dem 10 jh. präposition geworden.

miti 19 als präposition (26. 68 adv.) neben *mit* 31. 40. 54 ist im ahd. nicht vorhanden, im altsächs. auch nur an einigen stellen des Cotton. und gelegentlich im altfries. vRichthofen citiert aus dem Brokmer gesetz (s. 170, 8) *mithe him* 'mit ihm'.

ab heuane 31 ist überhaupt keine hochdeutsche wendung. es heisst immer *fon himile*, oft im Tatian, ebenso im Heliand, wo *heƀan* doch bekannt ist, *fan* (*fon*) *himile* etc. nur das angelsächsische hat regelmässig *of hefene* (Beow. 1572 etc.). in dem so vielfach zwischen anglisch und sächsisch stehenden friesisch ist *heban* nicht bezeugt, doch bemerkte schon Grimm (Gr. I s. XIV), dass der clevische Teutonista *heven* und *hymmel* anführe. das wort wird also auch hier im westen nicht gefehlt haben. die präposition *ab* kommt im hochdeutschen erst seit Notker in aufnahme (Graff Präpositionen s. 213), aus älterer zeit hat wol nur der schwer zu beheimatende Isidor *ab imu* (9, 6), die niederfränk. Psalmen *aua*. friesisch ist *af*, *of*.

Die präp. *in* fehlt zwar im Heliand, ist aber in den kleineren denkmälern wie in den übrigen dialekten belegt. *bî huldi* kehrt ebenso Hel. 4677 *sprak bî huldî* wider. *ur* und *ar* führt als präp. nur noch das oberdeutsche (Graff I 400, doch auch altnord. und altdän. *or*), aber die präfixe bezeugen ihre weitere verbreitung. *ubar* stimmt weniger zum sächs. *obar*, niederfränk. *over* als zum hochd. *ubar*, *obar* und dem friesischen *ūr* (aus *uver*, vHelten § 116 *β*).

Wie *anti* 16 und *enti* 3, wol zwei alte parallelformen, stehn sich fries. *anda*, *ande*, *and* und *enda*, *endi*, *end* gegenüber, *ande* hat auch das Freckenhorster urbar und der Leidener Williram, *end* [*ende*], *and* das sächs. Taufgelöbnis, *endi* der Heliand, *and*, *aend*, *end*, *ond* das angelsächs. (Beow. 2450 *eald and infrod* wie *alte anti frote* 16): *enti*, *anti* sind wol verhochdeutscht für *ende*, *ande* oder vielmehr, da der vers beide male die kürzere form verlangt, für *end* und *and*.

Niederdeutsche wortwahl hat besonders Kögel verfolgt, wie auch Martin es wollte.

So findet *wĕttu* in den sonstigen sprachverhältnissen eine hinreichende stütze. es handelt sich fast durchaus um merk-

male, die mehrfach über das sächsische gebiet hinausgreifend als ingwäonisch bezeichnet werden mögen, ein begriff mit dem auch Franck s. 42 ff. 52 operiert. wieweit solche — an einen geschlossenen dialekt braucht man nicht zu denken — im 8 jh. von norden her in das sächsische gebiet hineingriffen, entzieht sich unserer beobachtung. aber wenn die Merseburger denkmäler im 11 jh. 'anglo-friesische' lautgebung haben, wird es im benachbarten Frisionoveld um Eisleben nicht viel anders gewesen sein. der einfluss dürfte, wie die Lex Angliorum et Werinorum i. e. Thuringorum andeutet, noch weiter gegangen sein. auf anglo-friesische spuren haben besonders Bremer und Siebs[1] geachtet. eine art offizieller bestätigung bietet das schreiben des bischofs Leo von Vercelli an den in Hildesheim gebildeten und in Grona gestorbenen Ludolfinger kaiser Heinrich II v. j. 1016, dem gegenüber er sich auf ein anglofriesisches sprichwort beruft[2]. von hier wäre jedenfalls der weg nach Erfurt, wo Bonifatius ein bistum errichtete, und Fulda, woher der codex stammt, nicht weit und wurde von christlichen sendboten gewis oft beschritten. damit käme man Müllenhoffs annahme von der thüringisch-hessischen heimat des liedes, die auch Franck unterstützt, schon nahe und könnte sich, da man alle Merseburger eigenheiten wiederzufinden nicht verlangen wird, dabei wol beruhigen, wenn nicht manches dagegen spräche und nach einer anderen richtung wiese.

Von der hessisch-thüringischen dichtung dieser zeit wissen wir nichts, nicht einmal wie weit sie stichisch war. was nach dem norden drang ist wol immer noch strophisch gewesen. nach dem untergang der thüringischen selbständigkeit treten keine neuen epischen anzeichen hervor. der vereinzelte thüringische Hedenus dux von 704 und 717 könnte sogar auf nördliche einflüsse deuten. jedenfalls wird man das Hildebrandslied, so zerrüttet seine überlieferung ist, am besten in der grofsen und allgemeinen epischen entwicklung belassen. diese aber hat sich ganz vorwiegend im westen vollzogen.

Hier hatte sich durch die im 6. jh. abgeschlossene germanisierung Brittanniens eine neue constellation ergeben, welche das wirtschaftliche und geistige leben zugleich umfasste. die vermittlung zwischen dem neuen England und dem deutschen mutterlande fiel dabei von selber den Friesen zu. diese beherschten

[1] Grundriss² III 860 ff. I 1157.

[2] er schreibt: 'imperatorum et regum parcere subjectis et dei. sed facio ego: *waregat self iuwa*[*re?*] *got* 'verteidigt selbst euer gut' (Bloch im N. Archiv 22 [1897] s. 21 f. und meine bemerkungen s. 133 f.), vgl. im Rüstringer gesetz (vRichth. s. 69): *nen mon mi otheres monnes god firor an plicht nema* — *fora waria* Westerl. —, *thare sin ein god.* zu dem anglo-friesischen *waregat* vgl. ags. *warige* 'behüte', fries. *timbrege* etc. vHelten § 299, 1 gegenüber as. ahd. *waron* etc. dass Leo ein Romane war (Bloch s. 78) ist mir danach zweifelhaft.

im 7/8 jh. den handel, hatten niederlassungen weithin den Rhein hinauf wie in England und später in Skadinavien. ihre heldensage folgte ihnen auf ihren wegen, und sie brachten aus fernen gegenden neue ausbeute heim. um 700 wurden nordseesagen von den kämpfen zwischen Friesen und Dänen auch von den vornehmen geschlechtern am Bodensee gefeiert[1] und von hieraus wol, wie die Wessobrunner schöpfungsstrophe, nach Baiern weiter getragen. anderseits sind oberrheinische sagen wie diejenige von Walther und Hildegund und wol auch die fränkische Welsungensage auf umgekehrtem wege nach England gelangt. auch um Fulda war zur gleichen zeit die friesische Finnsage wie die Welsungensage bekannt, aber sie sind gewis nicht quer landeinwärts, sondern auf dem allgemeinen damaligen verkehrswege vom Rhein und Main her dahin gelangt. auch der friese Hadda hat die leiche des apostels aus Friesland über Utrecht und Mainz nach Fulda gebracht, wie der bischof selber einst in umgekehrter richtung desselben wegs gekommen. in dem kreis dem seine begleiter entstammten, die er auf seiner todesfahrt doch wol aus Utrecht mitnahm, war die heldensage wol bekannt. Hildebrand hiess sein magister mensae und Hahmund dessen bruder, ein der seeheldensage entstammender name, dessen vornehmsten träger die eddische prosa und die Volsungasage zum bruder des Helgi und sohn des Sigmund macht. bei Bragi und Saxo trägt ein nordischer held denselben namen, der auch in Deutschland noch länger bekannt blieb (Förstemann I 721). der einzige historisch bezeugte heidnische volkssänger ist der blinde Friese Bernlef, mit dem der Friese Liudger, der spätere erste bischof von Münster († 809), bei Delfzijl zusammentraf. dieser war seiner zeit in Dockinchirica bonifazischen angedenkens, wo eine 'habitatio servorum dei' gegründet und von wo noch mehrfach 'libri' die einst dem märtyrer gehört, nach Fulda 'remissi' sind (Willib. 8. 9), 'doctor ecclesiae' gewesen (Levison s. 56). die aufzeichnung solcher sagen haben freilich, soweit wir wissen, keine Friesen, sondern ihre schriftgewandten angelsächsischen vettern besorgt. einzig das Hildebrandslied ist ohne diese vermittlung auf uns gekommen. die wunden die es auf seinen wanderwegen erhielt, zeigt die überlieferung deutlich genug. sollen noch formale kriterien mitsprechen, so darf, wenn unsere auffassung richtig war, auf den besonders beim *ch* fortwirkenden romanischen einfluss verwiesen werden, der im osten weniger zu erwarten ist.

So ist es denn schwerlich ein 'zufall', wenn kein gedicht mehr in den stil des Hildebrandsliedes einschlägt als das kleine fragment von den kämpfen in Finnsburg, mehr noch als die weich-

[1] Müllenhoff Zs. 12, 285 ff, Beowulf s. 106 f.

lichere episode des Beowulf. die stellen hat meist schon Koegel (Grundr.[2] II 79) mit verzeichnet:

5 *gurtun sih iro swert ana*	13 *gyrde hine his swurde*
17 *Hiltibrant hætti mîn fater, ih heittu Hadubrant*	24 *Sigeferđ is mîn nama, ic eom Secgena leođ*
19 *enti sînero degano filu*	33 *ymbe hine gôđra fela*
24 *dat was sô friuntlaos man*	B. 1076 *þät wäs geômuru ides*
27 *her was eo folches at ente*	12 *winnađ on orde*
43 *dat inan wîc furnam*	B. 1081 *wîg ealle fornam* 1124 *þe þær gûđ fornam*
49 *nu . . . wêwurt skihit*	8 *nu ârîsađ weadæda.*

vgl. auch *tô dero hiltiu* und *ät wera hilde* 37, *frâgên gistuont, hwer . . . edo hwelîhhes* und *frägn, hû þâ . . . ođđe hwäđer* 46, *Ǒtachres nîd* und *folces nîđ* 9, *iro lintun* und *eowra linda* 11.

Mehr nach der küste als ins binnenland weist auch v. 42 *dat sagêtun mî sêolîdante westar ubar wentilsêo, dat . . .,* besonders wo Beow. 377 *þonne sägdon þät sælîđende . . . þät* zur seite steht (K.), nach westen auch der bereits stärker zu spürende christliche einfluss, nicht nur, wenn Braune (Beitr. 21, 4) recht hat, im *irmingot,* sondern ebenso in dem *waltant got* 49 (ags. *vealdend god,* Hel. *waldend got*), der den in der ersten bekehrung begriffenen Sachsen, Thüringern etc. schon weniger zuzutrauen ist. . . .

Kehren wir zu unserm verse zurück, so ist bei der obigen annahme der weiteren erklärung von vornherein der weg gewiesen. an den ausruf 'lass sichtbar werden, erzeige du (mit dem untersinn: gewähre die bitte) grosser Gott vom himmel droben' schliefst sich *dat du nêo danahalt . . . dinc ni gileitôs* aufs beste an. dabei kann *du* unmöglich eine andere person als das *du* des hauptsatzes sein, also nicht Hadubrant wie vGrienberger meinte, sondern wider nur der Irmingot. Francks 'ausgeschlossen' (Zs. 47, 25) war nur bei seiner unrichtigen voraussetzung möglich. die meiste schwierigkeit haben *nêo danahalt* bereitet, die fast wie füllworte aussehen, in würklichkeit aber ihren vollen eigenen sinn bewahren. *nêo,* ein verstärktes *ni,* braucht sich nicht auf die vergangenheit zu beziehen, übersetzt gl. K. (Ahd. gll. I 215, 27) 'nequaquam', 'nimmermehr, durchaus nicht' und macht in verbindung mit dem nachfolgenden *ni* (vgl. Otfrids *nio ni* II 10, 6) den sinn nur noch emphatischer, indem *nêo* im allgemeinen weitesten umfange abwehrt, *ni* sich auf den speciellen fall bezieht (Moureks 'quantitative' und qualitative' negation)[1].

danahalt ist in der hs. zusammengeschrieben, gleichwol sind beide teile besonders zu bewerten. Jellinek[2] suchte es durch die ags. parallelwendung *ne þon (þŷ) mâ* zu erklären, ohne sie auf unsern text recht anwenden zu können. zunächst ist jedenfalls

[1] Grimm Gr. III[2] 701 ff; Mourek, Sitzungsber. d. kö. böhmischen ges. d. wissenschaften 1902, s. 23 f.
[2] Zs. 37, 20 ff.

der eigentliche wortsinn möglichst zu erfassen. *dana* 'exinde, tunc' bezieht sich, wie auch vGrienberger s. 51 anmerkte, auf die ganze durch das vorhergehende geschaffene situation, von der aus die wendung zu etwas neuem stattfindet, hier also die soeben erfolgte erkennung des sohnes durch den vater, ist formell (wie in got. *þanamais, þanaseiþs* etc.) zugleich die basis für den folgenden comparativ *haldis, halt.* die 'rückbeziehung' die Lachmann bei seiner auffassung vermisste, ist hier also vorhanden.

Dies heute fast nur noch als dialektische besonderheit fortlebende 'halt' scheint sich der interpretation fast zu entziehen. man pflegt es mit 'eben, nämlich' zu umschreiben, und es heifst, dass alle nichtBajuvaren es überhaupt unrichtig verwenden. aber Schmeller, der kundigste von allen, weifs es auch nur durch beispiele zu verdeutlichen. die etymologie gilt neuerdings wider als 'unerklärt' (Uhlenbeck etc.). während die mhd. wörterbücher schon auf ahd. *hald* 'geneigt' verwiesen, bemerkt Kluge 'keinesfalls' zu ahd. *hald* 'geneigt', und Torp (Fick III 85) zieht gar irisch *caleth* 'hart', urkeltisch *kaletos* herbei. das ahd. adjectivum *hald, uohald, framhald* etc. (Graff IV 892 ff.) übersetzt 'obliquus, praeceps, proclivis, pronus' etc. und vereinigt wie lat. 'pronus, proclivis' beide bedeutungen: die räumliche 'abwärts, vorwärts' oder überhaupt 'nach einer richtung geneigt', wie auch in ags. *sûđheald* 'ad austrum pronus', und die persönliche 'zu etwas geneigt', wie in Notkers 'ad malum pronos' = *ze ubile halden* (Psalm 108, 19). dasselbe gilt von altnord. *hallr* (Fritzner I 709), dessen adverbialer comparativ *heldr* (= *haldis*) überhaupt für *giarnara* 'lieber' steht. die persönliche hinneigung ligt auch im got. *wiljahalþei* πρόκλισις. es ist nicht abzusehen, weshalb nord. *heldr,* got. *haldis,* ahd. *halt* von dem entsprechenden adjectivum zu trennen wären [1].

Aus dem höfischen wortschatz ist *halt* fast schon verschwunden, nur Wolfram und seine schule bedienen sich in beschränkter anwendung seiner. später lebt es eine zeit lang und vielfach wol schon in volkstümelndem gebrauche wider auf. in den Nibelungen kommt es, wie meist auch bei Wolfram, nur in der Verbindung mit *swaz, swie* vor (*swaz halt mir geschiht, swie halt mîn dinc ergât*), zwar nur in den jüngeren teilen (3 mal in XX, 2 mal in XI, einmal in X, einmal nur in d, Bartsch s. v.), aber gewis berechtigt. wie früh aber form und bedeutung unklar werden konnten, zeigt Notkers neugebildetes adverbium *halto* [2],

[1] wenn Solmsen Stud. 97 recht hätte, dass *pronus* (**provenos*) zu altind. *pravanas* 'abschüssig, geneigt', *pravanam*' halde' gehört (Walde s. v.), würde die parallele noch vollständiger.

[2] die herleitung dieses *halto* von dem verbum *halto* 'halte dafür, opinor', welche seit Schmeller und Grimm immer noch forterbt (Gramm. III² 231 f, Weinhold Mhd. gr.² § 326, Deutsches wb. IV 2 s. 272 f. (Heyne), Schweiz. idiotikon II 1224) wird schon durch die lat. texte ausgeschlossen.

das er temporal Marc. Cap. I 56 für 'protinus' (*daz man ez halto frummen solti* = 'fieri protinus oportere' Pip. I 767, 7), im Boethius für 'cito', zweimal mit hinzugefügtem *sâr* (*sâr halto*) gebraucht. im Ps. 70, 7 *wir sulen halto irsterben* = 'cras enim moriemur' ist es vollends abgeschwächt: *halto* steht hier über 'enim', wie auch beim vorhergehnden 'cras enim moriemur' 'cras' nicht und 'enim' durch *doch* übersetzt wird. in der bairischen bearbeitung wird Ps. 118, 120 'potius' richtig durch *halt* widergegeben. auch der deutsche Tatian übersetzt 'potius' mit *halt*, lässt aber die abschwächung dadurch erkennen, dass er es gelegentlich durch *mêr* (magis) verstärkt (*ouh halt mêr faret* = 'sed potius ite' 44, 3) oder gegen den lat. text frei hinzufügt.

In der ältesten zeit ist *haldis, hald* sonst immer mit dem demonstrativum verbunden welches, einen vorhergehnden satz oder gedanken zusammenfassend, die basis abgibt, von der aus die stärkere hinneigung zu etwas weiterem stattfindet oder (negativ) nicht stattfinden soll. so wächst der comparativ mit dem demonstrativum (und der negation) wie in *nêo danahalt* zu einer festeren verbindung zusammen. sehr geeignet als basis ist der instrumentalis, so im got. *þe haldis* in Skeireins IV *ni þe haldis airþeins was* 'er war dadurch [dass er für die menschen auf die erde gekommen] nicht mehr nach der irdischen seite hingewendet'. Dietrichs 'doch keineswegs irdisch' trägt eine fremde note hinein. ähnlich gebraucht Otfrid *halt* nur in verbindung mit dem instrumentalis *thiu*: II 12, 56 *thiu halt ni intfâhet ir thaz* 'dadurch [dass ich die rechte wahrheit sage] nehmt ihr es nicht mit grösserer hinneigung auf', ähnlich III 22, 19 *ir ni giloubet thoh thiu halt* oder V 5, 7 *ni giang er thiu* [dass er zum grabe gekommen war] *halt thoh tharin* oder 23, 154 *ni duent in thiu halt thoh in muat* 'nicht nehmen sie es dadurch [dass sie so vieles leiden müssen] geneigter in ihren sinn auf'. 'trotzdem' (Jellinek s. 22) mag, vom neuhochdeutschen aus besehen, den sinn öfters streifen, aber in den worten ligt es nicht. ähnlich steht es bei negiertem vordersatz wie III 22, 44 'wir tun es nicht deshalb, wir tun es *mêr thiu halt,* mehr darum geneigter weil . . .' oder in den Monseer fr. 20, 14, wenn die klugen jungfrauen zu den törichten sagen 'gehet darum, *thiu* [dass uns nicht beiden ein mangel wird] *halt* 'lieber zu den kaufleuten'. nur die Tatianübersetzung, die sich freilich nicht durch feineres sprachgefühl auszeichnet, kommt von den alten quellen ohne das rückbezügliche pronomen aus.

Wie das got. und ahd. des instrumentalen *þe, thiu* bedient sich der Heliand, worauf schon Lachmann hinwies, und das Hildebrandslied des adverbialen *þana,* entsprechend dem ags. *þon mâ* neben *þŷ mâ*: Hel. 1405 ff 'niemand soll sein licht verbergen, sondern es hoch und sichtbar hinstellen. *than halt ni skulun gi,* 'danach (exinde), nach diesem grundsatz sollt ihr nicht

mehr dahin neigend eure heiligen worte verbergen'. verwickelter und von dem verfasser stilistisch nicht ganz bewältigt ist der zweite fall, der die nutzanwendung eines ausgeführten gleichnisses enthält v. 2629 ff: 'wie der fischer sein netz wirft, schlechte und gute fische fängt, so macht es Gott am gerichtstage. die reinen wählt er dann (*than*) aus ins himmelreich, die bösen lässt er zur hölle fahren'. nun nimmt der verf. gleich das auf die hölle bezügliche vorweg: 'nicht weiſs ein mensch etwas der höllenpein vergleichbares' etc., um erst bei dem himmlischen lohn, auf den es dem dichter ankam, der nun in 5 langzeilen (gegenüber den 2½ höllischen) ausgeführt wird, die eigentliche nutzanwendung zu bringen, und kehrt mit dem neuen *than hald* in die situation des vorigen *than* zurück: 'dann' oder 'danach' ('tunc' oder 'exinde') vermag keiner des weiteren (protinus, eigentl. 'weiterhin') einen gleichen lohn wie den himmlischen zu finden. Jellineks 'ebensowenig' gibt, widerum vom neuhochdeutschen aus besehen, wol einen ebenern text, verändert aber den sinn, und es war schwerlich 'ganz correct', wenn Behaghel diese bedeutung in sein glossar aufnahm [1].

Im Hildebrandslied versagt 'ebensowenig' völlig. aber auch 'trotzdem' oder 'um so mehr' ergeben im munde des vaters einen so künstlichen und gewundenen sinn, dass man sich nicht zu wundern braucht, wenn der sohn den vater nicht verstand. nur wenn man die eigentliche bedeutung zu grunde legt, behält auch in der schon formelhaft werdenden wendung jedes wort seine kraft und gibt einen ebenen sinn: 'erzeige (erfülle die bitte) du grosser Gott vom himmel droben, dass du nimmer in dieser lage dich mehr dahin neigend den kampf herbei-' oder 'durchführst'.

Wadstein, an *wettu* verzweifelnd, sucht in seinem *wittu[n] irmingot* wie Lachmann in *wet Tiu* (= *weiz got*) gleichfalls eine formel und übersetzt (Minneskrift aao.): 'die gewaltigen götter vom himmel bezeugen, dass du doch trotzdem (dass du behauptest, dein vater sei gestorben) niemals mit einem so nah verwandten manne (wie mir) händel gehabt hast'. unser 'es wissen die götter' wird eine nachprägung antiken stiles, *weiz got* aber biblisch sein (schon bei Ulfilas *guþ wait* II Kor. 11, 11. 12, 2 = *ὁ θεὸς οἶδεν*, in der Samariterin 8 *wizze Krist*). ähnlich gekünstelt vGrienberger 'hilf grosser Gott . . ., dass du [Hadubrant] um so mehr niemals mit einem so nah verwandten manne

[1] später geht *dana* ebenso wie *thiu* neben *halt* verloren, aber man hört es aus mhd. wendungen wie *swaz* [*danne*] *halt mir geschiht* und selbst aus modernen wie 'so nimm es halt' immer noch heraus. und selbst 'München ist halt eine lustige stadt' lässt ein *thiu*, das auf einen verschwiegenen gedanken bezug nimmt, vermissen. im nordischen sind die demonstrativ gestützten eddischen *enn heldr* und *at heldr* vorhanden. später geht *enn* und meist auch *at* verloren, aber *heldr* hat eher noch einen gesteigerten sinn = 'gar sehr'.

das gerichtsverfahren führtest'. Franck s. 26 bietet eine ähnliche auswahl.

Wie *dinc* zu der bedeutung 'zweikampf' kommen konnte, die auch im *wehadinc* der Lex Baj. vorligt, zeigen noch die späteren friesischen rechtsquellen. das westerlauwische schulzenrecht des 14 jh.s § 45 bestimmt '. . . so soll man den kampf (*dat stryd*) ausfechten innerhalb des amtsbezirkes in dem er beschworen ist. dann hat der schultheiſs die wahl, wo er *dat tingh keda* (ansagen) lässt, und es haben diejenigen (*hia*) die kämpen dahin zu bringen, welche den streit führen (*deer dat stryd ledat*), und der asega hat ihnen den kampfplatz anzuweisen' (s. 394). *ting* bezieht sich hier wie *stryd* auf das ausfechten des streites, ebenso ist *to stryd tinghia* (§ 38. 39 vgl. 43 *to ene swirdkempa tingia*) und *to stride bitingen* (40. 42) 'zu gerichtlichem zweikampf (durch kempen auszufechtendem gottesurteil) herausfordern'. so werden *strid* und *thing* unter dem begriff des rechtlich festgesetzten zweikampfes (oder gottesgerichts) synonyme wendungen. auch der zweikampf zwischen Hildebrand und Hadubrant, der über das schicksal beider heere entscheiden sollte, war zuvor zweifellos rechtlich 'bethinget'. *gileiton* aber steht in seiner eigentlichen bedeutung 'die leitung, führung von etwas haben, etwas herbei- oder durchführen'. Kögel verweist (Litgesch. s. 220 f) auf obiges *deer dat stryd ledat*, aber dieses bezieht sich nicht auf 'die kämpen die den zweikampf ausfechten', sondern auf das sonst ganz in der luft schwebende pronomen *hia*, die hauptparteien, die [durch kempen] ihren streit führen lassen, und *kempa leda* übersetzt 12, 11 überhaupt lat. pugilem ducere (vgl. 60, 10). einen mit seinen folgen gesetzlich, eigentlich von der thingversammlung, hier von beiden heeren, gebilligten zweikampf 'leiten' kann aber nicht gut nur von dem einen partner gesagt werden, muss sich vielmehr auf beide beziehen, wie Isot zu Tristan sagt '*unser beider leben daz leitet ir*' (18354), 'das steht in eurer hand'. dann aber kann der leitende, der das schicksal in händen hat, wider nur der *irmingot* sein, der von dem alten nun sehr passend angerufen wird, mit dem kampfe einzuhalten. eine antwort darauf konnte natürlich nicht erfolgen, während man von dem sohne etwas anderes erwarten würde, als was er nachher sagt. ganz überflüssig aber ist *mit sus sippan man,* das den vers und die allitteration verdirbt und schon von Lachmann als ein zusatz betrachtet wurde. er will das *dana* verdeutlichen. dem ersten anruf an den Irmingot folgt dann in v. 49 *welaga nu, waltant got* der zweite.

Straſsburg 1916 und Heidelberg 1920. **R. Henning.**

EIN ALTBAIRISCHES ZEUGNIS ZUR DIETRICHSAGE.

In zwei fällen lässt sich aus ortsnamen auf sagenkenntnis für die zeit ihrer schöpfung schliefsen.

Entweder das grundwort geht mit dem namen der sage eine sinnvolle verbindung ein wie in dem kürzlich Zs. 57, 143 f mitgeteilten salzburgischen flurnamen *Wielantsmitte,* ferner in dem nicht näher festzustellenden *Welantesgrube* im cod. trad. des kl. Prüfening (Mon. Boica 13, 59), das neben einem *Welandus faber* (Quellen u. erörterungen z. bayer. u. dtsch. gesch. I 211) nach 1200 in der umgebung Regensburgs erscheint; denn die volkssage verlegt Wielands schmiede würklich in eine unterirdische wohngrube (Jiriczek Deutsche heldensage 1, 5. Middendorf Altengl. flurnamenbuch s. 119. Zs. 12, 163; 53, 329 ff. vgl. dazu auch das 1298 bezeugte *Wielantstal,* Urkb. d. l. ob d. Enns IV 275).

Oder die namen derselben sage treten unter sich in verbindung. in der oberbairischen Hallertau liegen die dörfer Güntersdorf (860: *Cundharesdorf,* 1031: *Guntherisdorf,* Bitterauf Trad. d. hochstifts Freising II 734) und Preinersdorf (937: *Pruningesdorf,* Trad. d. hst. Frs. II 635. 1022: *Pruningisdorf,* 1170: *Pruningesdorf.* M. B. 8, 164; 9, 362) in kilometerabstand unmittelbar nebeneinander. seit dem 13 jh. lehnt nun die grundherschaft, das Freisinger kloster Weihenstephan, dieses *Pruningesdorf* im hinblick auf den nachbarort an den namen von Gunthers gemahlin an und schreibt in ihren urbarien 1275: *Preunhiltsdorf,* 1291 und 1381: *Preunhiltestorf,* 1448: *Preinhylstorff* (Reichsarchiv München, Weihenst. lit. 10. 11. 12. 22). die volkstümliche form bricht wider in einer urkunde des domkapitels Freising von 1389 durch: *Präwningstarff* (R.-A. M., domkap. Frs. U.-fasz. 3).

Gelegenheit durch solche gegenüberstellungen sagenbekanntschaft zu zeigen gibt auch das durch den ministerialen adel und den meist klösterlichen grofsgrundbesitz sich entwickelnde zweidörfersystem, altdorf + ausbau. die seit der 2 hälfte des 10 jh.s erstehnden neusiedelungen setzen sich in ihren namen in nächste beziehung zum mutterdorf (Ober-Priel; Neu-Frauenhofen; Hinter-Buch) oft durch verkleinernde (Klein-Eisenbach; Kurzen-Isarhofen; Wenigen-Bachern) und selbst geringschätzige beiwörter (Dorn-Haselbach; Kothing-Eichendorf; Dürrn-Emmering; Bettel-, Almosen-Bachern; Ruh- (Rauhen-) Palzing; Pesen- (Bösen-) Lern). im gleichen widerstreit begegnet zwischen 1022 und 1031 in den Trad. d. hst. Freising II 259 nr. 1400 ein bezeichnendes namenpaar *Dietrichesdorf* und *Ermarichingarun.* ersteres, das

heutige Dietersdorf bei Moosburg in Oberbayern, ist alt und seit dem 9 jh. bezeugt, letzteres kommt hier allein vor und ist nicht genau zu bestimmen. da jedoch kein grund besteht, den einen vertragschliefsenden in der urkunde, den 'proprium servum Otolt', mit einem ausgedehnten wirtschaftskreis zu belasten, dürfen wir den jetzt verschwundenen oder umbenannten ort nicht in zu weiter entfernung von Dietersdorf ansetzen. und weil *E.* in bildung und urkundlichem auftreten seine jugend verrät, so ergibt sich zwischen den beiden siedelungen das verhältnis von alt und neu. dieses verhältnis spiegelt sich in den namen. zwar hat man bei der ersten dorfgründung gewis nicht an den Ostgotenkönig Dietrich gedacht, wol aber zur zeit dieser urkunde; denn das gegenstück enthält den namen seines gegners *Erma(n)rich*, an den sich die in dieser zeit schon gewohnheitsmäfsig ortsnamenbildende nachsilbe *-ing* fügt; *-ar(i)* bezeichnet den bewohner eines solchen orts, *-un* ist beugungsendung für den dat. pl. eine nhd. entsprechung wäre etwa 'bei den leuten des *Ermarich*'; dies ist eine deutliche übergangsform zu dem *Ermrîch* der mhd. Dietrichepen. die Frs. tradd., die bekanntlich aufserordentlich namenreich sind, kennen blofs zwei personen namens Ermanrih (II 707), die in den jahren 814 bis 844 vorkommen. nach jahrhundertelanger vergessenheit taucht der im bistum Freising von jeher seltene name nur noch das eine mal in unserer ortsbezeichnung auf. es ist der einzige ortsname der tradd. der mit E. gebildet ist und in diesem einzigen fall steht er neben Dietrich, und nur er allein. da geht die annahme nicht fehl, die neue benennung ist nicht von einer lebenden persönlichkeit abgeleitet — solche Ermanriche gab es damals in der gegend nicht mehr[1] —, sondern dem gefeierten helden in dem alten Dietrichsdorf sollte sein böser widersacher in dem namen der neuen arbeitheischenden, jedoch noch wenig ertragreichen und darum verachteten waldrodung entgegengesetzt werden.

Aus der gleichen zeit und der gleichen gegend tritt noch einmal ein ähnlicher gegensatz hervor. er betrifft eine siedelung oberhalb Hilgertshausen bei Aichach. hier steht ein klösterlicher zellhof einem armseligen laienansitz gegenüber. ersterer heifst um die jahrtausendwende *Michaheliscella*, letzterer *Satanasinga* und *Satanatingun* (Frs. trad. II 218 u. 284). das apokalyptische widerspiel liegt offen zutage; *Satanât* ist auch sonst bezeugte ahd. nebenform für *Satanas*.

Hier wie dort ist der geringere ort, äufserlich durch ingsuffix abgeleitet, nach dem bösen benannt. zu anfang des 11 jh.s also wuste man in Freising, dass sich Dietrich und Ermanrich in einem ähnlichen verhältnis gegenüberstehn wie Michael und

[1] auch der trad.-codex von SCastulus in Moosburg (Oberbayer. archiv 2, 1 ff), der in seinen ältesten teilen ins 11 jh. zurückreicht, hat den namen nicht mehr.

Satanas. aus dem ganz vereinzelten auftreten dieser beiden verwanten bildungen aber ist zu erschliefsen, dass es sich nicht um bodenständige, volkstümliche namenschöpfungen, sondern um gelehrteneinfälle der dortigen bischöflichen schreibstube handelt, die mit den urhebern wider vergessen wurden.

Augsburg. **Eduard Wallner.**

DER LEICH 'DE LITTERA PYTHAGORAE'.

Die bisher trotz ihrer wichtigkeit unglaublich vernachlässigten Cambridger lieder sind endlich in einer würdigen, fast opulent zu nennenden ausstattung zugänglich gemacht — soweit man den ausdruck heute von einem in England erschienenen buche gebrauchen darf; in ganz Berlin scheinen The Cambridge Songs, a Goliard's song book of the XIth century edited by Karl Breul, Cambridge 1915 nicht vorhanden zu sein, und ich danke es dem entgegenkommen der Göttinger universitätsbibliothek, dass ich das buch einsehen konnte.

Den wertvollsten teil bilden 20 wolgelungene tafeln, die die betreffende partie der hs. vorzüglich widergeben, und wer diese nicht lesen kann — oder wer ist eigentlich als benutzer gedacht? — findet daneben eine genaue transcription. so ist jezt eine controle des Piperschen rohdruckes in den nachträgen zu Kürschners DNL s. 206 ff möglich; wir sehen dass Pipers ungenauigkeiten nicht so zahlreich, wie man wol anzunehmen geneigt war, und vor allem nicht übermässig wichtig sind. leider hat Breul den massenhaft vorhandenen platz nicht dazu benutzt, über zweifelhafte stellen, rasuren, correcturen auskunft zu geben. auf die tafeln folgt dann s. 23—42 die beschreibung der hs., geschichte der forschung und eine litterarische einführung, daran schliefst sich s. 42—69 die eigentliche ausgabe, die zu meinem bedauern die reihenfolge der hs. zu gunsten einer stofflichen anordnung aufgibt, s. 70—101 erklärungen, ein neudruck von Breuls aufsatz über 'De Henrico', eine chronologische bibliographie und sorgfältige indices.

Haben wir nun eine berechtigten ansprüchen genügende ausgabe? es ist mir schmerzlich es aussprechen zu müssen, dass das nicht der fall ist. ich hätte darüber mancherlei auf dem herzen, doch will ich hier keine recension schreiben[1]; nur

[1] nur eins möchte ich hervorheben: für das hübsche nachtigallenlied *Aurea personet lira* (Jaffé n. XXVII, Breul n. 31) kennt der herausg. nicht die wichtige hs., die Bock im anhang zu Weifs Geschichte Alfreds d. Gr. 1852 abgedruckt hat. sie gibt den richtigen text zu str. 4, 3 (dh. v. 12. warum hat Breul nicht strophen abgeteilt, sie heben sich doch deutlich ab?) *reddit voces ad estivi*

das eine kann ich nicht verschweigen, dass meine hoffnung, mich in dem verständnis von form und inhalt wesentlich gefördert zu sehen, grausam getäuscht ist. wie schwer diese texte sind, weiſs ja jeder, und wir dürfen nicht darauf verzichten mit ihnen zu ringen. aber Breul empfindet das nicht, sondern druckt den text von Jaffé nur ab, meist ohne auch nur den versuch zu machen weiter zu kommen. und doch sind m. e. solche versuche nicht ganz aussichtslos. ich will das an dem leich nachweisen, den Jaffé Zs. 14, 488 unter dem titel 'De littera Pythagorae' abgedruckt hat und den Breul einfach widerholt, obwol er offensichtlich nicht in ordnung ist. den inhalt versteht man ja zur not, der form werden die meisten leser, so wie sie da abgedruckt ist, ratlos gegenüberstehn. wenn ich mich daran wage, so benutze ich dankbar die hinweise, die WMeyer durch seine lichtvolle zergliederung des 'Modus Liebinc', Fragm. Bur. 175 gegeben hat. ich schicke voraus, dass wir ein so reinliches resultat nicht erwarten dürfen wie Meyer es aufweist, weil der nur in der Cambridger hs. erhaltene text arg verderbt ist, und vor allem, weil der dichter des Modus Liebinc diesem überlegen ist.

Ich will versuchen den text so abzudrucken, dass die form sofort verständlich wird, und geh auf die textkritik nur soweit ein als sie hierfür unentbehrlich ist, im übrigen schlieſs ich mich an Haupt und Jaffé an.

Breul bemerkt s. 98: 'This poem consists of two main portions (Stanzas 4—5 and 6—8), which are preceded by an introduction (Stanzas 1—3) and followed by a partial repetition and adaption of the opening stanza (stanza 9)'. das mag für den inhalt zutreffen, hinsichtlich der form ist es geradezu irreführend: das gedicht ist vielmehr eine reine sequenz, je zwei strophen stimmen überein, und die schlussstrophe 9 kehrt zur form der einleitungsstrophen zurück. das mag der folgende abdruck zeigen. die correspondierenden stücke sind durch A. B usw. bezeichnet:

temporis indicia; ähnlich ja auch die Pariser hs., deren laa. nicht angegeben werden, wie überhaupt dies buch von 120 seiten groſsen formats keinen kritischen apparat bietet. setzen wir diesen text ein, so wird der anstoſs gehoben, dass mit dem ende der 4 strophe der sinn nicht schließt; die la. *temporis ad otia*, die Breul bevorzugt, stammt deutlich aus strophe 11, 1. — auch die reihenfolge der Bockschen hs. ist besser als die der Cambridger. das gedicht zerfällt in zwei gleiche teile, acht strophen berichten von der philomela, in den letzten acht wird sie selbst angeredet: dieser teil beginnt passend mit str. 9 *O tu parva*; dann 10 *Sonos tuos*, 11 *Nolo nolo ut quiescas*.

Breul verweist für die verbreitung und beliebtheit des stoffes auf *Sum noctis socia* Baehrens P. l. m. V 368; ich vermisse den hinweis auf Eugen vToledo ed. Vollmer Auct. antiq. XIV 254, Paulus Albarus PAC III 126 f, auch Alcuin PAC I 274, Anal. hymn. XXXIII 343, CPascal Poesia latina medievale (1907) s. 127 ff.

str. 1 A Vite dator, omnifactor deus, nature formator,
B mundi globum sub potenti claudens volubilem palmo,
C in factura sua splendet magnificus per evum.
str. 2 A Ipse multos veritatem veteres necdum sequentes
B vestigando per sophie devia iusserat ire,
C improbabili errore parare nobis viam.
str. 9 A Vite dator omnifactor deus, nature creator,
B illum aufer, istum confer tuis fidelibus callem,
C ut post obitum talis vite participes fiant.

A = 4 + 4 + 8 silben, B = 4 + 4 + 8, C = 8 + 7. in 9 C ist die gliederung 8 + 7 nicht durchgeführt.

Um der responsion willen hatte schon Haupt in 2 C *rectam* in der überlieferung *rectam pararet nobis viam* gestrichen; durch sie wird auch Haupts besserung *improbabili* nötig, während man gern die überlieferte la. *improbabilis* halten und das adjectivum zu *sophie* ziehen möchte.

Ich wende mich jezt zunächst zu dem strophenpaar 7. 8, weil sein bau ganz durchsichtig ist; davon wird man sich sofort überzeugen, sobald man erkannt hat, dass str. 7 die worte *nobis auferat* eine in den text geratene randbemerkung sind = 'davor möge uns Gott bewahren'!

7 A Hic qui paret viciis virtuti contrariis, illam latam ille terit ipse semitam,
B que postremo plena poenis gravibus
C se prosequentibus portas inferi aperit sevissimas,
D ubi fremitus dentium et perpetui fletus sunt merentium pro criminis facto,
E cita ubi semper mors optatur frustra pro dolor! atque queritur.
8 A Sed virtutum gradibus ille nititur, qui providus per angustam vadit illam semitam,
B que in fine locuples letitie
C se prosequentibus pandit eterna dulcis vite gaudia,
D ubi bonorum anime claro iugiter illustrantur lumine perpetui solis,
E ubi deitatis se conspectum semper cernere gaudent beati.

A = 27 silben, B = 11, C = 18, D = 26, E = 20. an einzelnen stellen tritt das streben kleinere partikelchen abzuteilen hervor, zb. zu anfang von A und B, wo sich die 4 ersten silben deutlich abheben.

In 7 A schrieb ich *ipse* für *ipseque;* schwieriger ist 8 C, wo überliefert ist *suis queque precibus;* das ist nur mühsam zu interpretieren, darum glaub ich bei der klar hervortretenden responsion diese gewaltsame änderung vornehmen zu dürfen. wer das ablehnt, kann leicht in 7 C durch die schreibung *sese* die erforderliche responsion gewinnen.

Einigermaſsen verständlich ist auch der bau von str. 3. 4, die ich nun folgen lasse:

3 A Inter quos subtilis per acumen mentis claruit Pitagoras,
B metapsicosis quem iuxta famam Troie peremptum seculo rursus reddit,
C obscurosque rerum rite denuo vivum donat intellectus perspicaci perscrutari sensu animi.

4 A Ergo vir hic prudens die quodam ferri fabricam preteriens
B pondere non equo sonoque diverso pulsare malleolos senserat,
C sicque tonorum quamlibet informem vim latere noscens formam addidit, per artem pulchram primus edidit.

A = 6 + 6 + 7 silben, B = 6 + 6 + 10, C = 8 + 11 + 13.

Die responsion ist also auch hier vollständig vorhanden, wird aber schwer gestört, wenn die überlieferung in 3 B *quem iuxta famam Troie peremptum* (Jaffé, *pereptam* hs.) *Euforbium s. r. r.* richtig ist. aber wie übersetzt man das? wenn man *quem* als object nimmt, ist es unsinn, einigermaſsen verständlich wird es, wenn man es prädicativisch fasst, aber auch so ist die ausdrucksweise höchst gewunden. ich halte *Euforbium* für die randbemerkung eines in Ovid (Met. XV 161) belesenen schreibers.

Am rohsten und kaum noch erkennbar ist die gliederung der strophen 5. 6.

5 A Ad hanc simphonias tres subplendam istas fecit: diatesseron, diapente, diapason infra quaternarium, que pleniter armoniam sonant;
B que sententia senis ponens solidum rithmicam in se normulam mensurarumque utilem notitiam et siderum motus iussit continere, ma ten tetraden et nomine suo vocavit.

6 A Y grecam, I de imis continentem, sed fissam summotenus in ramosas binas partes, vite humane invenit ad similitudinem congruam.
B est nam sincera et simplex pueritia, que non facile noscitur, utrum vitiis an virtuti animum subicere velit, donec tandem iuventutis etas illud offert nobis bivium.

A = 44 B = 58. in 6 B setzte ich *offert* für *offerret* der hs. und Breuls, während Jaffé *offeret* druckt; vgl. auch CPascal Letteratura latina medievale s. 17.

Für die erklärung hat Jaffé die nötigen verweise gegeben, die Breul widerholt; ich mache nur darauf aufmerksam, dass str. 1 ein citat aus Jes. 40, 12 in der im mittelalter sehr verbreiteten form ist, die nicht aus der vulgata stammt. zu den von mir PAC IV 706, 11, 2 gesammelten stellen füge noch PAC I 127, 26, Rose Verzeichnis der Meermanhss. s. 461; rhythmus des Alcuin bei WMeyer GGN. 1916, s. 667, str. 1 v. 8.

K. Strecker.

DIE AELTESTE SPUR VOM FORTLEBEN DES ERZPOETEN?

Der Dolópathos des Johannes de Alta Silva aus dem ende des 12 jh.s ist eine recht anziehende schrift. trotz der aufserordentlichen breite der darstellung würkt er nie ermüdend, was man bei anderen werken der art, zb. Barlaam und Josaphat, nicht immer behaupten kann. als ich kürzlich veranlassung hatte, ihn wider einmal in die hand zu nehmen, wurde ich so gefesselt, dass ich ihn auf einen sitz von anfang bis zu ende durchlas. der vf. weifs behaglich zu plaudern, sein stil ist einfach und leicht verständlich, hält sich im ganzen von groben verstöfsen frei. Johannes ist eben ein gebildeter mann, wie ein blick auf die anmerkungen, die Hilka seiner dankenswerten ausgabe s. 111 beigegeben hat, zeigt. der herausgeber hat sich im allgemeinen damit begnügt, die als solche äufserlich erkennbaren citate nachzuweisen, ein näheres eingehn auf die stilistischen vorbilder würde zweifellos manches resultat zu tage fördern. ich zähle kurz auf was ich mir bei ganz cursorischer lectüre anmerkte:

S. 1, 12 *deducebant oculi mei lacrimas et aquis palpebre mee iugiter defluebant* vgl. Jerem. 9, 18. — 1, 27 *omne rarum ideo preciosum quia rarum* vgl. *quod rarum carum* bei Seiler Ruodl. s. 162. — 3, 24 *phaleratis verborum pompis* vgl. Terenz Phorm. 500. — 7, 27 *trisulcis linguis* vgl. Aen. 2, 475 — 17, 29 *in foveam quam foderant aliis incidentes* vgl. Proverb. 26, 27, Ecclesiastes 10, 8. — 18, 11 *nulli secundus* seit Aen. 11, 441 unendlich oft widerholt und variiert. — 30, 15 *noctem duxit insomnem* vgl. Aen. 9, 167. — 31, 21 *vitalibus fruor auris* vgl. Aen. 1, 388. — 41, 26 *filium enutrivi et erudivi, quem exaltare decreveram* vgl. Jes. 1, 2. — 43, 32 *Lucinius ut agnus . . . sine voce . . , ad supplicium ducebatur* vgl. Jes. 53, 7. — 44, 20 *querit patriam gentemque et causam* (*casum* Hilka) *adventus, unde veniat et quo vadat* (46, 29. 48, 30 usw.) vgl. Aen. 8, 112. — 46, 21 *intempeste noctis silentio* vgl. Reg. III 3, 20. — 50, 19 schreib: *audeas adeamus.* 58, 15 *ve terre cuius rex puer est et cuius principes mane comedunt* vgl. Ecclesiastes 10, 16. — 58, 20 *cottidie crescens in sapientia* vgl. Luc. 2, 52. — 63, 15 *in lectum decidere* vgl. Maccab. I 1, 6. — 71, 12 *opaca . . . silvarum* vgl. Aen. 2, 725. — 71, 24 *pellem mutasset Ethiops* usw. Jer. 13, 23. — recht interessant sind schliefslich die dogmatischen auseinandersetzungen am schluss und verdienen genauer untersucht zu werden, zb. die erörterungen darüber, warum Gottes sohn selbst für den menschen sterben muste *cum ipsum per hominem vel per angelum liberare potuisset.* dieselbe frage erörtert der dichter der Vita

Bertini ed. Morand Mélanges historiques II 573 v. 71 *Angelico potuit hominem salvare labore.* auf wen dies zurückgeht, weifs ich vorläufig nicht, habe freilich auch nicht gesucht.

Zu dieser sammlung veranlasste mich eine stelle, die meine aufmerksamkeit erregte und einer kurzen besprechung wert zu sein scheint. nach der lehre der ärzte, *quod contraria contrariis curarentur* (so mit L 34, 1 zu lesen; über den cursus vgl. Klapper DLZ. 1913, 2913) setzt die königin, die mit den andern der ansicht ist, der junge Lucinius sei durch die trauernachricht vom tode seiner mutter der sprache beraubt, alles in bewegung, ihn den freuden der liebe geneigt und so wider gesund zu machen. die schönsten mädchen, aufs köstlichste geschmückt, umgeben ihn und schliefsen ihn in die arme, sie sucht ihn sogar betrunken zu machen, *sciens quod vinum letum facundumque hominem redderet,* wol nach Ps. 103, 15: kurz *quid igitur illustrissimus iuvenis ageret . . .? In igne positus non arderet?* trotz allen verlockungen bleibt er standhaft. anders der junge mann der im gefolge Rainalds von Dassel nach Italien kam! er konnte den feurigen blicken der Paveserinnen nicht lange widerstehn, denn *quis in igne positus igne non uratur?* ist es zufall, dass einige jahrzehnte nach dem entstehen der beichte des Erzpoeten, deren weite verbreitung sich aus der zahl der handschriften ergibt, in ähnlichem zusammenhange dieselben worte gebraucht werden?

Wenn ich die worte des Johannes mit recht, wie ich glaube, auf die Beichte beziehe, so erhebt sich die frage, ob er sie isoliert kennen lernte, oder eine sammlung der gedichte des Erzpoeten zur verfügung hatte. in der geschichte 'Canis' berichtet der vf., wie der ritter, dem von seinen reichtümern nichts übrig geblieben ist als ein pferd, ein hund und ein falke, sein und seiner familie leben kümmerlich vom ertrage der jagd fristet; wenn er einmal nichts erbeutet, so müssen sie eben den tag über hungern, *neque enim eum more rusticorum vivere, fodere scilicet aut mendicare, sua generositas paciebatur* 47, 7. das geht ja natürlich auf Luc. 16, 3 zurück, aber dort ist der sinn wesentlich anders: *fodere non valeo,* um zu graben reichen seine kräfte nicht aus, dass es nicht standesgemäfs wäre, steht nicht da, dagegen *mendicare erubesco.* die auffassung des Johannes findet man beim Erzpoeten Carm. Bur. s. 74 str. 3, Grimm s. 196, Manit. s. 36

> *fodere non debeo* (var. *valeo*), *quia sum scolaris,*
> *ortus ex militibus preliandi gnaris,*

körperliche arbeit ziemt sich nicht für den ritterbürtigen. natürlich kann Johannes auch selbständig die stelle des evangelisten in dem sinne interpretiert oder erweitert haben. ich persönlich bin überzeugt, dass an den beiden herangezogenen stellen beziehungen zum Erzpoeten vorliegen; beweisen lässt es sich wol

nicht. dagegen kann ich beweisen, dass der vf. die zeitgenössische litteratur verfolgte, und damit komm ich auf festeren boden. s. 31, 3 steht ein versungeheuer, das man vergeblich als hexameter zu lesen versucht. der herausgeber hat die flinte ins korn geworfen, in den corrigenda bemerkt er, dass es nicht als citat hätte gedruckt werden sollen. nun, es ist schon ein citat, nur kein langvers, vgl. Carm. Bur. s. 45

O varium
Fortunae lubricum
dans dubium
tribunal iudicum,

die überlieferung ist also in der hauptsache richtig und durfte nicht geändert werden. auch die vorhergehnden prosaischen ausführungen zeigen sich durch dies gedicht beeinflusst. — es ist jedenfalls auffallend, dass sich die drei besprochenen stellen, Dolop. 31, 3. 35, 15. 47, 8 auf die CB. beziehen lassen: kann man annehmen, dass dem vf. eine ähnliche sammlung zur verfügung stand? oder lagen ihm einzelne fliegende blätter vor? vielleicht letzteres, denn das eben erwähnte gedicht ist ziemlich verbreitet gewesen, vgl. Dreves Anal. hymn. XXI s. 102. —

An die erste seite von Schmellers ausgabe der CB. denkt man unwillkürlich, wenn man Dolop. 46, 15 list *ipse vero in inferiori rote Fortune cantho videns se positum,* doch ist ja die vorstellung von der *rota Fortunae* sehr gewöhnlich und findet sich auch in dem oben herangezogenen gedicht. ebensowenig ist Dolop. 33, 28 *quomodo versa sit in luctum cythara mea* mit CB. 49, 1 in beziehung zu setzen, hier liegt Job 30, 31 direct zu grunde.

Ich benutze die gelegenheit auf die hs. 125 in Charleville aufmerksam zu machen, die ebenfalls die Beichte enthält, von den herausgebern aber nicht berücksichtigt ist. leider ist im Cat. gén. 4⁰ V s. 605 nicht angegeben, welche strophen sie enthält. schliefslich gehören auch die verse der hs. Wolfenbüttel 4466 Gud. 162, 15. jh. hierher, mit denen Milchsack Katal. IX 174 nichts anzufangen wuste:

Res est arduosa vincere naturam,
In aspectu virginis mentem ferre puram.
Juvenes iam nequeunt legem sequi duram.
Si esset Ipolitus, planctus Jeremie,
Non possent resistere solum una die.
Veneris in talamos ducunt omnes vie.
Tot sunt in seculo fere ruine.

[Nachtrag.] die 11 strophe steht auch im Amplonianus F 50 f. 99ᵛ, um 1400 in Köln geschrieben. die erste zeile ist geändert: *Ego super omnia diligo tabernam;* z. 4 hat *pro mortuo.*

K. Strecker.

DIE FRASAGNIR DER LANDNAMABOK.

EIN BEITRAG
ZUR VORGESCHICHTE DER ISLÄNDISCHEN SAGA.

I.

1. Seit die beiden norwegischen gelehrten Sophus und Alexander Bugge, vater und sohn, sich an das geistesleben der britischen inseln aufklärung heischend über das entstehen der isländischen saga gewant haben, ist der blick der forscher mehr und mehr an dieses gebiet gefesselt worden. Axel Olrik zieht jene kräfte in den bereich der erwägungen, Andreas Heusler hat sich in eingehnder abhandlung mit jener erwartung auseinandergesetzt, und Gustav Neckel[1] erweitert den stoff durch einbeziehung neuer gebiete. so scheint für die nächste zeit die arbeit sich in dieser richtung bewegen zu wollen.

Aber die isl. saga ist selbst noch nicht genügend darüber ausgefragt, was sie über ihre vorgeschichte zu sagen hat. vor der eindringenden untersuchung des baus der sagas lösen sich mit bestimmtheit stücke heraus, die vor ihr bestanden haben. das kann keine überraschung sein, denn solche stücke sind uns ja auch einzeln überliefert. in besonderem falle gelangen wir damit auch zu 'frásagnir' ganz ursprünglicher fassung, die ganz und gar der gelegenheit ihre entstehung verdanken; ich meine die stücke, die den mittelteil der Bjarn. s. hítd. ausmachen. sie stellen durch ein ganz bestimmtes bildungsgesetz beherschte volkstümliche erzählstücke dar, die mit sagakunst nichts zu tun haben[2].

Im allgemeinen aber sind wir mit der erkenntnis älterer 'þættir' nicht über die art der saga hinausgelangt, nicht über ihren stil. der reichtum an personen und orten, die verwicklung der handlung, die vielseitigkeit der charaktere schränkt sich mit dem umfang der erzählung ein. aber anscheinend bleibt die höhe der kunst dieselbe: die ergreifung des charakters selbst, seine grundsätzliche, weitgehnde entwicklung in handlung und rede, die gleichbleibende deutlichkeit der darstellung, die kunst des verschweigens, die verwendung der 'lausavisur'; nimmt

[1] in Hoops Reallexikon IV 67ff: 'Saga'; hier die litteraturangaben.
[2] im Arkiv f. nord. fil. 37, 27ff glaub ich den nachweis zu führen.

der þáttr etwa eine andere stellung als die saga der volkstümlichen stilisierung des stoffes gegenüber ein? die stücke sind noch lange nicht in zureichendem umfange gesammelt, um ein umfassendes bild ihrer art, das meiner schätzung nach doch von dem der saga abweichen wird, geben zu können. wir sind bisher mit den þættir noch nicht vor die saga gekommen.

Es lassen sich aber auch noch, wenn nicht ganz neue und unbekannte, so doch unbeachtete isländische litteraturzeugnisse in die erörterung über die entstehung der saga einführen.

2. Die Landnámabók [1] (Ln.) in den fassungen Sturlas (Stb.) und Hauks (Hb.) bereichert den dürren topographischen, chronistischen, genealogischen landnám-stoff sehr vielfach durch erzählstoffe. es handelt sich darum, ihren charakter zu bestimmen.

Gibt Ln. unberührte erzählstücke einer vorsagamäfsigen form, 'frásagnir'?

Wir finden die stücke in ihr isoliert. das ist ein praktischer vorteil; wir brauchen nicht erst ein vielleicht nicht völlig sicheres beweisverfahren zu ihrer ausscheidung vorzunehmen. dagegen steht die frage auf: hat Ln. selbst etwa die stücke isoliert, aus sagas geschöpft? oder hat sie sie durch sagatexte beeinflussen lassen? stücke aus sagas genommen, können vorsagamäfsigen charakter haben, wie oben gezeigt ward; anderseits können stücke die nicht aus sagas stammen, vollsagamäfsigen charakter tragen, wie die þættir zeigen; und endlich können alle erzählstücke in Ln. gekürzt gegeben sein [2].

Ein grobes mittel, sagabenutzung festzustellen, gibt uns Ln. mit quellenverweisungen: sie beruft sich auf eine geschriebene Haralds s. hárf. c. 13 und auf mehrere mündliche sagas: *sem segir í Eyrb. s.* Hb. c. 67, *Þórðar s. gellis* Stb. c. 97, *Torf-Einars s.* di. Jarla s. c. 309; denselben sinn mag c. 149 *ok er saga mikil frá honum* haben. die formeln *þar af, af því gerðiz, hefz* gehn dagegen nur auf das ereignis, wie s. 48, 13 f. = 173, 10 f, *þar af gerðiz saga Ísfirðinga ok víg Þorbjarnar* schla-

[1] udg. af det kgl. nord. Oldskrift-selskab (ved Finnur Jónsson), København 1900. — die c.- und s.-zahl ohne bes. angabe geht immer auf Stb., dann auch die texte nach ihr.

[2] s. Heusler Die anfänge der isl. saga s. 37 'nur dass die Landn., ihrer ganzen bestimmung nach, fast durchweg die haltung des dünnen auszugs hat'.

gend durch die gleichstellung von *saga* (res gestae) = *víg* beweist. es ist dasselbe wie Grett. s. c. 31, 5 *urðu þá Heiðarvígin*; dazu s. Neckel Germ.-rom. mon.-schr. 3, 442; Heusler Anfänge der isl. s. s. 71.

Ein weiteres kriterium geben stoffliche und wörtliche beziehungen zu erhaltenen sagas. dies ist in den einleitungen zu den ausgaben, in BMÓlsens arbeiten[1], in den einschlägigen stellen in FJónssons grofser litteraturgeschichte und seiner einleitung zur Ln.-ausgabe (s. bes. die zusammenstellung s. XLVII bis LI) vornehmlich verwertet. es wird aber nicht so bereitwillig wie das geübt wird auf entlehnung aus fertigen vollen sagas, am liebsten schriftlich vorliegenden, gerechnet werden dürfen, sondern das einströmen aus dem mündlich umgehnden erzählungsschatz, welchen grad der formung er auch gehabt haben mag, ist, ich möchte meinen, zu allererst ins auge zu fassen[2]. wo sich ein erzählstück als rund und selbständig hinstellt, da muss erst im angriff auf seine autarkie bewiesen werden, dass es ein werkchen zweiter schöpfung ist; das blofse vorhandensein von stoffparallelen in sagas beweist an sich nichts. für die einwürkung der Eg.s. ist der beweis durch Ólsen vielseitig erbracht; c. 179 f ist auszug aus einer älteren Vatnsd.s. (s. meine ausg. in An. saga-bibl. XVI einl. § 3—6).

Ein entscheidendes kriterium für bearbeitetes, zerstörtes gut kann die zerstörte form sein. die auffallende aneinanderreihung unverbundener sätze, mechanische verbindung durch *ok-ok-ok, síðan-síðan-síðan* sind anzeichen; ferner inhaltlich die lückenhafte handlungsführung, überspringen von notwendigen körperlichen und seelischen begründungen, daneben tatsachenhäufung. bis an die grenze der verständlichkeit gehn die kürzungen c. 42 s. 142, 22—31 Kári gegen Karli, c. 325 Hróar; darüber hinaus c. 152 s. 174, 11—38 Snæbjǫrns fahrt nach den Gunnbjarnarsker, eine echte Clondyke-geschichte, c. 111, s. 160, 36—161, 22 Hrafsi

[1] 'Ln. og Eg.s.' Aarb. f. nord. oldk. og hist. 1904 s. 167—247; 'Ln. og Hœns. Þ.s.' ebda 1905 s. 63—80; 'Ln. og Eyrb.s.' ebda s. 81—117; 'Ln. og Laxd.s.' ebda 1908 s. 151—232; 'Ln. og Gullþ.s.' ebda 1910 s. 35—61.

[2] s. dazu Heusler Anfänge nrr 27—34. zur zugrunde liegenden gesamtauffassung s. Moltke Moe 'Episke grundlove', Edda 4, 85—126; 7, 72—88; auch 'Det mytiske tankesæt'; Maal og minne 1909 s. 1—16.

Ljótólfsson[1]). auch c. 168 Hróm. þ. h., c. 348 s. 219, 4—220, 9 (auszug aus dem ersten teil einer) Gunnars s., c. 371 Hásteins vorgeschichte, c. 376 (zur hvíti sind gestört. aber die angaben über Torfi Valbrandsson c. 37 sind kein auszug, sondern eine zusammenstellung.

3. Die grundlagen all solcher stücke können auf sehr verschiedener höhe der entwicklung gestanden haben. zu den bekannten sagavorlagen tritt die Hróars s. Tungugoða (s. anhang 1). aber die fassung braucht die festigkeit der saga in composition und stil nicht erreicht zu haben. es ist mit allen graden des zusammenschlusses von familien- und landschaftsüberlieferungen zu rechnen, die ihrerseits verschieden hoch ausgebildet gewesen sein können.

Umfangreiche familienüberlieferung, die in ferne vergangenheit gereicht haben mag (s. Flt. I, 23), wird die berichtstoffe der cc. 216. 146. 149. 138 gegeben haben: die ermordung des ahnherrn Végeir, die verwicklung der sechs söhne unter führung Vébjǫrns, des Sygnatrausti, in streit mit jarl Hákon Grjótgarðsson (vgl. c. 154), ausfahrt, opfer und schiffbruch, aufnahme durch Geirmunds þræll Atli; dann den an die handlung der Gísl.s. gemahnenden heimisch-isländischen sagastoff des schwagermordes, endlich die rache: — stoff genug für eine *saga mikil* von geschlossenem bau.

Weniger geschlossen: c. 42; die erste hälfte s. 142, 9—22 zur einheit neigende berichte von Kalman und seinem sohne Bjarni, anscheinend ursprünglicher form; der zweite teil z. 22—29 ganz offenbarer auszug einer sehr gliederreichen streithandlung, die sicher ausführlich erzählt vorgelegen hat.

Lose dürfte zb. auch der zusammenhang der berichte und erzählungen über Molda-Gnúp und seine söhne c. 329 und Ketilbjǫrn c. 385 gewesen sein. ihnen ist die ursprünglische frische des volkstons eigen, der den angaben über Torfi Valbrandsson c. 37 abgeht — die rechtfertigung für den ausdruck volkston wird die abhandlung, hoff ich, bringen. — sie werden alte erinnerungsgruppen sein, die niemals über die überlieferte form hinausgelangt sind, zur saga auch nicht das zeug in sich hatten

[1] s. BMÓlsen Aarb. 1905 s. 100.

wie die überlieferungen von Végeir, Kalman und aus den vorgeschichten zb. c. 341 Ófeig-Ásgerđs, c. 356 Þorsteins ausfahrt. in Hb. c. 21 möcht ich, abgesehen von offenkundigen zutaten wie s. 13, 16 f *Kalman-Katanesi* und genealogischem, ursprünglichere einheit sehen als in den vereinzelten angaben Stb. c. 22—24; s. c. IV.

4. Nun muss aber der stoff von der andern seite her angefasst werden, dh. die anscheinend ungestörten geschichten müssen vorgestellt werden. sie müssen selbst zu worte kommen und ihre ursprünglichkeit durch ihre art erweisen. aus ihnen selbst müssen wir die kriterien für ihre ungestörte — vorsagamäfsige art gewinnen.

Der unverdächtige erzählstoff zerlegt sich nun deutlich in zwei gruppen: der einen ist hohe anschaulichkeit eigen, der andern fehlt sie. der erstern eignet mit der anschaulichkeit kraft des eindrucks, das vorstellungs- und gefühlsleben wird kräftig angepackt; es sind die anfänge der kunst oder kunst selbst, die hier auf uns würken. wir werden sehen, dass sie die typischen züge der volksmäfsigen erzählkunst tragen, die Olrik[1] zusammengestellt hat. freilich fordern sie isolierten genuss, und zwar mit folgsamer phantasietätigkeit, die willig die anschauungen vollzieht und erlebt die da angeregt werden, welcher sinn auch berührt werde.

Die stücke der andern gruppe wenden sich an den verstand. sie sind nüchtern, geben tatsachen und ihre folge. ein unbewegtes gemüt berichtet. ich will diese stücke also 'berichte' nennen, jene der anschaulichen art 'erzählungen'.

5. Die kraft der erzählung setzt sogleich mit ihrem kleinsten elemente ein, dem zug. ein geschauter gegenstand wird durch einen erzählungszug festgehalten, und der gegenstand tritt sichtbarlich vor das auge des hörers.

Der erzähler zeigt mit den händen auf den ort hin, den wir sehen sollen: c. 39 Stafngrím ... safs auf Stafngrímsstađir ... 'da grade gegenüber | nördlich der Hvítá | hart am flusse ist sein grab. | da ward er erschlagen'. wer's nun nicht sieht, dem ist nicht zu helfen.

[1] vortrag auf dem internationalen historikertage zu Berlin 1908: Zs. 51, 1—12.

Eine gegend wird genannt, ihre art durch einen zug klar gemacht: c. 20 'in Botn, wo Ávang siedelte, war so hoher wald, dass er daraus ein meerschiff baute'. da sieht man den hohen wald.

C. 134 'Ǫrn wohnte des winters auf Tjaldanes, denn da schien die sonne auch am kürzesten tag'. der mann steht vor uns mit einem strich gezeichnet.

C. 16 'Glúm, der so vor dem kreuze betete: alles gute den greisen, | alles gute den jungen'. das bild des vor dem kreuze betenden mannes springt mit seinem charakter vor dem auge auf. c. 12 'Helgi der gottlose und Hall der gottlose, vater und sohn, wollten nicht opfern und verliefsen sich auf ihre kraft'. da fehlt die anschauung. ja, wenn es hiefse 'auf ihr schwert'!

Das würdige gegenstück c. 238 s. 198, 4—6 ist Hallstein, 'der dieses sprach, als er vom meere kam und seines vaters tod erfuhr:

es trauert Hǫfđi, die halden lachen
tot ist þengil. Hallstein an!'

Wer sieht nicht mit 'den hellsehern, dass alle wichte Hafr-Bjǫrn nachliefen, wenn er zum ding zog, und þorstein und þorđ zu jagd und fischfang'? c. 329 s. 214, 28—30.

Der anschauliche zug braucht stets eine gewisse grundlage, voraussetzung, das psychologische subject auf dem er als das prädicat ruht. sie ist in den eben angeführten beispielen sehr kurz gefasst, zt. in denselben satz gezogen. sie kann umfangreicher sein, zur richtigen exposition werden, und ein unanschaulicher schluss kann ihr entsprechen. erleuchtet der zug die kurze vorbemerkung, so gibt er auch der umfangreicheren umgebung licht, farbe, den wert um dessentwillen sie mitgeteilt wird; er hebt das ganze zur kunst. im folgenden werden einige grade der tragfähigkeit des anschaulichen zuges gezeigt.

C. 18 s. 136, 25—28 'Hvamm-þórir stritt mit Ref dem alten um die kuh Brynja. nach ihr heifst das tal: sie gieng da draufsen mit 40 rindern, und waren alle von ihr. Ref und þórir fochten auf þórishólar; da fiel þórir mit 8 seiner leute'. das einzig anschauliche ist die kuh Brynja mit ihren 40 eigenen rindern, wie sie da geht. das ist zu sehen,

spricht unser gefühl an und ist eine lust für den landwirt. das ist ein gegenstand um den es sich zu fechten lohnt. — die trockenen angaben davor und dahinter werden durch diesen zug erleuchtet; aus dem bericht wird erzählung. Hb. c. 18 s. 12, 24—30 ist ausführlicher, erklärt pedantisch genau alles was Stb. getrost ungesagt lassen kann, weil sie das anschauungsvermögen angreift, und erstickt das saatkorn der kunst in notizen. —

C. 42 s. 142, 18—22 'Bjarni stritt mit dem jüngeren Hrólf und seinen söhnen um Tunga en lítla. da gelobte Bjǫrn das christentum anzunehmen. drauf brach die Hvítá aus, in das bett das sie jetzt durchströmt. da eignete sich Bjǫrn Tunga usw.'. das grofse, vorstellbare naturereignis hebt den bericht in die höhe der kunst. —

Besondere kraft hat das wort des menschen als tragender zug, schon in indirecter rede. — c. 394 s. 230, 15—17: wenn Ingólf seiner *frændkona* ganz Rosmhvalanes aufserhalb Hvassahraun zum geschenk geben will, so ist das nicht anschaulich; 'sie aber gab dafür einen schmutzigen mantel und nannte das einen kauf'. dieser für handlung und charakter so anschauliche zug hebt die trockene vorbemerkung und den räsonnierenden nachsatz: 'das hielt sie für eine sicherung gegen späteren einspruch'.

C. 100 s. 158, 19—22 fragt der freigelassene Vífil seine herrin Auđ, 'warum sie ihm nicht wie andern männern eine wirtschaft schenke. sie sprach, das tue nichts; er werde immer und überall sein ansehen haben. ihm gab sie Vífilsdal'. ihre hochgesinnte antwort gibt dem berichte blut.

Glúms frömmigkeit und der lachende erbe Hallstein wurden einfach für sich hingestellt. eine charakteristik geht voraus, der anschauliche beleg folgt c. 328 s. 214, 10—12: 'Vémund war ein gewaltiger kämpe und schmied; er sprach in der schmiede:

ich all-ein blas besser
elfe schlug; bengel du!'

hammerschlag und stabreim hallen zusammen; es muss wahr sein: *hann var vígamađr mikill ok járnsmiđr.* hier hebt das geformte wort, die lausavísa, die an sich unanschauliche charakteristik ins licht.

Im folgenden falle wird ein handlungsbericht durch sie getragen. c. 237 s. 197, 30—36 'Þórir und sein freund Pinnen-

gaut fuhren nach Island und segelten in Skjalfandafljótsós ein. Þórir nahm Kaldakinn (Kaltewang) zwischen Skuggabjǫrg und Ljósavatnsskarđ. es gefiel ihm da nicht und er zog weg. da sprach er: hier liege, kieles steurer,
lange Kaltewang.
doch wir halten heiter
hinnen Pinnengaut.'

Ein würkliches kunstwerk seh ich in c. 207 s. 190, 12—20. hier wird nüchtern von den Hjaltisöhnen berichtet, wie sie zum Þorskafjarđarþing zogen, der weg angegeben. 'als sie zum ding kamen, waren sie so schön gekleidet, dass die leute dachten, d i e a s e n w ä r e n g e k o m m e n'. und dieser höchst anschauliche zug wird aufs hellste erleuchtet durch die angefügte lv.: 'keiner der kampfkundigen männer, krieger! konnte sich's anders denken, als dass die hochberühmten asen daherführen, als zum Þorskafjarđarþing des tapferen Hjalti söhne schritten unter dem schreckenshelm'. wie hier jede beschreibung gespart wird bis zum starken schlussstrich *menn hugđu, at æsir væri komnir*, und dann die schleusen weit geöffnet werden, dass mit der gehobenen stimmung der vísa das licht nun farbig und leuchtend auf das bild flutet, das ist kunst.[1] der darstellung voran geht z. 8—12 die unanschauliche nachricht vom grofsen erbbier der Hjaltisöhne. führt man sich beide stücke recht zu gemüte und umfasst nach der lv. das ganze genossene, so spürt man, wie unter dem eindruck des letzten, lichten zuges die ganze darbietung in helleres licht rückt. wir dürfen gewis dies ganze c. 207 als eine geschlossene erzählung ansehen.

Vergleicht man Eg.s. c. 81, 29 f, so springt der unterschied gegen die volle sagadarstellung in die augen; dieselbe situation: die männer auf dem dingplatz sehen den zug der reiter die Gljúfrá entlang, die schilde blinken, voran ein mann im blauschwarzen mantel, auf dem haupte den goldbelegten helm, den schild zur seite, goldbeschlagen, in der faust den hakenspeer, die tülle war goldverziert; er war schwertgegürtet. da war Egil Skallagrímsson gekommen mit 80 mann, alle wolgewaffnet, als gieng's zum kampfe, das war eine auserwählte schar; Egil hatte die tüchtigsten bauernsöhne von Nesjar im süden mit, — die ihm die kampftüchtigsten dünkten. hier hat die breite be-

[1] vgl. Vǫls.s. (Ranisch) c. 26, 1—9.

schreibung platz gegriffen, discursiv wird ein zug an den andern gereiht und so das bild vollständig ausgemalt. die alte volkserzählung hat dazu nicht umblick genug, ihr blickfeld ist nicht grofs genug; für sie tritt der éine strahlende eindruck alles beherschend hervor: *at æsir væri komnir!* und auch der skaldische dichter sieht nur der männer haupt *með ennitunglum holtvartaris.*

Vom verständnis dieses stückes aus dürfen wir es wagen, c. 377 s. 226, 9—23 als unberührtes kunstwerk aufzufassen[1]. Helgi trausti fühlt die besuche Þorgrím errubeins bei seiner verwitweten mutter als schmach; er stellt den freier und erschlägt ihn. dies wird ganz nüchtern berichtet. nun aber erzählt er der fragenden mutter in einer vísa, im ohr noch das singen der klingen, dass er Þorgrím erschlagen habe, Óðin den tapferen feind geweiht, ja dem galgengott das opfer gegeben und den raben die leiche. Áshild sprach (das böse, wirkende wort), da hab er sich durch den hieb seinen mörder erworben. dann folgt wider sehr trocken die tötung Helgis samt einer auslaufbemerkung über die verrechnung beim vergleich. — ich glaube, hier steht in alter, mit volkstümlicher kunst gebildeter scene lv. und knappe antwort als tragender, fesselnder mittelpunct der darstellung, das eine helle bild: der sohn im hochgefühl der tat, die mutter tiefgekränkt mit dem bösen worte, das dem sohne den tod bringt. — sieh noch § 17 die geschichte von den beiden Einaren Hb. c. 63.

6. Etwas anderes ist es, wenn ein zweites element mit einem nebenton zum zuge tritt. das ist schon der fall, wenn ein name erklärt werden soll; der hat an sich gewicht. durch den anschaulichen zug wird er seine wunderlichkeit oder unverständlichkeit los. stückchen solcher art sind im gegensatz zu denen der ersten gruppe zweiteilig. sie sind die einfachste form eines erzähltypus, der sich als constructiv sehr bedeutend im kreise der frásagnir erweist.

C. 156 'Hellabjǫrn ... fuhr nach Island und segelte in den Bjarnarfjord, das schiff ganz mit schilden besetzt; drum hiefs er der Schildbjǫrn'. das schiff mit den vollen schildreihen — *með alskjǫlduðu skipi* (éin schweres wort) — wuchtig ans ende des satzes gestellt. da ist was zu sehen! ein ereignis. danach hiefs er. —

[1] nichts zwingt, darin einen fetzen einer älteren Flóam.s. zu sehen.

C. 370 'þórarin ... segelte in die Stierstrommündung und hatte ein stierhaupt auf dem steven; und danach heifst der strom'. auch hier der sehbare zug am ende gegeben; aber durch die vorausnahme des flussnamens þjórsá verliert die erklärende bemerkung an eigengewicht. beide male ist als entsprechendes, aber weniger anschauliches element der bekannte name getreten.

C. 242 s. 198, 31—33 'þórir, der auf Fitjar bei könig Hákon stand und ein loch in ein ochsenfell schnitt — und da hatte er schutz. drum hiefs er þórir Lederhals.' relativisch wird der zug angefügt, aber dank seiner aufdringlichen anschaulichkeit ringt er sich aus dem abhängigkeitsverhältnis los, schon mit *ok skar rauf á uxahúđ,* entschieden mit *ok hafđi þá hlíf*, und kräftig steht die pointe am schluss: *því var hann leđrháls kallađr.*

C. 250 s. 200, 20—22 'þórir, der kaufmann, liefs eine kogge in Sogn bauen; die weihte bischof Sigurđ — von dér kogge stammen die wetterkündenden giebelbretter über der tür von Miklagarđ'. da kennt sie jeder im gau, und alle richten sich nach ihrem klingen. sie geben dem geweihten schiffe gegenständlichkeit. ohne die anschaulichkeit, ohne das temperament der kürze berichtet Grett.s. c. 38, 2f dasselbe mit weiterem wissen. c. 123 s. 165, 24—28 wird erzählt, wie þór den grofsen stamm zu Hallsteins hochsitzpfeilern schickt; — 'daraus sind die hochsitzpfeiler auf fast allen höfen in den þverfirđir gehauen'[1]; vgl. c. 9 s. 133, 29—31. c. 310 s. 211, 6—9: 'könig Harald sandte Hrollaug ein schwert, ein bierhorn und einen goldring, fünf unzen schwer. — dies schwert besafs später Koll Síđu-Halls sohn, und Kolskegg der gelehrte hat das horn gesehen'.[2]

Die so belegte art, durch kraftvolle erfassung eines zuges das ganze zu packen und ins licht zu heben, ist volkstümlicher auffassung recht eigen; s. Olrik aao. s. 9.

7. Artverschieden ist das discursive aufzählen der teile des ruhenden wie des bewegten gegenstandes. es setzt ein bild

[1] die erzählung wird mehrfach mit abweichung geboten, s. Gísl.s. II c. 26; þorskf.s. (Reykjavík 1878) c. 1. selbst BMÓlsen glaubt für dieses stück nicht an entlehnung aus der älteren Gull-þ.s.

[2] die nachricht über Kolskeggs augenzeugenschaft fehlt Hb.

aus mehreren zügen zusammen oder folgt einem begebnis, einer handlung, durch mehrere phasen. ein ruhigeres temperament, ein umfassenderer blick würkt hier. die einzelnen striche werden sich gegenseitig zu gunsten einer ruhigeren gesamtwürkung abtrag tun.

C. 72 s. 148, 4—7 'Þóra liefs ihre halle quer über die strafse bauen, | und da liefs sie immer den (gedeckten) tisch stehn; | sie selbst safs auf dem stuhle | und lud jeglichen gast zu tische ein' — 4 züge, und das bild ist gezeichnet. derselbe gegenstand c. 86. 200. Eyrb.s. c. 8, 1 erreicht dieselbe anschaulichkeit nicht und tritt mit der schlussbemerkung *af slíku þótti hon et mesta gǫfugkvendi* in das gebiet der reflexion ein. daneben steht Steinólfs des kleinen bergschau c. 116 s. 163, 34—38, die mehrere parallelen hat, s. zu Vatnsd.s. c. 15, 1 ff; diese kann als typisch für die sagamäfsige gestaltung der alten darstellung gelten. vgl. das oben widergegebene Eigla-stück.

Hierher möcht ich die geschichte von der stute Fluga c. 202 s. 189, 1—18 stellen[1]. ohne irgendwie volkstümlich stilisiert zu sein, ist sie sachlich ganz vom volkstümlich-mythisch auffassenden geiste erfüllt; Hafr-Bjǫrns ziegen, die sich mit dem bock des bergbúi gatten und Auđun stotis gespensterhengst sind die nächsten verwanten in der Ln. die erzählung reiht ein höchst interessantes, anschauliches ereignis an das andre. es ist beinahe eine *ævisaga Flugu merar.*

Mit zähigkeit, möchte man sagen, macht sich aber die neigung zum blickmäfsigen geltend; sie f a s s t h a n d l u n g z u m b i l d e z u s a m m e n. eine handlung ist der kampf der beiden zaubergewaltigen feinde Dufþak und Stórólf, aber die einzelnen aufeinander folgenden züge sehen wir durch das auge

[1] Im satze z. 10 f wird *eigi varđ meiri* (Stb. für *minni* Hb.) *skjótleiksmunr hrossa* als feiner auf spannung angelegt vorzuziehen sein. der Hb.-la. genügt Vigfússons erklärung Origines isl. I 139 mit der starken ergänzung der worte *en Þórir kom í móti Erni á miđju skeiđi*: 'Þórir [der am ziel umgekehrt war] begegnete Ǫrn auf halber bahn.' die worte sind dunkel, sehen aber in dem sonst unverkürzten text nicht nach verstümmelung aus. es dürfte an ein wettrennen um das Dúfufell (s. Kålund Island. kartenbild vor I [illegible]) zu denken sein; um den ganz isolierten berg gieng der w[illegible]d auf der mitte der ganzen bahn, dem südlichen gegenpunct des ablaufs, dem ziel, kommt Þórir dem gegner entgegen. so knapp war der sieg.

des hellsehers wie im ring des fernglases als bild. c. 350 s. 220, 15—22 ‘Dufþak in Dufþaksholt war sehr zaubergewaltig; das war auch Stórólf Hængsson auf Hvál. die stritten um die weide. ein hellseher sah eines abends um sonnenuntergang, wie ein mächtiger bär von Hvál kam und ein stier von Dufþaksholt, | und sie trafen sich auf Stórólfsvǫll und griffen sich wütend an; | und der bär war der stärkere. | am morgen sah man dort eine kuhle, wo sie gekämpft hatten, — als wenn die erde umgedreht wäre; das heifst jetzt Ǫldugróf. beide männer waren wund [und lagen zu bette Hb.]’[1]. dieselbe aufreihung von zügen wie bei Þóra, und der eindruck des bildes mehr als der des wandels. dies wird auch durch das gesicht des blinden greises Sel-Þórir c. 68 s. 147, 2—7 erreicht, der da ‘spät am abend sah, wie ein mann im eisenboot vom meer her in den Kaldárós ruderte | und dort zum hofe in Hrip hinaufstieg | und da an der hürdenpforte grub. in der nacht brach dort das erdfeuer aus, und Borgarhraun brannte. dort stand der hof, wo jetzt der krater ist.’

Der blick des dritten wird zur rahmengebung auch c. 225 s. 194, 36—195, 3: ‘Steinrød verprügelt die hexe Geirhild’ und Hb. c. 63 s. 26, 19—27, 3: ‘der troll schlägt mit den beinen wogen’ benutzt, beidemal gibt die lv., die c. 225 den wesentlichsten teil der handlung bietet, die behagliche ruhe im anschauen des höchst plastischen bildes. —

Concentration im anschaulichen bilde bewürkt die kraft volkstümlicher auffassung in den beiden Loðmund-geschichtchen c. 289 s. 207, 8—24. 24—37; aber es sind hier schon je zwei bildchen, die sich nebeneinander stellen. z. 15f ‘als das segel gehisst war, legte er sich nieder und gebot, niemand solle sich erdreisten, ihn beim namen zu rufen’; z. 18—20 als der steinschlag über seinem gehöft niedergegangen war, ‘setzte er sich auf und hub so an: “dies ist mein fluch: kein schiff soll heil vom meere kommen, das hier ausläuft”’. — im zweiten geschichtchen gibt das zwiegespräch zwischen dem dummen sclaven, der da denkt, das meer breche von norden her übers land, und

[1] selbst Melab. c. 14 gibt den vollen text bis zur lücke.

dem blinden Lođmund, der den 'bottich' den der sclave gesehen hat, nicht als meer ästimieren kann, die erste durch die charakterzüge höchst anschauliche scene z. 27—31; die zweite bietet das bild des alten blinden mannes, der seinen ins wasser gestellten stab mit beiden händen umklammert und in den ring am obern ende beifst z. 31—33. die durch ortsgebundenheit, gewaltige naturereignisse und übergewaltige zauberkraft höchst interessanten erzählungen haben in diesen bildern ihren gipfel. die erzählkunst hat sich hier über ihre einfachere grundform erhoben, indem sie die bilder häuft.

Im gegensatz hierzu steht die gipfellose darstellung von Gnúpa-Bárđs zug über das Vánarskard c. 242 s. 198, 20—27. sie reiht nicht grade unanschauliche züge gleichmäfsig aneinander, aber der blick wird nicht durch die hohe anschaulichkeit éines punctes gefesselt, und so fehlt dem ganzen die kraft der sammlung, die es zur volkstümlichen kunst hebt. wir stofsen damit auf den bericht, als die 'kunstlose' erzählung.

8. Will die volkstümliche kunst die reihe der züge einer handlung mit der ihr eigenen kraft der anschaulichkeit geben, so isoliert sie sie, setzt sie scharf von einander ab, als ob sie gesonderte züge wären. die zahl ist beschränkt auf zwei oder drei. um aber doch die einheit der aufzählungsglieder zustande zu bringen, formt sie die stufen durch widerholung oder variation des ausdrucks gleich. das bedeutet eine hohe stilisierung.

Zwei stufen: c. 97 s. 157, 32—38 (Laxd.s. c. 5, 3—5): 'Auđ zog nach Kjalarnes zu ihrem bruder Helgi bjóla; der lud sie mit ihrem halben gefolge ein. ihr aber däuchte das eine kleinliche einladung, und sie sagte, er bleibe einmal ein kleiner mann. | sie zog nach westen in den Breiđafjord zu ihrem bruder Bjǫrn; der gieng ihr mit seinen leuten entgegen, denn er kannte den stolz seiner schwester. er lud sie mit all ihrem gefolge ein. und das nahm sie an'. der durchgehend parallele bau ist deutlich.

C. 135 s. 168, 36—169, 2 'Án raudfeld kam mit seiner gattin, der irischen jarlstochter Grélǫđ, nach Island und siedelte den ersten winter im Dufandal. 'da roch der Grélǫđ die erde

übel.' 'dann errichtete er einen hof zu Eyr. da roch der Grélǫđ das gras nach honig.'

C. 80 s. 150, 37—151, 3 ordnet die beiden heldentaten des jungen Herjólf, rache für die ziege am bären und rache für den vater, eindrucksvoll einander gleich durch die einführenden bemerkungen: 'Herjólf ... war damals acht jahr alt, als er den waldbären erschlug ... | damals war er zwölf jahr alt, als er seinen vater rächte', und schafft zu dem famosen verslein auf die ziegenrache[1] das gegengewicht im stark betonten schlusswort: 'er war ein ganz gewaltiger mann'. Melab. c. 20 bringt diese einheit nicht zustande; ihr wissen ist anders; eine andre überlieferung ligt vor.

Ohne formalen zusammenschluss stehn die tatsachenpaare, die ebenfalls die charaktere beleuchten sollen, in c. 93 s. 156, 29—33; c. 259 s. 202, 3—12, sodass es fraglich ist, ob zusammenschiebung oder einheit vorligt.

9. Die dreizahl als mafs der volkstümlichen erzählung ist ja so bekannt, dass hier nur darauf hingewiesen zu werden braucht. drei raben entsendet Flóki c. 5 s. 130, 29—31; der dritte nimmt die richtung aufs land. dreimal sehen wir die stute Skálm unter ihrer last wandeln, ehe sie sich niederlegt c. 68 s. 146, 30—35, und in freskenhafter gröfse malt uns der dreimal widerholte zug die handelnden c. 257 s. 201, 27—31: sie erhöhten eine axt auf Richtebühl und nannten's Axtfjord. | sie erhöhten einen adler westlich davon und nannten's Adlershöh. | und zu dritt erhöhten sie ein kreuz; da nannten sie's Kreuzberg. so weihten sie sich den ganzen Axtfjord!' die beschwerung durch den nebenaccent der namenerklärung und die feierliche widerholung der worte gibt die wucht. — c. 385 s. 228, 15—21: die drei namengebungen auf der landsuche Ketilbjǫrns gibt Teit in der Sturl.s. I 243, 13—20 anschaulicher (s. Ln. s. XLII).

Wie die handlungszüge der Dufþakgeschichte neigen sich die stufen in der meisterhaften erzählung vom gespensterhengst c. 83 s. 151, 27—43 zum bilde zusammen. in der ersten stufe wird aus zügen das bild des rosses zusammengesetzt, das um

[1] etwa:

petz mit dem verbrannten steifs
schlug dem Herjólf eine geifs.

Herjólf mit dem spitzen steifs
rächte an dem petz die geifs.

die mittagszeit willig dient. am nachmittag tritt's bis an die hufbärte in den grund — ein zug. nach sonnenuntergang zerreiſst's alles geschirr und rennt in den see. — es ward nicht mehr gesehen.

In drei stufen[1] geht die legendenartige siedlung Ásólfs vor sich c. 24 (s. anhang 2), und ebenso die ganz nüchtern berichteten besitzwechsel des Illugi enn rauđi c. 41 s. 141, 33—142, 5; vgl. Uni c. 284 s. 206, 3—9; Molda-Gnúp c. 329 s. 214, 13—22 (4 mal).

Die dreistufigkeit gibt auch den grundriss zu gröſseren anlagen: in drei anläufen wird der Kjalveg entdeckt Hb. c. 161 f, Stb. c. 194. (195). 196 (s. anhang 3); drei groſse seefahrer führen die entdeckung Islands durch; jeder gibt dem lande einen namen, der letzte den bleibenden, Island. die dritte fahrt, die das gewicht trägt, ist mit dreistufigen stücken geschmückt: drei raben lässt Flóki ausfliegen; von Faxi, von Flóki und von Herjólf wird wort, tat, abenteuer berichtet; und endlich fällt jeder[2] sein urteil über das neue land: Flóki schalt darauf, Herjólf berichtete recht und schlecht vom lande, und Þórólf sprach, da triefe butter von jedem halm — drum hieſs er Þórólf Butter. in diesem urteil werden die der ersten entdecker variierend überboten, und die schlussbemerkung gibt den echt volkstümlichen auslauf (s. anhang 4).

10. Das waren, wohlgemerkt, immer im wesentlichen gleichartige stücke, die aufzählend aneinandergereiht wurden. wir haben schon die verbindung einfachster ungleichartiger stücke kennen gelernt: mit eigenfarbe trat der nebenaccent des zu erklärenden namens neben den anschaulichen zug. auch bei der darbietung von zusammensetzungen von zügen tritt dieser zweite ton auf: wo Sel-Þórir den unhold hat graben sehen — da türmt sich die Eldborg; wo Dufþak und Stórólf gekämpft haben — da ist die merkwürdige Ǫldugróf (vgl. Kålund Island I 230 f), und die männer waren verwundet. das ist keine aufzählung. deutliche heraushebung der artverschiedenen teile einer

[1] es ist merkwürdig, wie oft die landnám-männer dreimal besitz nehmen bezw. wechseln.

[2] vier gesellen werden z. 27 f genannt, und die dreiheit greift nicht dieselben männer heraus. es mag sein, dass das mittelstück nicht dreistufig gemeint ist.

handlung gibt der volkstümlichen kunst wider die möglichkeit, den einzelnen gegenstand isoliert mit starker anschaulichkeit hinzustellen. voraussetzung und ereignis, ankündigung und erfüllung sind die teile, die mit selbständigem ton auf höherer stufe der composition nebeneinanderstehn, wie auf niederer name und erklärung. das ist die form der anlage einer ganzen reihe von erzählstücken.

Schon in der geschichte vom blinden greise Sel-Þórir beginnt sich der zweite teil vom ersten merklich abzugrenzen. deutlich wird das im folgenden. c. 283 s. 205, 31—36: 'Hrafnkel heifst ein mann im traum, schleunigst davonzugehn; er tut's. | kaum ist er fort, so begräbt ein bergsturz seinen eber und stier, vgl. Hrafnk.s. c. 1 s. 95, 11—96, 4. diesen geschichten ähnelt inhaltlich die von Bjǫrn Molda-Gnúpsson c. 329 s. 214, 24—28: 'der träumte des nachts, dass der bergbauer zu ihm kam und ihm gemeinsame wirtschaft anbot; er meinte, er hätte dazu ja gesagt. | darauf kam ein bock zu seinen ziegen, und sein vieh vermehrte sich so schnell, dass er bald ein schwerreicher mann wurde. da ward er Bock-Bjǫrn genannt'.

Weissagung oder anweisung macht gern den ersten, das eintreffen den zweiten teil der handlung aus. c. 15 s. 135, 20—28 erhält Ørlyg genaue anweisung von bischof Patrek, wo er siedeln solle; z. 28—s. 136, 8 berichtet die siedelung gemäfs der anweisung mit einfügung eines zwischenerlebnisses s. 135, 31—37. Hb., die formlos sammelt, bringt mit Koll als Þórverehrer, der schiffbruch leidet, und Þorleif *trollaukinn* — *ok tók þó kristni* — s. 11, 15—17. 32 gegensatzbildungen, die möglicherweise alt sind. Kjaln.s. bearbeitet zielstrebig.

In höchst anschaulich gedrängtem bilde, einem meisterstück volkstümlicher erzählung, wird die weissagung des meermännchens für (Sel-[1])Þórir c. 68 s. 146, 21—30 vor augen geführt, mit sofort anhängender erfüllung des ersten teils der weissagung, des

[1] bezeichnender weise wird der beiname Sel-Þórir hier nicht aus dem bilde abgeleitet, ja der knabe und mann heifst bis zum nachtrag der genealogie s. 147, 7 nur Þórir. die volkstümliche erzählung geht schnurstracks auf ihr ziel. dieselbe zielstrebigkeit in der frage Gríms Stb. z. 25 *hvar skulu vér byggja á Íslandi?* zerstört Hb. s. 23, 8 f durch weglassung dieser frage und wortfülle an andrer stelle. vielleicht steckt auch in Gríms seetod eine beziehung zum *marmennil*, die Hb. z. 12 f verdirbt.

todes Gríms — genau so bekommt die weissagung der vǫlva in Vatnsd.s. c. 10 sofort gewicht durch die erfüllung ihrer aussage über den verlust des *hlutr* [1]. straff dreistufig stilisiert folgt z. 30—s. 147, 2 wider in anschaulichem zuge (*Skálm undir klyfjum*) die erfüllung. wie in sagamäſsiger behandlung dieser stoff aussieht, zeigt Vatnsd.s. das gegenstück, alle kürze und trockenheit des berichts, bietet c. 363 s. 222, 20—24 die ausfahrt des Þorstein lunan. im keim enthält dieselbe zweiheit das motiv vom auswerfen der *ǫndvegissúlur*; in der form des vorausfahrenden sarges behandelt es Eg.s. c. 27, 13—22 als ausführlichen bericht mit dem einen gipfel von Kveldúlfs todesworten — ohne markierte zweiteilung wie in Vatnsd.s.; das ist nicht sagamäſsig.

C. 184 s. 185, 14—23—27 Ævar fährt mit seinen söhnen nach Island, nur Véfreyđ bleibt auf heerzug. 'als er an die Móbergsbrekkur kam, richtete er eine hohe stange auf und sprach, da nehme er für seinen sohn Véfreyđ wohnstatt' — ein zug [2]. — | 'Véfreyđ landete später im Gǫnguskarđsárós und wanderte nach süden zu seinem vater. und sein vater erkannte ihn nicht. da rangen die beiden, dass die balken barsten — dann gab sich Véfreyđ zu erkennen. er errichtete seinen hof am Móberg, wie es geplant war'; wider ein zug, getragen von dem klargewordenen charakter der männer; ein schimmer von humor.

C. 197 s. 187, 34—188, 4—15 Kráku-Hreiđar tritt an den mast und 'ruft Þór an, dass der ihm land weise, und schwört, er wolle sich's erkämpfen, wenn's schon genommen sei'. — | im frühjahr redet ihm Hávarđ hegri vom zweikampf mit Sæmund ab und schickt ihn zu Eirek í Gođdǫlum — "der ist der gescheiteste mann hier im gau". der redet ihm dann seine rauhe absicht ganz aus: mit dem bug seines gestrandeten schiffes weise ihm Þór sein siedlungsland; das wolle er (Eirek) ihm schenken. — der zweite teil, selbst aufzählend zweistufig, enthüllt in den

[1] So erbringt Bragi sofort durch den nachweis der versteckten königin den ersten beleg seiner weisheit als aufgeld für seinen spruch über die knaben Hálfs.s. ok. Hlfsr. c. 17, 3; Geirm. þ. Sturl.s. I 2, 15—17. 27 f. ob das Ln. s. 162, 1—4 noch verstanden hat, ist nach der anordnung der königin s. 161, 36 f mindestens zweifelhaft, denn es sieht nun so aus, als müsse Bragi um das versteck der königin wissen.

[2] die unanschauliche parallele c. 247.

indirecten reden die charaktere der männer und gibt mit köstlichem stillem humor die besänftigung des wikingischen raubbeins. Eireks deutung der weisung Þórs auf das ferne bergland Tunga ist in der tat sehr gescheit und überzeugend. in einer gewissen breite, die von den bisher behandelten stücken absticht, macht sich das behagen am genuss des seelischen geltend; die häufig widerholte redeeinführung *kvez, kvađ, sagđiz* s. 187, 36. 37. 38; 188, 1. 10. 11. 12. 13 findet sich sonst in jüngeren formungen; s. Vatnsd.s. einl. § 9. z. 15 *hann kaus at deyja í Meylifell* gibt der erzählung einen auslauf.

11. Alles in dieser erzählkunst drängt auf einheit hin.

Éiner ist der gegenstand, éin ungewöhnliches: übernatürliches (traum, zauber, gesicht, vorausschau); charakterzug (frömmigkeit, pracht, *vígamađr mikill, hamrammr mjǫk,* freigebigkeit — er spricht sich in handlung aus); vorgang (apfelschimmel, mann im eisenboot); tat (landschau vom berge, aufpflanzen des wahrzeichens, einsegeln in den fjord, namengebung, *landnám*); conflict (kampf um land, landnutzung, tiere).

Den gegenstand fasst die anschauung in éinem zug, seltener in einem bild (die freigebige Þóra), sie greift meist das auge an; die scene ist éine, die person éine.

Wo der gegenstand nicht mit einem blick bewältigt werden kann, wird er ziemlich selten discursiv zusammengesetzt (bild), lieber zu selbständigen blicken geteilt, in starker stilisierung auf zwei oder drei stufen; aufzählung, variierende widerholung, auch des ausdrucks, steigerung; das erlebnis des schauenden stellt straff die einheit her; stets achtergewicht. gesetz des abschlusses ist oft erkennbar: der gespenstische hengst ward nicht mehr gesehen.

Dem gegenstand, der sich seinem bestand nach in zwei schritten erfüllt, werden zwei accente gewährt, aber sie sind artverschieden und befriedigen erst zusammen (vorgang — name; weissagung — erfüllung): die beiden verschiedenartigen teile sind scharf aufeinander abgepasst. diese grösfere anlage ist fähig, zusammengesetzte teile in sich aufzunehmen (weissagung) — erste erfüllung + erfüllung der hauptaussage in drei stufen [Skálm]).

Im conflict, der mehrere personen braucht, steht eine allein

im licht (Lodmund vor Þrasi, Hallbjǫrn vor Hallgerd und Snæbjǫrn s. § 12). die kuh Brynja mit ihren 40 rindern ist die hauptperson, darum sind Ref und Þórir gleich beleuchtet; das bild stier und bär im kampf lässt Dufþak und Stórólf in gleiche dämmerung treten. aber Véfreyd und Ævar, Kráku-Hreiðar und seine beiden 'erzieher' stehn fast im gleichen licht; hier arbeitet feinere psychologie. dies beispiel zeigt zugleich: nur zwei personen spielen éine scene. — nebenpersonen gibts eigentlich garnicht; neben Ketilbjǫrn sind die söhne nichts wie neben Gnúpa-Bárd; wird von Molda-Gnúp erzählt, so sind seine söhne vergessen. zur ausbildung des gegners mit gegensätzlichem charakter, zum würken des zwillingsgesetzes in nebenfiguren kommt es garnicht, weil diese kunststufe noch nicht den umblick dazu hat; doch vgl. Ørlyg in Hb.

Der charakter wird nur von éiner seite gesehen: der fromme Glúm, der lachende erbe. genial wird die kraft des *vígamaðr mikill ok járnsmiðr* im bilde des dichtenden schmiedes Vémund vereint.

Die directe rede erklingt kaum, im dialog nie. das ist ein zur höhe der seelenbeobachtung genau stimmendes symptom: charakter wird einseitig und starr gesehen, ohne entfaltung; dialog ist ihm unnütz. ihm ist das festgeprägte wort, am besten die lausavísa angemessen; die gibt den festen charakterausdruck in starrer form. zum freien, im munde klingenden wort hat die charakterkunde noch nicht die kühnheit, und Auðs worte über Vífil und Helgi lassen trotz der indirecten form nichts an prägnanz für beurteiler und beurteilte zu wünschen übrig. sie sind mehr wert als Ingólfs mattes wort s. 133, 12—14. die lv. bringt verweilen, ausführung und widerholung; die betrachtung gewinnt durch sie ungemeine plastik.

Für zweisträngige entwicklung der handlung ist keine möglichkeit.

Die grofse eigenart und artgleichheit dieser erzählungen der Ln. gibt volle gewähr, dass sie alte, im wesentlichen unberührte volkstümliche frásagnir sind. sie erheben sich vor unseren augen von der einfacheit der zelle zu mehrfach zusammengesetzten gebilden. im hinblick auf sonst bekannte leistung volkstümlicher epik werden wir aber auch diese noch einfach nennen. jedenfalls ist ihre ausführung so einfach, dass

diejenigen von Olriks epischen gesetzen, die höhere gebilde voraussetzen, in ihnen noch keinen gegenstand finden: die gesetze von der gegensatzbildung, von den zwillingen, von der idealen einheit der handlung. dass diese erzählkunst vor der sagakunst liegt, bedarf keiner worte.

12. Ein stück bietet Ln., das ist mir bei immer widerholter betrachtung immer wider als ganz eigenartig entgegengetreten. ich glaube es hier besprechen zu sollen.

Die geschichte von Hallbjǫrn c. 152 s. 173, 17—174, 10 macht auf den ersten blick den eindruck, als sei sie ein stück saga; sie behandelt einen mord und die rache, einen sagamäſsigen gegenstand, mit einiger ortsausbreitung, mehreren personen und tiefer psychologie. aber die genaue betrachtung lehrt so starke verwantschaft mit dem besprochenen erzählungstyp, dass sie näher zu diesem gestellt werden muss. sie zeigt den zweiaccentigen bau in ganz ungemein scharfer ausprägung: untat und rache. jedem dieser schritte wird eine anschauliche scene gewährt; sie sind sehr kräftig von einander abgesetzt. jeder schritt hat sein festes sprungbrett für erinnerung und darstellung: der erste die lv., der zweite die Hallbjarnarvǫrđur, drei und fünf auf den zwei höhen. die handlung des ersten teils hebt sich typisch dreistufig zum gipfel; jede stufe ist durch einen kurzen zt. widerkehrenden satz gekennzeichnet; s. 173, 29 'sie saſs und schwieg', z. 30 'dreimal gieng's so', z. 34 f 'doch sie saſs und wich nicht'. dreifach gesteigerte verwante handlung des mannes erhält damit jedesmal ihren abschluss. nun kommt der ausbruch, der mord; dann gefühllos berichtender auslauf. dieser darstellung entspricht die zeichnung Hallgerđs bei sceneneinsatz z. 25—27: 'Hallgerđ saſs auf der bühne und kämmte sich; ihr haar fiel über ihren ganzen leib und nieder bis auf den boden', der eine anschauliche zug. — die zweite handlung ist berichtmäſsig gehalten. sie hat ihren höhepunct in dem zweiteiligen kampf, ihre anschaulichkeit in den malen, und gibt abschluss und auslauf in dem bedächtigen hinweis: s. 174, 9 f 'drum sind drei male auf der einen und fünf auf der andern höhe. darauf ritt Snæbjǫrn heim'. das psychologische verständnis für die handlung kommt nur durch geschaute

züge, die wucht des gefühls durch den dreistufigen bau und die starr überlieferte lv., die gewaltige gemütswallung offenbart, zu worte.

Über diese alte volkstümliche kunst hinaus geht der anfang der erzählung. Tungu-Odd würde, nach den analogieen zu urteilen, so stark nicht beachtet worden sein. die psychologischen erklärungen s. 173, 22—24 'er wollte nicht da sein, wenn Hallbjǫrn reiste, denn er zweifelte, ob Hallgerđ mit ihm reisen wollte; Odd hatte immer zum guten zwischen ihnen geredet' überschreiten das vermögen der alten kunst. z. 21 f 'als aber Hallbjǫrn die reise rüstete, gieng Odd weg vom gehöfte zu den warmen quellen in Reykjaholt; dort waren seine schafställe' würde in verbindung mit s. 174, 1 'Odd bat Snæbjǫrn den verfolgungsritt zu führen; er selbst werde keinesfalls reiten' genügt haben. auch der vergleich der schönhaarigen Hallgerđ scheint uns fremd.

Es ist aber nicht nur die sagamäfsig-technische bildung, die dies herrliche stück von den besprochenen frásagnir abrückt, sondern vor allem seine innere gewaltigkeit, das unausgesprochene verständnis für heldennotwendigkeit. das haben uns die frásagnir bisher nicht enthüllt; das ist besitz der saga, noch leuchtender des heldenliedes. und in dieser ihrer volkstümlichen architektonik und gefühlsgebundenheit ist die erzählung von Hallbjǫrn nicht ein stück saga, sondern ein heldenlied in prosa.

13. Eine spätere entwicklungsstufe bilden die þættir der Morkinskinna. aber sie bedeuten für uns einen sprung: die rede ist zur vollen blüte gediehen, der dialog wird mit meisterschaft, ja mit virtuosität gehandhabt. ihre geschehnisse liegen im 11 jh., also 100—150 jahre später als die der oben besprochenen erzählungen der Ln. sind sie um denselben zeitabstand später geformt worden, so ist man versucht, in ihm die entwicklung der dialogkunst anzusetzen — wenn die überlieferungen der Ln. ein annähernd treffendes bild vom können des 10 jh.s geben.

Anderseits erweisen sie sich als spätere triebe derselben pflanze. es ist von vornherein zu erwarten, dass bei gröfseren bildungen die straffe stilisierung sich erweichen wird; das ist auch der fall. aber die stilisierung auf drei stufen gehört

doch geradezu noch zur eigentümlichkeit ihres grundrisses, nicht nur in den kleineren þættir wie dem vom lohn für den rat auf der Hlýrskógsheiðr s. 24,

von Brandr ǫrvi s. 69f.

vom Krákukarl s. 128f.

vom mannjafnað der könige Sigurð und Eystein s. 186f.

von Þórarin stuttfeld 188f.

von der tauchkunst könig Sigurðs und Erlends s. 191f (zweimal drei),

von der wette Magnús und Haralds s. 196f[1],

sondern auch in den gröfseren und reicher gegliederten: s. 73f Þorvarð krákunefs segelgeschenk lehnt kg. Harald ab, Eystein nimmts 1); Eystein lohnt das geschenk, drei stufen, 2); kg Harald nimmt das segel von Eystein an 3). in dreimal drei stufen verläuft kg Magnús' handel mit Sveinki s. 136—142. die zwei durchsuchungen von Odd Ófeigssons schiff zeigen jede, die erste in sehr gelungenem, höchst anschaulichem schlusszug, die zweite im grundriss[2] drei stufen. drei gute worte des königs an Hreiðar heimski s. 35—44 gehn in erfüllung, aber weder die zwei accente noch die drei stufen der erfüllung sind kräftig herausgearbeitet, und im Auðunar þ. vestfirðska s. 61—65 tritt die dreiheit der besuche bei kg Harald — Svein (zweie) — Harald nicht mit aufdringlichkeit vor.

Dagegen ist die in zwei stufen steigernde widerholung gradezu bauprincip des Hreið. þ.: seinen bruder beredet der tor und den könig auch; vor dem bruder zeigt er seine schnellfüfsigkeit und vor dem könig auch; er beschaut den könig genau (drei stufen s. 38, 9. 12. 15), und der könig ihn; das silberschweinchen wird von kg Harald geprüft und von kg Magnus auch; dass Hreiðar gegen ihn selbst *hugkvæmr* sei, verbittet sich Magnus s. 38, 18 f, gegen Harald ist er's s. 43, 25.

Die anschaulichkeit nun hat ihr feld in den differenzierten äufserungen der charaktere und ihrem lebensvollen gesamteindruck. das ist mit der hohen dialogkunst der gewinn des tieferen seelenverständnisses; aber das auge kommt nach wie vor zu seinem rechte: die personen werden hart aneinander ge-

[1] Haralds dreigeteiltes wort über Gizur Ísleifsson s. 103 ein dreiteiliger zug.

[2] stofflich zu vergleichen Nj.s. c. 88, 24—51.

rückt (Olrik s. 9): der blinde Stúf neben kg. Harald, Hreiđar, wie er um den könig herumgeht oder sich von ihm betrachten lässt — das sind ja augenschmäuse.

Ihrem umfang entsprechend bietet die erzählung nun auch raum für das spiel weiterer epischer gesetze: gegensatzbildung zwischen den spielern (*mannjafnađr*, die könige in Auđunar þ., und der grofszügige Auđun und der kleinliche Áki, Hreiđar und sein bruder); zwillingsgesetz (die drei *lendir menn* im Sveinka þ.). dagegen die scenische zweiheit, achtergewicht und abschluss, epische einheit behaupten ihr recht. all das zeigt die wurzelhaftigkeit dieser erzählungen in der volkstümlichen kunst, aber die seelenkunde und ihre dialogkunst zeigt die entschiedene lösung. die erzählung von Hallbjǫrn ist ihnen gegenüber archaisch.

Aus Ln. dürfte c. 142 hierher zu ziehn sein; es fehlt Hb., findet sich Háv.s. Ísf. AM. 552 4⁰ (Nord. Oldskr. XXVIII 54 f) mit einigen abweichungen. es hat ausgesprochenes eigengewicht im verhältnis Hólmgǫngu-Ljóts (so Háv.s. dem charakter des mannes entsprechend richtig gegen Lj. enn spaki Stb.[1]) zu Gest enn spaki, und steht damit seiner parallelerzählung im geläufigen text der Háv.s. c. 14 nach AM. 160 fol., in der die söhne Grím kǫgurs die hauptpersonen sind, als eigene schöpfung gegenüber. als stoffremd ist s. 171, 3—5 *þá kom — drápu*, Egil Vǫlusteinsson und Gest, auszuscheiden. dagegen wird der anschluss an Þorbjǫrns tod z. 22 f wol als vorbereitung des echt volkstümlichen auslaufs z. 28—30, verbleib der Grímssöhne, zu behalten sein.

Die erzählung ist zweiteilig: weissagung und erfüllung. im schluss der handlung greift Ljóts letztes wort z. 27 *bađ þá láta gott í búsifjum sínum* auf Gests warnung z. 13 *bađ hann vera vel viđ nábúa sína* scharf zurück. die weissagung an den Norweger und ihre baldige erfüllung spielt die rolle der weissagung an Grím, Sel-Þórirs vater, und über den *hlutr* Ingimunds. das stück erweist sich so als zugehörig, obgleich es AM. 552 fehlt. typisch drei stufen: drei fragen Ljóts an Gest, zwei nach

[1] die frage nach der hinter der erzählung ligenden geschichte geht uns hier nichts an; s. Vigfússon Um tímatal usw. Safn II 360. 365 f und dagegen Gísli Brynjúlfsson, Nord. Oldskr. XXVIII 160—167; bemerkungen dazu Kålund Laxd.s. (Samfund) s. LVIII; (A.S.B.) zu c. 50, 3; BMÓlsen Aarb. 1908 s. 226.

þorgríms, des echten sohnes, geschick, die dritte wider in drei fragen gespalten, nach dem eignen lebensausgang. diese frage- und antwortscene ist der höhepunct der erzählung, neben sie tritt weniger betont die scene Gest und der Norweger; den gegenton hat die anschauliche tötung Ljóts.

Die erzählung trägt voll die sagaart: beide helden im licht; viel personen: Ljót, sohn, pflegesohn, schwestersohn; Grím, zwei söhne; Gest; ein Norweger; die directe rede ist frei entfaltet, geschliffenes wort; vier orte; drei scenen, denn z. 5—16 ist als eine zu fassen.

Die erzählung scheint nicht völlig selbstgenügend: Gests weissagung über þorgrím gagar, þórarin und Úlf wird nicht erprobt, das geschick der Grímssöhne nur mit einem auslaufsstrich angedeutet. dies letzte bedeutet kein bedenken gegen die selbständigkeit der erzählung; es sind nebenpersonen, deren schicksal an bekanntes angeknüpft wird. dasselbe gilt aber auch für den ersten punct: über Úlf, dessen ruhm als 'stallari' Harald harđráđis auch wir kennen, verlangen wir keine benachrichtigung; ebenso ergieng es den hörern des 11 jh.s., die über þorgrím und þórarin unterrichtet waren, mit der weissagung über diese beiden personen. die erzählung hat in der weissagung über Ljót ihre aufgabe, in deren erfüllung ihre erledigung. aber der volkstümlichen art entspräche der abrupte schluss z. 28 *þar dó Ljótr* ganz und gar nicht; der auslauf ist ihr unbedingt notwendig.

III.

14. Auf der andern seite ligt das weite feld des unanschaulichen, des nicht zur höhe der kunst erhobenen, d e s b e r i c h t e s. auch er tritt uns in sehr verschiedener ausdehnung entgegen: als zug fast auf jeder seite der Ln. c. 117 s. 164, 15 f: þjóđrek Sléttubjǫrns sohn war's zu eng in Saurbœ; drum zog er in den Ísafjord; c. 123 s. 165, 32: þórstein, der die schaltwoche erfand; c. 139 s. 169, 33 f: Dýri fuhr auf den rat des jarls Rǫgnvald vor der übermacht könig Harald Schönhaars aus Südmöre nach Island; c. 368 s. 223, 24—26: Lopt fuhr jeden dritten sommer nach Norwegen, um für seinen mutterbruder Flosi und sich in dem tempel zu opfern, den sein muttervater versehen hatte; usw.

Unsere aufmerksamkeit ziehen einige fälle auf sich, in denen trotz fesselndem inhalt anschaulichkeit nicht oder nicht zureichend erreicht ist. zu allgemein bleiben c. 58 s. 145, 13: Sigmund brachte sich in Munođarnes um; c. 184 s. 185, 29 f: 'Gaut ... war einarmig; er und Eyvind sǫrkvir töteten sich selbst und wollten Ingimund den alten nicht überleben' — vgl. damit Vatnsd.s. c. 23, aus der die nachricht keineswegs zu stammen braucht. c. 208 s. 190, 35 f 'þorvald holbark ... zog zur höhle Surts und trug dort die drápa vor, die er auf den riesen der höhle gedichtet hatte'. es fehlt nur éin handgriff, an dem die anschauung ansetzen kann. c. 145 s. 171, 37—172, 2 wird der interessanten nachricht über þúríđ sundafyllir die kraft dadurch genommen, dass ihr zu erklärender name vorausgestellt wird, und weder das zauberische füllen des sundes mit fischen noch das einrichten des neuen fischplatzes greift das anschauungsvermögen an; knapp tut's das hornlose schaf. Íslenzkar þjóđsögur I 211 f wissen mit ganz andrer kraft von ihr zu berichten.

15. Von den berichten mittlerer ausdehnung, die streng éinen stoff behandeln, mögen einige, stilistisch glatte, hier angeführt werden.

C. 41 s. 141, 33—142, 5: die drei besitzwechsel des roten Illugi — sie liegen vor der handlung der Harđ.s. — schliefsen mit dem hinweis auf den tempelzoll an ungesagt bekanntes. der weibertausch zeigt alte culturstufe, aber Sigríđs freier tod — *hon vildi ei mannakaupit* — deutet ihre überwindung an. doch ist der stoff noch nicht gegenstand psychologischen interesses geworden. — c. 96 s. 157, 23—29 die treue Myrgjol, c. 110 Auđs tod erreichen nicht die anschaulichkeit von c. 100 Vífil. — c. 120 þórarin króks streit mit Steinólf steht sachlich so weit von Gull.-þ.s. ab und trägt so deutlich das gepräge ursprünglicher, runder formung, dass trotz der von BMÓlsen Aarb. 1910 s. 35—61 wahrscheinlich gemachten zusammengehörigkeit einer reihe zum stoff der Gull.-þ.s. gehöriger einfügungen in Ln. dieses stück nicht als referat, sondern als alter, mündlicher bericht zu gelten haben wird. — c. 165 þorbjǫrn bitra. — c. 247 eingang der Reykd.s.; hier ein wenig fülliger. für uns ist es völlig gleichgültig, ob Ln. oder die saga dem mündlichen bericht am

nächsten kommt. — c. 297 þórhadds tempelgründung. — c. 341 s. 216, 29—36 Ófeigs, Ásgerds ausfahrt; daneben steht c. 356 þorstein Ásgrímsson, ausfahrtgeschichten, die die grundlage der vorgeschichte der Eg.s. zeigen. dies letzte c. ist, vgl. Hb. c. 314 und Flt. III 432—35, um altes gut gekürzt. nicht aber c. 358 þorstein Tjaldstæđing und die kranken, fast wörtlich gleich Hb.; Flt. III 435 zeigt stilistisch und inhaltlich ganz junge mache.

Jg. Melab. Ln. s. 243, 25—244, 8 steuert den ereignisreichen landnám-bericht des Gufi (hinn gamli Ä. Melab c. 38) Ketilss. (Bresasonar Hb. c. 21) bei, den BMÓlsen Aarb. 1904 s. 233 ff als eine ungestörte überlieferung von Akranes nachgewiesen hat; Eg.s. c. 77, 2—14 und Ln. c. 125 (97) kommen als abgeleitete gebilde nicht in betracht. dieser umfangreichere bericht bezeugt sich durch die starke dreistufige stilisierung als volkstümlich: den ersten beiden siedelungen auf Nes und zu Gufu[skálar] reiht sich die landsuche als drittes stück an; diese erfolgt wider in drei stufen: den ersten winter bleibt Gufi an der Gufuá in den Mýrar, den zweiten zu Gufuskálar auf Snæfellsnes, den dritten im Gufufjord[1] an der Bárdarstrǫnd. endlich: sein sclave Skori verbirgt sich den ersten winter im Skoraholt, den zweiten im Skoradal, und auf der Skoraey vor dem Mýrar ereilt ihn sein geschick. diese von Ólsen nicht beachtete dreiheit in dem bericht über Skori spricht entschieden gegen die streichung der worte *í Skoraeyju fyrir Mýrum* als eines zusatzes (Ólsen aao. s. 235 ff). Gufis gattin, die sich lieber den tod geben will als den sclaven heiraten, steht artgleich neben Illugis des roten gattin Sigríđ c. 41.

16. Drei umfangreiche stücke zeigen den bericht auf eigenen entwicklungslinien. alle drei behandeln éinen stoff.

C. 89. (90.) 92 berichtet in völlig klarer, knapper, nicht anschaulicher darstellung die entdeckung Grönlands durch Eirek enn rauđi und die erste besiedlung. [Eir.s. r. hat c. 89 aus Stb. aufgenommen (Storm, Arkiv 1887 und ausgabe s. X. XII)[2];

[1] diese vielen ortsnamen können natürlich keinen anspruch auf ableitung von dem mannesnamen erheben.

[2] über das verhältnis zu Eyrb.s. c. 24 s. BMÓlsen Aarb. 1905 s. 116 f.

durch einführung des satzes *kvez Eirekr* — *þurfa* c. 2 für s. 155, 30 f *hann kvez* — *landit* sucht der übernehmer die künftige unterstützung Þorbjǫrns durch Eirek vorzubereiten.] gestört wird die darstellung der Stb. zweifellos durch c. 91 Herjólf, der überdies c. 92 seinen ordentlichen platz hat. c. 90 unterbricht den fluss durch rein statistisch-chronistische angaben. der straffen art der darstellung ist dies nicht völlig fremd; aber die ausdrückliche berufung auf *fróðir menn* (Ari Hb.; doch scheint sein name nicht für die jahreszahl: Hb. XVI, Ísl. b. c. 6, 4 XIIII/XV jahr vor der christianisierung, gelten zu können) erschüttert im hinblick auf c. 8 Ingólf den glauben an die ursprünglichkeit des c. im zusammenhang. c. 93 gehört jedenfalls des ganz anderen tempos wegen nicht mehr dazu.

Darüber steht an ausdehnung, innerer fülle und ruhe die lange geschichte von Ingólf und Hjǫrleif c. 6—9 [1]. sie trägt nirgends spuren von verkürzung. sie berichtet in gleichlaufendem, ruhigem fluss, ohne lücken und ohne gipfelpuncte, mit geringer anschaulichkeit das thema Ingólfs landnám, anhebend mit der vorgeschichte, auslaufend mit dem blick auf die nachkommen, die bis 1000 mit bestimmtem wissen verfolgt werden. Ingólfs äufserung über Hjǫrleifs unglauben s. 133, 12—14 ist so matt, dass man sich fragt: hätte das Ingólf nicht besser sagen können? Karli z. 33 f spricht kraftvoller. so geht die darstellung so gut wie garnicht ins eigentlich persönliche. — stilisierung auf drei stufen deutet sich an: s. 131, 22. 27. 33 im zerwürfnis mit den Atlisöhnen; bestimmt in den drei vorläufigen wohnsitzen s. 132, 28; 133, 25. 26. — die trennung der fahrtgesellen hat teilung des darstellungsfadens zur folge s. 132, 7—14; dann z. 25—28 | 28—s. 133, 7 | z. 7 ff. die gelehrte zeitbestimmung s. 132, 21—24 unterbricht die einheit fühlbar.

Die geschichte von Ǫndótts söhnen ist in Hb. c. 195 besser erhalten als in Stb. c. 229; doch s. FJónsson Ln. s. XV. zwar die vorzeitige nennnng Þránds mit beinamen s. 76, 14 ist nicht fein; s. 78, 8—11 genealogisches über Bǫðólf sicherer einschub; und die ortsangaben s. 76, 18—20 vielleicht erschlossen. aber die vielen anschaulichen handlu[illegible]ssen altes gut der geschichte sein: s. 76, 20 f tötung [illegible] [illegible]eim holzholen,

[1] Flóam.s. c. 2. 3 ist typisch für die streckung des stoffs im stil der späten saga.

z. 26—s. 77, 3 Gríms dreimaliges suchen nach dem knaben (vgl. Hrólfs.s. kr. c. 2), z. 4—9 ihre nächtliche irrfahrt, z. 10 f Gyđas rolle deutlicher (vgl. Vígdís-Þórđ goddi Laxd.s. c. 14, 21 ff), z. 16—22 die vorbereitung des überfalls auf jarl Auđun, z. 27—31 die rettung auf see (vgl. Gísl.s. c. 23, 14 f), s. 78, 1—5 die rettung Ásgríms (s. zu Hálfd.s. Ey. c. 14, 1), endlich z. 17—s. 79, 2 die famose überlistung Þorgeirs, die etwas an Bjarn.s. hítd. c. 27 erinnert. diese züge sind, wie zt. schon Boer zur Grett.s. c. 7, 4 und Ranisch Anz. XXVIII 223 ff zeigen, grofsenteils als geläufige motive der erzählungsbildung, nicht als singulär-realistisch anzusehen; der zorn des Ingjald tryggvi z. 16 f wird wie der Þorbjǫrns Háv.s. Ísf. c. 14 s. 38 listig vorgegeben sein. die geschehnisse sind in das licht der fornaldarsaga gerückt. directe rede findet sich nur s. 77, 6 f — selbst Grett.s. treibt's nur c. 7, 11 so weit. die darstellung wird als auszug angesprochen (Neckel, Germ.-rom. mon.-schr. 3, 442). — mir scheint im hinblick auf andere berichte (s. § 18) ihre auffassung als eines im grofsen und ganzen zutreffenden bildes des originals vertretbar. sie ist inhaltlich bis etwa auf Ingjalds scheinzorn durchaus klar und zusammenhängend, und auch stilistisch bietet sie aufser s. 77, 16—21 — die widerholten *þeir* — keine anstöfse. ich möchte glauben, dass sie im wesentlichen so bei Ǫndótts nachkommen erzählt worden ist. s. 76, 29—77, 3 blickt die dreizahl durch. sonst ist sie unstilisiert, 'formlos'. sie dürfte ein bild der wikinger s a g e geben, das was uns von Geirmund heljarskinn nicht erhalten ist, s. § 17.

Der bericht über Eirek trägt fast wissenschaftlichen charakter, so knapp und klar sind die tatsachen aneinandergeschlossen, der siedlungsbericht ist statistisch; alle ästhetische neigung fehlt. man hat den eindruck: ein *fróđr mađr* hat das gemacht (etwa doch Ari?). in der Ingólfgeschichte spricht behagen; das ist schon die fülle, die ohne aufzufallen in sehr guten strecken der saga platz haben kann, man vergleiche c. 1—11 der Eyrb.s.; aber ihre volle entfaltung ist eben doch nicht erreicht. um die Ǫndóttssöhne hat sich ein reicher kranz von altzugehörigen und novellistisch fremden stoffen geflochten; sie harren der 'erlösung' im stil der fornaldarsaga. das sind drei verschiedene wege der entwicklung. am weitesten von

ihrem ziel ist die dritte geschichte; aber sie zielt auch am weitesten.

IV.

17. Diese geschichten sind so geschlossen und gefestigt, dass der vorgang der sammlung von unserm auge nicht mehr erreicht wird; er wird auch für Eirek und Ingólf kaum von bedeutung gewesen sein. zuweilen aber können wir stoffe auf dem wege der sammlung beobachten[1]. die notizen über Torfi Valbrandsson c. 37 s. 140, 28—36 und die nachrichten über Hvítramannaland c. 122 s. 165, 8—15 scheinen eben erst fürs pergament zusammengestellt zu sein. Kolskeggs strenge formung der cc. 311—315 verwehrt jeden durchblick auf den nachrichtenkreis, der in der erinnerung der leute gelebt haben wird. die nachrichten der Hb. c. 312, 'stammend aus anspruchsloser örtlicher tradition' (Neckel, Germ.-rom. mon. schr. 3, 444) haben sicher ein erinnerungsganzes gebildet, das Gunnars kämpfe lose umfasste.

Für die cc. 112. 113. 115 über Geirmund heljarskinn lag viel stoff vor: der þáttr über die kindheit, auch Hálfs.s. ok Hálfsr. c. 14, 1—4, Sturl.s. I 1—3, 14; frásagnir über seine und seines bruders heerfahrten, bezeugt durch Sturl.s. I 3, 16 f; ihr name auch eingegangen in die Hróks.s. ins svarta, s. ebda; die begründung der ausfahrt, fahrtgesellen, fahrt und ansiedlung Ln.; legendarisches Sturl.s. I 5, 20—6, 16. — der kindheitsþáttr muss ja einmal für sich bestanden haben, und trotz der mitgeführten genealogie der Hálfs.s. muss es frei bleiben, dass Ln. ein selbständiges geschichtchen widergibt. abgesehen vom andern namen der mutter zeugt dafür das fehlen des spiels der kinder. an dem die herkunft und begabung der kinder zu

[1] Auseinandergehn der erinnerungen beobachten wir in c. 278 und 388; ihre berichtstoffe gehören gewis ursprünglich der erinnerung einer familie an: von der wundersamen vermählung der beiden fürstlichen sclavinnen Álǫf und Arneiđ, mutter und tochter. aber die weite entfernung der familien auf Island brachte den verlust der erinnerung um die geschicke der anderen linie mit sich, sodass im romantisch-gefühlvoll behandelten eingang der Dropls.s. c. 1 die namen und verwantschaftlichen beziehungen des norwegischen geschlechts sehr stark verändert sind und die mutter einen andern namen erhalten hat, ihr geschick vergessen ist.

erkennen, ist ja kein kunststück; wie für Gest Ln. c. 142 s. 171, 5—10 und Laxd.s. c. 33, 35—40 genügt für Bragi der bloſse anblick der knaben. das ist etwas, was sich nicht wie meinetwegen der andre name der mutter in die ältere Hálfs.s. A hineinschieben lässt, s. einl. z. ausg. s. 34—37. — aus der fülle des stoffs ist eine zweckvolle auswahl getroffen, die eher auf überlegung als freies wachstum deutet.

Dagegen hat Ln. dann in c. 115 zusammengerafft was sie ergreifen konnte; denn nun handelte es sich ja um landnámstoff. da ist nun ein grundstock zu erkennen, an den sich die andern angaben angesetzt haben. fester alter zusammenhang ist die angabe über die vier vorwerke die Geirmund anlegte. s. 163, 8—14 — die bringt auch Geirm.þ. in Sturl.s. I 4, 17—23; der sich im wortlaut durchaus von Ln. fern hält — eine parallele zu den siedelungsregistern im Auđstoff; s. unten. daran schlieſst sich die nachricht über sein groſsartiges auftreten z. 14 f. aber gesammelt ist nun z. 16—18 *Svá segja menn — Bitru*; 18 f *Sumir segja — Steingrímsfirđi*; 19 f *Þat segja vitrir menn — Íslandi,* wozu noch die nachricht über sein merkwürdig processarmes leben z. 20—25 und seinen ebenso erinnerungswürdigen geiz z. 26 f zu vermerken ist. und doch läuft — ganz abgesehen von dem legendarischen, das Geirm.þ. noch weiſs — ein stück wild: die herrenart von Geirmunds þræll Atli c. 149 s. 172, 33—36, die sein herr zu würdigen weiſs, hat anschluss an den Vébjǫrn-kreis gefunden (auch im Geirm.þ. s. 5, 7—15): Atli wirtschaftet í Barđsvík c. 115 s. 163, 13, dagegen í Fljóti c. 149 s. 172, 34 — fehlt Hb. und Geirm.þ. sehr einfach — (s. Kålund Island I 612 f).

Stücke der erzählung und des berichts vereinigen sich, ganz wie zu erwarten. ohne würklich anschaulichkeit gewinnen zu können, wird Ketilbjǫrns landsuche (dreistufig) und landnám berichtet (vgl. Sturl.s. I 243, 8—23): ohne innerlich notwendigen zusammenhang werden die anschaulichen züge von seinem reichtum und verbosten geiz ständig sich angeschlossen haben, c. 385.

C. 329 umfasst die erinnerung über zwei glieder: Molda-Gnúps erste ansiedlung und vertreibung durch das erdfeuer, drei siedlungsversuche; Hafr-Bjǫrns bund mit dem 'bergbauern', die geister, die den brüdern folgen.

Einheit der person und ihres charakters gibt den stücken

von Odd Arngeirsson c. 259 und þorkel farserk c. 93 gröſsere geschlossenheit; der eine wird vom bärenmahl so *hamrammr,* dass er Island in einer nacht durchquert; des anderen, durch die gewaltige schwimmleistung bewiesene unheimliche natur kommt nach dem tode im umgehn zum ausdruck. aber die prägung zum volkstümlichen ganzen durch stilisierung wie c. 80 Herjólf hokiurassi ist nicht erreicht.

Die geschichte vom ungeselligen Ásmund c. 72 (60), der sich von seiner gesellschaftssüchtigen frau trennt und den sclaven nicht in seinem grabe dulden will, ist leider zerrüttet. seine *vísa* drückt die befriedigung über das alleinsein, nicht den wunsch danach aus, gehört also h i n t e r die befreiung vom sclaven, und þóras traum Hb. s. 24, 33 f mag das bindemittel gewesen sein. auch die stellung von þóras gastfreiem hause ist ohne concentration. man erwartet, dass þóras gastfreiheit der grund für Ásmunds trennung von ihr ist. wir hätten dann eine um Ásmunds charakter typisch zweigliedrig gebaute geschichte. statt dessen bringt Stb. das bild von þóras halle nach der trennung, Hb. gar nach der grabgeschichte. so scheint das ganze zusammenschiebung ohne einheit; die spuren aber weisen auf ein zerstörtes ganzes. seine teile aber sind das bild von der gastfreien þóra und die durch kurze handlung unterbaute toten-vísa, zwei selbständige anschauliche stücke.

Die geschichte vom streit der beiden Einare Hb. c. 63 (Stb. c. 75 verkürzt)[1], im wesentlichen ein discursiv geführter bericht, hat die hochanschauliche trollscene, ein bild, in sich aufgenommen. was das gesicht Einars eigentlich für den kampf voraussagen soll, wüst ich nicht zu sagen. ich möcht es für ursprünglich selbstgenügend halten; es ist ein gesicht wie die der anderen hellseher. hier in den verlauf der handlung gestellt, dem atemlos dahinrennenden Einar durch die seele fahrend — *Einarr gaf engan gaum at þessu* —, wirft es — für uns — ein ungemein grelles psychologisches schlaglicht in den vorgang und hebt, däucht mir, durch seine anschaulichkeit die ganze geschichte aus dem bericht an die grenze der erzählung.

[1] Bárð.s. c. 6 s. 12 f stammt aus Stb.; s. Gotzen Ueber die Bárd.s. Berlin 1903.

18. Wir dürfen erwarten auf diesem wege sammlungen anzutreffen, die für den stoff der saga bedeutsam sind, und können hoffen, hier auch versteifungen zu finden, die ein bild gröfserer erzählgruppen, älter als saga, bieten. schon Geirmund mit seiner kindheitsgeschichte, ausfahrt und siedelung gehört hierher.

C. 217 die vorgeschichte zum landnám Helgis des magern reiht die ereignisse punct für punct unaufhaltsam aneinander, völlig klar, bericht. aber Hb. s. 72, 13 f *sá þar svein eygđan vel* bringt den alten anschaulichen zug[1]. mit der anekdote die Helgis beinamen erklärt, ist das feld erreicht auf dem der erzähler einzelheiten kennt: die anrufung Þórs mit den grellen charakterschlaglichtern, die dreistufige siedelung s. 193, 21. 25. 31 mit den drei anschaulichen zügen: bergbesteigung, schweineaussetzung, heiliges feuer. aus offenbar dunklem gebiet tritt die erzählung mit ihrem helden ins helle. Island taucht auf; da weifs man bescheid. und so werden gewis auch die angaben über die ansetzung der söhne und töchtermänner und ferneren verwanten c. 229—235 zum festen bericht gehört haben, vielleicht auch die weisung fremder c. 219. 236.

In den berichten über Ketil flatnefs familie, von der vetternschaft abzusehen, Stb. c. 13. 14. 84. 95—110; Eyrb.s. c. 1—3. 5—7; Laxd.s. c. 1—7 wird man gewis sowol vereinzelte, verschiedentlich angeschlossene stücke wie auch gerundeten bericht zu sehen haben. Laxd. gibt eine geschlossene darstellung, der man die bemühung um sagamäfsige form ansieht. für Eyrb.s. ist der stoff mit dem des Þórólf mostrarskegg verflochten, so weit es sich um Bjǫrn enn austrœni handelt. in den cc. 13. 84 der Ln. dürften die auseinandergerissenen teile des berichtes über Ketil flatnef und diesen seinen sohn zu finden sein, und zwar in wesentlich unberührter form. denn der anschluss an die 'geschriebene' Haralds saga ändert nur den eingang der

[1] Hb. c. 184 zeigt die typischen genealogisch-aufklärenden bemerkungen Styrmis; s. 71, 30—72, 1, ein farbloses bild, hat nicht die frische alter züge wie s. 72, 13 f *sá þar svein eygđan vel* — das war ihr sohn — der gewis in die alte erzählung gehört. störung: z. 15 f = 19 infolge des einschubs; die seescene verdorben durch verschiebung von Helgis glauben Stb. s. 193, 14 f (Hb. s. 73, 4—6) und durch den inhalt der weisung s. 72, 25 f, die Hrólfs frage unmöglich macht.

handlung, deren aufriss gegen Laxd.s. zum wesentlichen entwurf der Eyrb.s. stimmt. von dieser ist Ln. hier frei. hätte sie sich nach ihr gerichtet, wie BMÓlsen Aarb. 1905 s. 105 ff will, so wäre das fehlen der Jórun Eyrb.s. c. 1, 1 unter Ketils töchtern Ln. s. 135, 8 f unverständlich. ferner widerspricht Ln. s. 135, 9 f *Ketill ... setti eptir Bjǫrn son sinn* und s. 151, 39 *Bjǫrn sat eptir at eignum fǫður síns* der Eyrb.s. c. 1, 2; 2, 1—3, wonach er aus Jämtland heimkehrend erst des vaters güter Haralds beamten abnahm. dieses und das fehlen der beziehung zu Þórólf mostrarskegg (auch c. 85) sowie der gemeinsamen ausfahrt mit dessen sohn Hallstein Eyrb.s. c. 3, 2 (fehlt Ln. auch c. 123) lässt abhängigkeit der Ln. von Eyrb.s. in diesem bericht nicht annehmen. es ist vielmehr bis s. 152, 11 alte ungestörte darstellung, fortsetzung zu c. 13 anzunehmen; in diesem stück finden sich stilistische anstöſse nicht.

Im besonderen aber hat Auđ die gemüter beschäftigt, und ein kreis von einzelberichten über sie wird schon geschlossen dem schreiber der Ln. bekannt gewesen sein. abkunft, tod von gatte und sohn; selbsthilfe, zahl der enkel, ansiedlung auf Island schlieſsen sich zu geschichtlicher folge zusammen. über das verhältnis zum christentum mag schon früh verschiedene sage umgegangen sein[1]. der bericht tritt mit dem selbständigwerden Auđs (wie der von Bjǫrn mit Helgi) in ein licht, das mehr als umrisse zu sehen gestattet: der heimliche schiffsbau s. 157, 14 f, die treue Myrgjol c. 96, Auđs tod 110, schärfer ihre antwort an Vífil c. 100, scharf die besuche bei ihren brüdern c. 97; gemacht erscheinen die namengebungen Dǫgurđarnes und Kambsnes, denen auch frische anschaulichkeit fehlt[2]; die straffe ereignisfolge wird durch gelegentliches abgelöst. straff aber wird die abwicklung der angelegenheit der enkelkinder (Stb. c. 105—109) und die beschenkung der v i e r (ä. Melab. c. 27, Laxd.s. c. 6, 5—9) *leysingjar*, die doch wol hintereinander aufmarschiert sein werden, von selbst abgerollt sein.

[1] s. BMÓlsen Aarb. 1908 s. 190—199.

[2] für den namen D., noch einmal im Borgarfjord und hier ebenso erklärt (Kålund Island I 290), dürfte die erklärung eher im sinne der für Undunfell bekannten (s. zu Vatnsd.s. c. 27) zu finden sein, und K. wird gewis mit den vielen Kamb-namen auf die form der örtlichkeit zurückgehn, was beides an ort und stelle zu befinden wäre. natürlich können die beiden ortsnamenerklärungen sehr alt sein.

So führt in diesem falle die grofse zahl der nachkommen, die unbedingt ihr recht in der erinnerung haben, und nach ihnen eine zahl von hörigen die — pragmatisch gebundene und freie stücke lose umfassende — erinnerung auch in den siedlungsbericht hinüber, der mit handlung nichts mehr zu tun hat. wir tasten damit an die schwelle der 'dynastischen subsummierungen' der Ln. (Neckel Germ.-rom. mon.-schr. 3, 441 anm.).

V.

19. Wie steht nun die saga zu bericht und erzählung, deren form uns Ln. zeigt?

Es ist kein zweifel: die statur hat sie vom vater, dem bericht. die ihren charakter wesentlich bestimmende anscheinende würklichkeitstreue, die ganz überwiegende fernhaltung von reiner fabelei, unmöglichem, die ernste führung des realen lebens, alles dies, was ihr die haltung der geschichte gibt, hat sie von ihm. sie bietet ja lange strecken hindurch bericht im technischen sinne, und wir können seine entwicklung auf dem wege zur sagamäfsigkeit schritt für schritt verfolgen. schon in den berichten der ersten elf bis dreizehn cc. der Eyrb.s. spüren wir eine andere fülle; sie sind nicht mehr so mager wie die der Ln. zum inneren reichtum tritt die verschlingung mit anderen berichten. persönlichkeit von eigenart und kraft in würkung zu bringen, gelingt dem vf. der Eg.s. auch ohne dialogisierung, und diesen schmuck zu erringen sehen wir die vff. der Laxd.s. und Vatnsd.s. in verschiedener weise und mit verschiedenem erfolg bemüht; s. Vatnsd.s. (Altn. saga-bibl.) einl. § 28.

Nicht so deutlich ist das mütterliche erbe, das von der erzählung, zu erkennen. frohnatur und lust zu fabulieren konnte die mutter nicht viel mitgeben; ihr humor, wo er sich einmal zeigt (Kráku-Hreiðar, Véfreyð), wächst nicht auf dem boden der heiterkeit; die saga bleibt der ernsten mutter gleich. ihr humor ist grimmig in kampf und tod; er bescheint äufserste gestade des menschentums (der alte Skallagrím, der alte Egil) und macht sie ästhetischer betrachtung zugänglich — ohne ihnen das grausen der würklichkeit zu nehmen — Wilhelm Raabe sieht so. die komischen, dummen knechte spielen eine ganz geringe rolle und dann grade im contrast zum bittern ernst. mit reiner heiterkeit,

die nicht auf schwer-ernstem boden wächst, steht Hreiđars þ. heimska fast allein; Bandm.s. verlässt nicht den ernsten hintergrund. und das fabulieren, das erst in jüngeren sagas raum gewinnt, ist nicht sowol erbteil der mutter als erwerb einer neuen, heitereren zeit, die weitere umschau und grofse freiheit des wortes besafs: die Ólaf Pfau und Ingimund, die strahlenden helden, sind geschöpfe romantischer stimmung; s. vf. aao. § 25.

20. Die kurze erzählung, in sich geschlossen, findet sich nicht selten in der saga: Geirríđ in Eyrb.s. c. 8, 1; Steinúđ pragmatisch verwendet in Grett.s. c. 12, 16 (Steinvǫr); Gísl.s. c. 19, 40 der steinwurf. Eg.s. bietet die anekdote in mannigfacher abstufung der länge und inneren formung. Skallagríms schmiedelied *Mjǫk verþr ár, sás aura* ... c. 30, 11 steht mit einer kleinen diensthandlung wie die strophe Vémunds des schmieds und des lachenden erben Hallstein zugartig für sich; es ist nur stofflich dem holen des amboss gesellt. die drei scenen c. 85, 1—8 vom alten hilflosen Egil sind reicher an handlung und verwenden neben der vísa das gespräch und mehrere geschaute personen. die anekdote vom mantel c. 79, 1—6 charakterisiert neben dem helden Egil noch gattin und sohn, aber ohne dialog; gipfel die vísa. das heraufholen des ambosssteins c. 30, 7—10 mag nicht viel länger als Þorkel farserks schwimmleistung Ln. c. 93 erzählt worden sein, eh es sagafülle erhielt; es bleibt auch jetzt natürlich redelos. Egils erste jugendtaten c. 40, 1—17 haben in der zweigliedrigen erzählung von Herjólf hokinrassi vielleicht einen archetyp; die geschichten von den beiden alten geizkragen Skallagrím und Egil c. 58, 3—18; 85, 9—21 finden ihr gegenstück in Ketilbjǫrns geschichte. sie bilden den übergang zu Egils tröstung nach Bǫđvars tode c. 78, 6—33, in der die kunst des sagadialogs einen gipfel ersteigt. damit sind wir nach umfang und form am þátt angelangt.

21. Wie weit ist die saga im s t i l von der kurzen erzählung abhängig?

Der abstand ist jedenfalls grofs; der unstilisierte bericht mit seinem würklichkeitsbilde und die anschauung des lebens ist stärker gewesen. aber vorhanden i s t volkstümliches auffassen in der saga, und zwar in gröfserem umfang als traditionell an-

genommen wird. schon aus Heinzels Beschreibung der isl. saga lässt sich viel zusammentragen. hier kann ich nur auf zwei erscheinungen etwas eingehn.

Die dreizahl der handlungsstufen ist schon mehrfach auch in der saga bemerkt worden. die Háv.s. Ísf. ist bekannt als locus classicus der dreizahl (Neckel Mitt. d. Schles. ges. f. volksk. XI 47), und Hallgerđs drei ehen und ohrfeigen sind dem historikercongress zu Berlin kundgetan worden (ABugge, Zs. 51, 37). Gíslas. bietet bemerkenswerte stücke: dreimal wird Véstein auf seinem ritte in den Haukadal gewarnt c. 12, 7 *'Vésteinn!' sagđi hón* (Lúta) *'vertu varr um þik!'* 9 *'Mart hefir skipaz í Haukadal', sagđi hann* [þorvaldr gneisti], *'ok vertu varr um þik.'* 11 *Geirmundr mælti: 'kom þú ekki hér á Sæból ok far til Gísla, ok ver varr um þik.'* dreimal[1] fragt und bittet Gísli seinen bruder þorkel um seine hilfe: c. 19, 15—17; 22, 7—12; 23, 8—13; die steigerung ist fein und würkungsvoll. dreimal zieht Eyjólf enn grái gegen Gísli (der vierte angriff c. 33, 7 wird auf eine so völlig andere weise eingeleitet, dass seine ursprüngliche fremdheit den drei ersten gegenüber absolut klar ist). jedesmal geht eine späherfahrt Helgis voraus: c. 21, 3 *H. veit eigi, hvárt Gísli er eđa annarr mađr;* 22, 3 *H. kennir Gísla;* 30, 12 *segir H., at hann er víss orđinn, hvar Gísli er nidr kominn.* Eyjólf zieht mit sieben, neun, zwölf mann aus; das erste mal c. 21, 4 *verđr* (hann) *ekki varr viđ Gísla;* das zweite mal c. 22, 4 *hittir* (hann) *á bœ Auđar* und sucht sie vergeblich zu beschwatzen; das dritte mal c. 30, 16 ff. tritt Hávarđ complizierend wie in der späherfahrt Helgis, so in der scene mit Auđ hervor: Eyjólf bezieht seine blutige nase.

Das kleine schmuckstück der drei warnungen an Véstein hat die saga unversehrt im zusammenhange behalten. die drei bitten Gíslis an seinen bruder werden immer in einigem abstand voneinander im laufe gröfseren geschehens gestanden haben. die drei fahrten Eyjólfs dürften wol einmal ein geschlossenes stück auf dem hintergrunde des wissens von Gíslis ächterzeit gebildet haben, mit eigenem gipfel und (relativem) abschluss. bei der composition unserer saga hat die einheit aufgegeben werden müssen; die stücke sind als glieder aber deutlich erkennbar.

[1] c. 19, 23 gehört nicht in diesen bau.

Gegenüber der erhaltung und zerstörung dreistufiger stoffe dürfte aber auch mit neubildung zu rechnen sein. als der dichter der Eg.s. I. teil den würdigen unterbau zu þórólfs untergang schuf, liefs er ihn im alten mächtigen dreitact aufsteigen: drei verleumdungen der Hildiríđssöhne zersplittern das treuverhältnis zwischen könig und vasall; vgl. Zur komp. der Eg.s. cc. I—LXVI (Görlitz 1909. programm 264) c. III 1.

22. Für das fortleben der zweitactigen stücke in der saga bietet das mittelstück der Bjarn.s. hítd. c. 12—23 den lebendigen beleg. die stücke sind hier zt. so kurz und durchgehend so prägnant, dass sie sich unmittelbar an die Auđ- nnd Grélǫđstücke der Ln. anschliefsen, s. § 1.

Gísl.s. bringt diesen rhythmus im kleinen c. 2, 23 f im hieb- und vísur-wechsel Skeggis und Gíslis und c. 15, 8 f im ballspiel þorgríms und Gíslis; dann in der grofsen parallelanlage der morde Vésteins und þorgríms c. 12, 12—15, 11; 15, 12—18, 15: Rannveig als untaugliche späherin c. 12, 12—18, Geirmund als freiwilliger diener Gíslis c. 15, 14—23; Vésteins wandmatte c. 12, 19—22, c. 15, 14—20; die morde bei nacht, im bett, ausziehen der mordwaffe c. 13, 1—10, c. 16, 1—17, 3; die späherfahrt der magd c. 13, 11—15, Eyjólfs c. 17, 3—8; die beisetzungen, *helskó at binda* c. 14, 1—3, *skip at festa* c. 17, 9—11; bitte um verträglichkeit c. 14, 12—15, c. 17, 12; der mörder tut sich beim spiel kund c. 15, 1—11, c. 18, 10—15. mehr stilisierung des lebens kann man nicht wol verlangen.

Andere anscheinend zweitactige stücke halt ich nicht für ursprünglich: zweimal warnt þorkel seinen bruder unter ganz analogen umständen: c. 19, 10—17 und 19—24; das sind zwei verschiedene ortsüberlieferungen, deren identität nicht mehr erkannt worden ist; so sind sie nebeneinander geraten. ebenso steht's um die beiden grofsen züge Bǫrks c. 19, 19. 25—37 und c. 24, 15—26, 12; beide male tauscht hier Gísli mit einem blöden knechte mantel und rolle, beide male wird er durch einen speerschuss ins ungewisse (wald, wasser) an der wade verwundet. die scenen sind beide zu lebensfrisch, als dass man die eine für widerholende erfindung der anderen nach art der widerholungen der Vém.s. halten dürfte. sie sind vielmehr beide alte ortserzählungen, die eine gebunden an den Haukadal, die andere

an Hergilsey. beide mögen ein ereignis als grundlage haben, aber beide dasselbe; die lust am stoffe rollentausch (s. Hálfd.s. Eyst., An. saga-bibl. 15 einl. § 21) hielt es fest und baute es aus. als nun die Gísl.s. gebaut wurde, fanden sich zwei verwante erzählungen. sie gesellten sich willig zu einer zweiteiligen losen einheit, und erzähler und hörer nahmen sie gern in alter stilgewöhnung als fortsetzer des grofsen mordzweitaktes auf. so zeigen sich auch auf diesem gebiete gar neubildungen.

VI.

23. Ich hab es gewagt, die geschichtchen und geschichten der Ln., soweit das nicht die im § 2 entwickelten kriterien verboten, als ganze, im wesentlichen unberührte frásagnir vorsagamäfsiger art zu nehmen. damit hab ich mich bewust frei gemacht von der anschauung, die fast grundsätzlich in erster linie in sachlichen und wörtlichen beziehungen zwischen werken der altisl. sagalitteratur schriftliche vermittlung von membran zu membran sehn zu müssen glaubt, womit dann der ursprünglichkeit und ganzheit der stücke von vornherein die wahrscheinlichkeit gekürzt wird; ich glaube, dem unmittelbaren spriefsen der stoffe aus der umlaufenden erzählung in die feder hinein für die Ln. die erste wahrscheinlichkeit zusprechen zu müssen; dem charakter der Ln. nach wird in dem schreiber dann nur eben ein aufschreiber, kein gestalter gesehn werden dürfen. ich habe mich unter dieser voraussetzung auch nicht ängstlich davor gehütet, dass in jedem stück verkürzung, zusammenziehung gewaltet haben möge, ein bedenken, das dem charakter der Ln. nach grundsätzlich überall anzuerkennen ist. vielmehr hab ich frisch die stücke als ganze genommen — und die betrachtung hat, will mich bedünken, den versuch gerechtfertigt.

Die untersuchung hat die gruppe der erzählungen in solcher charakterschärfe gezeigt, dass gar kein zweifel bestehn kann, dass hier altes, ganzes gut vorligt. mag eine anzahl stücke gestrichen werden, mag an jedem stück etwas für das buch geändert worden sein, der charakter bleibt. es ist aber, ganz abgesehen von den 'zügen', zweifel an der völligen unversehrtheit einer reihe von stücken durch nichts im besonderen veranlasst: c. 68 Sel-Þórir, c. 72 die gastfreie Þóra, c. 83 der

gespensterhengst, c. 97 Auđ und ihre brüder, c. 135 Grélǫđ, c. 197 Kráku-Hreiđar, c. 225 Steinrøđ, c. 257 die drei zeichen Einars, Hb. c. 63 die beiden Einare, c. 161 f die entdeckung des Kjalveg.

Die gruppe der berichte vermag sich nicht durch innere merkmale so wie die der erzählungen als echt und alt auszuweisen, denn es fehlt ihr eben die stilistische ausgestaltung volkstümlicher kunst bis etwa auf die neigung zur dreistufigkeit. dafür aber tritt in den berichtstücken der sagas ihre art in schrittweiser weiterbildung auf. Neckel verweist Reallex. IV 'Saga' § 7 auf prosastücke der Eddasammlung und Vǫls.s. und vergleicht ihre 'wortkarge, kunstlose und gegen dialog sehr enthaltsame art' mit der altisl. prosa, die von isl. und norw. dingen vor der sagazeit erzählt. 'offenbar sind diese dinge von jeher in solcher anspruchslosen form weitergegeben worden. wir haben hier die festländische vorstufe der saga.' wir haben sie in mannigfachen formen in Ln. festgestellt.

24. Die breite masse der besprochenen frásagnir ligt ganz offenbar im bereich der mündlichen schöpfung und fortpflanzung.

Die neigung zur beschauung ergreift einen teil unter den gesetzen der volkstümlichen apperception, die uns in der geformten erzählung als epische gesetze der volksdichtung entgegentreten; die erzählung ist kunst.

Die neigung zum feststellen und festhalten mit vorherrschen des würklichkeitssinns verschliefst jener auffassung gröstenteils den eingang; der bericht ist da, mit seiner tauglichkeit für die geschichtsschreibung.

Die schöpfung ist noch so entschieden aus dem gemeinbewustsein heraus erfolgt, dass das geschaffene gemeinbesitz ist und als solcher weiter behandelt, gebildet wird. nie freilich haben alle auch nur die kurzen geschichten gut, dh. zur zufriedenheit der hörer erzählen können, vielleicht aber doch viel mehr als unter unsern bauern zu finden sind. die erzählung denk ich mir durchaus gelegentlich: beim anblick des merkwürdigen orts, beim klang des namens von mann und gegend, auf der reise, beim handel, auf den dingen, auf der bierbank. da, denk ich mir,

kam eins zum andern; die eine geschichte von Auđ rief die andre; die namen der vorfahren und geschwister tauchen auf und erhalten ihre farbe; da weifs der eine den merkwürdigen ortsnamen zu erklären und der andre den andern. die nachfahren melden sich und wissen von ihren gütern zu berichten. in einer halben stunde ist der ganze Auđ-stoff zusammen und noch einiges andre — und das nächste mal kann einer das ganze auftischen. der sich das merken und es widergeben kann, der kann aber mehr als die andern. da kommt nun der feste rhythmus, der zahlenbau der erzählung dem gedächtnis zustatten wie auch der neubildung, und wer erst mal weifs, dass Geirmund vier vorwerke anlegte, der kann es nicht vergessen und darf es auch nicht; denn gemerkt hat sich's noch mancher andre.

Dies führt uns hinüber einerseits ins feld der *fróđir menn,* anderseits in das der *sagnamenn.* ausgesprochene persönlichkeiten mögen zeitig das eine oder das andre mehr gepflegt haben; derselbe mann, der den bericht von Eirek rauđi gebildet, hat gewis nicht die erzählung von Hreiđar heimski geformt. aber als abgerundete tätigkeiten haben wir uns das nicht vorzustellen. im steten überfliefsen der gaben erwuchsen die gebilde auch dort, wo 'persönlichkeiten' schufen, auch in den stark unter dem einfluss von persönlichkeiten geformten sagas.

ANHANG.

1. Ln. nennt keine Hróars saga Tungugođa, aber was sie c. 284. 325 berichtet, ordnet sich so leicht in den typischen rahmen einer saga, dass eine solche als zu grunde liegend angenommen werden darf. c. 284 s. 205, 39—206, 19 bietet die geschichte des ersten gliedes, des Uni Garđarson (Hb. enn danski, Nj. c. 19, 8 enn óborni), der ohne zweifel die fahrt Garđars c. 4 vorangegangen ist. hieraus erklärt sich, dass Stb. s. 205, 39 von Garđar sagt *er fyrst fann 'sland*; sie folgt hier nicht ihrem eignen bericht, sondern jener saga. der bericht über Uni kennzeichnet sich selbst nicht als kürzung; die drei siedelungen Unis s. 206, 3. 7. 8, der zweigestaffelte streit mit seinem schwiegervater verraten volkstümliche formung. es ist aber klar, dass die bisherigen ereignisse zu psychologischer vertiefung auffordern. ob dies zur ausführung gekommen ist, ob wir alten bericht oder auszug vor uns haben, bleibt dahingestellt.

Auszug aber ligt sicher c. 325 s. 213, 21—36 vor, das

zeigen die abgerissenen sätze z. 28—36; das bewustsein causalen zusammenhangs erhält nicht ausdruck. Hróar, gewaltig und gewalttätig, die weiber liebend, steht im mittelpunct. zu gattin und kebse schafft er sich die þórun brún; der raub wird nicht verfolgt. er entreifst Eystein, þorstein titlings sohn, Lómagnúpslǫnd und macht sie zu seinem wohnsitz. die einführung der verwanten Eysteins einschl. des Freygoden þórđ weist auf eine grofse action auf dem Skaptafellsþing; ihr gipfel, der zweikampf (ums land) mit Ǫnund tǫskubak (vielleicht gleich Ǫnund Eyvindarsson, bruder Móđólfs c. 319) weist auf rache: der überwundene fällt dem sieger auf den fufs, vgl. Eg.s. c. 22, 20. aber dieser gegenstand ruht zunächst. — Hróar verfolgt den räuber seines schatzes þórun brún ins ausland; hier eingesprengt eine berserkertötungsgeschichte: þrǫst fordert Hróars (zweite) gattin Sigríđ und fällt. mit dem räuber þóruns vergleich — der stil der vielen auslandsfahrten zb. der Nj s., der berserkergeschichten mit seiner breite muss hier gewaltet haben. — nun kommt die rache für die verunglimpfung Eysteins, offenbar mehrsträngig herbeigeführt. das vielleicht die rachehandlung auslösende nebenmotiv gibt c. 284 s. 206, 22—33, j. Melabók s. 256, 20—23: Hróars schwestersohn[1] Tjǫrvi enn háđsami wirbt um ein mädchen aus dem verunglimpften geschlecht, Móđólfs tochter, vergeblich; der spott des abgewiesenen freiers, durch Hróar vergeblich gedämpft, sammelt die gegner und wird alte racheforderung aufgerufen haben: Móđólfs söhne, ihr schwager þórir und oheim Brandi (Brandr j. Melab.) erschlagen Hróar und seine schwestersöhne Stb. s. 213, 34—36 (fehlt Hb.), j. Melab., Reykd.s. c. 20, s. 105, 1—7. die rache durch Hámund Hróarsson vermeldet Stb.

Das ist eine geschlechtssaga wie Eg.s. ua., laufend durch vier glieder[2] von Garđar bis Hámund; viel personen, viel orte, weiter raum; zusammengesetzte handlung, neue ansätze; grofse sagamäfsige streitgegenstände des typisch isländischen lebens; gewis mehr als die eine von Ln. gebotene lausavísa; einfallendes romantisches licht.

2. Ueber Ásólf haben sich die leute viel erzählt. die frisch dreistufig vorschreitende erzählung Stb. c. 24 (= Ól.s. Tr. Ln. s. 272. 7—27) mit Ásólf als einziger geschauter gestalt und der verlegung der wunderbaren ereignisse ins erlebnis der leute ist die älteste form seiner siedelungsdarstellung. Hb. c. 21 s. 13, 28 — 14, 18, die in verbindung mit ihr einen gewis alten bericht

[1] so Hb. s. 91, 15, aber auch Stb. s. 206, 33.

[2] zwischen Uni und Hróar fehlt ein mann, s. Vigfússon Tímatal s. 412—414. Hróar, der schwager Gunnars von Hlíđarendi, muss enkel, nicht sohn Unis sein. die mancherlei personellen beziehungen zur Nj.s. erleuchten unsere saga nicht.

über die krankheit seiner drei fahrtgenossen und die auffindung ihrer gebeine s. 13, 31—35 bringt und genealogische angaben s. 14, 13—16 einsprengt, zeigt mit mehreren wortgleichungen dieselbe erzählung als grundlage; mit anderen und reicheren ortsangaben weist sie auf vollere ortsüberlieferung, die auch durch die einführung der nebenperson Þorgeir (eigene motive s. 14, 2. 4f. 11f) eine entwickeltere umschau bezeugt. die erzählung ist ganz unabhängig vom bau der Ln., denn Þorgeir wird erst c. 340 (298) eingeführt.

Die zweite legende, von Ásólfs gebeinen, Hb. s. 14, 19—35 ist wider dreistufig aufgebaut; aber infolge des steten personenwechsels unruhig; directe reden. sie macht keinen alt-volkstümlichen eindruck. Ól.s. Tr. Ln. s. 272, 37—273, 15 isoliert Halldórs traum und macht eine predigt draus. — endlich Hb. s. 14, 35—15, 7 Illugi Halldórssons, Ól.s. Tr. Ln. s. 273, 15 —18 Halldórs fahrt nach kirchenbauholz. Flt. I 268 bringt auch noch eine äufserung kg. Ólafs über Ásólf. vgl. BMÓlsen Aarb. 1893 s. 308.

3. Die geschichte von der entdeckung des Kjalveg passt sich in das topographische schema der Ln. nicht ein. Ln. geht c. 191 ff den Svartárdal hinauf und springt c. 195 (163) in die Goðdalir hinüber zu Eireks landnám. dieses umfasst das Hrosskels c. 194 (161) und müste vor ihm gegeben werden. unsere geschichte aber setzt in ihrem freien lauf Eirek í Goðdǫlum voraus und geht von Hrosskel den Svartárdal hinab zu Vékels (Stb. Ketils) landnám c. 196 (162); das aber fällt mit dem Þorviðs c. 193 (160) zusammen, s. Kålund Island II 70 anm. 2. Stb. bringt c. 195 Eirek topographisch genau im anschluss an Hrosskel und zerreifst die schöne geschichte. Hb. trägt c. 163 Eirek nach, um sie ganz zu erhalten; dies buch behält auch besser Vékel, Vékelshaugar und zum charakter Vékels — *enn hamrammi* — stimmend *hann spottaði ferð Hrœreks* für das geläufige *hann spurði til ferða Roðreks* der Stb; dagegen diese besser s. 187, 8 *fjǫll* für Hb. *Kjǫl.* — mit kräftigem druck schliefst die geschichte: *en þaðan af tókuz upp ferðir um fjallit millim Sunnlendinga ok Norðlendinga.*

4. Cc. 3—5 sind sowol in Stb. wie in Hb. verständige darstellungen[1]; durch blofse verschiebung der cc. 3. 4 ist die eine oder die andre nicht entstanden.

Stb. c. 3 beginnt mit einem rechten erzählungsanfang: *Svá er sagt*; der das gesagt ist Sæmundr prestr enn fróði z. 10. an die erste entdeckung und namengebung schliefst die zweite fahrt an *Garðarr ... fór at leita Snælands at tilvísan móður sinnar,*

[1] s. Indl. zur Ln.-ausg. s. XXIX f.

eine weissagung wie die an Ørlyg, Ingimund, þorstein lunan, Sel-þórir. der dritte fährt dann *at leita Garðarshólms.* auch Hb. gibt unter fehlen der 'tilvísan' passende verbindungen. jeder der beiden berichte müste umgearbeitet sein, wenn er infolge der umstellung von cc. 3. 4 zurechtgemacht wäre.

Hb. bietet anscheinend belastung des textes durch gelehrte angaben der art Styrmis: zu Garðar s. 4, 13 f *hann átti — Svíaríki*; 18 f *hann — Skjálfanda*; 21 *fyri — bjǫrg*; zu Naddoð s. 4, 27 f *bróðir — barnakarls*; zu Flóki s. 5, 4—6 *þá er — lǫndum,* wenn nicht die ganze opferbemerkung ab z. 3 *hann* verstandeserklärung des rabenmotivs ist; z. 11 f *Flóki — Gǫtu*; z. 26 f *þar sér — þeira*; z. 30 f *þeir fundu — Hvaleyri.*

Aber diese zusätze haben nicht den fast durchgängig anderen wortlaut der cc. 3. 4 veranlasst. bis auf den zielsatz des c. 3 s. 130, 7 f *Ok er þeir sigldu af landinu, fell snær mikill á fjǫll, ok fyrir þat kǫlluðu þeir landit Snæland. þeir lofuðu miǫk landit* ist der wortlaut ganz anders, auch wo es der andre sinn nicht bedingt. in c. 4 sind wider nur die rückgratsangaben s. 130, 13—15 *hann kom at landi fyrir austan Horn (et eystra), þar var þá hǫfn. Garðarr sigldi umhverfis landit ok vissi, at þat var eyland* wörtlich gleich. im übrigen ist wort und sinn durchgehend anders; das ist andres wissen über Garðars und Naddoðs herkunft, und die vorgänge auf Island sind auch inhaltlich verzogen.

C. 3 weist Hb. mit dem bericht vom rabenopfer, an das sich die erklärung des Flókavarði schliest, die gröste eigenart auf.

Die verschiedenheiten gehn weit über die grenzen der gelegentlichen überarbeitung, wie sie Styrmis Ln.-ausgabe mit sich brachte. wir haben hier zwei verschiedene vorschriftliche erzählungen vor uns, die auf grund wesentlich verschiedenen wissens c. 3. 4 verschieden erzählen. ein gleicher grundstock schimmert im gleichen wortlaut durch. Hb. mag mit seinen reicheren vorstoffangaben älter sein; Stb. ist wegen der abstreifung des überflüssigen, der differenzierung Garðars (*at tilvísan móður sinnar*) als die straffere, stilisiertere erzählung anzusehn; in ihr ist die volkstümliche kunst stärker. Stb. s. 205, 39 *Garðars, er fyrst fann Ísland* gehört dem auszug der Hróars.s. Tungugoða an und nicht dem ursprünglichen Stb.-text; s. anhang 1.

VERZEICHNIS DER BEHANDELTEN STELLEN.

Eyrb.s. c. 1—3. 5—7 § 18. c. 1—11 § 16. c. 8, 1 § 7. 20. c. 24 § 16.
Flóam.s. c. 2. 3 § 16.
Flt. I 23 § 3. III 432—35 § 15.
Gísl.s. c. 23, 14 f § 16. passim § 21. 22. II c. 26 § 6.
Grett.s. c. 7, 4. 11 § 16. c. 12, 16 § 20. c. 31, 5 § 2. c. 38, 2 f § 6.
Hálfd.s. Ey. c. 14, 1 § 16.
Hálfs.s., ok Hálfsr. c. 17, 1—4 § 10. 17.
Háv.s Ísf. allg. § 21. c. 14 § 13. 16.
Hrafnk.s. c. 1 § 10.
Hrólfs s. kr. c. 2 § 16.
Ísl.b. c. 6, 4 § 16.
Ísl. Þjóðs. I 211 f § 14.
Landn. Hb. c. 15 § 10. 11. c. 18 § 5. c. 21 § 3. c. 56 § 10. c. 60 § 17. c. 63 § 5. 7. 17. 23. c. 67 § 2. c. 97 § 15. c. 161 f § 9. 23. c. 184 § 18. c. 195 § 16. c. 270 § 6. c. 309 § 7. c. 312 § 17. c. 314 § 15.
ä. Melab. c. 14 § 7. c. 20 § 8. c. 27 § 18.
j. Melab. s. 243, 25—244, 8 § 15.
Stb. c. 3 § 9. c. 4 § 9. c. 5 § 9. c. 6 § 16. c. 7 § 16. c. 8 § 11. 16. c. 9 § 6. 16. c. 12 § 5. c. 13 § 2. 18. c. 14 § 18. c. 15 § 10. c. 16 § 5. 11. c. 18 § 5. 11. c. 20 § 5. c. 22 § 3. c. 23 § 3. c. 24 § 3. 9. c. 37 § 2. 3. 17. c. 39 § 5. c. 41 § 9. 15. c. 42 § 2. 3. 5. c. 58 § 14. c. 68 § 7. 9. 10 f. 23. c. 72 § 7. 17. 23. c. 80 § 8. 17. 20. c. 83 § 7. 9 f. 23. c. 84 § 18. c. 86 § 7. c. 89 § 16. 24. c. 90 § 16. c. 91 § 16. c. 92 § 16. c. 93 § 8. 16. 17. 20. c. 95—110 § 18. c. 96 § 15. c. 97 § 2. 8. 11. 18. 23. c. 100 § 5. 11. 15. 18. c. 105—109 § 24. c. 110 § 15. c. 111 § 2. c. 112 § 10. 17 f. c. 113 § 17. c 115 § 17. 24. c. 116 § 7. c. 117 § 14. c. 120 § 15. c. 122 § 17. c. 123 § 6. 14. 18. c. 125 § 15. c. 134 § 5. c. 135 § 8. 23. c. 138 § 3. c. 139 § 14. c. 142 § 13. 17. c. 145 § 14. c. 146 § 3. c. 149 § 2. 3. 17. c. 150 § 2. c. 152 § 2. 11. 12 f. c. 154 § 3. c. 156 § 6. c. 165 § 15. c. 168 § 2. c. 179 f § 2. c. 184 § 10. 11. 14. 19. § 194—196 § 9. c. 197 § 10 f. 19. 23. c. 200. 202 § 7. c. 207 § 5. c. 208 § 14. c. 216 § 3. c. 217—219 § 18. c. 225 § 7. 23. c. 229 § 16. 18. c. 230—236 § 18. c. 237 f § 5. 11. c. 242 § 6. 7. c. 247 § 10. 15. c. 250 § 6. c. 257 § 9. 23. c. 259 § 8. 17. c. 278 § 17. c. 283 § 10. c. 284 § 9. c. 289 § 7. 11. c. 297 § 15. c. 309 § 2. c. 310 § 6. c. 311—315 § 17. c. 325 § 2. 3. c. 328 § 5. 11. c. 329 § 3. 5. 9. 10. 17. c. 341 § 3. 15. c. 348 § 2. c. 350 § 7. 10. 11. c. 356 § 3. 15. c. 358 § 15. c. 363 § 10. c. 368 § 14. c. 370 § 6. c. 371 § 2. c. 376 § 2. c. 377 § 5. c. 385 § 3. 9. 11. 17. 20. c. 388 § 17. c. 394 § 5.
Morkinsk. s. 24 § 13. s. 35—44 § 13. 19. 24. s. 61—65. 69 f. 73 f. 103. 128 f. 136—142. 186 f. 188 f. 191 f. 196 f § 13.
Laxd.s. c. 1—7 § 18. c. 5, 3—5 § 8. c. 14, 21 ff § 16. c. 33, 35—40 § 17.
Nj.s. (Hallgerð) § 21. c. 88, 24—51 § 13.
Reykd.s. c. 1 § 15.
Sturl.s. I 1—6 § 10. 17. I 243, 13—20 § 9. 17.
Vatnsd.s. c. 10 § 10. c. 15, 1 ff § 7. c. 17 § 10. c. 23 § 14.
Þorskf.s. (Rvík) c. 1 § 6.

Moys b. Görlitz. **Walther Heinrich Vogt.**

STROPHENBINDUNG BEI REINMAR VON HAGENAU.

Dass der französische kunstgebrauch, denselben reim in verschiedenen strophen desselben liedes widerkehren zu lassen, in Deutschland auch aufserhalb der regelrechten kornbindung gelegentlich angewant worden ist, unterligt keinem zweifel. so hat Ulrich vGutenburg MFr. 77, 36—79, 14 die 6fachen *-ân-* (*an-*)-reime sicher absichtlich in drei strophen, also im ganzen 18mal, und ihre grammatische abwandlung durch die entsprechenden *-ât*-reime in 2 strophen, also im ganzen 12mal widerkehren lassen und dabei die durch die wandlung des *ân* zu *ât* gebrochenen strophen kunstvoll durch übereinstimmung des andern reimes gebunden; auch der sechsfache *-anc* (*-ant*)-reim der an dritter stelle des sechsstrophigen tones überlieferten strophe ist doch wol als assonanz zu den dem *ân* gleichgeordneten *an*-reimen der beiden umstehnden strophen gemeint. dabei deuten innere widerholungen innere verbindungsfäden zwischen den gedanklich sonst ziemlich selbständigen strophen an, sodass ich sie in der neuesten auflage von MFr. zu einem liede zusammengeschlossen habe. über ein beispiel zweifellos beabsichtigter wörtlicher reimwiderholung bei Hausen s.u. bei Veldeke ist natürlich zb. in dem liede MFr. 60, 13—27 die widerholung der beiden abgesangreime der 1. strophe in den beiden stollenreimen der 2., die zugleich den ganzen abgesang der 1. als kehrreim widerholt, absicht, und so wird man auch wol zu MFr. 58, 35—59, 22 annehmen, dass mit der viermaligen widerkehr des dreifachen *în*-reimes aus dem schlussteil der 1. str. im 1. teil der 2. eine bindende klangwürkung nach französischer art gewollt ist.

Zu Reinmars kunst gehören ja solche reimhäufungen nicht, und so darf man auch bei ihm von vornherein von etwaigen strophenbindungen so starke klangeindrücke nicht erwarten. am meisten kunst hat er auf den klangschmuck in dem liede MFr. 187, 31 verwendet, wo reiche innenreime v. 1 u. 5 sowie v. 2 u. 6 der 1. str. binden (über innenreim zwischen v. 3 u. 7 s. meine anm. z. st.) und hier treten auch beabsichtigte strophenbindungen durch endreim deutlich hervor. es ist sicher kein zufall, dass der reim *nôt : gebôt* aus der ersten strophe in der zweiten widerkehrt, dass einem *klagen : tragen* der ersten ein *klage : trage* der zweiten, einem *geschehen : gesehen* der einen ein *jehen : geschehen* der andern entspricht, und in dieser umgebung darf man auch die grammatische abwandlung eines *ergân : hân* der ersten zu einem *hât : gât* der zweiten gewis für absicht halten. in der 3. strophe setzt sich die strophenbindung durch *gesagen : klagen* und durch die widerholung eines reimes *sîn : mîn* aus der 2. strophe fort. mag es zunächst zweifelhaft erscheinen, ob der reim *zît : strît* der dritten strophe über die zweite hinweg würklich noch zu

dem reim *lît : nît* der 1. in beziehung gebracht werden darf, so ist doch klar, dass die folgende strophe den wörtlich gleichen reim *zît : strît* aus der 3. absichtlich widerholt ebenso wie den reim *schîn : mîn* (*: sîn* waise) aus der 2. und 3., und nun wird es auch nicht mehr für zufall gelten dürfen, dass in dieser selben strophe der reim *mac : heiles tac* aus der ersten wörtlich widerkehrt und dem *ergân : hân* der ersten ein *gân : getân* entspricht. damit ist dann aber auch schon die bedeutung solcher bindungserscheinungen für die kritik erwiesen, denn die letzterwähnte strophe (MFr. 188, 31), die Lachmann als selbständiges lied mit neuem ton von den vorangehenden abgetrennt hatte, weil sie eine reimzeile aufweist, wo die andern eine waise zeigen, muss danach bestimmt gewesen sein, mit 1—3 zusammen vorgetragen zu werden (vgl. die anm. z. st.). aber auch ohne verbindung mit sonstigem klangschmuck zeigen sich augenscheinlich gewollte reimwiderholungen bei Reinmar. so wird man zb. gewis annehmen können, dass die wörtliche widerholung des einfachen schlussreimes (*sol : wol*) der 1. strophe im anfang der zweiten MFr. 152, 31. 33 u. 34. 36 beabsichtigt ist. im princip ligt hier dieselbe bindung vor wie in den beiden beispielen bei Veldeke.

Anderseits aber ist es klar, dass die widerkehr eines einzelnen reims aus einer strophe eines liedes an beliebiger stelle einer andern auch leicht sache des zufalls oder folge eines beschränkten vorrates an reimen und sprachlichen ausdrucksmitteln des dichters sein kann.

Wo ist bei Reinmar die grenze zwischen zufall und absicht zu ziehen? in seiner abhandlung 'Die lieder Reimars des Alten' (Abh. d. bayer. ak. phil.-hist. kl. XXX) räumt Kraus der absicht den denkbar weitesten spielraum ein. so setzt er zb. für Reinmars wichtiges 'Preislied' (Kraus nr 16, MFr. 165, 10) 6 strophenbindungen an. unter ihnen befindet sich bei einem umfang des gedichtes von 5 strophen = 49 versen nur éine widerholung eines reimpaars an wahrnehmbarer stelle: dem *mîn : sîn* der 4. strophe steht an entsprechender stelle der 5. ein *sîn : mîn* gegenüber, freilich ohne dass diese wörtchen ein besonderes gewicht hätten. als weitere verkettungen der strophen verzeichnet Kraus folgendes: auf den anfangsreim der 1. strophe *sage : klage* folgt (nach einem zwischenraum von 37 versen!) in der 5. strophe v. 5 u. 6 *klagen : sagen*; das wort *frô*, das in der 1. strophe v. 2 mit *sô* reimt, findet sich in der 4. — in einem abstand von 32 versen — als waisenausgang; ein *bî*, mit welchem die waise der 1. str. schliefst, begegnet — nach 37 versen — als eins der reimwörter der 5. str., ebenso ein reimwort *muot* der 2. als waisenausgang der 3. str., und zu dem mit jenem *muot* gereimten *getuot* der 2. str. wird schliefslich noch als grammatische abwandelung ein *getân* der 5. gestellt, das im abstand von 21 versen dort im reim auf *wân* begegnet. wie solche ganz unregelmäfsig auf

weite entfernungen verstreuten beziehungen zwischen reimenden oder auch nicht reimenden ausgängen den zuhörern bemerklich gemacht sein sollen, ist mir völlig unverständlich. wenn Reinmar würklich hier und in den vielen ähnlichen fällen solcher entfernten anklänge eine strophenverkettung hätte zum ausdruck bringen wollen, so wären das versuche mit untauglichen mitteln gewesen. man wird doch da mit zufallserscheinungen ernstlich rechnen müssen.

Ehe wir diese möglichkeit weiter verfolgen, müssen wir die widerholung derselben reimwörter in verschiedenen liedern ins auge fassen, die nach Kr. gleichfalls beabsichtigt sein und deren engere zusammengehörigkeit sie zur geltung bringen soll. ein beispiel für diese erscheinung ist zweifellos das hübsche gespräch der frau mit dem boten MFr. 177, 10, Kr. nr 30, das auf das lied 163, 23, Kr. 25 mit bestimmten citaten bezug nimmt und zugleich in jeder seiner strophen mit einer ausnahme einen oder zwei reime desselben liedes wörtlich widerholt. es ligt nahe, nach solcher analogie auch andre lieder, welche ähnliche übereinstimmungen der reime aufweisen, in beziehung zu einander zu setzen. auch das folgende frauenlied weist auf einen bestimmten zusammenhang: der vers MFr. 178, 11 dieses frauenliedes (Kr. nr 22) wird, wie Kr. II, s. 43 bemerkt, MFr. 161, 12 f (Kr. nr 23) von dem sänger citiert, und wenn nun in diesem liede zugleich 'ein grofser teil der reime und reimwörter des frauenliedes widerkehrt', so sieht Kr. darin ein feines symbol dafür, wie sehr dem sänger die worte der frau im sinn liegen. gewis haben in Reinmar die reime des einen liedes geklungen, als er das andre dichtete, aber hat er würklich dies feine symbol damit beabsichtigt? in den reimen der beiden fünfstrophigen lieder finden sich sechsmal wörtliche übereinstimmungen und zwar in regelloser verstreuung: *alsô : frô* und *sô : frô*; *daz : baz*; *mîn : sîn*; *lebe : begebe* und *begebe : lebe* in jenem citat aus dem frauenliede; *her : verber* und *ger : enber*; *gesehen : geschehen* und *verjehen : geschehen.* vergleichen wir aber zur controlle mit dem 2. der beiden lieder einmal das gleichfalls fünfstrophige lied MFr. 156, 26 ff (Kr. nr 27), so bieten sich uns sogar 10 mal derartige übereinstimmungen mit 160, 6 ff (Kr. nr 23): *mîn : sîn* 23, I = 27, I; *verjehen : geschehen* 23, I — *jehen : ersehen* 27, I; *getuot : muot* 23, I, *muot : guot* 23, II — *entuot : guot* 27, V; *komen : vernomen* 23, II — *benomen : komen* 27, II; *hâr : gar* 23, III — *war : gar* 27, I; *doch : noch* 23, IV — *noch : doch* 27, IV; *kan : an* 23, IV — *kan : man* 27, IV, *enkan : man* 27, I; *lac : mac* (n. *betaget*) 23, IV — *mac : tac* 27, V; *verstât : begât* 23, V — *vergât : hât* 27, IV. also jede strophe von nr 23 findet mindestens eine reimentsprechung mit einer wortübereinstimmung in nr 27. was Kraus sonst noch an beziehungen von nr 23 zu dem frauenliede beibringt, beschränkt sich auf 2 übereinstimmende reimklänge ohne wortwiderkehr (*tôt : rôt* und *erbôt :*

nôt, *man : began* und *kan : an*), auf das widerauftreten eines waisenausganges des frauenliedes in einem reim von nr 23: *komen*, während nr 27 hier in den beiden reimwörtern mit 23 stimmt; ferner auf den bloſsen anklang des waisenausganges *tac* II an *lac : mac* 23, IV, während hier nr 27 wider die wortwiderkehr im reime *mac : tac* V bietet, und auf eine reihe grammatischer abwandelungen in waisen und reimausgängen (*getuo* — *getuot, tuont, tæte*; *solt* — *solde*; *verjehest* — *verjehen*; *besehest* — *sach*; *sprich* — *gesprach*, *lîp : wîp* — *belîbe : wîbe*), denen hier aus obigem verzeichnis in zwei fällen wörtliche reimübereinstimmungen zwischen 23 und 27, in andern fällen ähnliche grammatische wandlungen gegenüberstehn: *wolde* 23, I — *wil* 27, III, *vernam* 23, III — *benomen* 27, II, *kunde* 23, III — *kan* 27, IV, *bestuont* 23, V — *bestân* 27, IV, *stân* 27, I. hat also Reinmar etwa nr 23 nicht nur mit dem frauenliede, sondern auch mit nr 27 verketten wollen? inhaltlich spricht nichts dafür, und wie eine solche doppelte verkettung zu gehör gebracht sein sollte, wäre mir doppelt unverständlich. aber mit der doppelten verkettung von nr 23 hätte es noch nicht einmal sein bewenden, denn auch nr 27 wäre in ähnlicher weise wie mit nr 23 so auch mit dem in ABC und in MFr. folgenden liede 158, 1, Kr. nr 24 verbunden: *jehen : ersehen* 27, I — *geschehen : jehen* 24, II; *mîn : sîn* 27, 1, 27, IV und 27, V — *sîn : mîn* 24, III; *wân : hân* 27, I — *hân : wân* 24, III; *klage : sage* 27, II, *tage : klage* 27, III — *klage : sage* 24, II; *rât : hât* 27, III — *stât : hât* 24, II; *vergât : hât* 27, IV — *gât : hât* 24, I; *mac : tac* 27, V — *tac : mac* 24, I. also in 10 fällen kehren reime aus nr 27 mit wortwiderholung in nr 24 wider, dazu kommt ohne wortwiderholung *man : enkan* 27, II — *began : an* 24, IV; in grammatischer abwandelung *tage* 27, III — *tac* 24, V; *sîn* 27, I. IV. V — *sî* 24, IV; *lebe : gebe* 27, V — *leben : gegeben* 24, III. und nicht genug damit, auch zu dem in MFr., nicht aber in den handschriften auf nr 24 folgenden lied 159, 1 Kr. nr 14 zeigt nr 27 entsprechende beziehungen: *man : enkan* ist der anfangsreim von 27, II (str. I nach A und MFr.) wie von 14, I, und zu ihm stellt sich weiter *kan : gan* 14, III sowie *gan : dan : man : nan : kan* 14, V; weiter entsprechen sich *wân : hân* 27, II und *hân : undertân* 14, III, *benomen : komen* 27, II — *genomen : komen* 14, III, *klage : sage* 27, II — *sage : trage* 14, III, dh. sämtliche reime von 27, II (MFr. I) mit ausnahme eines einzigen kehren mit wortübereinstimmung in nr 14 wider. in den weiteren strophen stellt sich *war : gar* 27, I, *war : dar* 27, III zu *var : dar* 14, III, *ersehen* 27, I zu *siht* 14, II, *sîn* 27, I u. IV. V zu *sî* 14, II; *tac* 27, III u. V zu *tage* 14, IV; *rât : hât* 27, III, *vergât : hât* 27, IV zu *hât : missetât* 14, V, *kan : man* 27, IV zu *man : enkan* 14, I usw. s.o. *stat : bat* 27, IV zu *stat : mat* 14, I, *entuot : guot* 27, V zu *tuot : guot* 14, I.

In besonders naher verbindung stehn nach Kr. nr 29

(MFr. 153, 5—154, 31) und nr 12 (MFr. 152, 25—153, 4 und Lachm. Walther 71, 19—34). die stimmung die aus 12, IV spreche, stehe in schärfstem gegensatz zu der abgeklärten, fast wunschlosen resignation in nr 29; deshalb habe Reinmar hier die strophenform mit einer ganz geringen variation aus 12 widerholt und sich dabei desselben reimmaterials bedient Kr. II s. 21. Kr. weist zu jedem reim oder zu jeder waise von 12 in der tat irgendeine verwantschaft nach, mit einer ausnahme die er durch conjectur beseitigt. aber auch hier wird man stutzig, wenn man diese übereinstimmungen zum grösten teil in den strophen widerkehren sieht, welche den in den hss. zusammengeworfenen strophen von nr 12 und 29 in BC vorangehn, MFr. 151, 33—152, 24 (24k) Kr. nr 3. zu der von Kr. h. I s. 23 aus nr 12 ('Walther') und nr 29 gegenübergestellten 1. reihe (*sage* — *klage* usw.) stellt sich *gesaget : ungeklaget* 3, III; zur 2. (*verstân : hân* etc.) *hân : vergân* 3, I, *hân : getân* 3, IV; zur 3. (*hât : rât* — *bestât* etc.) *enlât : stât* 3, II; zur 6. (*niht : siht* etc.) *niht : siht* 3, II; zur 8. (*schîn : sîn* — *mîn : sîn*) *sîn : mîn* 3, III; zur 9. (*lîp* — *wîp*) *wîp : lîp* 3, III; zur 10. (*sol : wol*) *sol : wol* 3, IV; weitere übereinstimmungen zwischen 29 und 3 sind dann *guote : muote* 29, VII = 3, IV; *bî : sî* 29, I = 3, II; *pflegen* 29, IV — *pflegen : gelegen* 3, IV; *nît* 29, V — *nîden* 3, III. aber auch hier reichen dann wider teilweise dieselben, teilweise andere übereinstimmungen von 3 rückwärts zu den in BC vorangehnden strophen MFr. 151, 1—32 Kr. nr 2: *mîn : sîn* 3, 1 = *sîn : mîn* 2, 1; *tac : mac* 3, 2 = 2, 2; *enlât : stât* 3, II — *lât : rât* 2, II; *swære : unmære* 3, II — *mære : wære* 2, III; *lîp : wîp* 3, III — *wîp : lîp* 2, II; *muot : tuot* 3, III, *muot : guot* 3, IV, *muote : guote* 3, IV — *tuot : muot* 2, III; *sol : wol* 3, IV = 2, III.

Reinmars lieder schwimmen in einer flut von reimübereinstimmungen, und die gegebenen beispiele werden genügen um zu beweisen, dass sie als ein klangliches bindemittel nur da empfunden sein können, wo ihre besondere anordnung, ihre aufsergewöhnliche häufung oder ihre verbindung mit andern verkettungen die beziehungen verdeutlichte. an sich ist eine häufige widerkehr derselben reime in der hauptsache schon durch die enge begrenzung des inhaltes und der ausdrucksmittel dieser lieder gegeben. das eine wie das andere aber gilt wie für die vermeintlichen reimbindungen verschiedener lieder so auch für die zwischen den strophen ein und desselben liedes. auch hier musten jene besonderen verdeutlichungen und unterstreichungen hinzukommen, wenn die widerholung von reimen, die man in Reinmars lyrik immer wider zu hören gewohnt war, würklich als echo bemerkt und beachtet werden sollte. dass die reimübereinstimmungen an und für sich noch nicht beabsichtigt zu sein und bestimmten zwecken zu dienen brauchen, geht auch daraus hervor, dass sie im wesentlichen an den wörtern haften,

die naturgemäfs am häufigsten im satze vorkommen und am bequemsten reimen. so gebraucht Reinmar in den 35 liedern die Kr. für echt erklärt hat, vom verbum substantivum im ganzen 23 mal den inf. *sîn* im reim, dabei 22 mal in bindung mit *mîn*; 14 mal reimt er den conj. *sî*, immer mit *bî* oder *frî*. von diesen *sîn*-bindungen dienen nach Kraus zusammenstellung 16, von den *sî*-bindungen 7 der strophenbindung innerhalb einzelner lieder, wobei er jedoch auch schon ein vorkommen der beiden verschiedenen reimarten innerhalb eines liedes als bindung mit grammatischer abwandelung auffasst, anderseits auch bindungen zwischen reimpaaren und waisen annimmt. die form *hân* gebraucht Reinmar 17 mal im reim (meist in den bequemen *gân-stân- getân*-bindungen), *hât* 20 mal (meist mit *gât, stât, rât* gebunden); 12 (bezw. 14) und 11 dieser reime kommen für Kr.s strophenbindungen in betracht. *mac* erscheint bei R. 23 mal im reim, seine typische bindung ist die mit *tac*, so begegnet es 16 mal. es entspricht dieser widerholung, wenn von Kr.s strophenbindungen 12 auf *mac*-ausgänge fallen und 10 davon auf *mac* : *tac*-reime. *kan* reimt R. 14 mal, darunter 10 mal mit *man*; bei Kr. stellt es 8 mal die reimbindung her, darunter 6 mal im reim mit *man*. *sol* kommt im ganzen 21 mal im reime vor, darunter nicht weniger als 20 mal mit *wol* gebunden; so bewürkt *sol* bei Kr. 11 mal die strophenbindung, wobei es 10 mal mit *wol* reimt; dazu stellen sich dann noch im ganzen 6 — unter Kr.s bindungen 3 — *solde* : *wolde*, und zu diesen widerum 13 *wil*-reime, zu denen 9 mal ein *vil* gehört, eine bindung, die unter den Kraus'schen zweimal begegnet. von andern häufigen verben kommt besonders *sehen* in betracht, das in seinen einzelnen formen vor allem mit den entsprechenden von *geschehen* und *jehen* reimt, in der form *siht* auch mit *niht*, als *sach* auch mit *sprach* gebunden wird. im ganzen finden sich 33 derartige reime, denen bei Kr. 20 seiner strophenbindungen entsprechen. *sagen-*, bzw. *sage*-reime finden sich im ganzen 20 mal; in ihnen stecken schon viele *klage-*, *klagen*-bindungen, deren ich im ganzen 18 zähle. in Kraus strophenbindungen hab ich 15 *klage-* und 11 *sage*-formen bemerkt. von substantiven steht *muot* mit seinen bequemen reimen auf *tuot* und *guot* im vordergrunde: 15 gesamtfällen stehn 8 derartige strophenbindungen bei Kr. gegenüber. von pronominalformen verdient neben dem erwähnten häufigen *mîn* das 11 malige reimen von *daz* bemerkt zu werden, dem sich 4 strophenbindende *daz*-reime bei Kr. zur seite stellen. von adverbien sei *mê* angeführt, das 17 mal im reim begegnet, meist mit *wê* und *ê* gebunden, seltener mit *gê* und *stê*, und dem 3 solcher reime als strophenbindungen bei Kr. entsprechen. dazu treten dann noch 13 *mê*-lose reimcombinationen der erwähnten reimgenossen des *mê* mit 2 entsprechungen als strophenbindung.

Eine vergleichung der oben beispielsweise vorgeführten

reimübereinstimmungen zwischen verschiedenen liedern wird zeigen, dass auch sie sich fast sämtlich mit diesen allgemeinen reimwiderholungen decken, und die wenigen übrigen lassen sich gleichfalls auch sonst reichlich bei Reinmar belegen, so die *lebe(n) : gebe(n)* 14 mal, die *-nomen : komen* 11 mal, die *alsô : frô* 9 mal, die *wîp, wîbe(n) : lîp, lîbe, belîbe(n)* 11 mal usw.

Unter diesen umständen sind die zufallsmöglichkeiten unter den von Kr. auf beabsichtigte strophen- oder liederbindungen gedeuteten reimwiderholungen zweifellos grofs, gering dagegen die wahrscheinlichkeit, dass die geläufigen reimformeln im einzelfalle als solche bindungen herausgehört worden seien. gilt dies schon für die endreime mit wortwiderholung, so gilt es noch in viel stärkerem mafse für blofse klangliche reimübereinstimmung, für das reimen eines in der strophe reimlosen cäsurausgangs oder einer waise mit irgendeinem mehr oder weniger entfernten endreim und für die beziehung zwischen verschiedenen grammatischen formen eines reimbildenden wortes — alles fälle die ich deshalb abweichend von Kr.s methode bei der berechnung des gesamtvorkommens der einzelnen reimformel nicht mit berücksichtigt habe, so dass meine zahlen bei Kr. eine verschiebung zu gunsten seiner bindungserscheinungen erfahren. es bestätigt sich, dass die oben angedeuteten arten der hervorhebung und verstärkung der bindenden elemente hinzukommen musten, wenn sie als solche bemerkt werden sollten. Kr. sagt 1, 67: 'die reimwiderholungen sind bei Reinmar nur mittel zum zweck und dienen überall der höheren idee die durch den inhalt zusammengehörigen strophen auch noch äufserlich aneinander zu schmieden'. soweit das in dem sinne gilt, dass innerhalb eines liedes immer nur die inhaltlich am nächsten zusammengehörigen strophen durch reimwiderholung gebunden werden, kann man in dem zusammenhang mit der gedankenbindung auch die erforderliche verstärkung und verdeutlichung der reimbindung sehen. aber diese erscheinung ist unter seinen zusammenstellungen verhältnismäfsig so selten, dass Kr. seine behauptung doch nur in dem sinne gemeint haben kann, dass reimbindungen zwischen irgendwelchen strophen eines liedes überhaupt, gleichwol wo sie sich finden und wie sie sich zu den leitenden gedanken verhalten mögen, schon an sich dazu dienen, die inhaltliche zusammengehörigkeit des liedes äufserlich zu verbildlichen. und diesen zweck können Reinmars ungleichmäfsig verstreute widerholungen jener farblosen reimwörter an sich unmöglich erfüllen. sie können aber auch nicht der hervorhebung der zusammengehörigkeit zweier verschiedener lieder dienen, soweit keine beziehungen zwischen der widerholung und den zusammengehörigen leitenden gedanken besteht, weil oben gezeigt ist, dass reimwiderholungen im weiten umfange auch zwischen inhaltlich nicht mit einander verbundenen liedern vorkommen. vielleicht lässt sich ihr verhältnismäfsig zahlreiches

auftreten zwischen liedern welche die handschriften aufeinander folgen lassen, doch noch auf deren zeitfolge und auf das unbewuste sichaufdrängen derselben bequemen reime in bald nach einander gedichteten liedern zurückführen. auch bei den epikern treten partieenweise solche widerholungen auf, die doch anderseits zu weit und zu unregelmäſsig auseinander liegen, als dass sie einer künstlerischen würkung dienen könnten[1]. im übrigen schmilzt der wert der reimwiderkehr als kritisches hilfsmittel doch auf ein sehr bescheidenes maſs zusammen.

An sich können reimentsprechungen auch die zusammenfassung der strophen eines tones zu einem liede nicht beweisen, denn wenn Reinmar doch nach Kr. auch mehrfach zwei lieder verschiedener, in einem falle aber ganz nahe verwanter töne durch reime verkettete, warum sollte er es nicht auch bei zwei liedern desselben tones tun, wenn er das eine an das andre aus einer späteren situation heraus anknüpfen wollte? bei Friedrich vHausen MFr. 43, 10 scheint mir dieser fall sicher nachweisbar, da die reimbindung *lîp : elliu wîp,* die in den drei ersten strophen dieses tones in der doch sicher beabsichtigten folgeabstufung vers 7 : 9, 5 : 6, 2 : 3 auftritt, hier (43, 14f) noch einmal in einer durch besondere situationsbestimmung eingeleiteten strophe an der stelle 5 : 6 erscheint, in BC mit einer, in C noch mit einer weiteren strophe verbunden, die diesen reim nicht enthält. so müste man auch zu Reinmar 164, 30 (Kr. 25 str. 6), gerade wenn man den eingang *in disen bœsen ungetriuwen tagen* mit Kr. heft I s. 48 auf die winterliche jahreszeit beziehen und die verschwimmenden anklänge *sagen : gedagen* str. 3 zu *tagen : getragen* str. 6, *sî* (waise) 2 : *bî : sî* 6 und den von Kr. selbst als unsicher bezeichneten, nur in C überlieferten fall *mich* (waise) 6 zu *ich : mich* 7 würklich als beabsichtigte strophenbindungen auffassen wollte, doch annehmen, dass die strophe 6 später verfasst wäre als diejenigen mit denen sie gebunden sein soll, denn in str. 3 freut sich der dichter gegenwärtig über die *sumerlangen tage.* die situationsbestimmung in str. 6 aber mit Kr. auf die winterliche v e r g a n g e n h e i t zu deuten verbietet das *disen,* das auf die gegenwart bezogen werden muss, wenn nicht unmittelbar vorher schon von derselben jahreszeit die rede gewesen ist. in str. 5 aber hat Reinmar nur von einer unbewachten begegnung mit der geliebten gesprochen, bei der ihm vor lauter freude die rede versagt habe. dass er mit beziehung auf diese begegnung fortgefahren sein sollte *in disen bœsen ungetriuwen tagen* und sie dadurch in den vergangenen winter verlegt haben sollte, scheint mir unmöglich.

Auch in einem andern falle kann ich die umordnung und zusammenfassung aller strophen eines tones zu éinem liede nicht

[1] vgl. hierzu auch Naumann PBBeitr. 44, 295 f.

billigen, und hier seh ich eine höhere, der gedankenverknüpfung dienende satzresponsion durch diese änderung des überlieferten geschädigt. die strophen des tones MFr. 166, 16—167, 30 verbindet Kr. zu einem liede mit der umänderung der strophenfolge von MFr. in I. III. V. VI. IV. II (Kr. nr 18). er setzt also an die zweite stelle die strophe in der Reinmar, dessen liebessehnen alle seine zeitgenossen kennen ohne ihm rat zu geben, doch nicht über sein persönliches *ungemach,* sondern nur über die bevorzugung der ungetreuen minner klagen will. daran würde sich str. III MFr. 166, 25 mit der frage 'wo bleibt nun der rat treuer freunde?' anschliefsen, während anderseits Kr.s 2. strophe auch mit der ersten dadurch zusammenhienge, dass nach dieser die botschaften der geliebten ihm nie *trôst,* sondern nur *leit* und *ungemach* bringen, während er in der 2. einen rat wie er *getrœstet* würde vermisst und auch vom *ungemach* spricht. in der 3. str. aber sage der dichter, was ihm keiner habe angeben können, dessen sei er jetzt in sehr grausamer weise (*vil unsanfte*) innen geworden, nämlich, was er tun solle, 'damit die gleichgültigkeit der geliebten zu etwas erfreulichem werde' (*waz tuon ich daz mir liebet daz mir leiden solte*). und hieran schliefse sich nun als str. IV MFr. 167, 13: die leute fragen ihn, wie alt seine *frouwe* denn eigentlich sei, da er bei ihr doch schon so lange treulich ausgeharrt habe; nun möge sie, die allerbeste, so bittet er, ihm diese ungezogene frage zu statten kommen lassen, dh. natürlich, indem sie seinem vergeblichen werben durch gewähren ein ende macht. diese verbindung hat gewis auf den ersten blick etwas bestechendes, und doch lässt sie sich m.e. nicht halten. der dichter hat doch str. IV nicht so formuliert, dass ihr inhalt als ausführung eines entschlusses, als eine handlung erscheint, wie sie str. III angekündigt war, und was er über die spöttische frage sagt, lässt diese nicht als etwas erscheinen, was dem dichter, wie III erwarten lässt, mit einemmale klarheit über das traurige ergebnis seines dienstes verschafft und mit einemmale einen bisher vergeblich gesuchten weg gezeigt hätte, sondern er spricht von einem gerede, das er augenscheinlich schon oft hat hören müssen: er kann es nicht geduldig über sich ergehn lassen, aber je verstimmter er sich zeigt, um so öfter widerholen sie es, a l l z u v i e l nämlich fragen sie nach dem alter der *frouwe.* und weiter, wenn diese fragen der str. III erwähnte *spot* sind, den ihm sein dienst eingetragen hat, wie stimmt dazu der ausdruck, dass d e s h a l b, weil er sich jetzt von diesem spott habe überzeugen müssen, niemals seinem leid abhülfe werde bis an sein lebensende, und weiter, dass es diesem 'd e s h a l b' die begründung parallel stellt 'da sie mich hasst, die ich von herzen liebe'? danach kann der *spot* doch nur von der *frouwe* ausgehn; er muss sich auf die betrübende botschaft beziehen die er str. 1 andeutet, und auf die sich auch die nach der

überlieferung dritte strophe v. 34 f (Kr. str. V) mit der bitte ihren zorn zu mäſsigen bezieht, und eben dahin gehört, mit deutlicher beziehung auch auf ihren spott, die bemerkung derselben strophe, er könne niemals glauben, dass sie ihn so gering schätze, wie sie sich den anschein gebe. undeutlich bleibt die beziehung des verses 32 (str. III Kr.) *mirn kunde ez nieman gesagen.* nach seiner stellung ist es das gegebene, das *ez*, ebenso wie das *nu bin ichs vil unsanfte worden inne*, auf das nächstvorhergehnde zu deuten: dass sie ihm feindlich ist, dass sein leid kein ende hat, dass er mit seinem dienst nur spott geerntet hat, was er jetzt glauben muss, wenn er es überhaupt noch glauben wollte; also wider auf den inhalt der unglücksbotschaft. niemand hat ihm von dieser ihrer gesinnung und seinen schlechten aussichten etwas zu sagen gewust, jetzt hat sie selbst ihm grausame klarheit verschafft. Kr. bezieht jenes *ez* dagegen über alle jene sätze hinweg auf das *waz tuon ich daz mir liebet daz mir leiden solte.* selbst dann würde sich v. 34 f (str. V Kr.) gut anschlieſsen mit dem durch den entschluss des ausharrens begründeten vers *sô sich genuoge ir l i e b e s fröunt sost mir mit l e i d e wol*: also im liebesleid selber wird er beglückung finden, wird ihm sein *leit lieben.* sicher ligt hier eine responsion vor, welche die beiden handschriftlich aufeinander folgenden strophen im gedanken wie in der form miteinander verbindet. und dieselbe responsion verbindet aufs engste auch die beiden ersten strophen der überlieferung (nach Kr. I. III): *unmære ich ir daz ist mir l e i t, so enwart mir nie so l i e p kund i'z verenden* schlieſst die erste, die bitte zu raten *waz tuon ich daz mir l i e b e t daz mir l e i d e n solte* beginnt die zweite strophe. durch den einschub von Kr.s zweiter strophe wird diese verknüpfung zerrissen. aber diese strophe passt auch in andrer beziehung nicht an die stelle die Kr. ihr zuweist. denn der versicherung des dichters, nicht sein persönliches *ungemach*, sondern nur die bevorzugung der treulosen beklagen zu wollen, widerspricht die folgende rein persönliche bitte um rat, wie sich sein *leit* in *liep* wandeln solle. der gedanke an das *liep* aber wird dann auch in der an 4. stelle überlieferten strophe (Kr. VI) fortgesponnen. im verfolg des entschlusses, wenn er nichts andres von ihr erreichen könne, nur ihre güte und ihre gebärden zu minnen, bittet er sie sich doch einmal so zu gebärden, als ob sie ihn lieb hätte, und der launige hinweis auf eine probeumarmung und das, was je nach deren günstigem oder ungünstigem eindruck geschehen solle, gibt einen guten abschluss. neben diesen *liep-leit*-responsionen treten in diesen vier strophen auch andre auf. dem *ez noch gelouben wolte* v. 28 folgt sogleich *ez nu gelouben muoz* und in der nächsten strophe *daz geloube ich niemer* in nachdrücklicher steigerung. dem *solte : wolte* der 2 str. (Kr. III) folgt ein *ensol : wol* der 3 (Kr. V) und widerum ein *wolte : solte* der 4 (Kr. VI) str.; dem

minne : *inne* am schluss der 2. entspricht ein *gewinnen* : *minnen* an gleicher stelle der 3. strophe; der waise *ê daz ich âne ir hulde sî* der 3. entspricht die waise *verliese ich aber ir hulde dâ* der 4. strophe. durch alles dies wird die (abgesehen von einer einzelnen strophenvertauschung in E) durch alle 4 handschriften AbCE verbürgte reihenfolge der strophen gesichert[1]. die beiden übrigen strophen dieses tones werden nach der überlieferung von CEm gegen MFr. umzustellen und zu verbinden sein. A und b kommen hier nicht in betracht, da jede nur eine der beiden strophen enthält. beide strophen beschäftigen sich mit der umwelt des dichters: seinem gesamtpublicum, das er stolz *alle die nu lebent* nennt, den treulosen, denen es immer besser als ihm gieng und die *nie leit von seneder swære* gewannen, den spöttern, die sich mit der bösen frage nach dem alter seiner *frouwe* über sein langes treues werben lustig machen, die daher mit den treulosen der andern strophe gleichzusetzen sind und von deren ungezogener frage er mit einer geschickten wendung den erfolg hofft, durch den es ihm nicht mehr schlechter als den treulosen gehn und das problem wie er *getrœstet würde noch bî lebendem lîbe* gerade infolge ihrer bosheit gelöst werden würde. durch die beiden *wîp*-waisen sind diese beiden strophen auch äufserlich verbunden. ob die beiden strophen mit den inhaltlich verwanten vier strophen desselben tones durch die widerkehr des reimes *bî : sî* 167, 8 in dem *sî : bî* 167, 17 und des reimwortes *ungemach* 166, 21 (: *gesach*) in dem *ungemach* (: *geschach*) 167, 26 gebunden werden sollte, erscheint zweifelhaft. — der grundsatz dass bei Reinmar alle strophen eines tones immer nur ein einziges lied bilden, lässt sich also doch nicht ganz ausnahmslos durchführen. vgl. auch meine bemerkung zu MFr. 187, 31.

Auch für die bestimmung der echtheit einer strophe oder eines liedes kann die strophenverkettung an sich nicht entscheiden. so hält auch Kr. die strophe MFr.V[3] s. 428 des tones 190, 3 für unecht. aber der reim *bî : frî* dieser strophe respondiert an entsprechender stelle dem *bî : sî* der 3. strophe, während dieses widerum nach den grundsätzen, die Kr. sonst beobachtet, als responsion zu dem gleichfalls an entsprechender stelle stehnden (*mîn* :) *sîn* gelten müste. anderseits fehlt es auch unter den liedern, bei denen Kr. strophenverkettung annimmt, keineswegs an solchen, in denen einzelne strophen ohne responsion bleiben, und ganz ohne reimverkettung sind ja die beiden ersten lieder, abgesehen von den nicht wenigen fällen, in denen wenig-

[1] die verschiebung der strophen die Kr. annimmt, will er aus doppelspaltiger aufzeichnung im 'Archetypus unsrer sämtlichen hss.' erklären. solche zweispaltige grundhandschrift ist mir nach allem, was wir über das äufsere der ältesten liederhss. wissen, sehr unwahrscheinlich. A, B, U, W w, Naglers fragment u. Carm. Bur. sind sämtlich einspaltig.

stens keine deutliche strophenbindung vorligt. dagegen zeigen auch von Kr. für unecht erklärte lieder strophenverkettungen, die er teilweise selbst nachweist, und dass sich schliefslich auch zwischen echten und unechten solche reimbeziehungen zeigen, wie Kr. sie für besonders eng zusammengehörige Reinmarsche lieder feststellt, zeigt zb. das verhältnis des von Kr. für unecht erklärten liedes MFr. 202, 25 zu MFr. 201, 33, das er als nr 11 unter die echten gestellt hat[1]. *unstæte : tæte* u 1 — *stæte : missetæte* e 5; *leit : sælekeit* u 1 — *leit : arebeit* e 1; *man : gewan* u 1 — *engan : man* e 5; *wære : unmære* u 2 — *wære : verbære* e 3; *wol : sol* u 2 — *wol : sol* e 1, *sol : wol* e 4; *wîp : lîp* u 3 — *lîbe : wîbe* e 2; *muot : guot* u 4 — *guot : muot* e 2; *mac : tac* u 5 — *mac : tac* e 2: also von den 12 reimen des unechten liedes entsprechen 8 solchen des echten mit 13 wortwiderholungen; jede strophe der echten und jede der unechten ist an den widerholungen beteiligt.

Kraus hat erwiesen, dass bei Reinmar reimanklänge und reimwiderholungen in viel weiterem umfange vorkommen als es bisher beachtet war; er hat auch gezeigt, dass sie in gewissen fällen beabsichtigt waren. dass aber solche absicht nicht in der ausdehnung bestanden haben kann wie er es annimmt, und dass im zusammenhang damit diese widerholungen nicht zu einem festen kritischen mafsstab geeignet sind, erhellt aus der feststellung, dass sie in reicher fülle auch in fällen vorliegen, in denen nur der zufall und das formelhafte der minnesingerreime und besonders der reime Reinmars ihr vorkommen erklären kann.

Marburg. **F. Vogt.**

[1] e bezeichnet das echte, u das unechte lied, die zahlen sind die strophennummern bei Kraus.

LÜCKENBÜSSER. Die gründliche prüfung welche Jellinek auf den nachstehnden blättern der überlieferung des altbairischen Himmelreichs zuwendet, lässt mir von eigenen kritischen randnoten nur eben die eine übrig für die ich hier den platz finde. auf die verse 37 ff

Dih minnent unde erent. furhtent unde flegent (.) driu riche
dere du waltes unde gehaltes. rihtes iouh phlihtes (.) ungliche
dei du cechest unde antreites. enges unde breites. also du wil

folgt in der hs. v. 40

hohest unde nideres. gebiutes ire sin luzcel oder uil.

es ist klar dass hier für *gebiutes* in parallele zu *hohes unde nideres* ein zweigliedriger ausdruck uzw. mit binnenreim treten muss. ich hoffe, auch Sievers wird mir (trotz Metr. stud. IV 1, 182) zustimmen, wenn ich, die zweite cäsur verrückend, schreibe:

hohes unde nideres. gebiutes <unde wideres.> ...

'erhöhst und erniedrigst, gebietest und widerstrebst'. E. S

UEBER DAS GEDICHT VOM HIMMELREICH.

Aus dem zeilengetreuen abdruck in Meyer-Benfeys Mittelhochdeutschen übungsstücken 1 ist zu ersehen:

1. dass in der hs. fol. 6 b z. 18 nach *ougene* (dem letzten wort von v. 324 des Schmellerschen textes, Zs. 8, 154) über der zeile das zeichen ‚‚‚ steht,
2. z. 26 nach *ertote!* (letztes wort von v. 330) das zeichen ʔ,
3. am oberen rande von 6 b dasselbe zeichen ʔ und daran anschliefsend 6 zeilen = v. 331—336,
4. auf fol. 7 a z. 10:

   dine getouften; XVI ſ (schluss von v. 356),

   dann z. 11 dasselbe zeichen ‚‚‚ wie fol. 6 b, z. 18 und hieran anschliefsend auf 34 zeilen v. 358—378, ferner am oberen rand eine zeile = v. 357.

Dass die beiden unter 2. und 3. erwähnten zeichen zusammengehören und somit die am oberen rande von fol. 6 b stehnden verse nach v. 330 einzuschalten sind, ist klar. schon Schmeller hat den einschub vorgenommen, ebenso jetzt Leitzmann, Kleinere geistliche gedichte des XII jahrhunderts (= Kleine texte hsg. von Hans Lietzmann, 54) nr 5.

Aber auch die unter 1. und 4. genannten zeichen verweisen auf einander. wenn man v. 357 auf v. 356 folgen lässt, ergibt sich kein befriedigender sinn.

Schon RHävemeier (progr. Bückeburg 1890/91) hat die häkchen bemerkt[1] und richtig als einschaltungszeichen gedeutet. er irrte aber insofern, als er nur einen teil der fol. 7 a auf das zeichen folgenden verse, nämlich die ersten zehn (357—366) nach vorne, hinter 324 setzen wollte. das geht nicht an. der nachtrag kann nicht mitten in einer zeile (7 a, 25) aufhören. das ganze stück 357—378 gehört nach 324. nach *urchuole* v. 366 ist komma zu setzen, der satz *ſo dannen erhoret werdent ſtimme iouh donerbliche* (v. 367) ist nicht hauptsatz, sondern nebensatz zweiter ordnung abhängig von *daz wir bi den goteſ ſihtigen wunteren cesamene leſen* (v. 369), der atemlose periodenbau mit den gehäuften *daz*-sätzen geht bis v. 378. das gedicht aber schliefst mit v. 356.

So wollte also der schreiber, dass man die einschübe vornehmen solle. warum hat er aber nicht gleich die verse an ihren gehörigen platz gestellt? ein bloſses versehen ist möglich bei v. 331—336, denn nach *ertote* v. 330 steht erst die interpunction, dann das verweisungszeichen; es kann also hier nachgetragen sein. aber nach *ougene* v. 324 ist es umgekehrt: die

[1] seine beschreibung s. 9 weicht aber von dem bild das der druck bei Meyer-Benfey gibt ab: ‘hinter *ougene* 324 steht ein auslassungshäkchen, über demselben einige buchstaben (x y), die sich hinter *getouften* 356 (Schmeller) widerholen’.

häkchen gehn der interpunction voran. das deutet darauf dass der schreiber von vornherein die einzuschiebenden verse hinter dem schluss des gedichtes bringen wollte. wie war nun seine vorlage beschaffen?

Hävemeier hat beobachtet, dass die grofsen anfangsbuchstaben in abständen von 32 versen aufeinander folgen, und daraus den einleuchtenden schluss gezogen, dass die vorlage in abgesetzten verszeilen geschrieben war, von denen je 32 auf eine seite giengen, und jede seite mit einer initiale begann. auch habe der dichter getrachtet, so gut es sich machen liefs, in abschnitten von 32 versen zu componieren.

Aber die letzte majuskel steht v. 321, und das gedicht zählt 378 verse. Hävemeier sucht dies s. 22 so zu erklären: im original standen hinter v. 321 (soll heifsen 320) nur 32 verse. der dichter, wenn er auch unsere handschrift geschrieben hat, habe dann zum lob der vier apokalyptischen tiere hinter 325 noch 10 verse (v. 357—366) angefügt, dann zu den versen von den ältesten die 6 verse 339. 340. 347—350 und schliefslich die am oberen rande stehnden 6 verse 341—346 (nach seiner zählung; = Schmeller 329. 330. 337—340. 331—336). diese 22 verse könnten übrigens auch im original nachträglich beigeschrieben gewesen und von da abgeschrieben sein. lasse man sie weg, so blieben für den letzten abschnitt 32 verse übrig.

Hävemeier hat sich wunderlich verrechnet. der schluss des gedichtes von der letzten majuskel an umfasst nicht, wie er angibt, 54, sondern 58 verse, aufserdem ist seine spaltung der schlusspartie 357—378 in nachtrag (357—366) und urtext (367—378) unstatthaft, die ausscheidung der verse 329. 330. 337—340, die im context überliefert sind, durch das handschriftliche bild nicht nahegelegt, und endlich bleibt unerklärt, warum v. 357 am rande von fol. 7a nachgetragen ist.

Aber Hävemeier war auf dem richtigen wege. scheidet man sämtliche nachträge, die 6 oberrandverse von fol. 6b (331—336) und die verse nach den häkchen fol. 7a (358—378) samt dem oberrandvers von fol. 7a (357) aus, so bleiben 350 verse übrig, dh. von der letzten initiale an gerechnet 30. m. a. w. auf der letzten seite der vorlage waren nur 30 zeilen vollgeschrieben. das war natürlich angängig; nur m e h r als 32 zeilen durfte die seite nicht haben.

So sah also die unmittelbare vorlage unserer hs. aus: das gedicht nahm in ihr 10 seiten zu 32 und eine zu 30 zeilen ein. aber mit dem concept des dichters war diese vorlage nicht identisch.

v. 321. 322 lauten:

> Vmbe den ſtuol ſint dei heren quatuor animalia.
> dei dine ere bridigent. din lob ſingent inter alia!

und der nachtrag beginnt (v. 358)

dere wir uergezzen noh geſuigen ſuln inter alia.
dazu gehört als reimgenosse der oberrandvers (v. 357)
dei in dinem lobe da unde hie ſint uniuerſalia.

Schon Hävemeier ist die aufeinanderfolge der lateinischen reime mit ihrem zweimaligen *inter alia* aufgefallen. es ist nun klar, dass den anstoſs zu den lateinischen reimen die aus der apokalypse stammenden *quatuor animalia* gegeben haben, auf 321 muss ein vers mit einem lateinischen ausgang gefolgt sein. aber wenig sinnreich ist es, wenn v. 322 versichert, dass die tiere Gottes lob *inter alia* singen. anderseits ist der oberrandvers 357 kaum verständlich. und wozu plagte sich denn überhaupt der dichter ein zweitesmal mit den lateinischen reimen? ausgezeichnet würde dagegen zu 321 der anfang des nachtrags (358 f) passen:

Vmbe den ſtuol ſint dei heren quatuor animalia.
dere wir uergezzen noh geſuigen ſuln inter alia.
unde uor anderen dei da cehimile geſehen ſint.

Daraus schlieſs ich folgendes. im concept des dichters folgte auf v. 321 der jetzige nachtrag 358—378. für die reinschrift sollten seiten zu 32 zeilen benutzt werden. ob der dichter von anfang an dieses format im auge gehabt, die composition danach eingerichtet und nur für den schluss sich eine andere redaction vorbehalten hat, oder aber erst bei der letzten durchsicht die vor 321 liegende partie in sinnesabschnitte zu 32 versen teilte, das können wir nicht wissen. als es nun zur reinschrift kam, stellte sich heraus, dass nur 11 seiten, die letzten einer lage, zur verfügung standen. daher kürzte der dichter den schluss. er ersetzte die vv. 358—378 durch drei andre, nämlich 322—324. er behielt dabei den reimausgang *inter alia* von 358 bei, muste aber dem vers wegen der sich nun anschlieſsenden 323. 324 einen andern inhalt geben, dessen fassung ihm misglückte. ferner strich er die verse 331—336.

Der schreiber des uns erhaltenen textes übernahm aus der vorlage die majuskeln und die lagenbezeichnung am schlusse: daher die zahl XVI fol. 7a, z. 10 (v. 356). es lag ihm aber auch das concept des dichters vor, und da er platz genug hatte, beschloss er einen text herzustellen, in dem die varianten der ersten niederschrift, ausdrücklich als solche bezeichnet, in den text der endgültigen fassung eingeschoben werden sollten. die verse 331—336 konnten ohne weiteres ihrer ursprünglichen stellung zugewiesen werden. mit 358 ff gieng das nicht, denn v. 358 war durch 3 andre verse ersetzt und der ausgang *inter alia* v. 322 verwendet worden. daher wählte der schreiber als platz für den einschub die stelle nach v. 324. aber später bemerkte er, dass nun v. 358 ohne reimgefamten dastand; er dichtete den schlechten vers 357 hinzu und trug ihn am oberen rande nach.

Dass v. 331—336 am oberen rand von fol. 6b nachgetragen wurden, kann verschiedene gründe haben. entweder kam dem schreiber der zettel auf dem diese verse standen, erst später zuhanden; darauf könnte die stellung des verweisungszeichens deuten. oder er wollte nicht auch noch die 14. seite des Gregoriustextes mit ein paar zeilen des deutschen gedichtes verunzieren, glaubte aber anderseits die 6 verse nicht mehr auf fol. 7a unterbringen zu können: die höchstzahl der deutschen zeilen auf einer seite ist 47 (fol. 5b), auf fol. 7a standen schon 44 zeilen, und die 6 verse 331—336 hätten am seitenrand 9—10 zeilen erfordert.

Ich füge ein paar bemerkungen zu einzelnen stellen an.

v. 90ff ih gloube wole daz ſi in aue uallen ſæhen
die in e wilen ſahen unſamfte benichen
alſo die donerſtrale die me ſihit gaheſ verblichen.

unserer stelle zuliebe setzt Lexer ein verbum *beníchen* an; aber der reim ist als *benicken : verblicken* aufzufassen.

Ebenso ist wol auch das *ch* fälschlich als zeichen für den spiranten aufgefasst worden

v. 143f daz dritte dar unter iſt deſ himiles uarwe gluche.
ih wæne in diu erde an ietwederem orte zuo ſih luche.

es ist *lucke* gemeint.

282 ſi ſint iſ alleſ ueruangen mit geiſtlichen ſachen.

wegen der bedeutung von *verrâhen* vgl. Symons zur Kudrun 1061, 3.

An mehreren stellen ist Leitzmanns interpunction zu berichtigen. die beiden mit *ſo* eingeleiteten sätze von 133 und 135 sind nicht parallel; der erste gehört, wie Hävemeier erkannt hat, zu dem vorhergehnden, *ſo* leitet hier einen consecutivsatz ein.

v. 145ff da geſtet dere boge uon uier furſtlichen elementiſ
dei unſ temperent die atemzuht anime calentiſ
iouh in alle wiſ die ſtæte behabent deſ geſunteſ
nah dinere geſezcede in die tieffe allere dinge grunteſ
dar wir gelangen mit fiumf ſinnen des libeſ nemagen.

Leitzmann und Hävemeier setzen komma nach *elementiſ* und *grunteſ*. aber was soll das heifsen, dass die beständigkeit der gesundheit in die tiefe hinein erhalten wird? auch nach *geſunteſ* ist komma zu setzen; der regenbogen stellt sich, tritt hinein in die tiefe; wir können nicht wahrnehmen, wie es unterhalb der stellen wo er aufsteht aussieht.

v. 158 ſo wirt unſ geringet unde geliuteret daz gemuote
daz wir gedenchen weſ unſih der regenboge manet
ſo ſin diu gehuct uon anderen ſachen erwanet.

Leitzmann trennt den letzten vers durch doppelpunct von dem

vorhergehnden ab, hat ihn also als hauptsatz aufgefasst. was da nun aber das prädicatsverbum sein soll, ist mir nicht klar. Hävemeier setzt komma und erklärt s. 18 richtig *ſin* für den genitiv und *erwanet* für die 3. sing. ind. präs. von *erwanen.* aber seine auffassung versteh ich auch nicht recht. s. 12 sagt er: 'vielleicht ist es aber von *erwanen* (*wan-jan*) abzuleiten; die construction mit *von* statt des genetivs ist nicht viel auffälliger als bei *erwenden*'. (Lexer hatte unser *erwanet* zu *erwenden* gestellt.) in wahrheit ist *erwanet* intransitiv, ahd. hieſse es *irwanêt,* davon ist *ſin* abhängig, *uon* hat causalen sinn: 'so dass wir das bedenken woran uns der regenbogen erinnert, sobald die erinnerung infolge anderer dinge davon leer wird', dh. wenn wir unter dem einfluss anderer dinge nicht daran denken.

v. 186 ff daz wir chunnen gedenchen weiz ſule bediuten
daz in dine holden umbe dinen ſtuol ſehent
da dir einemo got dine barmherce ueriehent
deſ wir ſumeliche noh nih ne magen wizzen
wir unſih minner deme rehten haben geflizzen
in dinen wunteren herro mit geiſtlichere trifte.

Hävemeier setzt komma nach v. 188, doppelpunct nach v. 189; Leitzmann punct nach v. 188, komma nach v. 189. es ist in beiden fällen komma zu setzen; *ueriehent* kann hier nicht absolut stehn, anderseits hat Leitzmann recht, wenn er v. 190 als relativsatz auffasst.

v. 242 da neuerſmahet herro dir lob den anderen niemen.

Leitzmann setzt vor und nach *herro* komma, Hävemeier nach *lob*. ich würde vor *herro* und nach *lob* interpungieren: 'dort achtet, sei dafür gepriesen, herr, niemand den andern gering'.

v. 256 man nebedarf da weuel noh warf ſpinnen noh weben.

es scheint mir unzulässig, mit Leitzmann nach *warf* komma zu setzen; *bedarf* verlangt ja einen genetiv. die accusative sind von den infinitiven abhängig.

In ein paar fällen hat der schreiber wol ein wort ausgelassen. sicher scheint mir dies v. 249:

erwirmen nebedarf me ire dare gezogen oder gefuoret.

ire bezieht sich auf *bloh noh stoch* v. 248 und hängt von *bedarf* ab, *gezogen* und *gefuoret* sind prädicative attribute, vgl. Paul Mhd. grammatik §§ 203. 292. *erwirmen* steht dann grammatisch ganz in der luft. es ist wol *durh erwirmen* zu schreiben.

Ein andrer fall ist vielleicht v. 234

ih weiz ſi goteſ gnaden da ſemfte unde ruowe guinnent.

goteſ gnaden muss bedeuten 'durch Gottes gnade'; ist es da nicht notwendig, eine präposition *bi* oder *von* zu ergänzen?

Wien. **M. H. Jellinek.**

EIN NEUES DOPPELBLATT ZU WOLFRAMS PARZIVAL G^c.

Im besitze von frau Delly Ehrenfeld (Wien) befindet sich ein doppelblatt einer Parz.-hs., das ihr (jetzt verstorbener) gatte, herr advocat dr Ehrenfeld, im herbste 1878, unbekannt von wem, erwarb. aus notizen in die mich sein sohn einsicht nehmen liefs, geht hervor, dass schon dr E. die zugehörigkeit dieses pergamentblattes zur hs. G^C (Wiener nationalbibl. nr 12780) erkannt hat. meine nachprüfung bestätigte diese vermutung. zu den 16 bisher den fachkreisen bekannt gemachten blättern[1] *dieser hs. treten somit zwei weitere. dieses neue doppelblatt enthält 400 verse, 67, 18—74, 7 und 87, 18—94, 7. es war also in der vollständigen hs. das 11. bzw. das 14. blatt, quaternionen angenommen das 3. doppelblatt der zweiten lage. ich gebe die abweichungen vom texte Lachmanns (1. aufl.):*

(1ra) 67, 18 *durch falzung des blattes unleserlich.* 19 ierlant 20 vns *vor* ab gæbiu/dev gæben 21 ûf dem/vf der 22 almane 24 ist/der ist 25 hardiezen 26 Sin aliezen 27 von *fehlt* 68, 2 reht 4 dune/Dvn keinen/dhein 6 suln 8 sanpandratest 10 vast 13 vfem 14 zein ander/zesamen 15 valt ode valt 16 trewen 20 vor/von heleden 21 tschilarem 22 gvrnowanz 23 tjostierten notherren ûf dem/vf der 24 vesperi 27 rehter 28 des/do newas dechein/hein 69, 1 friesc 3 wârn ze velde/ze velde waren 5 och *fehlt* 7 schehn (1rb) 8 er wold můzechlich . . ., *das übrige unleserlich* 9 wiez/wierz sît/siten 10 man/man im ûf den/vf di 11 poyndier 13 was/ward 17 was wart 18 ern/ia ne 19 waren 21 nahen 22 ab dem/vfem 23 wol *fehlt* sahen 24 doch/do 26 da *nach* andern mit/bi endranc/dranc 27 owe 69, 29—70, 6 *folgt (wie in allen hss.) hinter 71,6* de/der 70, 1 braht 3 het nach im dar gesant 4 in daz/inz komen/kom heindenschaft 7 hart 8 armen man 9 hœhe/habe 10 kvneginne 11 unde/noch 13 gamoretes 14 hůrnasch 17 gebe/gelte 19 erd 23 verwieret/verwirret 26 wart/was 28 gold 29 tiweriu/richev druf/darvf 71, 1 rote 2 möhte/het 3 zobelîn/zobel (1va) 6 wand/wan 8 kein/deheinen 10 des/sin 11 i'n/icz 17 gold 18 montanie an/in 19 ab/vō *vers 22 vor 21, der irrtum vom schreiber selbst am rande durch b a richtig gestellt* 21 bewarnt 22 Arabye varent/wartn 24 tivrz 25 bringentz] fvrenz 26 acmardi 27 pfelle 28 vil *fehlt* 72, 4 helides 7 dvrich anderhab 9 gahmoret 10 poytwinen prinlahtors 12 den/dem gwan 13 chrvzter

[1] *abdruck der bll. 1, 2, 5—8, 11, 12 bei Pfeiffer im 17 bd der Denkschriften der kais. akademie (Quellenmaterial zu altdeutschen denkmälern II), collation von 3, 4, 9, 10, 13—16 von Zupitza Zs. 17, 393 ff.*

14 gnvzen des helides 15 gwnnen diu *vor* gab *fehlt* 16 grozer gwin (1vb) 18 man *nach* fvrt 19 kůn drvnne 21 islicher ein 22 daz/vn daz hinderr 23 an/gein 25 gascon 26 ûfme/an dem 28 sô/sam kvnne dev wip 29 er/Der 30 do er vfm helm sach 73, 3 werd 4 was/wart 5 fv̊rhe 7 wart *fehlt* 8 und *fehlt* abe 10 hin an den ort da/dort 13 bî/mit 15 spern 16 lehneis 17 sin krachens 19 für/vf fůr 21 killiriakac 24 der/er 25 er hetez /vn̄ hetz ǒch 29 stach/satz kayletet 30 herzogen 74, 1 lamechin 2 taten 3 beschǒten 4 helide 5 künec/h're (2ra) 87, 18 misswende 20 grv̊ne lant 21 her ze karlinge 22 sprach 23 liadarz 24 li/la z schielarz 26 hœret/seit er 27 heizet 28 beasamvrs feien/pfien 88,3 rêgîn/roy̌n de/vō 4 lanze tscanze (*sic!*) 7 Do *fehlt* was/was ǒch 9 undr ir/vnd's mandls 10 hinz im *nach* si sprach 12 ersehen 13 diu/der 14 qvatschwre 17 gamisert 18 ze *fehlt* qvatschiert 20 het 21 dis 22 sin/in 23 nach/mit 24 hinz *fehlt* gahmoreten *vers 25 nach 26 wie in Ggg* vast 26 w'd francisinne 28 reht min 29 unz/waz 89. 1 ir do d' w'd . 5 gienc/kerte hin *fehlt* 6 sach/vant 7 hardieze (2rb) 8 alieze 9 bôt/bo ich/*unleserlich wegen feuchtigkeitsfleck* 10 anders/*unleserlich* 12 zorns 13 fürste/kvnic lamechin 14 al/vn̄ 17 dient vn̄ manic 18 iwern 20 nem d dienst 21 gascǒn 23 ie e 24 darvmb 25 vil/groz habt 26 woltz idoch 27 mich -iwer/Ich vienc iwern 29 gahmoret 90, 1 Swen ab ir 2 so gelebt min dienst die cit 3 zeinem/ze 6 slv̊c doch iw' 7 red 9 trev 11 wan *fehlt* 12 innen/in 14 al/als 15 zvrnd 16 vngefv̊ge 19 ich/die ih betalamvnt 20 da - ist/vō d' ist mir 22 mir den/minen 23 minn 24 liute/lip vn̄ 27 idoch (2va) 28 minnen/*unleserlich* 29 *unleserlich bis* ch *von* mich 30 niht/*unleserlich* 91, 1 wand 2 næme 3 ich hie/sit 4 wanet manic vngvisser 5 iaget 6 svnn 7 fv̊gte 8 ein bvkel 9 Ich mvz eins vn̄ des andern klagn 11 vfgekertē 13 mær 14 div ǒgen 16 owi/ei (?) ampfole 17 din 21 sit brahte 22 gedahte 24 lützel/wenic 25 doch *fehlt* 26 end 27 von/ân tiost 28 Da er chleinod 29 fvrstn 30 ir *fehlt* klag 92, 3 erde 6 si/vn̄ 8 Nach minēn reht (*sic!*) niht. dinst sol tv̊n 9 er *fehlt* vernam/grefriesch (*sic!*) 12 nu/svs 15 sîn/groz hertes/grozes kvmber 16 mit/vz (2vb) 92, 18 des/den 19 ezn 21 dinē 22 dîn/dev 23 kaylet 24 Schôette/csvet 27 ir *fehlt* 29 dîn/dich 30 daz *fehlt* 93, 4 maze 5 Do was sin kvmber al ze groz 6 gvss 8 und/er sin kamer 9 kleine/wenic 10 dolt 11 Als der ander/Des morgens do

der 12 alle des/all glich 14 swer dâ/daz da was 15 wære/si waren od |16 od plod od palt 17 dien/si 18 mitte/lieht 19 waren 20 dev ors alsô/so 21 die/al di 22 müede/minne 24 hin *fehlt* 25 brâht/fvrt 27 liwe planie 28 done/Da bet 29 kômen/fûren 30 trvrigem 94, 1 als/do benedicite 2 Frŏ h zelevde kom do san 4 si gerte/vn̄ gert 7 an.

Wien. **Viktor Dollmayr.**

EIN BURGUNDISCHER FRAUENNAME IN BASEL? In einer späten und ihrer herkunft nach unsichern liste des verbrüderungsbuchs von Reichenau (Piper Libri confrat. p. 258, II 368ᵇ, 14) begegnet der frauenname *Junta*; Förstemann I² 982 hat den beleg unter *Judinta (Judenta, Judint)* eingereiht, das er mit seinem stamme *Jud-* zu den Jüten oder Juthungen stellen möchte. aber *Judinta* ist nichts anderes als eine sprossform zu dem alttestamentlichen *Judith,* das als einer der frühsten fremdnamen in gebrauch kam; ich erinnere an die Welfin Judith, die gemahlin Ludwigs des Frommen. die reihe *Judita* — *Judinta* — *Junta,* also zuerst eindringen eines nasals, dann contraction, stellt denn auch Socin Mhd. nb. 58f auf, und dreierlei könnte dafür sprechen: 1. *Junta* < *Judinta* hätte die parallele *Jutta* < *Judita,* 2. *Junta* taucht wenigstens in den Baseler urkunden später auf als *Judinta*: dieses ist schon seit dem 12 jh. belegt, jenes erst seit 1256, 3. Socin führt einen beleg an, wo die gleiche person urkundlich 1275 einmal *Judenta,* das andere mal *Junta* heifst. dass auch anderwärts *Junta* als nebenform zu *Judita, Judinta* in gebrauch kam, kann ich bestätigen: im nekrolog von Indersdorf (Necr. Germ. III 173ff) kommen (bei dem gleichen schreiber: vor 1230) die formen *Judintha* (oct. 3), *Juta* (oct. 16. 21), *Junta* (oct. 19) vor. und doch hat mich die besondere häufigkeit des namens *Junta* in der nähe des alten burgundischen gebietes[1] auf eine andere vermutung gebracht, die ich nicht unterdrücken mag. *Junta* könnte sehr wol ein alter frauenname sein, der erst später der *Judi(n)ta* zugesellt wurde: nämlich das gotische *junda* 'juventus'[2], also ein name von der art wie *Thrûđ* 'Kraft', *Auđ* 'Glück' oder *Hygđ* 'Hoffnung. zum mindesten seh ich das verhältnis der 'kurzform' *Junta* zu *Judi(n)ta* so an wie etwa *Minna* zu *Wilhelmina*: hier taucht als koseform ein altes wort wider auf und hält sich trotz *Line, Trine, Stine* in der rolle einer kurzform. es ist aber auch möglich, dass die isolierte form *Judinta* (auch *Judenta*) nur einen compromiss vorstellt zwischen den grundverschiedenen namen *Judith(a)* und *Junta.* **E. S.**

[1] auch der oberrheinische familienname *Jundt* leitet sich als metronym davon ab, s. Socin s. 588.

[2] ohne wert ist die schreibung *Juncta* (Socin s. 147. 588).

DIE GÖTTER AUF DEM GOLDENEN HORN.

Aus dem nachlass Axel Olriks ist — als abschlagszahlung auf das was man uns schuldet! — eine neue deutung der bilder auf den goldhörnern von Gallehus erschienen: Danske Studier 1918, s. 1—34. wie alles von Olrik ist sie hochwichtig durch betrachtungsweise und durch feine einzelbeobachtungen. was letztere angeht, so denk ich besonders an die deutungen der symbole mittelst lappischen und neuisländischen materials, die mir schlagend richtig dünken. was die methode anlangt, so geht sie ein gutes stück mit Worsaae zusammen — nicht durchweg überzeugend, aber doch in den hauptpuncten, nämlich in der gleichsetzung mehrerer figuren mit den germauisch-nordischen hauptgöttern. sie geht aber über Worsaae hinaus, indem sie auf vergleichend-archäologischem wege neue stützen für diese auffassung sucht und findet.

Damit werden zugleich neue fragen aufgerollt, die ebenso wichtig wie schwierig sind. 'aufgerollt' ist eigentlich zu viel gesagt: denn diese probleme werden nicht ausgebreitet, nicht formuliert, sie stecken nur zwischen den zeilen. Olrik liebte es nicht, principiell zu werden, und die nachgelassene skizze, die manche zeichen der unfertigkeit trägt, lässt in dieser hinsicht begreiflicherweise besonders viel zu wünschen. es ist also eine lücke vorhanden, und diese will ich versuchen auszufüllen; dabei hoff ich auch einiges brauchbare neue material beizusteuern.

Olrik bestimmt die dreiköpfige gestalt im zweiten ring des kürzeren horns als ein Thorbildnis, hauptsächlich auf grund ihrer grofsen ähnlichkeit mit dem gallischen Tanaros. sein Odin und sein Frey werden von ihm als götter erkannt: unter anderm weil sie je ein paar hohe hörner auf dem kopfe tragen, die den geweihzacken des gallischen Kernunnos (und einer gestalt auf dem Gundestrupkessel, die mit dem Odin einige attribute gemein hat) ähneln.

Auch anderes aufsergermanische vergleichsmaterial zieht Olrik herbei: die antiken kentauren, das stadtwappen von Olbia. aber die südöstlichen parallelen verwertet er nicht wie die gallischen zur feststellung dessen was die figuren bedeuten (abgesehen davon dass eingangs die kentauren mit dazu dienen, den mythischen charakter der bilder insgesamt zu veranschaulichen).

Diese verschiedene behandlung des südöstlichen und des

keltischen materials rührt natürlich daher dass jenes mythisch-religiös wenig ergiebig ist und gleichzeitig die altgermanische litteratur keine handhabe zu bieten scheint, um ihm seine germanische bedeutung zuzuweisen, während bei den Tanaros- und Kernunnos-ähnlichen figuren dies der fall ist.

Es entsteht aber auf diese weise der nachteil, dass ein teil der figuren ungedeutet bleibt. dadurch scheint die deutung der gedeuteten unsicherer zu werden. denn wenn wir eine gestalt nicht deuten, so lassen wir die möglichkeit offen, dass sie auch nichts bedeutet, dh. dass ihr bildner sich nichts gedacht, dass er ein unverstandenes vorbild in sozusagen blindem formungstrieb nachgebildet hat. ist dies aber bei einem teil der figuren möglich, so kann man fragen, ob es nicht bei allen möglich ist.

Diese frage muss aber doch verneint werden, weil die richtigkeit der deutungen der figuren mit keltischer entsprechung einen so hohen wahrscheinlichkeitsgrad besitzt. die bedeutung, bezw. benennung, auf welche jene entsprechung führt, wird ja durch die litterarischen quellen bestätigt, und zwar sowol bei jeder einzeln (ihre attribute bock und axt, speer und ring, ross sind aus den quellen als zubehör je eines gottes bekannt, bezw., was die axt betrifft, zu vermuten), als auch bei den dreien zusammen (sie entsprechen der bekannten germanischen göttertrias, deren bildnerisches dasein für den tempel von Upsala ausdrücklich bezeugt ist). dazu kommt, dass mehrere andere figuren und figurengruppen mittelst der litterarischen quellen allein mit wahrscheinlichkeit deutbar sind.

Wenn aber dem so ist, so erhebt sich umgekehrt die frage: was bedeuten die andern figuren? denn wir erwarten nun, dass auch sie eine bedeutung haben. insbesondere verlangen wir, dass auch die gebilde südöstlicher herkunft für ihren bildner einen sinn gehabt haben. mit andern worten: wie für Germanen und Gallier eine gewisse gemeinsamkeit mythischer vorstellungen vorausgesetzt wird und vorausgesetzt werden darf, so sind auch von südosten nicht etwa blofs unverstandene vorbilder gekommen, sondern mit den bildwerken zusammen vorstellungen und gedanken, die ihnen bedeutung gaben und sozusagen ihr leben ausmachten; auch zwischen germanischer und südöstlicher mythologie hat es bedeutungsgleichungen gegeben wie die zugleich sprachlich ausgeprägte Tanaros = Donar-Þór.

Der erhebliche cultureinfluss der in den ersten jahrhunderten unserer zeitrechnung von südosten her auf die Germanen geübt worden ist, steht zunächst archäologisch vollkommen fest. es gibt ferner im germanischen einige thrakische lehnwörter — die wol nicht alle vor der germanischen lautverschiebung aufgenommen zu sein brauchen —, und auch in den äufseren lebensformen zeigen sich zwischen Germanen und Thrakern übereinstimmungen, die auf verkehr und zusammenleben weisen. dahin gehört aufser dem von Much Deutsche stammeskunde s. 38 angeführten zb. der swebisch-germanische haarknoten (vgl. Tacitus Germ. c. 38 und Müllenhoff z. st.), den die Ilias schon für die ältesten bekannten Thraker bezeugt (*Θρήικες ἀκρόκομοι* 4, 533). auch auf dem gebiete der religion findet Much übereinstimmung, und zwar gemeinsame entwicklung in dem aufrücken des windgottes zum höchsten himmelsgott. diese these erscheint mir allerdings höchst kritikbedürftig — worauf einzugehn hier nicht der ort ist —, aber wichtig dürfte folgendes sein: der nach Much secundäre himmelsgott Wodan zeigt mit dem griechischen Zeus merkwürdige ähnlichkeiten, die kaum anders erklärt werden können als durch alte zusammenhänge, bei denen Thraker die vermittler waren. die beiden obergötter gleichen sich nicht blofs als himmelsherren und als väter der götter und menschen; beide sind auch schlachtenlenker, die freude am gemetzel haben (vgl. Il. 11, 52 ff. 336 f), sie sind frauenliebhaber und leben nicht immer im besten einvernehmen mit ihren gattinnen; letzteres wird veranschaulicht durch eine heitere fabel, die, bis in einzelheiten übereinstimmend, erzählt, wie ein kämpfendes volk dem himmelsgott mit hülfe der himmelsgöttin den sieg abschwindelt (*Διὸς ἀπάτη* Il. 14, Winniler und Wendeln in der Origo und bei Paulus). das himmlische ehepaar hat einen sohn, der 'die freude der sterblichen' ist (*χάρμα βροτοῖσιν* Il. 14, 325, vgl. *hann er beztr ok hann lofa allir* SnE 27, dazu die trauer aller wesen um den gestorbenen, ebda 57 ff). die mutter dieses heilbringers heifst bei den Griechen Semele und zeigt dadurch ihre und der ihrigen thrakische herkunft an. so ist der heilbringende sohn des himmelsgottes von den Thrakern auch zu den Germanen gekommen. die Thraker selbst aber haben ihn aus semitisch-vorderasiatischer quelle empfangen, ebenso wie die Griechen ihren Adonis, dessen gesamterscheinung, zumal in der klage um den neben die ge-

liebte gebetteten toten, so auffallend dem Baldr gleicht. das gemeinsame urbild ist der sumerisch-babylonische wachstumsgott Tamuz; neben diesem steht seine geliebte Innanna-Ischtar als das urbild der klagenden Aphrodite, der weinenden Frigg und der neben Baldr gebetteten Nanna (Nana ist kleinasiatische nebenform von Innanna). auch die hadesfahrt nach dem toten reicht von Babylonien bis Island [1].

Es hat also, parallel mit dem archäologisch zu belegenden culturstrom, ein religiöser voll bedeutsamen gehalts sich über Thrakien nach Germanien ergossen, ein culturstrom der aus dem semitischen Vorderasien herkam. zu ihm dürfen wir die südöstlichen verwantschaften der bilder auf den goldhörnern ebenso in beziehung setzen, wie deren gallische verwantschaften zu den unbezweifelten einflüssen gallischen geisteslebens auf Germanien.

Ergeben sich nun von hier aus fingerzeige auf den sinn der bilder mit südöstlichen gegenstücken?

Für die bisher genannten fälle muss die frage wol vorerst verneint werden. aber es gibt noch weitere parallelen mit dem südosten, die in der tat licht mit sich führen dürften.

Der von Olrik als Odin bestimmte gott, im ersten ring des kürzeren hornes, führt in der rechten hand den speer, in der linken ring und aufrecht stehnden stab. letzteres doppelsymbol fällt stark ins auge. wenn Olrik es in seine teile zerlegt, den ring mit dem speer zusammenbringt als Draupnir und Gungnir und den stab mit dem gehörnten helm, die beide bei dem zweiten gott, Frey, widerkehren, so fühlt man in dieser betrachtungsweise eine lücke, auch wenn man nicht weifs, dass die ausgestreckte götterhand mit ring und stab zusammen auch sonst vorkommt. mir wenigstens ist es so ergangen. später fand ich dann auf einem bilde des babylonischen sonnengottes Schamasch das gleiche doppelattribut des gottes [2]. Schamasch ist offenbar dem Odin ähnlich (der weise obergott, der vom himmel herab alles sieht, orakelgott). hiermit muss es wol zusammenhängen, dass die beiden auch das attribut gemeinsam

[1] dies ein andeutender auszug aus dem 5. cap. meines buches Die überlieferungen vom gotte Balder, Dortmund 1920.

[2] Delitzsch Babel u. Bibel 1, 48; Jastrow Religion Babyloniens u. Assyriens, bildermappe nr. 94 u. 98; vgl. verf. Balder s. 52.

haben. es hängt also nicht blofs die archäologische Odinsgestalt mit Schamasch zusammen — oder besser: von ihm ab —, sondern auch der Odinsglaube. der stab scheint ein herschaftszeichen zu sein, ein scepter. schon dies allein weist auf fremden ursprung. denn altgermanische fürsten haben, soweit wir wissen, keine scepter getragen.

Odin und Baldr sind nicht die einzigen götter die südöstliche vorgänger beerbt zu haben scheinen. obgleich der axthaltende dreiköpfige Þór des goldhorns seinen nächsten verwanten an Tanaros hat, hängt er doch gewis auch zusammen mit dem Zeus Dolichenos und also weiterhin mit dem chetitischen Teschup und dem babylonischen Marduk[1], dem besieger des chaosungeheuers Tiamat[2], das der midgardschlange ähnlich ist. auch hier mythologische entsprechung gleichlaufend mit archäologischer.

Die zwischenglieder aus thrakischer archäologie fehlen bis jetzt. aber thrakische archäologie gibt es ja überhaupt bisher kaum. was in thrakischem boden gefunden wurde, ist meist griechisch oder halbgriechisch. als thrakisch kann nur eine anzahl neuerdings ausgegrabener schnallen, amulette udgl. gelten, die mehr oder minder deutliche verwantschaft mit der germanischen tierornamentik zeigen, also ihrerseits den thrakisch-germanischen culturzusammenhang bestätigen. darstellungen die als bilder thrakischer götter angesprochen worden wären, liegen m. w. nicht vor. es hat sich aber in einem grabhügel bei Panagürischte in Bulgarien ein doppelbeilförmiges stück silberblech gefunden mit getriebenen relieffiguren, die beziehungen zu den reliefs des kürzeren goldhorns haben, und zwar besonders zu dem Olrikschen Frey in seinem zweiten auftreten, im vierten ring, wo er ein pferd am strick führt. die entsprechende thrakische figur führt ebenfalls ein tier hinter sich, das starken hals, stachelmähne über den ganzen rücken und langen, herabhängenden schwanz hat, und in der andern hand hält sie ebenfalls etwas schräg aufwärts stehndes wie einen stock, einen stecken mit stacheln. der tierführer von Panagürischte ist dem von Gallehus überlegen, insofern er im profil erscheint — er schreitet nach

[1] vgl. Balder s. 206.

[2] Lehmann Textbuch zur religionsgeschichte 80 ff; vgl. auch die babylon. 'legende vom frühjahrsmond' u. Weber Lit. der Babylonier (1907) s. 63.

links, während Frey sich dem beschauer zuwendet und nur die kniegelenke leicht gebeugt zeigt, wol ausdruck seines schreitens —, und insofern er und sein tier eine engere einheit dadurch bilden, dass sein unterarm auf dessen kopf ligt und er es an der mähne packt, während mann und ross auf dem goldhorn nur durch einen ziemlich langen strick zusammenhängen. dieser unterschied beleuchtet den abgeleiteten und weniger kunstvollen charakter des dänischen gebildes. man ist versucht das verhältnis der beiden gruppen so aufzufassen, wie BFilow — dessen illustrierter aufsatz in den Mitteilungen des kais. deutschen archäol. inst., röm. abt. 32 (1917), s. 21 ff für diese thracica meine quelle ist — das der gruppe auf dem silberblech zu einer gut griechischen darstellung von Herakles löwenkampf auf einer ebenfalls in P. gefundenen silberscheibe auffasst: hier sind die figuren eng verschlungen im runden rahmen der scheibe, auf dem blech stehn sie lebloser und kunstloser neben einander. Filow hält also den tierführer von P. für Herakles; das tier ist ihm der nemeische löwe oder allenfalls der erymanthische eber. aber diese bestimmung ist schon an sich recht fragwürdig. das tier sieht, wenigstens auf der abbildung, vielmehr wie ein pferd aus, Filow selbst gibt zu, dass es verschieden aufgefasst werden kann, und der keulenartige gegenstand, der Filow an Herakles denken lässt, verliert dadurch seine beweiskraft, dass weder der löwe noch der eber in der weise wie das relief es schildert, von dem helden heimgeschafft wird; denn bekanntlich tötet er den löwen auf der stelle und bekleidet sich mit dessen fell, und den eber schleppt er lebendig auf seinen schultern nach Mykenai. der tierführer von Panagürischte scheint also doch jemand anders zu sein als Herakles. was für ein wesen er ist, darauf weist der geflügelte eber unter ihm. auch unter den füfsen des ersten Frey auf dem goldhorn (im ersten ring) und ebenso schräge unterhalb des rossführenden im vierten ring erblickt man ein eberartiges tier, das Worsaae für Freys eber Gullinbursti erklärt hat (Olrik schweigt darüber, jedenfalls weil sein Odin ein gleiches tier unter den füfsen hat). diese tiere unterhalb der göttergestalten haben gewis etwas zu bedeuten: sind doch der alten kleinasiatischen kunst die auf tieren stehnden götter ganz geläufig (vgl. die felsensculpturen von Boghaz-Köi und von Malatia). man darf also den tierführer von Pana-

gürischte, obwol er etwas seitlich verschoben erscheint, schwerlich deuten ohne rücksicht auf den eber unter ihm. dieser scheint zunächst zu lehren, dass der tierführer ein gott ist — ebenso wie die tiere unter den göttern des goldhorns deren göttlichkeit bestätigen. als eber aber lässt er uns am ehesten denken an einen gott wie den nordischen Frey, den besitzer von Gullinbursti, der nach Ulf Uggason auf diesem reitet (ebenso Freyia nach Hyndlolioð), mithin an denselben gott dessen mutmafsliche erscheinung auf dem goldhorn auch sonst dem tierführer von P. gleicht. dadurch gewinnt einerseits die eben erwähnte mutmafsung an sicherheit, anderseits auch die bestimmung des tieres das der thrakische mann führt: es ist kein löwe, auch kein eber, sondern wirklich das wozu mähne, schweif und die beziehung zum manne es auf den ersten blick zu stempeln scheinen: ein ross. das tier des Frey von Gallehus ist ohne zweifel ein ross. sicherlich verbirgt sich hinter dem gotte der sein ross an der mähne oder am zügel führt, eine mythische fabel, die wir nicht kennen, auf die aber auch das Skírnismál 8 f erwähnte wunderbare ross des Frey hinweist[1]. auch das von Olrik als sichel angesprochene gerät, und jenes das Filow eine knorrige keule nennt, müssen wir gleichsetzen. die bedeutung dieses attributs ist am ehesten die, dass es sich um ein mittel zum antreiben (anord. *keyra*) des pferdes handelt, einen zackenstab bezw. eine peitsche oder gerte (*vǫndr,* Akv. 13, 7; einer solchen sieht das ding schon an sich ähnlicher als einer sichel). das passt auf beide darstellungen. der Frey im ersten ring des goldhorns scheint nur wegen raummangels sein ross nicht bei sich zu haben; die peitsche hat er trotzdem, dazu als ersatz für das ross ein scepter. diese notgedrungene verstümmelung scheint der grund, weshalb sein bild im vierten ring vollständiger widerholt wird, was an sich ja

[1] Da Frey verwantschaft zeigt mit den indischen Aśvins — auch diese sind lichte himmelserscheinungen, fruchtbarkeitsspender, helfer in der not —, so darf an Ṛgveda I 157 erinnert werden: die Aśvins schirrten zur reise ihren wagen an ... benetzt uns mit eurer honigtriefenden peitsche (übers. v. Hillebrandt). dass auch die nord. himmelsrosse mit Frey vorgeschichtlich zusammenhängen, darauf weist ihr befruchtender mähnen- und gebisstau (Helg. Hiǫrv. 28, Vafþr. 14) und der name *Skinfaxi* Vafþr. 12. ich vermute deshalb, dass unsere darstellung besagt: der gott will seinen wagen anspannen zur heilbringenden fahrt.

befremdet, aber m.w. bisher nicht erklärt wurde. aus allgemeinen culturgeschichtlichen gründen, und weil das silberblech von P. ein paar jahrhunderte älter ist als das goldhorn, muss der Thrakergott für den vorgänger, das vorbild des Frey gelten, und zwar nicht blofs in seiner bildnerischen gestaltung, sondern auch in dem dieser zugrundeliegenden mythus. die rossezüchtenden Thraker erscheinen als die natürlichen pfleger oder erfinder einer solchen göttergeschichte. also auch Frey verdankt, wie Odin, wie Baldr, wichtige züge seines wesens einem aufsergermanischen vorgänger. das wundert den nicht, der Freys ähnlichkeit mit Baldr und die bedeutungsgleichung zwischen seinem namen und semit. *adōn, bēl* nicht für zufällig oder durch prästabilierte harmonie begründet halten kann[1].

Wir werden uns darein finden müssen, dass die altgermanische religion in vielen stücken nur germanisierte religion ist. übrigens ist die germanisierung etwas, was uns viel wertvollere ein- und ausblicke eröffnet als die isolierende betrachtung.

Es scheint dass Olrik die dinge ungefähr in diesem licht gesehen hat. er spricht an einer stelle davon, wie die nordische götterwelt nach und nach das fremde von sich abstreift (s. 23). anderswo hat er auf die südöstlichen religionsquellen andeutend hingewiesen[2]. vielleicht finden sich nähere ausführungen solcher gedanken in seinem nachlass. Schütte, der Olrik nahegestanden hat, betont in seinem buche Hjemligt hedenskab (1919) an mehreren stellen, dass das christentum nicht die erste fremde religion gewesen ist die nach Germanien kam. diese anschauung wurzelt besonders in dem stummen archäologischen material, das nicht wie das philologische durch die sprachgrenzen in gruppen zerlegt wird, und das vielfach gleichmäfsiger verbreitet ist. auch die charakteristisch verschiedene gestaltung, die das wandergut regional annimmt, ligt der archäologie nahe und beschäftigt sie seit lange. ähnliche wege geht die volkskunde. die philologie muss dieselbe richtung einschlagen. ihre mitarbeit ist nötig, und sie wird selbst den grösten nutzen davon haben. denn sie wird sich gefördert sehen in ihrem bestreben, das völkisch-bezeichnende zu erfassen. schon das scheint mir hochbedeutsam, dass die Germanen, die in der heldendichtung eigenartige

[1] weiteres hierüber Balder 103 ff. 133 ff.

[2] Danm. heltedigtn. II (1910), 257 f.

schöpferkräfte höchsten ranges entwickelt haben, auf religiösem und mythologischem gebiet allem anschein nach weit mehr die nehmenden gewesen sind.

Berlin-Charlottenburg. Gustav Neckel.

CHRISTLICHE KRIEGERETHIK.

Bei protestantischen kirchenhistorikern spielt der begriff des germanischen christentums eine rolle. sie meinen damit gewisse anpassungsformen, die in ihren augen dem christentum germanischer völker bis heute das gepräge geben oder geben sollten.

Etwas anderes ist es wenn Vilmar auf die germanische einkleidung der evangelischen geschichte im Heliand hingewiesen hat. auch diese erscheinung kann 'germanisches christentum' heifsen. aber sie ist nicht das germanische christentum, sondern nur eine episode, die der vergangenheit angehört. auch insofern befinden wir uns hier auf anderm boden, als es sich um dichterische phantasieen, im günstigsten fall um eine leichte modification der dogmatischen vorstellungen handelt, nicht um germanisierung des praktischen christentums, welche sonst die kirchenhistoriker hauptsächlich im auge haben.

Es gibt aber auch letzteres in der gestalt der episode.

Ich möchte hier ein paar beobachtungen niederlegen, die fortzusetzen ich einstweilen, wie ich fürchte, keine gelegenheit haben werde, die aber vielleicht andere auf eine einträgliche spur locken können.

Aus diesen beobachtungen scheint mir die allgemeine tatsache hervorzugehn, dass nicht nur — wie man wol längst weifs — die christliche propaganda die germanische sittlichkeit, obgleich sie den tendenzen der bergpredigt schnurstracks zuwiderläuft, zunächst unangetastet liefs (wie sie bis heute mit ihr dauernd compromisse eingeht), sondern die christliche lehre geradezu benutzt worden ist zur würksameren einkleidung germanischer sittlichkeitsgebote, und zwar auch solcher, die in ihrem wesen unchristlich sind, so dass sozusagen ein ganz neuer, fremder inhalt in das christentum einzog, das christentum verfälscht wurde.

Man hat auch sonst oft genug davon geredet und geschrieben, dass unter christlichen formen das reine heidentum fortlebe. vielleicht hat dieser satz bis heute weithin gültigkeit. aber das sind kniffliche fragen, über welche die menschen sich nie einigen werden, weil sowol christentum als heidentum recht dehnbare begriffe sind. die altgermanischen erscheinungen die ich im auge habe, unterliegen dieser unklarheit nicht, so dass sie wissenschaftlicher erfassung durchaus zugänglich sind.

Der crasseste und allerdeutlichste fall ist die **christliche einkleidung der rachepflicht**: das gebet des rächers um göttliche hülfe, der dank an Gott für beistand bei der rache uähnl. belege hierfür liefern Gregor von Tours und die Islendinga sǫgur[1]; und noch der dichter der Rabenschlacht lässt Dietrich beten (str. 908):

Herre got, bedenke
die mînen grôzen nôt,
den lîp mir niht bekrenke
und lâ mich ê niht sterben tôt,
unz daz ich mich gereche!

auch die sagastellen dürften erdichtet sein. die erzählung der Niála von Amundi stellt eine hochinteressante spielform der legende dar. aber die lebensgrundlage solcher phantasieen wäre auch ohne Gregors geschichtliche seitenstücke zweifellos. in der Sturlungenzeit bittet ein isländischer bischof Gott, ihn zu rächen, auch dies sicher historisch[2]. in diesem falle wendet sich der diener an seinen schirmherrn, auf dessen hülfe er nach weltlichen analogieen anspruch hat. gewis aber schwebt dieser persönliche schirmherr zugleich als anwalt der gerechtigkeit vor. weil die rache eine forderung der gerechtigkeit ist, kommt man mit ihr zu Gott. Amundi beruft sich ausdrücklich auf das recht Gottes *(rétt fyrir guđi)*. ebenso müssen auch Fredegunde und Chrodichilde es meinen. diesen menschen ist es selbstverständlich, dass Gott das billigt und unterstützt was nach ihrem ehrlichen gewissen nur in der ordnung ist. — wir können unterscheiden fälle wo Gott darum angegangen wird, die rache, die man selbst zu vollziehen gedenkt, zu unterstützen, und fälle, wo einer der nicht an eigene rache denken kann, sie Gott anheimgibt. das zweite ist für die christliche ethik bei formaler betrachtung weniger anstöſsig als das erste; es kann sich ja decken mit dem satz 'die rache ist mein, spricht der Herr', und es ist vereinbar mit der auf das fünfte gebot gebauten christlichen staatsordnung, welche die bewaffnete selbsthülfe verbietet. aber die gesinnung ist beide male unchristlich, weil beide male inbrünstiger rachewunsch vorligt und der verzicht auf eigene rache im zweiten falle nicht freiwillig, sondern notgedrungen ist. heutzutage gibt es leute genug, welche die unschönheit der rache ungefähr wie Jesus empfinden und daher nicht nur da auf sie verzichten wo die gesetze dies fordern, sondern auch in feineren fällen und da wo eine gerichtliche anzeige die tätliche rache ersetzen könnte (letzteres zb. in Björnsons Synnøve Solbakken, vgl. ferner Tolstois bauerngeschichten). und trotz des 'Gott strafe

[1] vgl. Festschrift der Schles. ges. f. volkskunde, hgb. von ThSiebs, Breslau 1911, s. 124. 127.

[2] Sturlungasaga ed. Kålund I 358 f; vgl. Heusler Zum isl. fehdewesen in der Sturlungenzeit (Berl. akad. abh. 1912) s. 30.

England' — das nicht aus persönlicher kränkung entsprang — dürften regungen wie die der Fredegunde und des bischofs Gudmund heute selten geworden sein (und zwar nicht blofs weil Gott heute überhaupt viel weniger angerufen wird als im mittelalter). bei den ersten bekehrten generationen waren sie aber offenbar nicht selten. wenn also verhaltungsweisen wie die des Dietrich und Amundi heute so gut wie ausgestorben sind, so ligt das nicht nur an der würksamkeit der christlichen staatsordnung, welche die äufseren voraussetzungen — das fehderecht — beseitigt hat, sondern es hat tiefere gründe: die persönliche rache ist immer anrüchiger geworden, immer unfähiger, zu dem heiligen in beziehung zu treten, was immer mehr auf die unpersönliche vergeltung beschränkt worden ist. dass schon unter dem heidentum die blutrache den gefühlswert des heiligen haben konnte, dürfen wir annehmen, auch ohne viel gewicht zu legen auf zeugnisse wie in der prosa von Helgakv. Hund. II: *Dagr blótađi Ođin til fǫđurhefnda. Ođin léđi Dag geirs síns.* auch das ritterliche element der blutrache — dass der rächer seine haut selbst zu markte trägt — hat ihr die vornehmheit nicht erhalten können, scheint vielmehr infolge ihrer verpönung seinerseits im curs gesunken, und zwar auch da wo keine rache im spiel war (wenn Gunther bei Ekkehard als 'unritterlicher drahtzieher' erscheint, was er im Waldere noch nicht ist, so dürfte das mit dem allgemeinen gesinnungswandel insofern zusammenhängen, als solche typen in christlicher zeit mehr hervorgetreten waren, wodurch die neigung zum schwarzweifsmalen, also die gegenspieler zu drücken, nahrung erhielt).

Kein gegensatz mehr, sondern nur noch ein weiter abstand wird überwunden bei dem was ich christliche gefolgschaftsethik nenne. im Heliand erbieten sich die jünger, für Christus zu kämpfen und zu sterben:

than ni wâri ûs niht sô gôd,
sô that wi hêr for ûsumu drohtine dôan môstin,
beniđiun blêka

(v. 4863). dieser satz enthält ein glaubensbekenntnis: wer als wackerer gefolgsmann für seinen herrn fällt, bekommt dafür den ewigen lohn im jenseits. etwas anderes als solche hoffnung kann das *wâri ûs sô gôd* nicht meinen, am wenigsten in einer bibeldichtung. man könnte sonst höchstens noch einen hinweis auf den nachruhm darin sehen wollen, der für das fühlen der heidnischen comites eine so grofse rolle gespielt hat. aber der ausdruck 'es wäre uns gut' kann doch eigentlich nicht auf solche deutung führen, denn gut, heilsam ist mir nur, was mir persönlich, leiblich widerfährt, und das trifft auf den nachruhm nicht zu, wol aber auf den zustand des seligen, wie ihn die mittelalterlichen predigten, zb. das Muspilli, ausmalen. der gefolgschaftstod ist für den Helianddichter gegebenenfalls mit ent-

halten in der forderung, *daz er kotes willun kerne tuo enti hella fuir harto wîse.* es handelt sich aber nicht etwa um einen phantasievollen einfall des Helianddichters, sondern um einen zu seiner zeit und noch erheblich später in germanischen ländern verbreiteten glauben, einen fall von christlicher einkleidung lebendiger germanischer kriegerethik. dafür hab ich noch zwei belege beizubringen (vermutlich gibt es mehr). Heimskringla 3, 363 (a. 1139) bemerkt Snorri — oder er lässt die leute sagen — zu einem gemeinsamen fallen von fürst und gefolgsmann: er — der gefolgsmann — habe seinem lehnsherrn gut und rühmlich die treue gehalten; gut sei es jedem, solchen ruhm zu ernten *(gott er hverium, er slíkan orđróm getr).* also wider das 'gut' mit dem dativ der person, in wesentlich gleichem zusammenhang wie im Heliand. dass auch der sinn der gleiche ist, betracht ich als sicher, trotz der erwähnung des *orđrómr* dicht daneben: Snorri bringt hier eben den älteren, heidnischen gesichtspunct auch noch zur geltung, um eindringlicher zu sein. ferner gehört hierher die stelle der Klage über Kriemhilds seelenheil (Lachm. 285 f). dort heifst es:

sît si in triuwe tôt gelac,
an gotes hulden manegen tac
sol si ze himel noch geleben.
got hât uns allen daz gegeben,
swes lîp mit triuwen ende nimt,
daz der dem himelrîche gezimt.

es scheint die christliche milde zu sein, die das urteil des dichters bestimmt. aber er fufst nicht auf kirchlichen autoritäten, wenn er der geschmähten heldin ihre treue als verdienst anrechnet. denn diese treue hat sich ja durch blutvergiefsen, durch blutige rache betätigt. diejenigen welche an dieser blutigen, unversöhnlichen rache anstofs nahmen, empfanden besser christlich, als der der ihnen hier widerspricht. und wenn er auch das recht zum widerspruch offenbar aus der christlichen milde (Christi gebot: 'wer sich ohne sünde weifs, der hebe den ersten stein auf') schöpft, so stammt doch der widerspruch selbst wo anders her, nämlich letzten endes aus der heidnischen ethik, welche das kämpfen für den dem man treu ist, bejahte, und umso stärker, je energischer, schonungsloser es geschah. es kann sein, dass der *servus bonus et fidelis* der parabel[1] mit dazu ermutigt hat, die heidnische wertung im namen und in der form des christentums geltend zu machen. aber gewis war dies nur möglich kraft einer oberflächlichen spielerei mit dem begriffe 'treu' (die auf Uhlands und anderer germanisten harmonisierende gedankengänge nicht ohne verführerische würkung geblieben ist). für die treue des evangelischen knechtes wurde taschenspielerisch

[1] Schönbach Das christentum in der ad. heldendichtung s. 71.

— vielleicht mit unwillkürlicher taschenspielerei, die freilich auch naive verwechslung heifsen könnte — die germanische gefolgschaftstreue eingesetzt. dass jedenfalls diese im spiel ist, verrät die formulierung *in triuwe tôt gelac.* das passt eigentlich nicht, oder nur gezwungen, auf Kriemhild. wol aber passt es auf einen gefolgsmann, der seine treue mit dem tode besiegelt. auf einen solchen wird also die formulierung ursprünglich berechnet gewesen sein. der Klagedichter hat sie mit kühner wendung für seinen zweck verwertet. Kriemhild, die selbst das schwert führt — was auf die grönländischen Atlamál abgefärbt zu haben scheint — konnte wol im lichte eines nachlebenden gefolgschaftsstreiters erscheinen. auch da wo Wolfharts leiche das schwert nicht hergeben will, erscheint in der Klage ein nur dort auftretender gut heroischer zug. die wendung aber, dass wer *in triuwe tôt gelac,* manchen tag bei Gott im himmel leben wird, ist nur eine variante zu den formeln mit ‘gut’, die im Hel. und in der Heimskr. durchschimmern. in der lateinischen kirchenlitteratur können wir niederschläge dieser apokryphen sittenlehre nicht erwarten. und auch in den denkmälern der volkssprache sind solche nur spärlich anzutreffen. das beweist nichts gegen die wahrscheinlichkeit, dass die christliche gefolgschaftsethik zeitweilig im leben eine ziemliche rolle gespielt hat. die zahl der mündlichen zwischenglieder zwischen dem Heliand, der Heimskringla und der Klage kann bei den weiten abständen in raum und zeit nicht gering gedacht werden. — dass ein tod in treue gut ist gegen die hölle, sagt bekanntlich auch Wolfram, Parz. 128, 23f:

ir vil getriulîcher tôt
der frouwen wert die hellenôt

(vgl. 116, 17f). dies klingt immerhin so stark an an das *in triuwen tôt gelac* der Klage, dass wol auch hier zusammenhang mit unserer volkstümlichen dogmatik vermutet werden darf, zumal Wolframs stil, seine erwähnung Rumolts ua., diese annahme begünstigen.

Eine dritte, harmlosere art christlicher einkleidung germanischer sittlichkeitsgebote lässt sich an einigen stellen des Alphart erkennen, welches gedicht ja die grundbegriffe von ehre und treue einschärft (Scherer). diese ehre und treue gibt sich christlich, ist aber in ihrem kern vorchristlich. es handelt sich um lebenslagen die der christ nicht viel anders beurteilt als der heidnische Germane. hervorzuheben ist zunächst str. 219:

Hâstû niht gemerket, wie gezimet recken daz,
daz man in heizt meineidec? er gewinnt der werlde haz,
daz man in sêre schildet, der dâ brichet sînen eit.
ich gibe dir des mîn triuwe: ez wirt der sêle dort vil leit.

die schicksalsmäfsige strafwürdigkeit des meineides stand schon für das heidentum fest. es genügt dafür auf Brot 5 u. 16 zu

verweisen. ob auch der gedanke an jenseitsstrafen des eidbrechers bereits vorhanden war (Vsp. 39, 3), ist fraglich. aber jedenfalls war der eidbrecher ein schlechter kerl, mochte das auch nicht so gern und so eindringlich formuliert werden wie seit der einführung bewusterer moral durch die kirche. — 14, 1 und 279, 1 heifst es ein schmachvoller bruch von *gotes reht,* wenn zwei über einen herfallen. ick kenne keine bibelstelle, die dies ausdrücklich bestätigte. das evangelische christentum nimmt zu solchen fragen überhaupt keine stellung, weil es streit und krieg nicht anerkennt. Gottes bemengung mit dieser forderung der kriegerehre ist also, streng genommen, ebenso unchristlich, als wenn Amundi, der seiner rache verlustig zu gehn fürchtet, dies 'nicht recht vor Gott' nennt. aber die kirche gibt Alphart eher recht als dem Amundi. jener kann sich mit besserem grund als dieser berufen auf Gottes gerechtigkeit. immerhin stammt der derart sanctionierte satz ebenso wie der des Amundi aus weltlich-germanischem denken. die germanische kriegerehre forderte den ebenbürtigen oder überlegenen gegner. das von echt germanischer haltung abweichende in der rede Alpharts str. 279 ligt nicht in dem was er sagt, sondern darin dass er es sagt: ein heidnischer germanischer krieger würde etwa dasselbe denken wie Alphart, aber zu stolz sein um es auszusprechen.

Man sieht: die vielberufene unduldsamkeit der kirche gegenüber dem heidentum in Deutschland hat nicht verhindert, dass heidnische sittlichkeit und christlicher glaube einen engen bund eingiengen, wobei zunächst die heidnische sittlichkeit in viel höherem grade das bleiben konnte was sie war, als der christliche glaube; denn Gott oder Christus als förderer der rache und das unterschiedslose eingehn aller todgetreuen gefolgshaudegen ins paradies sind recht sonderbare impfreiser auf dem baum des dogmas, die alte sittlichkeit aber mit ihrem cultus der rache, der treue und der ehre konnte in seinem schatten kräftig weiter gedeihen. was die kirche sittliches lehrte, war anfangs fast nur ergänzung, bereicherung (liebeswerke, vgl. Gíslasaga c. 21: *vera vel viđ haltan ok blindan ok mér minni menn*), nicht erneuerung, bekämpfung. kräftige vorstöfse gegen das weltliche kriegerleben setzen erst ein in der zeit des gottesfriedens; die merkwürdigste erscheinung in diesem zusammenhang ist wol kaiser Heinrich III.

Berlin-Charlottenburg. **Gustav Neckel.**

NACH DEM WINE HŒRT DAZ BIBELINUM (PRL. 68). Gegen die schwelgerei der pfaffen richtet der dichter des Priesterlebens zuerst seine angriffe, und zwar in zweifacher behandlung: v. 49—89 und 90—110. drei sünden, sagt er, vereinigen sich bei ihnen, indem immer die eine die andre nach sich zieht. die erste ist das heimliche schmausen und fressen, wonach er in v. 54 die im innern der pfarre versteckten räume, in denen sie sündigen, *mûchelzellen* nennt, *dâ si sich inne mestent* (Wilmanns Beitr. I 10); das was sie dort geniefsen, nennt er v. 61 *michel geræte*, v. 96 f entsprechen die worte *sô wirt diu wirtschaft vil grôz; si achtent niewan ûf die sete* ('auf die schüsseln', Zs. 45, 220). die zweite ist das weintrinken (v. 61); in v. 98 ff heifst es entsprechend: *man schenchet in wîn unt mete; dâ sicht man becher ræichen ûf bölster(n) vil wæichen.* die dritte ist die schlimmste sünde, die behandelt der dichter am eingehendsten. er lässt v. 61 ff durchblicken, dass es die pfaffen gern sähen, wenn grade diese ganz geheim bliebe. er bezeichnet zunächst das dritte, das die pfaffen am liebsten geniefsen, nur mit dem geheimnisvollen *ez* und gibt eine umschreibung: *(nâch dem michel(n)* [1] *geræte unt nâch dem wîne) sô ist in dem innern chämerlîne — wir wizzen wol waz ez sî: ez lît in diche nâhen bî* [2]. dann führt er ein sprichwort *(ein gemæinez bîwort)* an, das zwar alle drei dinge, die genossen werden, nennt —, aber in lateinischer sprache: *post pirum vinum, nâch dem wîne hœrt daz bibelinum:* 'auf das dessert (Wilmanns aao. 11) gehört der wein, auf den wein das — *bibelinum*'.

Vergleichen wir damit die zweite behandlung der drei pfaffensünden, so finden wir, dass dort auch das dritte der zusammengehörigen worte offen ausgesprochen wird: *mit wolgetânen wîben sol niemen spilen wan phaffen* lässt der dichter v. 104 f den pfarrherrn ausrufen. in v. 136 stellt er sodann den Salomo als warnendes beispiel für die pfaffen hin, an dem die drei zusammengehörigen sünden am besten zu beobachten seien: dem *michel(n) geræte* von v. 61 entspricht v. 143 *er het ouch allen den rât, den disiu werlt ie getruoch,* und dass auf den *wîn* das *wîp* zu gehören pflege, sei ja ein bekannter ausspruch

[1] wegen der entsprechung *sô wirt diu wirtschaft vil grôz* in v. 96 wird man Wilmanns änderung *mûchelgeræte* nicht billigen können. vgl. auch Erg. 781 *in grôzen wirtscheften* und *grôz geræte* in einer stelle des Troj. kr. (Mhd. wb. II 1, s. 573ᵇ z. 42).

[2] nach dieser dritten sünde gibt der dichter in v. 53 den *mûchelzellen* den namen *luppellen.* Wilmanns hat recht, wenn er aao. s. 11 das wort auf lat. *lupalia* (vgl. *lupanar*) zurückführt — nach dem DWb. II 240 stellt Fischart 62ᵃ *wolfshülen* und *bordäl* als synonyma neben einander —; doch kann kein zweifel sein, dass alles was v. 54 ff erzählt wird in der pfarre selbst vor sich geht: s. ESchröder DLZ. 1886, 885. — unter den schimpfnamen der pfaffenweiber die Petrus Damiani zusammenstellt (Heinzel zu Prl. 709), finden wir auch *lupae.*

des weisen königs: v. 139 ff *daz wîn unt wîp machent unwîsen man, der got lîchte wirt abtrunne*[1] — *von im selben er daz gesprochen hât.*

Alles spricht also dafür, dass in dem lateinischen sprichworte, wie *pirum* und *vinum* das erste und zweite bezeichnen was die pfaffen sündigend geniefsen, so *daz bibelinum* das dritte dazugehörige und eben nichts andres als das weib selbst bedeutet.

Ich kann Wilmanns nicht folgen, der zunächst daran dachte, *bibelinum* in engere beziehung zu der zeile *ez lît in diche nâhen bî* zu setzen und von *belîn* = *beligen* abzuleiten, dann aber sich für die herleitung von *pipa* = 'röhrchen, zapfhähnchen' im sinne von 'mentula' entschied. ich wage vielmehr die vermutung auszusprechen, dass sich hinter dem rätselhaften worte weiter nichts als das mhd. *wîbelîn* versteckt. eine stütze find ich in Freidanks Bescheidenheit, wo 16, 16 f über die sünde der pfaffen — nachsichtiger als im Priesterleben — so geurteilt wird: *der pfaffen sünde ist anders niht wan daz mit wîbelîn geschiht.* vielleicht hat das 'gemæine bîwort' das der dichter des Priesterlebens anführt, dessen zeit überlebt.

Leipzig. **Th. Baunack.**

[1] Salomos abfall von Gott hatte der dichter gewis schon bei den vv. 58—60 im sinne, wo er von den pfaffen sagt: 'wenn einer ihnen alles das gäbe, was sie sich ausdenken könnten, so wäre der bauch sicherlich ihr herrgott'.

ZU S. 95. Dass *Gedrut* ein beleg der dissimilation sei, hab ich bereits in meiner Geschichte der deutschen sprache, 4 aufl. s. 219 bemerkt.

Giefsen, 21 XI 20. **O. Behaghel.**

Ich habe ohne weiteres angenommen, dass die germanisten von heute den fortfall eines *r* in *Gedrut* für *Gerdrut* als einen dissimilationsvorgang ansehen würden. — Wichtig ist ein hinweis von Lessiak: die *r*-lose form ist noch heut im südbair. die allein übliche: *Geædrət* (*eæ* = *ê*), ins sloven. als *Jêdert* übernommen, und zu ihrer erklärung bedarf es nicht des accentmangels: schwund des *r* in betonter silbe ist vielmehr eine typische ferndissimilation im bair.-österr.: *mēsr* 'mörser', *fōdrn* 'fordern', *mǫdr* 'marder' usw. PBBeitr. 28, 33; Schatz Mda. von Imst 56. **E. S.**

HRABANS ISIDORGLOSSIERUNG, WALAHFRID STRABUS UND DAS AHD. SCHRIFTTUM.

I. Goldast veröffentlichte in den Alamann. rer. scriptores (Frankf. 1606) II 89 f unter mancherlei andern SGaller überlieferungen 'Hrabani Mauri abbatis Fuldensis glossae latino-barbaricae de partibus humani corporis. Walafridus Strabus Mauri discipulus'. in der einleitung heifst es dazu (s. 12) nur: 'Walafridus Strabus, abbas Augiensis, Rabani Mauri in monasterio Fuldensi discipulus et auditor, hos duos libellos (nämlich auch das schriftchen 'de inventione linguarum') ex magistri et doctoris partim ore excepit, partim schedis exscripsit'. woher Goldast diese meinung nimmt, ist nicht ersichtlich, aber sie blieb fest, bis Dronke in dem Fuldaer gymnasialprogramm von 1842 s. 18 ff denselben text nach der Fuldaer handschrift 182 4 C 21 herausgab und die ansicht begründete, dass weder Walahfrid die glossen aus Hrabans munde habe, noch Hraban ihr urheber sei. denn die ganze abhandlung sei aufser den deutschen worten und wenigen andern stellen ein wörtlicher auszug aus Hrabans werke 'De rerum naturis' ('De universo'), das erst 844 begonnen wurde, als Walahfrid schon (seit 842) abt von Reichenau war. 'ich vermute, Walahfrid hat zu irgend einem zwecke, wahrscheinlich um sie beim unterricht zu gebrauchen, die excerpte für sich angefertigt und die deutschen bedeutungen, was er auch sonst tat, hinzugefügt. für die letzte vermutung spricht der umstand, dass in dem ganzen werke Hrabans, wie es gedruckt vorligt, nicht die geringste spur einer deutschen glosse vorhanden ist'. es folgt dann noch ein hinweis auf eine Emmeramer hs.

Damit ist die sache auf lange erledigt, trotzdem Dronke selbst eine genauere untersuchung wünschte: hier war nichts als irgendwelche 60—70 ahd. glossen. und auch nachdem Steinmeyer die gesamte überlieferung der kritik fertig zubereitet hatte, schwieg, von allen übrigen abgesehen, selbst Kögel über ein schriftwerk das als einziges unter den glossierungen einen verfassernamen — sogar zwei — trägt, damit so zahlreiche und einzigartige möglichkeiten örtlicher, zeitlicher, litterarischer und sprachlicher fixierungen vorandeutend, wie sie seinem kleinen eigenwerte längst nicht mehr entsprechen.

Dronkes beweis ist hinfällig, weil Hrabans werk 'De rerum

naturis' an den fraglichen stellen wörtlich aus Isidors Etymologieen XI 1 abgeschrieben ist — was schon WGrimm, Abh. der Berl. ak. 1846 (1848) s. 455 anmerkte: er spricht von einem 'auszug Walahfrids' —, dabei aber stücke auslässt (zb. über die finger) die hier mit behandelt sind.

II. Unser text ist unvermischt überliefert in

A = clm. 14 754 (Rat. SEmm. b 8), 10 jh., unter bischof Tuto, 894—930, von einem Louganpertus nach SEmmeram gebracht, bl. 80^b—82^a, s. Steinmeyer Ahd. gll. IV 551 f;

B = clm. 14 689 (Rat. SEmm. G LXXIII), 11/12 jh., bl. 46^b—48^a, s. Steinmeyer IV 545 ff;

C = cod. Fuldensis C 11 chart., 15 jh., bl. 96^b—97^b, s. Steinmeyer IV 437 ff;

D = cod. Berolinensis Philipp. 1817, 10 jh., bl. 19^b, s. Steinmeyer IV 385;

E = cod. Ambianensis 110, ende des 12 jh.s., bl. $21^{a\,b}$, s. Steinmeyer IV 376;

F = cod. Paris. lat. 16 702, ende d. 11 jh.s., bl. 61^b, vgl. Zs. f. d. wortf. 1, 341;

G = MGoldast, Alamann. rer. script. aao.

ABCG bieten den text mit annähernd gleicher vollständigkeit; viel lückenhafter ist F, E reicht noch nicht bis zur hälfte, in beiden haben die frz. schreiber von den verdeutschungen nicht viel übrig gelassen; D hat nur einige glossen des anfangs in neuer anordnung. G ist zugleich die einzige ausgabe des gesamttextes, denn Dronke hat in seinem abdrucke von C offenbar aus rücksichten des schulanstandes lücken gelassen, und Steinmeyers nr DCCCCLIX^a (III 432 f und IV 356) umfasst nur die dt. glossen mit ihren lat. lemmaten. allerdings nach der gesamten bekannten überlieferung aufser F.

C und G stimmen bis auf ganz geringe lautliche unterschiede überein, und da G in einigen fällen offenbar das bessere hat (433, 26 *ahsala* G *achsala* C; 433, 62 *chniu* G *chuni* C; 432, 18 *thunuuengiu* G *thunuuengiu* oder *thunuuengin* C), ist eine gemeinsame vorlage anzunehmen. nun steht unser text in C unter abschriften aus der verstümmelten SGaller handschrift 899, und dass Goldast diese benutzte, ergibt sich aus randbemerkungen von seiner hand und daraus, dass er die von ihm veröffentlichten 'Versus de cuculo' (MG. Poetae lat. I 269) hier entnahm (Scherrer

Die handschriften der Stiftsbibl. SGallen s. 315). *CG bedeutet also für uns den noch unverstümmelten Sangallensis des 10 jh.s. (s. auch Steinmeyer III 432[4].)

Anderseits gehören A und B wegen des gleichen fehlers *occipium* 432, 8 < *occipitium* zusammen. da aber B wegen *brac chon* C *braccon* B *braon* A 432, 34 und *hracho* C *brachio* B *racho* A 433, 8 nicht aus A abgeleitet werden kann, so kommen wir auf eine gemeinsame vorlage *AB.

D gehört wegen *Nuilla* 432, 6 und *Thuuuengui* 432, 19 näher zu *CG, ohne dass eine besondere gemeinsame vorlage erweislich wäre.

F möcht ich wegen *Gurgulio chela* zu B, *Gurgulio chela l querca* III 433, 6, stellen, E wegen *Gurgula que rachala* IV 356, 30 zu A, *Gurgula quuerechela* III 433, 5.

Aber mit A—G ist die überlieferung unseres textes nicht erschöpft.

Dass auch die von Steinmeyer unter nr DCCCCLIX^b aus der bekannten Schlettstadter sammelhandschrift des 12 jh.s (Steinmeyer IV 612 ff) bl. 105^b abgedruckten glossen — ich bezeichne sie mit b — verwant sind, ergibt sich erstens aus einer gemeinsamen umstellung, indem zwischen *spina sacra* Is. XI 1, 96 und *renes* 97 die übrigen *viscera* von Is. 116—36 eingeschoben sind, sodass sie nun alle in der mitte zusammenstehn und dann erst die untern extremitäten folgen: eine offenbar beabsichtigte anschauliche reihe vom kopfe zu den füſsen. zweitens folgt es aus den mit A—G gemeinsamen fehlern *Occipium* ABb *Occipitium* CDG 432, 8 und 434, 3, *Male braon* A *praon* b *bracchon* *CG *braccon* B < *bacchon* 432, 34 und 434, 15, *Gurgula* AEb *Gurgulio* CGFB 433, 5 und 434, 26. *b ist also von *AB, speciell von *A abgezweigt; doch nicht erst von A selbst: vgl. *dun uuenge* A 432, 17 *thonewengi* b 434, 8.

Nach diesem handschriftenverhältnis muss alles was b vor A—G voraus hat, nachträglich zugesetzt sein, und da die zusätze zt. in den gleichartigen überlieferungen DCCCCLIX^{c—f} widerkehren, sind diese mit b und nur durch b mit A—G verwant. sie stehn: c in der SGaller hs. 184, 11 jh.s, s. 262 (Steinmeyer IV 444), d in der SGaller hs. 299, 9/10 jh.s, s. 33 (Steinmeyer IV 449), e in dem Vaticanus Reg. 1701, 11 jh.s, bl. 2 (Steinmeyer IV 610 f), f im clm. 14584 (Rat. SEmm. F LXXXVII), 14 jh.s, bl. 119^b

(Steinmeyer IV 544). die einzige glosse DCCCCLIX$_g$ 437, 11 (g), hs. 711 der Innsbrucker universitätsbibl., 13 jh.s, bl. 50^a (St. IV 469 ff), *occipium hohlancha,* rückt durch ihre fehler zu b (s.o.).

Unter jenen zusätzen stellt der fehler *Ingui(n)es* c 435, 42 e 436, 52 f 437, 25 diese drei überlieferungen gegen b *Inguina* 434, 47, und dazu stimmt dass b mit d durch die gemeinsamen zusätze *Maxilla chinnibraccho* b 435, 38 *chinnibacho* d 435, 22 und *Extrex nol* b 435, 39 d 435, 26 verbunden ist. und zwar stammt d ganz aus *b: das einzige plus, *Palatus huriua* d 435, 53 beruht wie *Palatv^s giumo* b 434, 24 auf *Palatus giumo siue hurua* *db < *Ab. diese verwantschaft der beiden hss. ist bereits von Wesle Die ahd. glossen des Schlettstadter codex zu kirchlichen schriften und ihre verwanten s. 94 ff besprochen: *db war eine sammelhs. kleiner, meist nichtalphabetischer glossen von etwa 900.

Anderseits sind c und f nächst verwant wegen des gemeinsamen fehlers *Gingines pilarna* c 435, 43 und *Ingines pilare* f 437, 33, der mit dem in c (und *cf) unmittelbar vorangehnden *Inguies hegadrosi* (*Inguines heidruse* f 437, 25) zusammenhängt, und wegen des gemeinsamen zusatzes *(Caesaries) scara* c 435, 14 *hare Fax (= fahs) [facies] l scara* f 436, 33 und 64 (s. Steinmeyers anm.). dass dann *cf widerum mit e verschwistert ist, zeigt das gemeinsame plus *Coxe Deoh* e 436, 57 *Coxa diech* f 437, 2.

Zusammengefasst sind all diese texte durch die überschrift *De membris* cd < *db.

Die zusätze die b mit cef teilt, verraten sich durch den neuen zusammenhang, in den wir plötzlich durch *Balbus, Blęsus, Monoptolmus* 434, 44 ff geraten. sie reichen wenigstens von 434, 43 bis 435, 1, sind vielleicht durch ein abspringen von *Cartilagines* 435, 2 zu *Kartilago* eines verwanten glossars (434, 43) veranlasst und durch mehrere dubletten gekennzeichnet (434, 43 ‖ 435, 2. 434, 63 ‖ 435, 7. 434, 68 ‖ 435, 9).

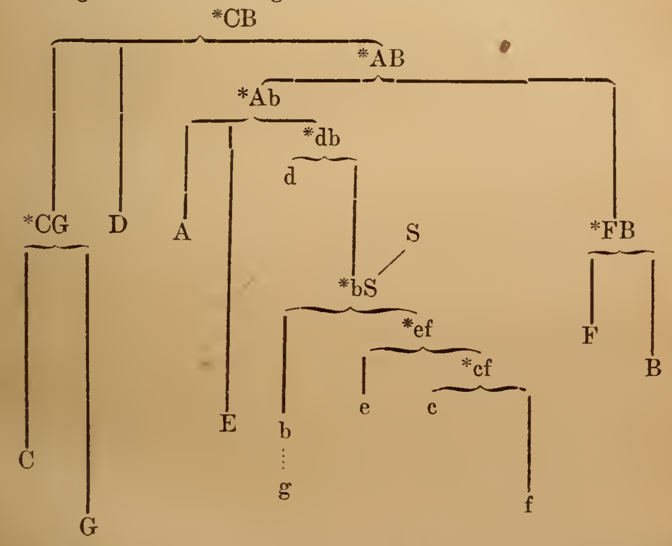
Balbus und *Blesus* weisen zwar auf eine sammlung wie DCCCCL (III 425, 42 f), die in der Schlettstadter hs. d unmittelbar vorausgeht — grade diese beiden glossen fehlen dort! — und in der, wie d, auf SGallen zurückgehnden hs. c die deutlichste verwantschaft zeigt, aber die zusammenstellung mit *Monoptolmus, Cutis, Inguina, Glandula, Latus, Ilia, Lumbi, Costa, Pulmo, Iecur, Reniculum, Reticulum, Genua, Plantae, Splen, Clunes, Spina* und die reihenfolgen *Inguina Glandula* (statt *Glans*) und *Reniculum*

Reticulum führen auf das Summarium Heinrici, und zwar auf die umgearbeitetete fassung (Steinmeyer III 176 ff). da finden wir auch *Cartilago* (singular) mit der bezeichnenden doppelübersetzung von 435, 43 unmittelbar neben *Cutis* (178, 24 f). mit 435, 31 wird dann abermals von neuem begonnen, und erst die letzte glosse gibt noch einen verstellten nachtrag.

Zur herleitung aus dem Summarium Heinrici stimmen die jüngeren und die fr. sprachformen (*rippe, diech* neben *theoch*; *stammolonder, lispinder, lendin*).

Der zweite zusatz in b, der ganz wie der entsprechende abschnitt des Cod. Oenip. 711, 13 jh.s, St. III 660, 42—662, 20 mit *Testa kebil* 435, 31 beginnt und mit *Celifal tenar* (> *Celsfar*) 435, 37 schliefst und nirgend sonst so gleiche entsprechung findet (435, 31—37 || 660, 42. 661, 2. 661, 1. 663, 55. 661, 29. 662, 16 u. 20), braucht erst nach abzweigung von *ef hinzugekommen zu sein. da aber die erwähnten ähnlichkeiten zwischen dem ersten einschub und dem Summarium im Oenipontanus zt. widerkehren (St. III 661—63), käme man auch mit e i n e r quelle aus, die dann zwischen beiden fassungen läge und einer vorstufe (S) des Oenipontanus gleichzusetzen wäre.

Es gilt also etwa folgendes stemma:



Demnach haben die überlieferungen b—g und ihr archetypus nur den wert einer parallelhandschrift zu A, die nach B—G

controlliert werden kann, und für die herstellung von *CB ist nur das auch in A—G überlieferte verwendbar.

III. Die versüberschrift in ABCEFG gehört also dem archetypus an. danach überliefert hier Walahfrid Strabus was ihn Hrabanus Maurus gelehrt hat, und zwar noch während ihres beisammenseins in Fulda, dh. zwischen 826 und anfang 829 (Ebert Berichte der Sächs. ges. d. wiss. 1878, s. 102).

Nun wäre es ja möglich, dass Walahfrid hier niederschriften Hrabans festgehalten hätte. in der tat finden wir, allerdings viel später, unser Isidorcapitel zwar nicht durchaus vollständig und mit Isidors Allegorieen vermengt, aber wörtlich wider in Hrabans werke 'De rerum naturis' (VI 1 [Migne, scr. lat. 111, 137—78, s.o. s. 241]). und auch da sind die unteren extremitäten an den schluss gestellt, während sich die eingeweide zt. eine abermalige, wiewol widerum wolverständliche umordnung gefallen lassen müssen. wie denn in seiner schriftstellerei solches umordnen weitaus die hauptleistung seiner selbständigkeit zu sein pflegt: das gilt für die bücher 'De rerum naturis', wo in der 'Praefatio ad Ludovicum regem' die reihenfolge der bücher ausdrücklich begründet wird, das gilt, gegenüber Priscian, auch für seine grammatik, gegenüber Beda für seinen 'Computus', und von seiner 'Institutio clericorum' machte er selbst einen auszug mit umstellung der capitel (vgl. Manitius Geschichte der lat. lit. des ma.s I s. 291 ff).

Aber die beschaffenheit unseres textes verbietet doch wol, an eine abschrift hrabanischer vorlage zu denken.

Zwar dass mancherlei von dem texte Isidors ausgelassen ist, zb. gleich anfangs die schwierigen unterscheidungen im seelischen (*Mens, Memoria, Ratio, Spiritus, Sensus* neben *Anima)*, kann wie in dem späteren werke auf auswahl Hrabans beruhen. auch in der anordnung *Mentum Collum* treffen unsre glossen (433, 10 ff) mit Hraban (Migne 155 f) gegen Isidor *(Mentum, Gurgulio, Rumen, Sublinguium, Collum* § 57 ff) zusammen, und die erklärung 81 f *Dorsum vel Terga: posterior pars corporis a cervice usque renes* hat in der zusammenfassung der beiden lemmata und in *posterior pars corporis* bei Isidor nicht ihresgleichen (sofern wir nicht den gegensatz *Thorax ... anterior pars trunci a collo usque ad stomachum* § 73 heranziehen wollen), wol aber an Hrabans allegorisch erklärendem *Dorsum quidem atque tergum, eo*

quod sunt posteriores partes corporis, aut fugam significant ... 165 D.

Aber sollte Hraban selbst bei der erklärung von *Anima* (2) die entscheidenden worte *sed apertissime falsum* weglassen, die er doch auch in dem späteren werke (139 B) aus Isidor beibehält? auch die erklärung von *Caput* (4) entstellt doch trotz ihres anklanges den sinn der isidorisch-hrabanischen (§ 25, Migne 144 B). das *hec* 83/84 vollends verschiebt den beabsichtigten sinn *Sacra spina est ima perpetuae spinae* (§ 96, Migne 167 A).

Dergleichen wird man nur einem bearbeiter, nicht dem verfasser selbst zuschreiben können, dessen meinung obendrein controlliert werden kann.

Dieser bearbeiter aber benutzte eine mangelhafte schriftliche vorlage: das überflüssige *dicta* der erklärung von *Pulpa* (73) ist rest der begründung *dicta quod palpitet* (§ 81, Migne 162 C), und so dürfte *positi* (116) aus den folgenden worten *posteriora vero vocata* (§ 105, fehlt Migne) herübergenommen sein; zu *artus, quibus colligantur* (75) fehlt das prädicat *(membra) ab artando dicti* (§ 83, Migne 162 D), und der sinn wird so auf den kopf gestellt; vgl. auch 45; hinter *Cartilagines* (77) fehlt *ossa* (§ 88, Migne 164 D); vor *inferior pars pedis* (128) gar das lemma *Solum* (§ 115, Migne 178 A, *calcaneum* gehört zum vorigen); die sinnlose erklärung des sinnlosen *Aquilicus* (99) setzt sich zusammen aus verlesenem *Aqualiculus autem proprie porci est, hinc ad ventrem translatio* (§ 136, fehlt Migne) und *pinguedo cuti adhaerens* (§ 81, Migne 162 C). auch die verschleppung von *Medulla marg* (122) aus der stellung vor *Uertibula* (76) wird sich aus der unordnung einer schriftlichen vorlage erklären.

Viele von den aufgezählten irrtümern gehn augenscheinlich auf abkürzungen und auslassungen zurück. auch in *Male* (22) lässt sich die meinung nur mit hilfe Isidors erraten. in andern fällen ist die kürzung besser gelungen, zb. *Crines* 10 < Is. § 31 Migne 146 C oder *Foemine* 118 < Is. § 106 Migne 175 A.

Ich schliefse aus all diesen fehlern und kürzungen, dass die vorlage nachschrift nicht nach dictat, sondern nach mündlichem vortrag war. und so erklärt sich auch die anderweitige freiheit in umgestaltungen des überlieferten, wie sie etwa in *Aures* (24, Is. § 46, Migne 152 D), auch in vielen leichteren änderungen des wortlauts (21, 43, 115 < Is. §§ 43, 58, 104)

auftritt: dergleichen sticht weit ab von dem sclavischen weiterschreiben jener zeit, wie es ja gerade Hraban übte. weder Isidors noch Hrabans buch kann bei abfassung selbst vorgelegen haben.

Walahfrid böte uns hier also die ausarbeitung eines bei Hraban gehörten collegs (vgl. Goldasts angabe s. 241). dazu hätten wir gute parallelen grade in Fulda. der mönch Erkanbert bittet (spätestens 846) seinen lehrer Rudolf, die nachschrift des bei ihm gehörten Johannescollegs durchzusehen (Stengel Arch. f. urkf. 5, 49: *scripsi autem, ut ab ore vestro accepi, nihil addendo vel minuendo, in quantum me emula non retardavit oblivio*). Walahfrid hat den Genesis- und Leviticuscommentar Hrabans nach dessen vorlesungen verkürzt herausgegeben, und die SGaller hs. 283 des 9 jh.s bringt am schlusse der Genesis, s. 298, die worte: *Huius libri, quam svbiectam cernis explanatiunculam domnus Rhabanus de dictís sanctorum Agustini . . . congregans s u i s d i s c i p u l i s auctoritate t r a d i d i t catholica quorum ego ultimus Strabus ipsam quanta potui breuitate ne penitus memoria laberetur notaui. Humiliter lectorem deposcens. Ut si quid extra lineam rectitudinis in illa positum inuenerit, ne magistro imputet sed meæ paruitatis ignauiæ . . . si quid autem fortassc dignum in eo inuenerit agat deo gratias et oratione profusa m a g i s t r o c u i u s l a b o r e h a e c h a u s i m u s apud dominum perpetuam beatitudinem optare meminerit.* dann folgen verse, die sich völlig den unsern an die seite stellen:

Hunc librvm exposvit Hrabanus ivre sophista.
Strabvs et imposvit friuolus hos titvlos.

auf s. 449: *Sequentis libri. id est leuitici. breuissimam adnotationem ego Strabus tradente domno Hrabano abbate .. quantum tenuitas ingenioli mei permittebat adbreuiare curaui. Ut quia memoriæ tenacitatem in me non cognosco saltim a d p i t t a t i a g l o s u l a r u m r e c u r r e n s. a l i q u a m e o r u m q u æ m i h i t r a d i t a s u n t p a r t e m r e c o g n o s c a m. Sed quia nequaquam hoc a notitia aliorum abscondere ualeo. Obsecro te quicunque legeris si quid in eo secus quam decet dictum inueneris ut non illi qui hoc de pleno sapientiæ fonte hauriens mihi transfundit. sed meæ inertiæ deputare incipias qui potui præ inopia sensus facile deuiare. Studvi tamen iuxta fidem catholicam quantum mihi fidei auctor concedere dignatus est, quæ in me seminata sunt. ad alimentum anime meæ recondere* usw., Hattemer I 315 f (vgl. Steinmeyer IV 664, 30 ff).

die *pittatia glosularum,* auf die Walahfrid zur unterstützung seines gedächtnisses zurückgreift, klingen nahe an an die in einem gedichte Hrabans (PL II 186) von seinem abte Ratger zurückerbetenen *glosae parvique libelli:*

> *Me quia quaecunque docuerunt ore magistri,*
> *Ne vaga mens perdat, cuncta dedi foliis:*

genug commentar zu unserer annahme.

Zugleich aber dürfen wir wol aus den worten des SGall. 283 schliefsen, dass die inhaltlichen abweichungen von Isidor Hraban, nicht Walahfrid zuzuschreiben sind. freilich mag die bescheidenheit übertrieben sein, und bei den kürzungen wird man ohnehin oft zweifeln können, von wem sie herrühren. wenn aber etwa von zwei etymologieen eine ausgesucht wird, wie bei *Cor* (86, Is. § 118, Migne 169 D), so möcht ich das umso mehr Hraban zuschreiben, als er grade in etymologieen selbständigkeit zeigt. was zu *Frons* gesagt wird (14), mag zwar angeregt sein durch Is. 35, Migne 148 B; die ungeheuerliche erklärung von *Oculi* (15) hat an Is. 36, Migne 148 D eine stütze; die ganz neue etymologie von *Lingua* (34) entsteht unter zurücksetzung der beiden gegebenen aus Is. 51, Migne 154 D + Is. 50, Migne 154 C; so auch die erklärung *Cutis* (70) aus *Cutis* + *Pellis* (Is. 78, Migne 161 D), *Clunes vel coxe* (106/7) < Is. 101 (fehlt Migne) + Is. 107, Migne 176 B; die erklärung von *Tali* (123) nimmt aus Is. 111, Migne 177 A (*sub talo calcanei*), indem sie die herleitung beiseite lässt, nur die anregung, Is. XIX 34, 7 heranzuziehen. wie eine schärfere fassung des etymologischen zusammenhangs aber sieht es aus, wenn zu *Crines* (10) aus *discernantur* (Is. 31, Migne 146 C) *discriminantur,* zu *Precisores* (36) aus *prius incidunt* (Is. 52, fehlt Migne) *precidunt* gemacht wird. *Pectus* (69) erhält eine neue erklärung. das plus *(tertius digitus impudicus siue) medius* (62) ligt freilich nahe. es gibt aber schliefslich auch ganz neue einschiebsel: *Anus* und *Extales* (108 und 110 < Is. 105?, das bedeutete zugleich umstellung), *Surė* (121).

Man muss diese selbständigkeiten des lehrers und sprechers einmal hervorkehren, weil die neigung besteht (und durch unsre art des veröffentlichens immer noch verstärkt wird), unsre scharfe scheidung zwischen dem schriftstellern und schreiben oder abschreiben auf jene zeiten zu übertragen und danach geistiges eigentum kaum noch gelten zu lassen. das aber ist zumal im theologischen

ungerecht: da hätte Hraban selbständigkeit für seelenverderb gehalten. (vgl. auch Hauck Kirchengesch. II² 635.)

Immerhin bleibt die gebundenheit ja noch reichlich grofs: etwa *Uultus uero* (13), das sich zwischen den sonstigen entfesselungen des ausdrucks der vorlage so pergamenten erhalten hat, zeigt, dass auch der redner sich eng an das manuscript hielt.

Die eigentliche selbständigkeit Hrabans aber ligt ja weniger in dem bisher besprochenen als im glossieren: das Isidorcapitel, ein kleines glied der mühseligen überleitung antiker (doch wol stoischer) schulweisheit in den deutschen ranzen, jahrzehnte vor 'De rerum naturis' Hrabans Isidorstudien bezeugend, es wird zu einem tragelaphen, indem bald (in auswahl) die alten oder neue etymologieen gegeben werden — für das deutsche gleich zwecklos —, bald nur übersetzungen ins deutsche, bald beides neben- und durcheinander; und zuweilen werden die worte nicht da übersetzt wo sie als lemmata, sondern da wo sie in erklärungen auftreten. so ist *Pulmon* (! CGA) 87, Is. 118 zwischen *Cor* Is. 118 und *Venae* Is. 121 aus *pulmoni(s)* Is. 118, nicht aus *Pulmo* Is. 124 entnommen; *Ascilla* 55 aus dem accusativ *ascillas* Is. 65; das lemma *Lacerti* 54 stammt seiner stellung nach aus *lacertorum* Is. 63, und nur die übersetzung zeigt, dass *lacerti* Is. 117, das aber auch nicht lemma ist, von einfluss war.

Diese verdeutschung ist der eigentliche zweck: was im andern falle von der interpretation erwartet wurde und was Hraban selber gab, die allegorie, zeigt sein werk 'De rerum naturis'. er ist aber auch schwerlich von selbst auf den grundgedanken dieser arbeit verfallen: das widerspruchsvolle ihres wesens wird erklärlich, wenn wir daran denken, dass er die Casseler glossen (Steinmeyer III 9 ff) in seiner bibliothek hatte. die seinigen beginnen wol nicht zufällig wie jene grade mit Is. XI 1, und zwar mit *Homo* § 4, und lassen nicht zufällig auch die unterscheidungen des seelischen beiseite, sodass nur der körperliche mensch beschrieben wird. dann hätten wir Hrabans arbeit auf anregung durch die ausläufer der altbairischen glossographie zurückzuführen, denn die Casseler glossen stammen wie die Exhortatio desselben codex aus Baiern und ihre erste niederschrift reicht hinter den Vocabularius SGalli zurück (Koegel II 502 ff). freilich ist seine arbeit im übrigen selbständig, auch in der besprochenen umstellung, und nur die weglassung des

schlusses (in den Casseler glossen schon von § 131 an) möchte etwa noch von dorther veranlasst sein.

IV. Die sprache erweist sich, soweit das stemma eindeutig entscheidet, durch die *th* in *thunuuengiu, tharma, theoh,* die *b* und *g* in *bilorna, bein, arsbelli, blatra, lebera, nabulo, huuamba, giumo, galla, nagal, mago,* die *t* in *sceitila, sita, scultyrra* als fränkisch und ostfränkisch. die verhärtung vor *r* in *prusti* neben *brauua* und *braton,* darf uns nicht irren (Franck Altfränk. gramm. §§ 77. 88, Kossinna Ueber die ältesten hochfr. sprachdenkmäler s. 48 f), ebenso wenig das rheinfränkisch klingende *nd* in *lendibraton, lendin* (Franck § 89, 3). diese schwankungen liegen wie die übrigen innerhalb der Tatiansprache, mit der unser denkmal denn auch etliche hervorstechende besonderheiten teilt: das *iu* statt *i* in *thunuuengiu* (Einführung in das ahd. § 77, Franck § 134), das *on* statt *ūn* in *hiufilon* (Franck § 148).

Die Tatiansprache aber, auf die wir uns stützen, ist der einzigen SGaller handschrift zu entnehmen, und zu rechter ausnutzung gehört zunächst, dass man endlich die folgerungen aus dem von Sievers s. LXXIVf seiner ausgabe mitgeteilten handschriftenbefunde zieht, denn ohne das stehn unsere sämtlichen datierungen, die sich ja nur auf die sprache und orthographie der schreiber stützen, in der luft: was fast vergessen zu sein scheint. wenn die schreiberhände mit seiten- oder bogenschluss wechseln, so besagt das freilich nur dass sie seiten oder bogenweis arbeiten; wenn die verfasser mit seiten- oder bogenschluss wechseln, so gilt für sie das gleiche, und wenn das noch in der erhaltenen handschrift ersichtlich ist, so hatte die vorlage gleiches format und gleiche anlage; wenn aber beide grenzen an bogenschlüssen zusammenfallen, wie s. 164, 195 und 320 (vgl. Kramp Zs. f. d. phil. 47, 360), so muss doch wol 1) die vorlage noch ungebunden, dh. 2) die kladde des originals gewesen, und, da ein werk nicht vor dem zusammenbinden zum abschreiben versant sein wird, 3) unsere SGaller handschrift in seiner heimat, in Fulda, entstanden, 4) eine, wo nicht die reinschrift sein, und 5) sind vorlage und abschrift auch zeitlich unmittelbar an-, vielleicht sogar ineinander zu rücken.

Man kann sich dann die entstehung der handschrift etwa so denken: die arbeit wurde, wie zuvor bei der übersetzung, in die beiden hälften prolog + c. 1—118 und c. 119—244 zerlegt.

der schreiber α gab in beiden teilen ein muster (1—17, 119—31), danach konnten die fortsetzungen mit großer zeitersparnis gleichzeitig, dort von β und γ, hier von ε und ζ ausgeführt werden. ε ist alsbald wider ausgeschieden, für ein kurzes streckchen durch β ersetzt, dann hat ζ sein stück mit übernommen. zur beschleunigung wären noch von jeder hälfte die beiden schlussbogen besonders in arbeit gegeben, an δ. schließlich gesamtcorrectur durch ζ.

Wie sich die übersetzer- zu den schreibergrenzen verhalten, wird sich ganz wol ermitteln lassen, ist aber für uns zunächst gleichgültig, da wir auch an den schreibern fuldische orthographie haben.

Das ist eine arbeitsart, wie sie aus dem ma. wol bekannt ist. Froumund v. Tegernsee schreibt: *Coepi hunc libellum, sed pueri nostri, quos docui, meo juvamine perscripserunt* (Wattenbach Schriftwesen [3] 444. daselbst noch andres dgl.). *Te collaborante dictavi* schreibt Hraban von seinem 'Liber stac. crucis' an seinen nachfolger Hatto (Kunstmann Hrabanus Maurus s. 169. daselbst auch anweisungen für weitere abschriften; vgl. ferner Schönbach Zs. 40, 106 ff). und in der 'Praefatio ad Lupum monachum et diaconum', die er seinem commentar zu den Paulinischen briefen vorausschickt, heißt es (Migne 111, 1275 A): *in quo [collectario in Epistulas Pauli apostoli] quantum mihi licuit et possibilitas sivit, adjuvantibus etiam consortibus lectionis nostrae, ex sanctorum patrum dictis in unum collegi, quod illi in diversis opusculis suis, prout opportunitas tractatus postulabat, posuere.*

Vielleicht ist auch der letzte schreiber und corrector niemand anders als der Rheinfranke Hraban: von den bei Sievers § 30 aufgezählten 89 rheinfränkischen *d* im anlaut gehören 61 allein ζ an, dazu *gisentidiu* 138, 3 und drei durch correcturen eingeführte *d*. auch Hrabans schüler Otfrid corrigierte schließlich sein werk selbst. über Rudolf als corrector s. 248.

V. Die probe auf unsere fixierung Fulda 826—29 können wir an den Fuldaer urkunden versuchen, können dabei freilich das büchlein Kossinnas nicht als vorarbeit brauchen.

Originale haben wir aus dem zeitraume nicht und abschriften in dem alten, wahrscheinlich unter Hraban etwa 825—28 angelegten cartular (Heydenreich Das älteste Fuldaer cartular etc., Leipzig 1899, s. 35, Stengel Arch. f. urk.-forsch. 7, 8 [7]) nur eine, von der ersten ags. hand: bei Dronke Cod. dipl. Fuld.,

nr 428 von 828, ausgefertigt vom schreiber Theotmar. wir erweitern aber den kreis, indem wir erstens die von Pistorius in den Script. rer. germ. (Frankfurt 1607) nach verlornen teilen des cartulars abgedruckten urkunden desselben schreibers und derselben jahre und zweitens die übrigen von verschiedenen händen des cartulars überlieferten desselben schreibers ohne zeitbeschränkung heranziehen. ebenso verfahren wir bei den beiden andern 826—29 tätigen schreibern Askrich und Hruodolf. die latinisierten namen lassen wir beiseite.

Die überlieferung lässt sich dann durch folgende tafel darstellen (nummern nach Dronke, über die zuteilung an die hände s. Heydenreich s. 32 ff):

Schreiber	1. ags. hand a	2. ags. hand b	3. etwa gleichzeitige karol. min.	4. hände des 10 jh.s	5. Pistorius
Theotmar	478 a. 828				
					465 a. 826 466 a. 826 468 a. 827
		459 a. 825	395 a. 821	455 a. 825	
Askrich					470 a. 826 473 a. 826 474 a. 827
	435^{2} a. 824 464 a. 825		435^{1} a. 824		
Hruodolf					475 a. 827
	277 a. 812 377 a. 818 406^{1} a. 823		406^{2} a. 823 487 a. 834	403 a. 822 534 a. 841	

Die sprache der urkunden Theotmars nimmt sich in den überlieferungen 1—3 und 5 gleich aus: *eo*, weit überwiegendes *ua*, im anlaut: *th* und *g*, *p* neben *b* besonders in *praht*. in 4 dagegen ist mehrmals *eo* durch *io* vertreten, *ua* und anlautendes *p* ist (fuldisch!) beseitigt. die überlieferung des Pistorius ist also besser

als die des 10 jh.s, und wir dürfen annehmen, dass jene übereinstimmungen in den verlornen originalen begründet sind, dass also Theotmar von dem bisher beobachteten sprachtypus abwich. er war vielleicht rheinfränkischer oder noch südlicherer abkunft. von Askrich (der mit Hrabans 'Liber stae. crucis' nach Rom geschickt wurde: vSchlosser Schriftquellen zur gesch. der karol. kunst nr 1064. 1066) haben wir nur wenige rein deutsche namen, die nur in einem *Patger* (für *Ratger?*) bei Pistorius von der fuldischen lautung abweichen, aber mit dem schon in der ältesten überlieferung auftretenden *io* nicht zu unserm *eo* stimmen. erst bei Hruodolf finden wir (wenn wir 110 *groztharm* mit *AB lesen) völlig die sprache unsrer glossen wider, und zwar in sehr schöner (eben fuldischer!) übereinstimmung der verschiedenen überlieferungen. verderbt ist vielleicht *Hrodaman* in 534, da Hruodolf sonst (wie Askrich) nur unter nebenton noch *o* schreibt (*-mot*), und in 403 *Libsuuindae* von einer hand des 10 jh.s.: vgl. *Liobsuuinda* 406 von minuskelhand des 9, dagegen *Leob-* 534 bei Pistorius nach dem cartular. (dass *io* in diesem stamme so viel mehr überwiegt, als etwa in *theot-* — Kosinna s. 33 —, ligt natürlich an dem labial.) einige anlautende *p*, nicht nur vor *r*, teilt Pistorius mit der ältesten insularen hand. danach hätte Hruodolf noch im jahre 841 annähernd wie in seiner jugend geschrieben, was nicht wunderbar, aber für allerlei datierungen sehr bedenkenswert ist: es heifst in nr 534 a. 841 — die urkunde ist von andrer hand als die bei Theotmar ausgeschiedene — noch *Theotrat, Leobman, Glismot [Gunthrammi* und sogar *Otthrudae]* [1].

Somit ergibt sich für uns zwar von hier aus kein beweis für die richtigkeit unsrer datierung, nur für ihre möglichkeit. aber dieser Hruodolf ist niemand anders als der berühmteste schüler Hrabans, der dichter, maler, historiker, lehrer und verwalter 'Rudolf von Fulda', der verfasser der Translatio SAlexandri mit dem stück Tacitus usw., die 'seele' der fuldischen 'kanzlei', wie Stengel ihn in der zusammenstellung seiner leistungen Arch. f. urkundenforschung 5, 43 ff nennt. er schreibt

[1] die urkunde Dr. 565 a. 856, die nach Stengel, Archiv für urkundenforschung 5, 117 ff auch von Hruodolf herrührt, kommt nicht für uns in betracht, weil sie durch Eberhards (12 jh.) hand überliefert ist (über ihn Heydenreich s. 9 ff, Roller EvFulda s. 70 ff). immerhin bietet sie neben dem jungen L*udowico* ein Ch*ochingowe*.

ua. die leitung der schule seit Hrabans regierungsantritt (822), die bald danach anzusetzende fälschung der angeblich ältesten urkunden, die ausführung des cartulars, überhaupt die kräftige entfaltung der schreibtätigkeit in den zwanziger jahren ihm zu. Theotmar wäre sein schüler gewesen (s. 70 [2]).

So verliert auch, wenn nun einmal unsre glossen in Fulda entstanden, ihr zusammenklang mit Rudolfs urkunden alles zufällige, und es könnte nur etwa noch gefragt werden, wieweit Hrabans und Walahfrids sprache sonst dazu stimmen.

VI. Man könnte zunächst die nichtlatinisierten namen der gedichte (MG. Poetae lat. II) heranziehen. sie ergeben für Hraban kaum etwas von unsrem fuldischen abweichendes. etwa dass er wie Askrich schon *Lioba* (lat. aber *Leoba*) neben *Theotfrid* schreibt: wir haben nur das eine *theoh.* oder dass er im jahre 819 den Fuldaer abt *Aeigil* und *Aegil* nennt (s. 163 und 205), trotzdem er in allen erhaltenen urkunden (819—22) *Eigil* heifst. er schreibt *Heistolf* (lat. *Haistulfus*, auch in der urk. Dronke nr 270 a. 812); *Buolo* neben *Buchonia* und lat. *Otgarius* und *Vodalhohi*; *Baturih, Fridurih, Regan, Thuring, Gertrud.* fortgeschrittene orthographie zeigt *Holzkiricha* XLIX, aber es steht in der überschrift; Dronke 323 a. 816 und 391 a. 820 haben noch *Holzchircha* und *Holzchyricha.* seine etymologischen namenspielereien ergeben nichts, wenn man nicht aus XI 41 f

Sicque tui iure censeris nominis auctor,
Si Baturih pateas ore monendo tuos

(fälschlich) auf *Patorih* schliefsen will und aus *Fridurih ulciscere pactum* (XVII 23 und 42) auf kürze des zweiten *i.* (vgl. noch: *fluvius Regan labitur arva rigans* XI 4.) etwas rheinfränkisch klingendes wie unser *lendin* find ich nicht.

Walahfrid hat seine spielereien übernommen. dem Altger widmet er gedicht XVI als *veteri sagittae* (vgl. Hraban XXIII 7), in der überschrift 'De imagine Tetrici' steckt natürlich ein abfälliges etymologisieren, und auch er stellt gern deutsche namensformen in lateinische gedichte, wenn er auch so hübsche stücke wie Hrabans nr XCV nicht zustande bringt. unter seinen namen findet sich in der tat einiges abweichende. aber gleich die am sichersten, nämlich durch akrostichon, unmittelbar neben einander überlieferten *Odalrih* und *Ruadrih* (s. 317 in der 'Visio Wettini' von 824) lehren, wie unsicher der boden ist: die namensform

richtet sich offenbar nach dem träger. aber auch bei demselben träger wird gewechselt: in gedicht LXIX stehn *Einmuot* und das lat. *Einmuato* gegeneinander, und unter den 'Tituli Augienses', V. IV, folgt noch ein *Odilleoz*. (vgl. lat. *Ruadbernum* und *Rodberne* s. 388.) *Degan* (s. 351/52) gehört wie *Theganmar* (s. 331) ebenfalls der jugendzeit an: *d* deutsche, *th* lat. orthographie und nicht fuldische lautgebung; *Paldman* 410 und *Pollachar* 346 liefsen sich nur in älterer zeit leicht als fuldisch verstehen (*Perahtrih, Puuuo* noch bei Rudolf 377 a. 818); *Hebonem* (s. 350) klingt ganz fuldisch, wie ua. *Altger*, *Geba, Gerhoh, Heito*, *Hildigrim*, sicher alemannisches nur in vorfuldischer zeit.

Weniger misslich wären vielleicht schlüsse aus dem bekannten 7 capitel des 'Libellus de exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum' (ed. Knoepfler s. 18 ff), wo W. nach einer unterwürfigen entschuldigung wegen der *barbaries theotisca* so verständig über lehnworte und dann auch über die reste des gotischen spricht. nun erwecken ja freilich die umgestaltungen in *kyrica* und *papo* (nach *kyrios* und *papa*), vielleicht auch in *fenestra*, die lesarten *moter* = *mater*, *todo*, *toda* = *patrinus*, *-a* keine hoffnungen, alles übrige aber ist gut deutsch: neben (*lectar*,) *atta, amma*, *heroro*, *mano,* die neutral sind, könnte man *genez* < *gynaeceum, scamel, chelih, phater* (vgl. *phuoz* 125) gut als fuldisch auffassen; *manoth* wäre alemannisch damals vollends nicht denkbar: das büchlein ist zwischen 840 und 42 geschrieben. also hätte Walahfrid fuldisches beibehalten?

Die beste vergleichsmöglichkeit aber scheinen die verse zu eröffnen, die im SGall. 283 am schlusse des Leviticus-commentars (s. 684) stehn (Hattemer I 316, PL. II 417):

> *Accipe nunc demum scripturam, care magister,*
> *Ex alio ceptam, sed de me forte peractam,*
> *Accipe litterulas deformi scemate factas,*
> *Sitque labor gratus, quem fert devota voluntas.*

dass diese Walahfridverse sich nicht auf den text, sondern auf die schrift beziehen, scheint klar, dann wäre aber auch die folgerung des alten Pius Kolb nicht zu umgehn, dass hier eigenhändiges von Walahfrid vorligt, und es enthält deutsche glossen! indessen beruhen die vogelnamen St. XL auf ags. vorlage (von Kralik GGA. 1914, 129 ff), müssen also hier aufser betracht bleiben, wiewol man in der wunderbaren etymologisierung (*earn*-

geap >) *eringreoz* > *arangroz* (*aquila maior*) seinen Walahfrid zu erkennen glaubt[1]. desgleichen lassen wir nr XXVII als übergeschrieben beiseite. dagegen ergibt nr LIV (aufser *Vatilla scernscuble*, das als *s[cottice]* bezeichnet ist,) mit übergeschriebenem *f[rancice]*: *Paxillum chil, Acinum einberi, Vlulantibus tubis iuppezenten trumbon, Operculum lith, Stabulum stal, Passus claftera*, und nr LXV (mit übergeschriebenem *t[heotisce]*): *Bubalum uuisunt, Tragelaphus helaho, Rubigine scimbal, Secundarum halana, Classibus sceffertim*, wobei die buchstäbliche übereinstimmung zwei weiterer handschriften — s. St. IV 259 — das günstigste vorurteil für diese überlieferung zu rechtfertigen scheint. nichtalemannisch wäre an diesen worten *th* in *lith, c* in *claftera*, dem fuldischen würde nichts widersprechen, *uuisunt*, h*elaho, scimbal, scef-* würden gut passen, mit *-fertim* wären Theotmars *Stetim* und *Feldum* bei Dronke nr 395 a. 821 zu vergleichen. *lith* und *manoth* stützen sich vielleicht gegenseitig, aber sie wären auch in Fulda zu Walahfrids zeit nicht mehr möglich gewesen, und sie können zeigen, wie seine geschriebene sprache von schriftlichen zusammenhängen abhängig war: er hat Einharts Vita Karoli neu herausgegeben (Manitius s. 643; sie war auf der Reichenau schon 821 vorhanden: Lehmann Mal. bibliothekskataloge I 242 f. 248), und ihre deutschen monatsnamen folgen in G, sei es als Walahfrids, sei es als Goldasts excerpt, unmittelbar auf unsre glossen: sie haben noch alle das *th* im auslaut. es geht aber in der SGaller überlieferung (der hss. 397 und 915, Piper Zs. f. d. phil. 13, 453 f) weiterhin auf Bedas englische monatsnamen zurück, die in nr 248. 250. 251, 9–11 jh.s, erhalten sind und zt. an stelle des fremden *monath* das deutsche *manoth* treten lassen; *manoht* neben seltnerem *manoth* in 397 und 915 zeigt den unverstand der überlieferung.

So erklärt sich nun auch ohne zwang, dass der Alemanne zu seinen glossen das *francice* setzt, das sonst eigentlich nur in

[1] die (neben den mit *s[cottice]*) mit *f[rancice]* bezeichneten glossen sind *Mergulus tuheri, Cignus suuan, Herodio falc*^{h}*o, Caradrion lericha, Upupa uuito (< uuitu) hoffa, Uespertilio fledare mustra, Migale haramo, Stelio mol*: nichtalemannisch scheint *tuheri*, nichtfuldisch *uuitohoffa* mit *ff* für *pf*, falls wir das wort zu 'hüpfen' stellen (Suolahti Die deutschen vogelnamen s. 12 f). jedenfalls würde diese überlieferung noch den vorzug verdienen vor der bei Steinmeyer IV 255[1] aus dem druck des Colvenerius erschlossenen.

seiner Fuldaer umgebung berechtigung hatte. denn die von Dove Münch. S.-B. 1893, 208 f und Kauffmann Zs. f. d. phil. 46, 391 [1] beigebrachten belege beweisen nicht, dass *frenkisc* oder *francice* das al. deutsch habe bezeichnen können — vgl. auch Braune Beitr. 43, 438 ff —; wol aber sehen wir hier, dass es auf dem wege dazu ist. dass es gerade in SGaller hss. widerkehrt (in nr 9. 283. 296. 299, auch in dem auf SGaller überlieferung zurückgehnden Vindob. 1761) braucht daran nicht irre zu machen. denn von den glossen zu Orosius (St. DCCXL[a]) und zur Genesis (St. VI), die unsre hs. A mit den SGallenses 299 und 296 gemeinsam hat, sind die ersteren bereits von Wesle (s. 140 ff) der sprache nach in Fulda, und zwar wenig vor T angesetzt: formen wie *gi^{h}uuedara* II 357, 33, *feor* 356, 20, 358, 41 sind in T verschwunden, sie stimmen aber zu unsern Isidorglossen, wie auch *clep* 357, 8 (*eleb* 358, 21), *rocchen* oder *rochen* 357, 29 und 40, *uuercho* (oder *uuerto*) 356, 6 (357, 25). das widerstrebende *p* in *steopfater* 357, 38 erklärt sich, sobald man aus Steinmeyers nr DCCXXXIX entnimmt, dass auch diesen glossen angelsächsische vorausliegen: es ist eine schlechte verdeutschung wie *arangroz*. die Genesisglossen in A führen mit *muas* I 302, 19, mit dem dativ *chualinu* 302, 14, auch mit dem übergeschriebenen *uardamfunga* 302, 7 auf eine alemannische, mit den übergeschriebenen ·*f*· auf eine SGaller vorlage. die SGaller hs. hat *muos, huoh* und fränkische verschiebungsstufe *b g t*. (wenn *derle* 302, 11 aus d*eile* hervorgegangen ist, sind die *d* von Kb zu vergleichen.) dazu käme, durch verwante überlieferung (299, 19) bezeugt, *thera* (*dera* A 302, 14) und als altertümlichkeiten *hruom* 302, 30 (mit *h* trotz *uo*), ch*u(oli)* 302, 14, *uuer*ch 302, 25: alles dinge, die wie h*erdfiur* 302, 32, h*untor(n)* 15 gut zu unsern fuldischen glossen stimmen würden.

Unwahrscheinlich ist es ja wol nicht, dass, wer Leviticus, Numeri und Deuteronomium glossiert, auch die Genesis nicht ungeschoren lässt, zumal wenn er verfasser der 'Glossa ordinaria', des gesamtbibelcommentars, ist und auch sonst deutsch glossiert hat. dass aber Walahfrid zu Orosius in beziehung stand, ergibt sich daraus, dass er stücke des textes in seine bearbeitung der Vita StiGalli übernahm (Manitius s. 312).

Indessen wenn auch diese ·*f*· nicht alle Walahfrid zugehören sollten, das bleibt nach dem vorigen doch bestehn, dass er sich

nach seiner alem. jugendzeit schriftlich der fuldischen sprache bedient und dass die ·*f*· bezeichnend sind für ihre verbreitung nach SGallen: die kanzlei Hrabans oder Rudolfs bewährt eine schriftsprachliche kraft, wie denn ohnehin das dialectwidrige *pf* von Fulda die spracheinigung der dort versammelten als etwas künstliches erscheinen lässt (vgl. auch Wrede Zs. 36, 135 ff).

Dass Hraban und Walahfrid im rahmen des fuldischen eignes bewahrt haben, soll damit nicht geleugnet sein. unter den schreibern des T stehen W. γ und δ, die am meisten alemannischen, auch am nächsten. sie haben noch *eo*, einige inlautende *ch* = *k* und *kk*, γ insbesondere noch *au*, *pr* < *br*, auslassung von *h* zwischen vocalen und vielleicht sogar *oa* (Sievers § 70); bei δ aber findet unser *hufphi* in *ofphano* 104, 3, *lendin* in *uuande* 104, 2 eine parallele. dgl. mag zt. auf der gemeinsamen al. herkunft beruhen. über Hraban und das rheinfränk. bei ζ s. s. 252.

Aufserdem war es vielleicht gut, dass sich so Hraban wie Walahfrid noch einmal in ihren etymologischen und andern liebhabereien gezeigt haben — auch Hrabans schriftchen 'De inventione linguarum' mit den halb spielerischen buchstabenzeichen und den nachrichten über die runen und ihre anwendung wäre noch in diesem zusammenhange zu nennen[1] —, indem so nach dem historischen auch der persönliche zusammenhang unsrer glossen klar wird: ein höchst reizbares und bewegliches sprachcentrum ist die grundlage er philologischen wie der dichterischen leistung, die eine erklärt die andre, in beiden leitet der anklang.

VII. Wir entnehmen nun aus dem vorigen die berechtigung, unsern text in anlehnung an die fuldische überlieferung festzusetzen, die fränkische lesart vor der nichtfr. zu bevorzugen, soweit das stemma erlaubt. wir schreiben mit CG *oa*ch*asa* 55, *hu*fph*i* 106, ph*uoz* 125, weil wir *brehchanne, ofphano* bei Tδ finden. bei h*innuouili* 85 und h*uamba* 96 stützen wir uns nicht mehr nur auf den bei ahd. glossen natürlich mislichen analogie-

[1] Manitius s. 92, bei Goldast auf die monats- und windnamen folgend und in seiner einleitung mit den glossen zusammengefasst. Hraban spricht über den gegenstand auch in seiner schrift De inst. cler. III 16, indem er die vorlage, Augustin, verlässt. Hr. über eine geheimschrift, in der die vocale durch eine gewisse anzahl von puncten dargestellt werden: WGrimm Deutsche runen s. 113.

schluss (h*elina* 51), sondern auf die bei T (Sievers § 24) und in den Fuldaer urkunden (Kossinna s. 58) häufigen prothetischen *h*. das *y* in *scultyrra* 50 scheint mir ein wenig durch die in *Styrmi*, Stengel nach Pistorius nr 39, 51 und 56, *Martyni* ebda 24 gehalten, desgl. durch die *y* des in Fulda geschulten Otfrid; vgl. auch *gispyoni*, *elimyosun* Fuld.B[C], Kögel Anz. XIX 239, *chyricha* oben s. 255, Franck s. 11 f.

Wir schreiben oa*hchasa*, weil *oa* < *ō* in den Fuldaer urkunden von 824—26 noch dreimal durch *Uuoatan* bezeugt ist (in unserm falle wird *oa* nicht nur durch *a*, sondern durch *h* + *a* gestützt). wir schreiben mit G *huruuua* 40, weil T𝔷 *muruuui* schreibt; vgl. auch *baluuue* Tβ und Reutercrona Svarabhakti . . . im altdeutschen s. 1 ff. wir setzen in *braton* 102, *hodon* 115, *uuadon* 121 nicht mehr allein wegen *b(r)acchon* *CB 22 die fränkische endung *-on* mit *CG gegen *AB, sondern auch weil ein *un* > *on* unsre lesarten unverständlich machte. wir bevorzugen aus demselben grunde *ribbi* 78 und selbst das unverständliche *ancli* 123 vor *rippi* und *ancla* > *anchala*, *anchila* etc. von *AB. auch *uo* in *hinn*uo*uili* *CG 85 kann nicht im 10 jh. in SGallen entstanden sein (vgl. *ph*uo*z* 125). umgekehrt schreib ich *groz* 110, *marg* 122, *tharm* 110, *theoh* 117 mit *AB gegenüber *croz*, *marc*, *darm*, *deoh* *CG.

VIII. Aber wir sind nach alledem erst beim archetypus *CB: er war nicht mit Walahfrids niederschrift identisch. fehler wie *ulne* 52, *aceraice* 84, *Cora* 86, *degerit* 97, *.i.subtalares* 124, vielleicht auch *Pumen* 44 können wir dem gewanten Lateiner nicht gut zutrauen, und so auch nicht das unsinnige *bracchon* 22, das an *braccho* *db 435, (22 und) 38 eine merkwürdige parallele hat und ebenso zäh erhalten blieb wie die abkürzung *(h)uuāba* 96. ich vermute, dass die falschen *r* aus übergeschriebenen *f* entstanden sind, die ja öfters im laufe der überlieferung in die worte hinabrutschten (vgl. *Colo .i. rofchen* II 357, 40), wie auch die *.s.* als blofse häkchen erscheinen (vgl. *Uitricum steǔf feder* II 356, 14 und *ste*[f]*opfater* II 357, 38), und die uns sonst nur F erhalten hat. dass *r* für *f* geschrieben werde, kann man freilich in karolingischer minuskel kaum annehmen, umso leichter aber bei den langen, den *f* stark ähnelnden *r* der insularen schrift (s. tafel II, z. 7 und 21 bei Heydenreich). dass die vorlage ganz insular geschrieben gewesen sei, ist damit nicht behauptet: die denkmäler der Fuldaer schreib-

schule zeigen insulare und minuskelschrift in allerlei mischungsstufen (vgl. zb. Pongs Das Hildebrandslied s. 196 ff), und das Hildebrandslied zeigt gerade reste der alten *r* und *f* neben den neuen. dann wäre nicht nur Walahfrids und das sgallische *.f.* aus Fulda hergeleitet, sondern es ergäbe sich auch noch eine leidliche bestätigung unsrer interpretation und datierung Fulda 826—29.

Dass schon das original fehler hatte, ist unter III ausgeführt. was *aqualiculus* ist (99), hat bereits Walahfrid nicht gewust, das wort ist erst in e und F oder auf einer vorstufe gefunden. vielleicht gehn auch die falschen wortzusammenziehungen wie *giscoranfahs* 8 und *ungiscoranfahs* 9 (vgl. 6) so weit zurück.

Die weitere geschichte des textes aber hat sich, möcht ich glauben, zumeist in SGallen abgespielt. die schwierigkeit der unterscheidung von *iu* und *ui* (*in*), die Hattemer Denkmahle I 222 f vor den SGallenses 70. 292. 295. 1395 und besonders 9 und 299 empfindet, spiegelt sich auch in den lesarten von CG und Steinmeyer: *thunuuengiu* oder *-in* 11, *chuni* 119. aber auch in D (*thuuuengui* 11). und *nuilla* 5 scheint mir ganz sanctgallisch: zu den beispielen, die Hattemer aus den hss. 9 und 299 beibringt (*puilla!*), kommt aus 911 (8 jh.) *chuinftic* und aus dem Georgsliede (vgl. Beitr. 39, 106) *muillen*. *CG, c und d liegen noch jetzt in SGallen, A wies durch seine Genesis- und Orosiusglossen und seine *.f.* nach dort, F wenigstens durch die *.f.*, man wird also auch die sie verbindenden zwischenhss., insbesondre *AB gern da localisieren. diese frühe wanderung entspräche der der Tatianhandschrift. auch b bleibt auf alem. gebiete, erst ABfg führen nach SEmmeram und Innsbruck, EFbe ins ausland, keine nach Franken.

Eine bestätigung dieser ansicht — ein fränk. original in obd. überlieferung — und somit unsrer fr. textherstellung ligt darin, dass weder unser stemma noch irgend eine von den lesarten widerspricht oder rückentwicklung anzunehmen zwingt, wenn wir die obd. aus den fr. hervorgehn lassen (*Vuadon* e < *uuadun* *Ab < *uuadon* *CB 121 muss modernisierung sein), und dass die orthographischen und lautlichen modernisierungen sich dann ganz parallel entwickeln. die f. beweistafel enthält nur die irgend in betracht kommenden lesarten; sie ordnen sich zt. von

selbst in verwantschaftsgruppen von überzeugender einheitlichkeit der tendenz (zb. *-on* > *un* in *Ab, *b* > *p* in B). die zuteilung macht nur auf etliche wahrscheinlichkeit anspruch: es können glieder verloren sein, die nicht reconstruierbar sind, und zb. modernisierungen oder mundartliche änderungen mehrfach unabhängig entstehn usw.

*CG ändert orthographisch in *scheitila* 5, *loccha* 7, *-lo*ch 108 (c hat, wie in *-tharm* 110, allein das altertümliche erhalten, allerdings verhüllt und unter die gerätenamen gestellt; vgl. *theo*h 117), lautlich in *croz-* 110, *marc* 122, -d*arm* 110, d*eoh* 117, *hail* 6 (Henning Q.-F. 3, 143).

C verkennt die vorlage in *chuni* 119, *brac chon* 22, *uuei sunt* 42, *oah chasa* 55, *hīnuo vili* 85, modernisiert in *achsala* 80 und vereinfacht in *huruua* 40 und *huphi* 106.

G (vielmehr der drucker) hat fahrlässige modernisierungen an *gis*ch*oran* 8 u. 9, vv*indbrauua* 20, w*eisunt* 42, vv*adon* 121, *mil*tz*i* 91.

Zu D *Thunuuengui* 11 s. s. 261.

*AB bessert die orthographie in *uuāba* 96, *huffi* 106, f*uoz* 125, modernisiert in o*ug-* 18, ändert die mundart in *rippi* 78, *lenti-* 102 (neben *lendin* 103) *-bratun* 102 (*anda* 123).

*Ab ändert die orthographie in *nuila* 5 (unverstanden, ebenso wol *querechela* 43), modernisiert in r*acho* 45, ändert mundartlich in *huriuua* 40, *uuint-* 20, *hodun* 115, *uuadun* 121, *thunuuengi* 11.

In A orthographisch: *zeni* 38, also wol auch 35, *quuere-* 43, *hassala* 80; lautlich: o*chasa* 55, *innovili* 85, *tharama* 94, *-darā* 110, *ge-* 8 und 9, *sculterra* 50, *dunuuenge* 11, *anchala* 123, -d*arā* 110.

*db: *bilarna* 39, e*ncla* 123.

d: p*ilarna* 39.

*bS: e*lina* 51, uo*hsana* 55, *hiufilun* 21, *an*ch*ila* 123.

b: *niula* 5, k*inni* 46, *locca* 7, *hohil* 6, *m*'*usi* 54, æ*nchila* 123, v̊chs*ina* 55, d*arama* 94 und 110, *kiscorin* 8 und 9, p*ilarna* 39, -p*raa* und p*raon* 20 und 22, k*iscorin* 8 und 9, *naso* 26.

*ef: *guomo* 40.

e: -z*eni* 38, *Uue'sant* 42, *sceitela* 5, *Vuadon* 121, -pr*atun* 102, d*arm* 94 und 110.

*cf: p*ilarna* 39.

c: *tharam* 94 und 110, c*roz-* 110.

f wendet die glossen ganz ins mhd.; mundartlich kennzeichnend sind *hevfel* 21, p*iler* 39, t*uni uuang* 11.

(*FB hatte nach ausweis der lesarten noch *bilorna* 39, *bracho* 45, *grozharm* 110, was aber ebensowol aus conservativer art wie aus höherem alter erklärlich ist.)

F: vo*chasa* 55, *weisanda* 42, *milce* 91, k*inneceni* 38, -d*arm* 110.

B: *huifilon* 21, *scultirun* 50, u*ahs* 8, *inuueli* 85, di*h* 117, *guomo* 40, *bilarna* 39, *uueisont* 42, *anachla* 123, uochs*ina* 55, (*lungina* 87,) *giscorinis* 8 und 9, -*pra* 19, -*pratun* 102, -*pelli* 109, *lenti* 103, *ouc*- 18. *marc* 122, d*arm* 94 und 110, t*uniuuenga* 11, -*lo*ch 108, *hail* 6.

Demnach hat *CG die wenigsten fehler. freilich weist die kurze controlle durch D gleich drei nach und wahrscheinlich überschätzen wir in dem gröfseren reste diesen text, aber wir können im einzelfalle nicht ausweichen. die fehler von C, namentlich *chuni* 119, und die falschen worttrennungen zeigen die verständnislosigkeit oder treue des schreibers in widergabe des äufseren der vorlage, und in G haben wir einen nur durch etliche setzerwillkürlichkeiten entstellten philologischen abdruck: unser text hat sich auf *CG zu stützen.

IX. Text.

Vorbemerkungen. dem texte der glossen und ihrer lemmata ligt aufser den freundlichst von Steinmeyer zur verfügung gestellten abschriften von AgF sein Abdruck Ahd. gll. III 432 ff und IV 356 zu grunde. für das übrige latein sind mit Goldasts texte und C in dem gekürzten abdrucke Dronkes nur die besagten abschriften, Duvaus druck von e, Mém. de la soc. ling. VI 365 f (mit einer collation von Steinmeyer) und Pipers druck von c, Zs. f. d ph. 13, 448 f, verglichen. beigefügt ist, soweit er zur erklärung dient, der wortlaut Isidors, nach der ausgabe von Lindsay, Oxford o. j. eigne interpunction.

Der erste apparat gilt den lateinischen worten. er enthält 1) zu dem bei Steinmeyer gedruckten die sämtlichen abweichungen (wobei sich aus dem zweiten apparat ergibt, welche hss. jeweils in betracht kommen), 2) zu dem übrigen lat. texte nur die lesarten von GA und nach bedürfnis und möglichkeit von CgecF: hier darf also nicht ex silentio geschlossen werden. abkürzungen und falsche worttrennungen, abweichungen in majuskeln und u/v-schreibung sind in der regel nicht berücksichtigt; majuskeln für die lemmata, *e* für *ae æ ę e*.

Die lesarten zu den deutschen worten, im zweiten apparat, sollen die bekannte überlieferung erschöpfen.

In beiden steht aber natürlich nur was nach dem stemma

im archetypus gestanden haben kann, dh. die worte erster hand, die nicht nur durch b—f bezeugt sind. in eckigen klammern die lesarten der zusätze von *db und *bS. auch umstellungen sind nur aus A—G (D) verzeichnet. denn es handelt sich um herstellung von Walahfrids reinschrift, nicht um die geschichte des textes und die herrichtung der einzelnen überlieferungen zum gebrauche der grammatik. damit aber die entwicklung wenigstens des alten wortbestandes rasch überschaut werden könne, hab ich die lesarten nach den quellen in drei durch commata getrennten gruppen so geordnet: CGD, AEdbgecf, FB; wobei sich die zweite gruppe von selbst nach den grofsen und kleinen buchstaben bedeutsam zerlegt. ein paar geringfügige wortwiderholungen müssen dann in kauf genommen werden.

EvSteinmeyer meinen dank für seine bereite hilfe! vielmehr eigentlich schon für die grofsartige grundlage solcher arbeiten, die 'Ahd. glossen'.

Isidori Etymologiarum l. XI cap. I: De homine et partibus eius.		Sic homo consistit, sic corporis illius artus Expositos Mauro Strabus monstrante tenebo.
§ 4. Homo dictus, quia ex humo est factus.	1	Homo ab humo dictus est.
§ 7. Anima autem a gentilibus nomen accepit eo, quod ventus sit. Unde et Graece ventus ἄνεμος dicitur, quod ore trahentes aerem vivere videamur: sed apertissime falsum est.	2	Anima a uentis nomen traxit, unde et Grece ἄνεμος uentus dicitur, quod ore trahit aerem homo.
§ 14. Corpus dictum eo quod corruptum perit.	3	Corpus a corruptione dicitur.
§ 25. Prima pars corporis caput; datumque illi hoc nomen eo, quod sensus omnes et nervi inde initium capiant atque ex eo omnis vigendi causa oriatur.	4	Caput a capiendo eo, quod omnes sensus corporis capiat et quod prima pars corporis sit.
§ 26. Vertex est ea pars, qua capilli capitis colliguntur et in qua caesaries vertitur.	5	Steinmeyer III 432, 5 Uertex *sceitila, nuilla.*

Überschrift: artis A. De membris dc Nomina menbrorum univscuivsque hominis b.— 2 et] CG fehlt Ag, F.— 5, St. 432,5 Uertex] Aporia e, vgl. St. 435[9].
5, St. 432, 5 *sceitila.* Ab *Sceitila.* D] *scheitila* C, *scheitila*, G, *sceitela* e, *scetila* B. — *nuilla* CG *Nuilla* D] *nuila* A *niula* b.

§ 27. Obcipitium capitis pars posterior.	6	432, 8 Occipitium *hahil, ancha.*
§ 28. Capilli vocati quasi capitis pili.	7	432, 10 Capilli, *locha, fahs.*
§ 29. Caesaries a caedendo vocata.	8	432, 12 Cesaries *giscoran fahs.*
§ 30. Comae sunt proprie non caesi capilli.	9	432, 14 Come *ungiscoran fahs.*
§ 31. Crines proprie mulierum sunt. Dictae autem crines eo, quod vittis discernantur. Unde et discriminalia dicuntur, a quibus divisae religantur.	10	Crines proprie mulierum dicuntur eo, quod uittis discriminantur.
§ 32. Tempora sunt, quae calvariae dextra laevaque subiacent.	11	432, 17 Tempora *thunuuengiu.*
§ 33. Facies dicta ab effigie. Ibi est enim tota figura hominis et uniuscuiusque personae cognitio.	12	Facies dicta ab effigie. Ibi est enim tota figura hominis et uniuscuiusque persone agnitio.
§ 34. Vultus vero dictus eo, quod per eum animi voluntas ostenditur.	13	Uultus uero dictus eo, quod per eum uoluntas animi ostenditur.
§ 35. Frons ab oculorum foraminibus nominata est. Haec imago quaedam animi mentis motum specie sua exprimit.	14	432, 20 Frons, *endi,* a foraminibus oculorum dicitur frontispicium.
§ 36. Oculi autem idem et lumina. Et dicta lumina, quod ex eis lumen manat, vel quod ex initio sui clausam teneant lucem.	15	Oculi dicti quasi ocior lux, quod cito lucem capiant.

6 432, 8 nach 11 D, Occipium Abg, Occiput f. — 7 432, 10 Capilli < Capillo D, nach 9. — 9 432, 14 nach 6 D, Coma A Cora b Come nutrite c. — 11 432, 17 Timpora bf, B. — 12 effigiei G. — 13 eum] CG illum A, F. — 14 432, 20 frontis spicium A. — 15 otior A.

6 432, 8 *hahil. ancha* A *hahil. Ancha* nach 11 D] *hail ancha* CG, *hohilancha* b *hohlancha* g *hehel* f, *hail ancha* B. — 7 432, 10 *locha. fahs* A *lochafahs* nach 9 D] *loccha fahs* CG *locca. fahs* b, *locha* B. — 8 433, 12 *giscoran fahs*] *giscoranfahs* CD *gischoranfahs* G, *gescoranfahs* A *kiscorin fahs* b, *giscorinisuahs* B. — 9 432, 14 *ungiscoran fahs*] *vngiscorñ fahs* C *vngischoranfahs* G *Ungiscoranfahs* D nach 6, *unge scoran fahs* A *vnkiscorinfahs* b *ungiscoran* c, *ungiscorinis* B. — 11 432, 17 *thunuuengiu* G] *thunuuengiu* oder *-in* C *Thuuuengui* D, *dun uuenge* A *dunuvengi* d *thonewengi* b *thunuuengi* c *tuniwang* f, *tuniuuenga* B. — 14 432, 20 *endi* CG, Ab.

§ 37. Pupilla est medius punctus oculi.	16 432, 21 Pupilla, *seha,* medius punctus oculi.
§ 38. Circulus vero, quo a pupilla albae partes oculi separantur discreta nigredine, corona dicitur.	17 Circulus uero, quo a pupilla albe partes oculi separantur discreta nigredine, corona dicitur.
§ 39. Palpebrae sunt sinus oculorum a palpitatione dictae, quia semper moventur.	18 432, 22 Palpebre sunt sinus oculorum a palpitatione dicte: *augbrauua.*
§ 42. Cilia sunt tegmina, quibus operiuntur oculi, et dicta cilia, quod celent oculos tegantque tuta custodia.	19 Cilia, id est tegmina, quibus operiuntur oculi, et dicta cilia eo, quod celent oculos.
Supercilia dicta, quia superposita sunt ciliis.	20 432, 29 Supercilia, id est *uuindbrauua.*
§ 43. Genae sunt inferiores oculorum partes, unde barbae inchoant.	21 432, 31 Gene, inferiores partes oculorum, *hiufilon.*
§ 44. Malae sunt eminentes sub oculis partes ad protectionem eorum suppositae.	22/23 432, 34 Male, id est *bacchon,* sic et
§ 45. Maxillae per diminutionem a malis.	maxille inde diminutiue dicuntur.
§ 46. Aurium inditum nomen a vocibus auriendis, unde et Vergilius: Vocemque his auribus ausit.	24 Aures ab hauriendo dicte sunt, quia uocem hauriunt.
§ 46. Pinnula summa pars auris.	25 Pinnula summa pars auris.
§ 47. Nares ...	26/30 432, 36 Nares *nasa.*
§ 48. Narium recta pars, propter quod aequaliter sit in longitudine et rotunditate porrecta, columna vocatur;	Narium recta pars columna uocatur.
extremitas eius pirula a formula pomi piri; quae vero dextra laevaque sunt, pinnu-	Extremitas eius pirula vocatur a forma pomi piri, que uero dextra leuaque sunt, pinnule dicuntur,

17 a fehlt A. — 18 432, 22 palpatione CG. — 19 cooperiuntur A. — cilia eo A fehlt CG. — 20 432, 29 id est] fehlt e. — 22 432, 34 id est fehlt B. — 23 diminutiuę A. — 24 quia] CG quod A. — uoces A. — 26 432, 36 Nasvs ł nares b. — 27 pomopiri A.

16 432, 21 *seha* CG, Ae, B] *seha* und übergeschrieben *apphol* b. — 18 432, 22 *augbrauua* CG] *ougbraa* A *ougiraha* b *ougbra* e *oucpra* B. — 20 432, 29 *uuindbrauua* C] *vvindbrauua* G, *uuintbrauua* A *wintpraa* [und übergeschrieben *obirbrawa*] b *vuintbra* e. — 21 432, 31 *hiufilon* CG, A] *hiuffilun* b *hufolun* e *hiufilun* c *hevfel* f, *huifilon* B. — 22 432, 34 *bacchon*] *brac chon* C *bracchon* G, *braon* A *praon* b, *braccon* B. — 26 432, 36 *nasa* CG, A, B] *nasum* E, *naso* b.

lae, ab alarum similitudine; medium autem interfinium.	medium autem interfinium dicitur.
§ 49. Os dictum, quod per ipsum quasi per ostium et cibos intus mittimus et sputum foris proicimus; vel quia inde ingrediuntur cibi, inde egrediuntur sermones.	31 432, 37 Os, id est *mund,* quasi ostium dicitur, quia ibi ingrediuntur cibi, egrediuntur sermones.
§ 50. Labia a lambendo nominata ... Alii virorum labra, mulierum labia dicunt.	32/33 Labra virorum dicuntur, labia mulierum.
§ 51. Linguae a ligando cibo putat Varro nomen impositum. Alii, quod per articulatos sonos verba ligat.	34 Lingua a lingendo, sicut labia a lambendo dicuntur.
§ 52. Dentes ... Horum primi praecisores dicuntur, quia omne, quod accipitur, ipsi prius incidunt. Sequentes canini vocantur ... Et dicti canini, quia ad similitudinem caninorum existunt, et canis ex ipsis ossa frangit, sicut et homo; ut, quod non possunt priores praecidere, illis tradunt, ut confrangant ...	35/38 432, 39/40 Dentes *ceni,* quorum primi precisores dicuntur, quia precidunt cibos. Sequentes canini uocantur, quia, sicut canes cum eis ossa confringunt, ita et homo, que non possunt priores precidere, illis tradit, ut confringant.
Ultimi sunt molares, qui concisa a prioribus atque confracta subigunt et molent atque inmassant.	Ultimi sunt molares, *chinniceni.*
§ 53. Dentium autem numerum discernit qualitas sexus. Nam in viris plures, in feminis pauciores existunt.	Dentium numerum discernit qualitas sexus. Nam in viris plures, in feminis sunt pauciores.
§ 54. Gingivae ...	39 432, 42 Gingiue, id est *bilorna.*
§ 55. Palatum ...	40 432, 44 Palatus *giumo* siue *huruuua.*

31 432, 37 id est fehlt b. — 34] CG alambiendo dicunt[2] lingua alingendo A. — 37 iis C. — que] CG, F qđ A. — 38 fœminis G. — sunt fehlt A. — pautiores A. — 39 432, 42 Gigniue oder Giginue C Molar f (vgl. 436[8]), Gi^n^ggiuę F. — id est] fehlt Adbecf, B. — 40 432, 44 Balatus A Palatv[s] b Balatv[s] e, Palatv[s] B. — siue] fehlt dbecf, B.

31 432, 37 *mund* CG, Ab. — 35 432, 39 *ceni* CG, B] *zeni* AEb. — 38 432, 40 *chinniceni* C, B] *chinni ceni* G, *chinnizeni* A *chinnicen* b *chinnizeni* e, *kinneceni* (·f·) F. — 39 432, 42 *bilorna* CG, A, *bilorna* (·f·) F] *pilarna* db *bilarni* e *pilarna* c *piler* f, *bilarna* B. — 40 432, 44 *giumo* G, b *giumo.* A] *gi vmo* C, *guomo* e *gůme* f, *guomo* B. — *huruuua* G] *huruua* C, *huri uua* A *huriua* d *huruu* ...

§ 56. Fauces a fundendis vocibus nominatae.	41	Fauces a fundendis uocibus nominate.
§ 56. Arteriae ...	42	433, 3 Arterie, id est *uueisunt.*
§ 58. Gurgulio a gutture nomen trahit, cuius meatus ad os et nares pertendit.	43	433, 5 Gurgulio, *querca, chela,* a gutture nomen traxit, cuius meatus ad os et nares contenditur.
§ 59. Rumen proximum gurgulioni, quo cibus et potio devoratur.	44	Rumen proximum gurgulioni, quo cibus et potio deuoratur.
§ 59. Sublinguium operculum gurgulionis.	45	433, 8 Sublinguium, id est *hracho.*
§ 57 ! Mentum ...	46	433, 10 Mentum *chinni.*
§ 60. Collum ..., cuius anterior pars gula vocatur, posterior cervix.	47/49	433, 12/13 Collum, *hals,* cuius anterior pars gula, *chela,* dicitur, posterior ceruix.
§ 62. Umeri ...	50	433, 14 Humeri *scultyrra.*
§ 64. Cubitum ...	51	433, 16 Cubitum *helina.*
§ 64. Ulna secundum quosdam utriusque manus extensio est, secundum alios cubitus.	52	Ulna secundum quosdam utriusque manus extensio est, secundum alios cubitum.
§ 63 ! Brachia ...	53	433, 17 Brachium *arm.*
§ 63 ! In brachiis enim tori lacertorum sunt, et insigne musculorum robur existit. § 117: lacerti, sive mures ...	54	433, 18 Lacerti *musi.*
§ 65. Alae subbrachia sunt,	55	433, 19 Ascilla *oahchasa.*

42 433, 3 Arterie] CG, Ab, FB, übergeschriebenes Aceria e. — id est fehlt Abe. B. — 43 433, 5 Gurgulio] CG, F (g < l,) B, Gurgula AEbe Gurgulion. diuersa uoramina gutturis c. — 44 Rumen] Pumen CG, A, mit randerklärung Rumen G, Pulm̄ F. — 45 433, 8 subliguium C, Sublinguum Adec, B. — id est] A, F est, id est CG, fehlt dbecf, B. — 47 433, 12 Collum CG, A, B, doppelt (434, 13 und 30) b. — 48 433, 13 gula fehlt CG. — 50 Humeri .i. hominum b Humera e. — 51 433, 16 Cubitus b. — 52 ylne C Ulne G, A, F. — extensiones F. — 54 433, 18 Lacerta c Lacertus f. — 55 433, 19 Ascella A Subbrachia sunt ascellę b Ascella e O[s]ella f, Ascella B.

42 433, 3 *uueisunt* A] *uuei sunt* C *weisunt* G, b *Ue[i]sant* e, *weisa[·f·]nda* F *uueisont* B. — 43 433, 5 *querca chela* CG] *quuerechela* A *que rachala* E *querechela* b *querkula* e *che[·f·]la* F *chela ł querca* B. — 45 433, 8 *hracho* CG] *racho* (von hier ab andre hand) A, debc *ragh* f, *racho* F *brachio* B. — 46 433, 10 *chinni* CG, Adec, B] *kinni* b. — 47 433, 12 *hals* CG, Ab (doppelt: 434, 13 und 30), B. — 48 433, 12 *chela* CG, Ae, (im context) B. — 50 433, 14 *scultyrra* CG] *sculterra* A, *scultirrun* (übergeschrieben,) ł *ashla* b *ahsla* e, *scultirun* B, vgl. zu 80. — 51 433, 16 *helina* CG, A] *elna* b *ellina* e. — 53 433, 17 *arm*] CG, Abc, B. — 54 433, 18 *musi* CG, Aec, B] *m[i]usi* b *mus* f. — 55 433, 19 *oahchasa* G] *oah chasa* C, *ochasa* A *[o]chsina* (übergeschrieben) b *wohsana* e *hůst* f, *vochasa* F *uohsina* B.

appellatae . . ., quas quidam ascillas [v. l. ascellas] vocant.		
§ 69. Palma est manus expansis digitis.	56	Palma manus extensa.
	57	433, 21 Ir medietas palme spissior.
§ 70. Digiti . . . Primus pollex vocatus . . . Secundus index et salutaris seu demonstratorius . . . § 71. Tertius inpudicus . . . Quartus anularis . . . Idem et medicinalis . . . Quintus auricularis.	58/65	Primus digitus pollex est, secundus index siue demonstratorius, tertius inpudicus siue medius, quartus anularis siue medicus, quintus auricularis.
§ 72. Ungulas . . .	66	433, 22 Ungula *nagal.*
§ 73 und 74. Mamillae . . .	67	433, 23 Mamille *prusti.*
§ 75. Papillae capita mammarum sunt.	68	Papille capita mammarum.
§ 74! Pectus vocatum, quod sit pexum inter eminentes mamillarum partes.	69	Pectus, sub quo firmitas est hominis.
§ 78. Cutis est, quae in corpore prima est, appellata, quod ipsa corpori superposita incisionem prima patiatur . . . Idem et pellis, quod externas iniurias corporis tegendo pellat . . .	70/71	Cutis pars exterior corporis, sicut et pellis.
§ 81. Arvina est pinguedo cuti adhaerens.	72	Aruina est pinguedo cuti adherens.
§ 81. Pulpa est caro sine pinguedine, dicta quod palpitet.	73	Pulpa caro est sine pinguedine dicta.
§ 82. Membra sunt partes corporis.	74	Membra sunt partes corporis,
§ 83. Artus, quibus conligantur membra, ab artando dicti.	75	Artus, quibus colligantur.
§ 87. Vertibula sunt summae ossuum partes.	76	Uertibule sunt summe ossium partes.
§ 88. Cartilagines ossa mollia et sine medulla, quod genus auriculae et narium discri-	77	Cartilagines mollia et sine medulla, quod genus auricule et narium discrimen

58 ē pollex A. — 62 pudicus CG. — 67 433, 23 Mámillę A Mamilla mulieris e. — 68 mammarum] CG, F mamillarū A. — 69 est fehlt A. — 70 pars exterior pars A. — 72 Aruiua A. — 73 dicta CG, F] fehlt A. — 76 ossium] CG, F, ossum A. — 77 Cartilagines CG, F] Cartillagines A.

57 433, 21 *tenar* von zweiter hand B [e]. — 66 433, 22 *nagal*] CG, Ab, (hinter rasur) B. — 67 433, 23 *prusti* CG, Ab] *prust* e.

men et costarum extremitates habent.	et costarum extremitates habent.
§ 89. Costas ...	78 433, 24 Coste *ribbi.*
§ 90. Latus ...	79 433, 25 Latus *sita.*
§ 93. Scapula ...	80 433, 26 Scapula *ahsala.*
§ 91! Dorsum est a cervice usque ad renes ... § 92. Terga ...	81/82 Dorsum vel terga posterior pars corporis a ceruice usque renes.
§ 95. Spina est iunctura dorsi, dicta eo, quod habeat radiolos acutos; cuius iuncturae spondilia appellantur propter partem cerebri, quae fertur per eos longo tractu ad ceteras corporis partes. Sacra spina est ima perpetuae spinae, quam Graeci ἱερὸν ὀστοῦν vocant, quoniam primum infante concepto nascitur, ideoque ex hostia id primum a gentilibus diis suis dabatur, unde et sacra spina dicitur.	83/84 Spina est iunctura dorsi, dicta eo, quod habeat radiculos acutos et iuncturas costarum in se, ferturque per eam pars cerebri longo tractu. Hec et sacra spina dicitur, quoniam primum infante concepto nascitur, ideoque et hostia id primum a gentibus diis suis dabatur.
§ 116. Viscera non tantum intestina dicimus, sed quidquid sub corio est.	85 433, 28 Uiscera *hinnuouili.*
§ 118. Cor a Graeca appellatione derivatum, quod illi καρδίαν dicunt, sive a cura.	86 Cor a cura dictum.
§ 118. pulmoni ... pulmonis ...	87 433, 30 Pulmon *lungun.*
§ 121. Venae dictae eo, quod viae sint natantis sanguinis.	88 Uene dicte, quia uie sunt natantis sanguinis.
§ 125. Iecur ...	89 433, 32 Iecor *lebera.*
§ 126. Fibrae iecoris sunt extremitates.	90 Fibre iecoris sunt extremitates.
§ 127. Splen ...	91 433, 34 Splen, id est *milzi.*

78 433, 24 [Costa b]. — 81/82 terga] CG, A, tergū F. — posterior] G, F, fehlt C, A. — a ceruice] G, F aceraice C, A. — ad r. F. — 86 Cor a] G, F Cora C, A. — 87 433, 30 Pulmon CG, A [c]] Pulmo [bef,] B. — 89 433, 32 Iecor CG, A [c]] Iecur. [e,] B [Iecur ł epar b]. — 91 433, 34 Splen CG, A [be], FB [Lien ł splen f]. — id est fehlt A [bef], B.

78 433, 24 *ribbi* CG] *rippi* A, B [*rippe* b]. — 79 433, 25 *sita* CG, A, B [b]. — 80 433, 26 *ahsala* G, B] *achsala* C, *hassala* A, *scultra* e, vgl. zu 50. — 85 433, 28 *hinnuouili* G] *hīnuo vili* C, *innouili* A, *inuueli* B. — 87 433, 30 *lungun* CG, A [c]] *lungina* [e,] B [*lunga* b *lunge* f]. — 89 433, 32 *lebera* CG, A [be,] B [*lebara* c]. — 91 433, 34 *milzi* C, A [be,] B] *miltzi* G, *milce* F [*milze* f].

§128. Fel ...	92	433, 36 Fel, id est *galla.*
§128. Stomachus ...	93	433, 38 Stomachus, id est *mago.*
§129. Intestina ...	94	433, 40 Intestina, id est *tharma.*
§130. Omentum membranum, quod continet intestinorum maiorem partem.	95	Omentum membranum, quod continet intestinorum maiorem partem.
§132. Venter autem et alvus et uterus inter se differunt. Venter est, qui acceptos cibos digerit et apparet extrinsecus ... §133. Alvus est, qui cibum recipit et purgari solet ... §134. Uterum solae mulieres habent, in quo concipiunt.	96/98	433, 42 Uenter, id est *huuamba*, et aluus et uterus inter se differunt. Uenter est, qui acceptos cibos digerit et apparet extrinsecus. Aluus est, qui cibum recipit et purgari solet. Uterum sole mulieres habent, in quibus concipiunt infantes.
§136. Aqualiculus autem proprie porci est; hinc ad ventrem translatio.	99	†Aquilicus pinguedo uentris, que deforis est.
§136. Matrix dicitur, quod foetus in eo generetur.	100	Matrix est locus uteri, quo foetus gignitur.
§137. Vesica ...	101	433, 44 Uesica *blatra.*
§97! Renes ...	102	433, 45 Renes *lendibraton.*
§98. Lumbi ...	103	433, 47 Lumbi *lendin.*
§99. Umbilicus ...	104	433, 49 Umbilicus *nabulo.*
§99. iliorum ... §100. Ilium ...	105	433, 51 Ilia *lancha.* [*hufphi.*
§101. Clunes ... §107. Coxae ...	106/7	433, 52 Clunes uel coxe
Vgl. zu 110.	108	433, 54 Anus *arsloh.*

92 433, 36 Fel siue melan b. — id est fehlt Abe, B. — 93 433, 38 Sthomachus C Stomachus B. — id est fehlt Abcf, B. — 94 433, 40 id est fehlt Abcef, B. — 95 maiorum G, maio4 F. — 96 433, 42 id est] G, est C, fehlt A est b, fehlt B. — 97 digerit G, F] degerit C, A. — 99 Aquilicus CG, A (q auf rasur)] Aqualicvlvs e Aqualiculus F. — piguedo C. — que] CG, FqđA. — 103 433, 47 Lumbi CG, A [be], B, Lvmbe d. — 106/7 433, 52 Clunes uel coxe] CG, Ab, B [Clunes b 434, 63, e 436, 53, Coxe e 436, 57, Coxa f 437, 2]. — 108 433, 54 Anus] CG, c (III 642, 461) f, B Anvs b 435[3].

92 433, 36 *galla* CG, Abe, B. — 93 433, 38 *mago* CG, Abc, B] *mage* f. — 94 433, 40 *tharma* CG] *tharama* A *darama* b *darma* e *tharama* c *darme* f, *darma* B. — 96 433, 42 *huuamba* C] *huuāba* G, *uuāba* A *wamba* b, *uuamba* B. — 101 433, 44 *blatra* CG, A (*l* aus *r*,) [be]. — 102 433, 45 *lendibraton* CG] *lentibratun* A *lentipratvn* e, *lentipratun* B. — 103 433, 47 *lendin* CG, A [b]] *lentin* d *lenti* [e,] B. — 104 433, 49 *nabulo* CG, Ae] *nabola* B. — 105 433, 51 *lancha* CG, A [b]] *lanchi* B. — 106/7 433, 52 *hufphi* G] *huphi* C, *huffi* Ab [e], B [*dîhc* von zweiter hand B. *Deoh* e 436, 57, *diech* f 437, 2]. — 108 433, 54 *arsloh*] *arsloch* CG, *brslph* c III 642, 46 *altzwip* f, *arsloch* B.

§101. Nates ...	109 433, 55 Nates *arsbelli.*
(§105. Meatus inde appellatus, quia per eum meant, id est egeruntur stercora.)	110 433, 57 Extales *grozharm.*
§102. Genitalia corporis partes, ut nomen ipsud docet, gignendae sobolis acceperunt vocabulum ... Haec et pudenda pro verecundia sive a pube, unde et indumento operiuntur. Dicuntur autem ista et inhonesta, quia non habent eam speciem decoris sicut membra, quae in promptu locata sunt. §103. Idem et veretrum, quia viri est tantum sive quod [v. l. quia] ex eo	111/14 Genitalia corporis partes, que nomen gignende sobolis acceperunt. Hec et pudenda a uerecundia siue a pube, unde et indumento operiuntur. Dicuntur autem ista et inhonesta, quia non habent speciem decoris sicut cetera membra. Idem et ueretrum, quia uiri est tantum uel quia ex eo uirus emittitur.
§104. Testiculi ... Hi semen calamo ministrant.	115 433, 59 Testiculi, *hodon,* qui semen calamo infundunt.
§105. Fiscus est pellis, in qua testiculi sunt. Posteriora ...	116 Uiscus est pellis, in quo testiculi sunt positi.
§106. Femora ... Femina autem per derivationem femorum partes sunt, quibus in equitando tergis equorum adhaeremus.	117/18 433, 60 Femora, *theoh,* quorum interiores partes femine uocantur.
§108. Genua ...	119 433, 62 Genua *chniu.*
§110. Crura ...	120 433, 63 Crura *bein.*
	121 433, 64 Sure *uuadon.*
§87! Medulla ...	122 433, 66 Medulla *marg.*
§111. Talus ... (Talus autem sub crura est, sub talo calcanei.) Is. Etym. XIX, 34. 7: Talares calcei socci	123/24 433, 68 Tali, id est *ancli,* de quibus calige nocturnales subtalares uocantur, quia sub talis sunt.

109 433, 55 *arsbelli* CG, A, *arspelli* B [*arsbebelli* b *aspelle* e, *s* aus korr.]. — 110 433, 57 Extalis ec, Extalos F. — 111 partes corporis A. — 114 ueretra A. — quod A. — 115 433, 59 calamo] A uecti CG. — 117 433, 60 Fœmora G. — 118 fœminæ G. — 120 433, 63 Cru^{r}a A. — 121 433, 64 Svres d Sura f. — 122 Medullę A [b]. — 123 Talia e. — id est fehlt Abde, B. — 124 .i. subtalares C, A. — quia subtales A.

110 433, 57 *grozharm*] *crozdarm* CG, *grozdarā* A *grozdarama* b *grozdarm* e *crozmago. throzhārā* c, *grozdarm* F *grozdarmi* mit *d* aus *t* B. — 115 433, 59 *hodon* C] *hodō* G, [e 112,] *hodun* Ab. — 117 433, 60 *theoh*] *deoh* CG, *theoch* Ab, *dih* B. — 119 433, 62 *chniu* G, A [b,] B] *chuni* C. — 120 433, 63 *bein* CG, A [b], B. — 121 433, 64 *uuadon* C] *vvadon* G, *uuadun* A *vuadun* d *wadun* b *Vuadon* e *wade* f, *uuadin* B. — 122 433, 66 *marg* Ae, übergeschrieben b] *marc* CG, B. — 123 433, 68 *ancli* CG] *anchala* A *encla* d *ænchila* b *anchila* e, *anachla* B.

sunt, qui inde nominati videntur, quod ea figura sit, ut contingant talum; sicut subtolares, quod sub talo sint, quasi subtalares.
§ 112. Pedes ...
§ 113. Sunt autem plantae anteriores partes, quae etiam de multis ossibus constant.
§ 114. Calcis prima pars plantae: a callo illi impositum, quo terram calcamus; hinc et calcaneus. § 115. Solum inferior pars pedis, dictum quia eo terrae vestigia inprimimus.

125 433, 70 Pes *phuoz.*
126 Plante sunt anteriores pedis partes, que de multis ossibus constant.
127 Calcis prima pars plante, inferior pede, qua terram calcamus.
128 Calcaneum inferior pars pedis, dictum quia eo uestigia terre imprimimus.

127 Inferius A. — 128 partes C. — qđ A. — eo fehlt CG.
125 433, 70 *phuoz* CG] *fuoz* Ab, B.

X. Wir haben nun an unsern glossen ein festes datum, nach dem wir die andern Fuldaer denkmäler anordnen können.

In der Tatianhs. sind orthographie und sprache schon stark fortgeschritten: es fehlt bereits das anlautende *ch* = *k*, desgl. *h* vor consonanten; in manchen andern puncten stehn nur γ und δ unserm texte noch näher (s. 259).

Ist nun schon sachlich die reihenfolge Isidorglossierung Tatianübersetzung innerhalb desselben klosters die wahrscheinliche, so wird die umgekehrte, Kossinnas ansetzung des Tatian auf 823 (s. 99) durch das vorige unmöglich. desgl das 'gegen den schluss des ersten viertels des 9 jh.s' bei Sievers (s. LXX), aus dem er dann doch das ziemlich allgemein angenommene 'um 830' macht. aber kann sich selbst zwischen unserm frühsten termin, 826, und 'um 830' die sprache und orthographie nicht eines mannes, sondern eines ganzen stabes von schreibern am selben orte so rasch und so gemeinsam ändern, wie hier geschehen sein müste, und das, während die Theotmar, Askrich, Hruodolf noch an ihrer alten weise festhalten? was von lautlichen kriterien angeführt wird, ist denn auch wenig stichhaltig: *au* kommt zwar nur bis 824 vor — dazu nun *augbrauua* in unsern glossen —, aber es fehlt von da an in den altüberlieferten urkunden auch *ou*, und die durch Pistorius erhaltenen haben doch auch noch genug *au* (MSD XVI). für das *m* des dat.

plur. gilt entsprechendes: es verschwindet zwar 825, aber es verschwindet auch der dat. plur. in den altüberlieferten urkunden! Kögel spricht (Lit.-gesch. II 525) von den 'dreifsiger jahren des 9 jh.s' (Grdr. II 154: 830—35) und denkt weiterhin (vgl. Anz. XIX 236 ff) an einen zusammenhang mit dem Fuldaer besuche könig Ludwigs im jahre 832. das leuchtet mir sehr ein, zumal entsprechendes für den Heliand bezeugt ist und aufgebot wie arbeitsteilung bei unsrer übersetzung zu dem drange eines königlichen auftrages passen. man gewönne dann zugleich eine engere datierung des Heliand: in Fulda muste man am Hildebrandsliede nd. stabreimverse zu haben glauben; in Fulda lag die lateinische vorlage von Heliand und Tatian; aus Fulda kam, wie sie, der im Heliand benutzte Matthäuscommentar Hrabans; nach dem auftrage zu den versen des Heliand ist ein auftrag zu einer prosaischen übertragung nicht mehr gut denkbar; erst nach dem Heliand wird der Tatian im sinne der königlichen auftraggeber durch Otfrid vollendet; die natürliche reihenfolge ist Tatian, Heliand, Otfrid; alle drei sind auch zeitlich möglichst eng an einander zu rücken. ich nähere mich also der alten Müllenhoffschen ansicht (Denkm. s. XVI), dass unser Tatian 'eine fuldische arbeit spätestens aus der mitte des 9 jh.s ist', und gewinne damit zugleich den anschluss an den paläographischen befund, der die hs. — und sie ist (s. 251) zeitlich nicht vom originale zu trennen — in die zweite hälfte des jahrhunderts setzt: denn ich vertraue, dass das alter der schrift leichter um 10—20 als um 20—30 jahre falsch geschätzt werden kann. nur ist mir nach dem vorigen 840, das todesjahr des königs, der terminus ante quem für die anfänge nicht nur des Heliand, sondern auch des Tatian. 842 legte überdies Hraban seine abtwürde nieder, und dass er zu dem werke in engster beziehung gestanden, lassen wir uns nicht ohne not nehmen.

Das kleine Gebetbruchstück StDenkm. LXXXIV stimmt mit ou*h*, a*rstannesses*, d*iurliches*, br*engemes*, *gift*in zu T, ist aber wegen d*inero* und d*inan* vielleicht noch etwas jünger.

Der archetypus unserer drei überlieferungen der Fuldaer Beichte teilt mit unsern glossen noch schreibungen wie c*i*, *un*c*itin*, ch*irichun*, *trin*ch*anti*, anderseits mit dem Tatian die *io*, *ou*, *sg* (die es zwar schon einmal früher gab: *Merisge* Stengel Urk.-b. nr 37 a. 762, *Mennisgen* Dr. 132 a. 796 (Pistorius), *Fisgibah*

279 a. 813, die also auch dem originale zugehören können). das ist uns nicht nur ein zeichen dafür, dass er zwischen beide, also etwa ins jahr 830 gehört, sondern auch dafür, dass der starke orthographische unterschied zwischen den glossen und Tatian auch einen zeitlichen abstand bedeutet. die beziehung die durch die aufschrift der Göttinger, ehemals Fuldaer hs., *Catechesis theodisca Rabani,* angegeben ist, kann also in dem sinne zu recht bestehn, dass Hraban das alte Lorscher original (vgl. meine bemerkungen Anz. XL 48 ff) bearbeitet hätte. abt Samuel von Lorsch war schulgenosse Hrabans bei Alkuin in Tours. diesem original würden dann nicht nur die alten *buozziu, mit rehtu*, sondern auch das fuldisch nicht gut denkbare *th* in *kinthisgi* (<* *chinthisci*) angehören, sofern wir es durch die Göttinger hs. hinreichend bezeugt glauben.

Die Hamelburger Markbeschreibung stimmt orthographisch und sprachlich zu unsern glossen: *Hruodmunt, Scaranuirst, Scuntra,* thie *teofun gruoba, Blenchibrunnon, clingun, lintinon*; *p* in *Perenfirst,* auch sonst in Fulda zu belegen, begründet allein keine zeitliche fixierung. es fehlt aber schon *au* (*houbit, houg*). von unserm standpuncte aus lässt sich also nur sagen, dass die erhaltene niederschrift älter ist als jener Fuldaer archetypus der Fuldaer beichte. die schrift 'verträgt sich gut mit einigen seit dem ausgehnden 2 jahrzehnt des 9 jh.s in Fulda entstandenen schriftdenkmälern, von denen eines eine ganz gleichartige kalligraphische beherschung der cursive zeigt' (Stengel Urkundenbuch des klosters Fulda I 152). vielleicht haben wir hier sogar ein autogramm Rudolfs (Stengel Arch. f. urk.-forsch. 5, 43 [1]). ich würde also sagen: gegen 830. diese ansetzung erscheint auch deshalb natürlicher als Kossinnas (841—50) und Schröders (812—22: vgl. Jb. 1903, s. 86), weil sie in die zeit der anlage des Hrabanischen cartulars führt.

Das fränkische Taufgelöbnis der Merseburger hs. halt ich für fuldische umschrift rheinfränkischer vorlage des 8/9 jh.s (StD. 26; einen bairischen schreiber brauchen wir wegen *ga* und *za* kaum: Franck § 65, 5 und 6; wegen des *ua* könnte man, wie bei der beichte, an Lorsch und abt Samuel denken). sie würde wegen der beiden d*en* in z. 3 schwerlich älter sein können als T. über die beziehungen zu Hraban und seiner schrift De institutione clericorum s. MSD II 321 f. was auf das

gelöbnis folgt, *oratio quasi oris ratio, eo quod ex ore et ratione procedit* (aus der Epistola catechistica des bischofs Jesse von Amiens, Bibl. max. 14, 71 C), führt unmittelbar in den dunstkreis seiner etymologasterei.

Die erhaltene niederschrift des Hildebrandliedes steht mit ihren *au*, *ei*, *eo*, *sc*, *ch* und *c* = *k* unsern glossen gleich. da sie paläographisch ins zweite jahrzehnt zu setzen ist (EStengel bei Pongs s. 16, StD. s. 9), bedeutet das doch, dass jene orthographie sich seit übernahme der schule durch Hraban, dh. wol seit 817, dem todesjahre des abtes Ratgar, ausbildete. die *ō* *ao* und *ai* gehören dann, wie die ags. *d* = đ < ð- (Kluge PBBeitr. 43, 504 f) und die *ae-*, *ę*-schreibungen, der vorlage. dh. die vorlage stimmte nach abzug der nd. zutaten sprachlich zu der älteren gruppe der Fuldaer denkmäler, den Baseler recepten und der Lex sal., für die ein starker bairischer einschlag und starke ags. schreibereinflüsse charakteristisch sind (vgl. Pongs 196 ff). am reinsten fränkisch ist darunter die Lex salica, aber auch das viele bairische des 1. und 2. receptes (*pipaoz!*) darf an der fuldischen heimat nicht irre machen: wenn man immer wider betont, dass in unserm kloster mönche verschiedenster herkunft zusammen safsen und dass zuerst Baiern überwogen haben werden, so muss man es sich auch ernst sein lassen mit der folgerung, dass die mundarten dort nicht sowol neben- als durcheinander giengen, ehe sie zu der verhältnismäfsigen einheitlichkeit des T gelangten. bei dem alten schreiber Wolfram lesen wir in nr 28 a. 756 (nach Stengel urkb. I 1) D*eodoni*, D*anghilt*, P*achilt*, *Folmot*. er war wol ein Baier, ihm gehören die beiden einzigen *ao* (*Aolino* 37 a. 762 und *Gaozolt* 40 a. 763)[1], und er schrieb noch in seinen letzten urkunden das *ō* (*Hrodpoto* 63 a. 773). aber doch auch schon seit seinen anfängen *th* und seit 754 *uo*. er erstrebt offenbar das fuldische, das zeigen unvollständige umsetzungen wie (*Oto* > *Voto* St. 24 b a. 754) *Hrǒdsuuinda* und *Hruduuini* 59 a. 772, *Rotpoten* (gen.) 63 a. 773 und übertreibungen wie *Odagri* 23 a. 754 uö. (neben *Otacri*, *Otachres*), die die bairische tenuis vermeiden. (vgl. auch *Hariperdi*, *Gundperdi* ebda.) die später ausgeglichenen *ua* (und *io*) Theotmars haben wir schon kennen gelernt.

[1] dazu kommt noch ein *Aodulf* im cod. Ragyndrudis, Pongs s. 203.

Entsprechendes gilt von dem ags. des letzten Baseler Recepts. für seine vorlage ist mit Müllenhoff und Pongs (s. 175 ff) eine mischsprache anzusetzen, denn dem einwand (StD. 42), dass *bręne* < *hręne* auf ein deutsches, im englischen fehlendes *hraini* leite, ist damit zu begegnen, dass *oddę* ebensowol auf ein ags., im deutschen fehlendes *oð þe* leite: vf. ein Angelsachse,. der noch ags. schreibung hatte und in aneignung des hd. noch nicht über ein radebrechen hinausgekommen war.

Diese alte bairisch-fuldische sprache — deren entstehung und art erst noch nach den urkunden darzulegen ist — sehen wir dann zwanzig jahre später ersetzt durch die in unsern glossen vorliegende neue fränkisch-fuldische gemeinsprache der kanzlei und schule Rudolfs und des Franken Hraban, der das *francice* auch in SGallen gilt, und die dann mit der schrift auch das letzte lautlich angelsächsische hat verschwinden lassen, indes in der wortwahl noch ferner manches an die verwantschaft erinnert (vgl. Braune Beitr. 43, 361 ff)[1].

[1] Das bairische am Hild. — *ao, p (d)* ua. — darf also nicht deshalb weniger für bairisch gehalten werden, weil es in älteren Fuldaer urkunden vorkommt: stoff wie sprache fordern bairische herkunft, einen Baiern in Fulda (wie Saran Hildebr.-lied s. 86 will): man erkennt hier die natürlichste art der vermittlung des gegenstandes wie der vermischung der sprachen. es fehlt nur noch der gedanke, dass man solche gedichte auch aufschreiben könne: er gehört, wie auch das Wessobrunner gebet verrät und das Muspilli vermuten lässt (BSB. 1918, 429, Braune PBBeitr. 43, 378[1]), der ags. stabreimdichtung an und würkt in den insularen schreibern und mit ihren lautungen zu uns herüber.

Auch für die unzulänglichen und schematischen as. zufügsel des Hl. kann man, glaub ich (mit Saran), ohne einen geborenen Sachsen, mit einem Fuldaer sprachgelehrten und einem sächsischen zwecke auskommen. man hätte dann an dem as. Taufgelöbnis eine gute parallele (vgl. Neckel PBBeitr. 42, 105 f): auch da eine mangelhafte umsetzung, in der neben hd. resten der ags. schreibereinfluss grassiert. und man würde dann gern beide arbeiten in zusammenhang miteinander in Fulda entstanden sein, vielleicht auch auf die entstehung des Heliand würken lassen (s. s. 274). zwar ist die ansicht, dass erst die Casseler hs. des Hl. die umsetzung ins as. darstelle, nicht damit zu widerlegen, dass unter den vielen correcturen keine die as. bestandteile berühre (StD. 11), wenn EDanielowski (Das Hiltibrantlied, s. 63 ff) auf ihren vergröſserungsphotographien mit recht an den *t* von *dat* 1, *muotin* 2, *suasat* 53 dgl. bemerkt. indessen lieſse sich ein solches schwanken ja auch leicht dadurch erklären, dass die abschreiber hoch-

Der leere zeitraum der durch unsre datierungen zwischen den älteren und jüngeren Fuldaer denkmälern entsteht, ist ausgefüllt durch die regierung des abtes Ratgar (803—17), der baumeister, nicht schriftsteller war, der Hraban seine bücher nahm (Carm. XX), dessen amtsführung eine beschwerde beim kaiser und eine secession der mönche veranlasste (MG. Pl. II 154 und Carm. XL). ein litterarisches leben beginnt erst wider mit Hraban[1]. ich nehme das als eine gewähr für jene datierungen und für die einheit, die die besprochenen deutschen schriften in der gemeinsamen beziehung auf seinen geist haben: immer wider zeigt sich, dass wir unsre ahd. überlieferung nicht für zufällig halten dürfen, und es ist völlig anachronistisch anzunehmen, jemand habe in mufsestunden, nebenher, etwas deutsch aufgezeichnet. die worte Walahfrids, Otfrids, noch Notkers beweisen ja deutlich, dass deutsch in wissenschaftlich-kirchlichen dingen neben dem latein noch fremdartiger schien und schwieriger war, als heute eine nd. gelehrte arbeit neben den hd.; sie würde auch nicht minder als jene ahd. eine besondre liebhaberei, ein besondres ringen, einen besondren zweck bedeuten. Hraban, nicht nur kirchenfürst, gelehrter, dichter, lehrer und verwalter, überwindet diese widerstände, er interessiert sich für die volkstümliche überlieferung vielleicht nicht nur der runen, sondern auch des heldenliedes. er glossiert, angeregt von einer hs. der fuldischen bibliothek, die ihm nach altem zeugnisse (Dronke Traditiones s. 163) überschwängliches verdankte, ein stück Isidor und setzt so Walahfrids philologischen geist in bewegung, er besorgt umschriften von beichte und taufgel. und unternimmt

deutsche waren, und eine trennung wie *deo dreuuet* 12 ist wol dem umsetzer nicht zuzutrauen. auch die gleichartigkeit der umsetzung bei beiden schreibern und das schulmäfsige eingreifen des zweiten spricht dafür, dass das as. schon in ihrer vorlage stand.

[1] dass zu diesem litterarischen leben noch manches gehörte was in unsern zusammenhängen nicht zu erwähnen war, versteht sich von selbst. Candidus schrieb sein leben Aigils in der abtszeit Hrabans. Lupus vFerrières legte zwischen 829 und 32 eine sammelhs. der volksrechte an (Manitius s. 483 f). beide werke wurden von Fuldaer brüdern mit bildern versehen; vgl. vSchlosser Eine Fuldaer miniaturhs. der k. k. hofbibliothek, jahrb. der kunsthist. sammlungen XIII 1 ff (daselbst über die künstlerischen bestrebungen Fuldas überhaupt), GrRichter, Die ersten anfänge der bau- und kunsttätigkeit des klosters F., Fulda 1900.

— wir sehen von den arbeiten für die urkunden (einschl. fälschungen) ab — die gemeinsame Tatianübersetzung, die den Heliand und die Otfridsche evangelienharmonie nach sich zieht. noch als erzbischof, auf der Mainzer synode von 847, hat er den beschluss der synode von Tours (813) erneuern lassen, dass kenntnis der canones und predigt in der volkssprache zu verlangen sei (Hauck II² 624⁵), und er hat über der volkssprache und ihren mundarten seine einheitlichere ofr. schul- und kanzleisprache litterarisch gemacht. als aber nach seinem abgange von Fulda — bezeichnenderweise wie vor seinem auftreten! — die deutsche überlieferung im kloster schweigt, gestaltet die neue form der dichtung, die sein schüler Otfrid fand, ihr ganzes wesen um und wird lebendig über zeiten hinweggetragen, denen die leistungen seines meisters tote museumsstücke geworden sind.

Königsberg. Georg Baesecke.

IN KONRADS VON WÜRZBURG TANZLEICH (Bartsch nr 2) v. 35 ff wird das regiment des kriegsgottes geschildert:

der frouwen 'tanz' ist hingeleit,
die schôpen die sint worden wert,
für einen kranz man gerne treit
ein beckelhûben oder [ein] swert.

das erregt zunächst keinen anstofs; wenn es dann aber von der widergekehrten herschaft der liebesgöttin v. 121 ff heifst:

die krenze,
die swenze,
die werdent vil genæme,
die jôpen,
die schôpen
den liuten widerzæme,

so wird klar, dass auch oben v. 35 *swanz* für *tanz* einzusetzen ist: das lange tanzgewand muste mit dem kurzen rumpfkleid (Heyne Hausaltertümer III 294) die rolle tauschen.

Da ich einmal das wort habe, versuch ich noch ein paar verse zu heilen die metrisch nicht in ordnung sind: v. 70 l. *der von der ⟨werden⟩ minne ziuhet sich* — v. 102 *ir varnt sament in den strît* entspricht weder Konrads metrik noch seiner grammatik, vielleicht *nu vart ensamt in disen strît!* — v. 133 ist der auftact zu beseitigen: *[diu] minne noch vil mangen ræstet* — ebenso v. 137, wo damit zugleich der imperativ hergestellt wird: *[ir] wünschet daz von sîner zungen niemer rîm gefliege lurc!* E. S.

DIE INSCHRIFT DES STEINES VON EGGJUM.

Meine Anzeiger XXXVIII 133 gemachte angabe, von Norges indskrifter med de ældre runer stehe blofs noch das letzte heft des letzten bandes aus, war schon ehe sie erschien veraltet. nicht dass das endgiltig letzte heft ihr zuvorgekommen wäre; nein, das steht auch heute noch aus, aber es soll nicht mehr als zweites heft des letzten bandes erscheinen, sondern als drittes, und ihm vorauf geht nun ein anderes zweites. das verdanken wir dem am 5 juni 1917 entdeckten steine von Eggjum, der so merkwürdig ist, dass nicht nur seine veröffentlichung mit recht hat möglichst beschleunigt, sondern seine deutung durch Magnus Olsen auch als separatabdruck[1] hat ausgegeben werden sollen, und ein bericht manchen lesern der Zeitschrift willkommen sein dürfte.

Der hof Eggjum ligt, etwa 4 kilometer oberhalb des fjords, im Sogndal, und dort ist beim pflügen eines seit menschengedenkens bebauten, dicht beim hofe gelegenen ackers, an einer stelle, von der man eine weite aussicht auf den fjord hat, in einer tiefe von etwa 20 cm und in ungefähr horizontaler lage, mit nach unten gekehrter schriftfläche eine unbehauene ziemlich trapezoidförmige steinplatte von 162 cm länge, 72 cm breite und bis ca. 10 cm dicke gefunden worden, die den längsten und sonderbarsten von allen in älteren runen bisher zu tage gekommenen texten bietet. sie wird jetzt in Bergens Museum aufbewahrt.

Die längsrichtung des steines war öst-westlich, und unter ihm sind in der blofs ca. 20 cm dicken schicht, die ihn vom felsengrunde trennte, aufser kleineren steinen nur der 18,7 cm lange rest einer grofsen eisernen messerklinge, ein 9,4 cm langer feuerstahl, ein abgebrochener 2,4 cm langer steinzeitlicher bearbeiteter flintsplitter und winzige bruchstücke von eisen und holz gefunden worden; weder asche noch knochen. nach Schetelig, der in solchen fragen zurzeit die oberste instanz ist, handelt es sich hier um ein wahrscheinlich nordöstlich-südwestlich gerichtetes, in seinem nördlichen teile mit der steinplatte zugedecktes skelettgrab, und zwar mannsgrab, des 7 jahrhunderts.

[1] Eggjum-Stenens Indskrift med de ældre Runer udgiven for det Norske Historiske Kildeskriftfond ved Magnus Olsen. Christiania, A. W. Brøggers Bogtrykkeri, 1919. (Særtryk af 'Norges Indskrifter med de ældre Runer. III') 125 ss. 4°. der separatabdruck trägt neben eigener seitenzählung (5—125) auch die von bd. III des runenwerkes (77—197) und citiert sich selber nach dieser.

Die steinplatte, von einer art wie man sie nach angabe des gutsbesitzers GFHeiberg-Amble (s. 126) noch heute 100 bis 200 m oberhalb der grabstelle reichlich findet, ist feinkörniger glimmerreicher gneis mit einzelnen schmalen streifen, die fast ausschliefslich aus glimmer und chlorit bestehen und daher weicher sind. in solche weicheren, dem nunmehr oberen längsrande der platte nahen und parallelen teile sind die hauptzeilen der inschrift mit einer stumpfen spitze eingekratzt und zwischen ihnen, die untere hauptzeile sogar schneidend, vogelkopf, hals, brust, ein gehobenes vorderbein, rücken und schwanz eines, vom beschauer aus gerechnet, nach links laufenden tieres, wahrscheinlich pferdes.

Olsen unterscheidet 5 parallele zeilen, die er A, B, C, D, E nennt. zeile B steht auf dem kopfe und ist aufserdem linksläufig[1]. die zeilen D und E sind ungefähr in einer und derselben flucht und so, dass ihre runenköpfe nur bis ca. 1,5 cm tiefer als die füfse der zeile C stehen, aber in weitem abstande von einander angebracht und bieten textlich nichts neues, sondern decken sich, soweit überhaupt lesbar, mit teilen der hauptinschrift. sie und die tierfigur sind so zart eingeritzt, dass nichts davon auf der photographie des steines (s. 80) zu sehen ist. auch die lesung der zeilen A, B, C kann ich auf der photographie nur ab und zu verfolgen, und die beiden nach einem abgusse angefertigten zeichnungen der inschrift selbst (s. 82 ff)[2] stehn mitunter — zb. bei A rune 86 (s. 86) — in schroffem contrast zu Olsens besprechung der einzelnen runen oder — zb. bei A rune 96 (s. 158) — zu seiner lesung. A beginnt s. 83 zufolge 18 cm vom linken rande, s. 84 zufolge dicht hinter einer sich von diesem an ungefähr 16 cm weit erstreckenden abblätterung, C dagegen 41 cm vom linken rande. die dimensionen der runen und ihre abstände von einander sind verschieden. beide sind durchschnittlich am gröfsten zu beginn, etwa in der ersten hälfte, von C. die höhe bewegt sich zwischen 5,2 cm (C 7) und 3 cm (A 67). Olsen hält anfang und ende der zeilen A, B, C für vollständig und list:

[1] 'I B kan Runerne' — bemerkt Olsen s. 169 — 'være skrevne i omvendt Retning og satte paa Hovedet i Forhold til Runerne i A som et Udtryk for den Forestilling, at Magiens oversanselige Verden forholder sig paa ensarted Maade til Virkelighedens (jfr. *snúa um landslagi ǫllu* i Citatet s. 104)'. directer entspricht in jenem citate aus Vatnsdœla saga cap. 26, dass die zaubrerin *fór ǫfug, ok rétti hǫfuðit aptr milli fótanna..* noch besser könnte sie die richtung der zeile B höchstens dadurch darstellen, dass sie a u f d e n h ä n d e n und rückwärts liefe.

[2] dass, wie man nach s. 77 und 83 annehmen sollte, beides mechanische reproductionen einer und derselben zeichnung, nur in verschiedenem mafsstabe seien, möcht ich bezweifeln.

A hinwArbnAseumaRmAdeþAimkAibAibormoþAhunihuwARobkamhAr

C nissolusotuknisAksest

A hat die form ✻, R die form ⅄, k die form ᚴ, h die formen ᚺ und ᚺ, n die formen ᚾ und ᚾ, s die formen ᛋ und ᛋ. das unterpunctierte ist infolge von abblätterung nicht sicher lesbar, das eingeklammerte so gut wie garnicht. statt ị und ạ zwischen rune 57 und 59 der zeile A hatte Olsen anfänglich nur eine einzige rune vermutet.

Mit zerlegung in worte, in sogenannte sagverse und, was A anlangt, in sinnesabschnitte ergibt sich ihm:

A. (I.) hin wArb nAsen (II.) maR mAde þAim
kAibA i bormoþA huni
(III.) huwAR ob kam hAṛịṣ a
hị ạ lat gotnA
(IV.) fiskR oR[uki] nAuim suẹmade
fokl if s[liti nA] g[A]land(e) } d. e. *ormAre

B. is | A[lin] misurkị

C. ni s solu sot uk ni sAkse stAin skorin
ni [sAti] maR nAkda
ni snAṛẹR ni wiltiR manR lAgi

oder, mit bezeichnung der scansion:

hín warb ná-seu mą́R máde þaim kaíba i bórmoþa[1] *húni*
hūwáR ob kąm háris ą́ hí ą lą́t gótna

fískR óR[uki] ná-uim suémąde,
fókl, if s[líti ná], g[á]ląnd(i)
ís á[lin] misýrki[2]

ni s sólu sót uk ni sákse stàin skórin; ni [sáti] mą̀R nákdą,
ni snáreR ni wíltiR mą̀nR lági oder lieber:

ni s sólu sót uk ni sákse stàin skórin;
ní [sáti] mą̀R nákdą,
ni snáreR ni wíltiR mą̀nR lági,

[1] Eller med Hovedtone paa 2det Led (*bormóþa*).
[2] Snarere end *misyrki*.

55 60 65 70 75 80 85 90 95 100 105
iṣahịạlatgotnAfiskROR[uki]nAuimsuẹmadefoklifs[litinA]g[A]landis

T I E R B (linkslaufig) A[lin]misurki (5 10)

25 30 35 40 45 50 55 60 65
Ainskorinni[sAti]maRnAkdanisnAṛẹRniwiltiRmanRlAgi

in altnordischer sprachform, mit sperrung der haupttonigen silben und fettdruck der stabreime:

> *Hin varp *ná-sæ
> **m**ađr, **m**áđi þeim
> keipa í *bor-**m**óđa[1] **h**úni.[2]
>
> **H**verr of kom **h**ers á
> ***h**í á land gotna?
>
> **F**iskr ør[uggi]
> ***n**á-vim **s**vimandi,
> **f**ugl, ef **s**[liti
> **n**á], galandi —
> **e**s **a**[linn] *misyrki.
>
> Ne 's **s**ólu sótt
> ok ne **s**axi steinn skorinn;
> **n**e [seti] mađr **n**økđan,
> ne **s**narir, ne villtir menn leggi,

in übersetzung:

A. (I.) 'Denne (Sten) overøste Manden med Blod [egtl. 'Lig-Sjø'] (II.) (og) skrabte med den (de med Runer beskrevne) Keiper paa 'bor-mødig Hun' [d. e. Slæden, hvorpaa Stenen kjørtes]. (III.) Hvem af (Rune-) Flokken er kommen paa (Stenen) hid i Menneskeland?'

(IV.) 'Fisken, den faste i sit Forsæt, gjennem Lig-Strømmen svømmende, Fuglen, som vilde gale (skrige), om den fik slide Lig' — Omskrivninger for ***orm** (Orm) + ***Are** (Ørn), d. e. ***ormAre** 'for Ormar' — 'er (B.) født (eller : fostret) en Hevner [egtl. 'Ulv']'.

C. 'Ikke er der truffet af Sol (d. e. Solen har ikke faaet skinne [ved Runestenens Tilveiebringelse]), og ikke er med Kniv Stenen skaaren; ikke skal man blotte (Stenen), ikke skal hvass-øiede eller for Synkverving udsatte Mænd (Personer) lægge (den)'. —

Keiper (sing. *Keip*) ist hie und da in Norwegen der name hervorstehnder teile oder stellen des ländlichen arbeitsschlittens, der sommer und winter zum transport von holz, steinen usw. dient, aber — wie sehr eingehnde schlittenstudien dartun — in

[1] Eller med Hovedtone paa 2det Led.
[2] oder (s. 186) *hýni.

verschiedenen gegenden grundverschiedener. am wahrscheinlichsten ist es, dass in der inschrift keine selbständigen hölzer, sondern die oberen enden derjenigen in die kufe eingelassenen schlittenbeine gemeint sind, durch welche die querhölzer hindurchgehn, auf denen die längsbretter ruhen, also die krummen ausläufer der in Vinje in Telemarken *Flautor*, anderwärts aber *Fjetror* genannten träger, wie sie die zeichnung auf s. 144 veranschaulicht. ein solcher 'Keip' erinnert mich lebhaft an das sogenannte hörnchen auf dem hobel, Olsen an einen phallos, worin ihn der doppelsinn des wortes *Hun* oder *Hyn* bestärkt, das sowol junger bär bedeutet wie unabgerindete baumhälfte, aus der die schlittenkufe gemacht wird; meines erachtens empfiehlt das epitheton 'bohrermüde' die letztere bedeutung [1].

Das sinnliche und übersinnliche, das in der inschrift teils gesagt, teils angedeutet, teils vorausgesetzt wird, ist nach Olsen: ein mann namens *Ormarr* (= ahd. *Wurmhari*, ags. *Wyrmhere*), der auf Eggjum oder in der nähe wohnte, ist getötet worden und soll jetzt, ohne dass sein tod schon gerächt ist, beerdigt werden. man hat 100 bis 200 m weit von der zum grabe bestimmten stelle eine steinplatte ausgesucht, um sie auf das grab zu legen; diese hat die den bestattungsritus vollziehende person mit opferblut begossen und dann auf einem zu rituellem gebrauche eingerichteten schlitten, in dessen keiper runen, und zwar (s. 162) wahrscheinlich ein ganzes runenalphabet, eingeritzt sind, zur grabstelle fahren lassen, wobei der blutige stein die runen der keiper geschrappt hat, die runen oder einige von ihnen blutig geworden, mystice auf den stein übergegangen sind und hier das unsichtbare wort **ormAre** gebildet haben [2]. an der grabstelle ritzt nun der runenmeister — doch wol dieselbe person? — nach sonnenuntergang mit einem knochen oder vielleicht mit jenem flintstein, von dem ein rest im grabe gefunden worden ist, keinesfalls aber mit eisen oder stahl, und weder für mit- noch nachwelt, sondern nur für aufsermenschliche mächte, diesen hergang und die prophezeiung der blutrache sowie die vorschrift in den stein ein, man solle die inschrift, indem man den stein auf das grab lege, nach unten gekehrt bleiben lassen, damit weder ihre zauberkraft durch menschen mit bösem blick geschädigt werde, noch durch die zauberkraft der inschrift die übrigen anwesenden verhext werden. hierbei bedient er sich, entweder nur in zeile C oder überhaupt bis auf den blofs für den vorliegenden einzelfall passenden satz 'dem Ormar ist ein rächer geboren (oder: erzogen)', althergebrachter sagverse eines bestattungsrituals, verkleidet aber diesen satz, den kern der ganzen inschrift, erst selber in rätselartige poesie und bringt zugleich bei der verteilung von runen auf

[1] dies moment fiele fort, wenn **bor-** = ahd. *bora-* wäre, dessen Olsen nicht gedenkt.

[2] so nach s. 146 ff. anders s. 162.

einzelne stücke der inschrift, also bei dem zeichenverbrauch für einzelne inhaltsabschnitte, complicierte, nach seiner überzeugung zauberkräftige zahlenverhältnisse zur darstellung.

Die geschlossenheit dieser in wesentlichen stücken intuitiv gewonnenen, aber dann im einzelnen verankerten und abermals verankerten gesamtauffassung ist so imposant, dass man am liebsten nirgend an ihr rütteln möchte. und doch melden sich schon bei einem bloſsen vergleiche der übersetzung mit dem ihr zu grunde gelegten altnordischen wortlaute einige bedenken.

fugl, ef s[liti ná], galandi soll bedeuten: 'Fuglen, som vilde gale (skrige), om den fik slide Lig' und wird s. 158 noch ausdrücklich in prosa aufgelöst zu *fugl, er mundi gala, ef sliti ná.* aber die hier angenommene verwendung des part. präs. im sinne eines relativischen folgesatzes einer irrealen bedingung ist altnordisch ebenso unerhört wie neuhochdeutsch, mir überhaupt aus keiner sprache bekannt. kaum erträglicher wäre die übersetzung 'der vogel, der jedesmal schrie, wenn er eine leiche zerriss', die Olsen s. 159, fuſsn. 1, mit hinweis auf Nygaard § 201, andeutet, der er aber jene andere vorzieht, weil sie directer 'leder Tanken hen paa den Situation, som Runemesteren ser for sig som en Fremtidsmulighed: at Ormar kunde blive hevnet og Ørnen slide hans Banemands Lig'. der anstoſs ist aber dadurch zu umgehn, dass man s[liti] als conj. präs. fasst und if nicht durch 'wenn', sondern durch 'ob' verdeutscht: 'der vogel, der (fragend) schreit, ob er eine leiche zerreiſsen könne'.

Die parenthese, dass das sonst unbelegte compositum **misyrki* eigentlich 'wolf' bedeute, ist eine in die augen springende kühnheit, da es bei Olsens analyse selbstverständlich, wie s. 153 auch gesagt ist, eigentlich 'missetäter' bedeutet.

Fast ebenso kühn ist die widergabe von *snarir* durch 'hvassøiede', obwol letzteres ja noch nicht einmal das ausdrückt was Olsen eigentlich meint, nämlich 'mit bösem blick'. er führt s. 103 verbindungen des adjectivs *snarr* mit *augu* und *augnabragđ* und die composita *snareygr, snareygđr, snarsýnn* an, aber vermag, wie er s. 105, fuſsn. 1 bekennt, für das bloſse *snarr* weder die bedeutung 'scharfäugig' noch 'scharfsichtig' zu belegen, geschweige die 'mit bösem blick'. ein schieler hund ist zwar dasselbe wie ein schieläugiger hund, aber ein scharfer schütze nicht dasselbe wie ein scharfäugiger schütze, ein grauer mönch nicht dasselbe wie ein grauäugiger mönch. den bisher einzigen runischen beleg des adjectivs, nämlich auf dem steine III von Ardre, übersetzt HPipping durch 'modig', ANoreen durch 'keck'.

Sehr gewagt scheint mir ferner die behauptung (s. 106), die runenbeschriebene platte 'kan siges at være nøgen eller blottet, naar dens Indskriftflade vendes op. Paa lignende Maade er der i Sigurđarkviđa III 4 Tale om et *sverđ nøkkvit,* et blottet eller draget Sværd (eng. *a naked sword*)'. — 'Paa lignende Maade'?

wo steckt da die gleichheit oder auch nur ähnlichkeit? eher noch beriefe ich mich an Olsens stelle auf *opinn* als gegensatz zu *á grúfu.* aber vorausgesetzt, den stein blofslegen könne bedeuten die inschrift nach oben kehren, so muss die inschrift, nachdem sie eingeritzt war, zunächst erst nach unten gekehrt worden sein. das entgeht auch Olsen nicht: 'Saa har man, efter Indridsningen, vendt Runefladen ned. Den maatte ikke andre end den tryllekundige Runemester, som var fuldt Herre over sin Magi, se; alle andre kunde enten skade Runernes Tryllekraft eller skades deraf'. das umkehren soll also der runenmeister allein besorgt haben. 'Naar derfor' — fährt Olsen s. 109 fort — 'den vældige Runehelle skulde 'lægges' over Graven, var det af Vigtighed, at den beholdt denne Stilling med Runerne ned. Logisk korrekt kan Meningen gjengives: Man skal lægge Stenen saaledes, at den ikke blottes for '*snarir menn*' og for Mænd, som (idet de ikke er '*snarir*') kan *villask,* synkverses eller forhekses, ved den blottede Sten. Dette er i Indskriften udtrykt i to sideordnede Forbud, hvis indbyrdes Forhold skal opfattes saaledes: Man skal ikke blotte Stenen, og ikke skal saa Mænd, som har Trolddomskraft i sit Blik (hvormed de har kunnet skade den blottede Runestens Kraft), eller Mænd, som er udsatte for den blottede Runestens Trolddom, 'lægge' den'. dass diese 'to sideordnede Forbud' dasselbe, nur weniger logisch, besagen wie die logisch correcte fassung, kann ich nicht zugeben. wenn für den verbieter alle seine mitmenschen restlos entweder *snarir menn* oder aber verhexbar sind, dann verbietet die logisch correcte fassung nur, die inschrift beim legen des steines nach oben zu kehren; die andere fassung dagegen verbietet dann nicht nur, die inschrift nach oben zu kehren, sondern auch, den stein aufs grab zu legen; denn es bleibt — aufser dem verbieter selbst — kein mensch übrig, der den stein legen darf. zu der annahme dass der verbieter alle seine mitmenschen in *snarir menn* und verhexbare eingeteilt habe, sind wir aber durchaus nicht gezwungen; er könnte sehr wol mit **ni snAreR**[1] und **ni wiltiR** eine neutrale gruppe von menschen, nämlich solche gemeint haben, die sich bisher nie als **snAreR** und nie als **wiltiR** erwiesen haben, von denen sich deshalb annehmen lässt, dass sie auch weiterhin, und also auch bei der legung des steines, selbst wenn durch eine ungeschicklichkeit die schriftfläche momentan nach oben kommen sollte, **ni snAreR** und **ni wiltiR** bleiben werden. wozu oder für wen soll aber der runenmeister diese verbote, mögen sie auch blofses citat aus einem rituellen texte sein, in den stein eingeritzt haben? wenn ich so leicht wie

[1] ich erinnere an ThvGrienbergers lesung **ni wajemariR** auf dem Torsbjærger ortbande (Zs. f. d. phil. 32, 289 f), die Olsen, da er sie in seinen langen erörterungen der negation (s. 100 ff. 112 f) unerwähnt lässt, nicht anzuerkennen scheint, ich aber für richtig halte.

Olsen darüber hinweg könnte, dass der runenmeister nicht von nacktheit der inschrift, auch nicht von nacktheit eines unbestimmten neutrums (vgl. **sot**), sondern klar von nacktheit des steines redet, so würde ich das was Olsen verbote nennt, nicht als verbote, sondern als feierlichen wunsch auffassen. mit dem berichtenden teile des textes wird constatiert, dass bisher alles so wie es sich gehört ausgeführt worden ist, und daran schlösse sich dann in den worten **ni [sAti] maR nAkda ni snAreR ni wiltiR manR lAgi** der wunsch: möge auch das was zu tun noch übrig ist, ohne verstofs von statten gehn.

Jene schwierigkeit aber hat mich auf den gedanken gebracht und nicht wider von ihm loskommen lassen, ob vor **maR** anstatt der verbalform [**sAti**], nicht eine nähere bestimmung, etwa ein tadelndes compositionsglied, zu **maR** ergänzt werden könne. setzen wir aufs geratewol — blofs der verdeutlichung zu liebe — zb. ***suik-** vor **maR** ein, so würde das ganze besagen: kein schurke, keine freveln, keine besessenen menschen mögen (den stein, nachdem er auf das grab gelegt und mit erde bedeckt worden sein wird, jemals wider) blofslegen.

Nun enthält zeile E die zwei runen ᛚᚨ, die senkrecht unter dem **r** des wortes **skorin** der zeile C und den runen ᛚᚨ des wortes **lat** der zeile A stehn, und 'ganz schwache' spuren noch einiger — wie es scheint, sechs — nach verhältnismäfsig weitem zwischenraume folgender runen, in die sich, wie eine zeichnung auf s. 173 veranschaulicht, angeblich ᚾᛁᛋᛄᛏᛁ, also das, wozu Olsen die senkrecht darüber in zeile C sichtbaren runenreste vervollständigt, hineinlesen lässt, und in dieser — von seiner gattin entdeckten — übereinstimmung findet er begreiflicherweise eine empfehlung seiner conjectur [**sAti**]. aber erstens scheinen die in zeile E auf ᛚᚨ folgenden runenspuren noch schwächer als 'ganz schwach' zu sein. ich will die zeichnung auf s. 173 gar nicht mit der v o r der entdeckung jener übereinstimmung angefertigten auf s. 90, auch nicht mit der n a c h der entdeckung angefertigten auf s. 172 vergleichen, sondern nur mit den s. 173 widergegebenen resultaten einer von Schetelig gerade auf die entdeckung hin vorgenommenen abermaligen untersuchung des steines. das, was zu ᚾ vervollständigt wird, sind nach Schetelig zwei spuren, nach der zeichnung nur eine. umgekehrt weist die zeichnung von dem vermeintlichen ᛄ zwei spuren auf, nämlich den kopf des grundstriches und einen halben querstrich, aber letzteren, das charakteristischste von all den spuren, 'har Schetelig ikke kunnet gjenfinde ved den fornyede Undersøgelse: 'det er mulig den kan findes under andre lysforhold end jeg har hat nu'.' und zweitens lässt sich ja vielleicht eine inhaltlich passende nähere bestimmung zu **maR** finden, die sich mit jenen runenspuren ebenso gut wie [**sAti**] verträgt.

Sowol der an die wünsche oder auch an die drohenden

warnungen anderer runensteine erinnernde wunsch wie der, dass die bestattung rite zu ende gehn möge, beide würden schöne abschlüsse der ganzen inschrift bilden, wenn — — — die zeilen A, B, C in der reihenfolge zu lesen wären, in der sie Olsen list.

Schon in dem s. 82f gedruckten mineralogischen gutachten Carl Fred. Kolderups ist gesagt, einer der glimmerreichen streifen des steines sei besonders gut entwickelt, und in diesen, 'det saa at sige naturgivne sted for første linje', sei die zeile eingeritzt, die Olsen C nennt, und Olsen selbst sagt — worauf er uns zweimal (s. 162, fufsn. 3 und s. 169, fufsn. 2) vertröstet — s. 171f bei besprechung der zeile D, die blofs aus dem — von der zeichnerin MAbel entdeckten — nur etwa 6 cm vom linken rande schwach eingeritzten wörtchen ᚺᛁᚾ besteht, das zu anfang von zeile A ᚺᛁᚾ geschrieben ist: 'Sandsynlig er Linje D at betragte som etslags 'Pennepr**ø**ve', idet den snarest hidrører fra et Forsøg paa at skrive **hinwArb** o. s. v. (A) under Linjen C, et Forsøg, som straks blev opgivet paa Grund af Stenens Haardhed paa dette Sted. (Da C er indridset paa et af de 'glimmerrige Baand' [se S. 82], hvor Overfladen var blødere og ligefrem indbød til Indridsning, turde denne Linje være skreven først, hvad ogsaa de store og usædvanlig skarpt indridsede Runer i Begyndelsen af C med Bestemthed synes at angive)'. trotzdem list er die zeilen in der reihenfolge A, B, C, ohne dies auch nur mit einer silbe ausdrücklich zu rechtfertigen, ohne eine erklärung dafür, dass sie zeitlich in anderer reihenfolge eingeritzt sind, oder — was auf dasselbe hinausläuft — dafür, dass A nicht da eingeritzt ist, wo C steht, auch nur von weitem anzudeuten. dies schweigen ist umso erstaunlicher, da er seine deutung der ganzen inschrift aus sehr verständlichen und sehr verständigen gründen gerade mit der interpretation von C und nicht mit der von A beginnt, und niemand dem grundsatze, die lesung einer inschrift da anzufangen, wo offensichtlich die einritzung angefangen hat, entschiedener huldigen kann, als es Olsen sonst getan hat (vgl. Chra. Vid.-Selsk. Forhandl. 1908, nr 7, s. 5).

Man hat also die zeile, so lange sie nicht als absolut widersinnig erwiesen ist, in der reihenfolge C, A, B zu lesen, und als absolut widersinnig wird sie sich deshalb nie erweisen lassen, weil mit dem ende von C ein satz schliefst und mit dem anfang von A ein satz beginnt. dieser satz aber beginnt mit dem nackten demonstrativum **hin**. dass davor jemals ein dazugehöriges substantivum gestanden habe, wird durch zeile D ausgeschlossen, die ja weiter nichts ist als ein versuch des runenmeisters die zeile A da beginnen zu lassen, wo D steht. Olsen übersetzt: 'Denne (Sten)'. nach seiner meinung (s. 131) 'passer et Pronomen med Betydningen 'd e n n e (h e r)' (*hunc*) fortrinlig paa Eggjum-Stenen. Derved betegnes sandsynlig Stenen, som bærer Indskriften — ikke Graven eller noget dertil hørende —, ligesom

Rune-Brynet fra Strøm har (**hali**) **hino** (Akk.) 'denne (Sten)' om Brynestenen'. im fortschritt der interpretation wird ihm die wahrscheinlichkeit stillschweigend zur gewisheit; darüber dass kein substantivum mit der bedeutung 'stein' bei **hin** steht, verliert er weiter kein wort. nun gibt es sehr viel runeninschriften, in deren erstem bezw. einzigem satze vorkommt 'diesen stein', auch sehr viele, in denen statt dessen blofs 'stein' gesagt ist, aber, soviel ich mich erinnere, bisher keine einzige zuverlässig gedeutete, in der — aufser etwa infolge von beschädigung — statt dessen blofs 'diesen' steht. das ist mir ein zweites argument dafür, dass man mit zeile C zu beginnen hat, die nicht nur das wort 'stein' enthält, sondern bis zum schlusse vom steine handelt. dass *hi-* nicht dasjenige pronomen ist das man zur wideraufnahme des begriffes 'stein' erwarten möchte, wigt mir nicht so schwer wie eines jener beiden argumente. wem es aber schwerer wigt als beide zusammen, der muss meines erachtens **hin** auf den toten beziehen und die zeile A von grund aus anders fassen, als sie Olsen fasst. —

S. 133 sagt Olsen: 'Overøsning af en Runesten med Blod, hvorom Begyndelsen af Linjen A kan synes at handle, er et Træk, som ellers er os ganske ukjendt'. wie man es nimmt; der verdacht dass man in früher zeit runensteine mit blut begossen habe, lag schon lange recht nahe. da wir aus der litteratur von jeher wusten, dass man runen auf anderem material zuweilen mit blut rötete, und seit etwa zwanzig jahren wissen, dass man runen auf steinen mit minium färbte, so war leicht zu vermuten, dass das minium nur vertreter des blutes sei. das überraschende an unserem falle ist, dass hier ein stein, der noch gar kein runenstein ist, sondern erst einer werden soll, mit blut übergossen wird, wodurch die einritzung ja sehr erschwert werden muss. und diese sowie die andere wunderlichkeit, dass man den blutigen stein die keiper eines schlittens schrappen lässt und dies auf dem steine verewigt, erklärt Olsen in höchst genialer weise dadurch, dass er einen parallelismus aufstellt zwischen dem bei der bestattung in die erscheinung tretenden zauberrunen-ritus und dem aus Sigrdrifumál, Hávamál und Snorra Edda zu reconstruierenden zauberrunen-mythus.

In Sigrdr. str. 15—17 werden ohne systematische ordnung 24 teils individuelle teils generelle dinge angeführt, auf denen in der urzeit runen eingeritzt gestanden haben, sowol überirdische dinge wie irdische, ja geradezu menschliche; darunter zwischen Sleipnis zähnen einerseits und des bären tatze anderseits auch die *sleđa fjǫtrar* oder (s. 128, fufsn. 5) *fjǫtrur,* die schlittenbeine, auf die es uns ankommt. und diese runen — die frage, ob sie charaktere im doppelten sinne des wortes gewesen, berührt Olsen nicht — sind zu zauberrunen geworden dadurch, dass sie laut str. 18 von den dingen auf welchen sie standen, also auch von

den *sleđa fjǫtrum,* abgeschabt und mit dem heiligen met zusammengerührt worden sind:

Allar váru af skafnar
þær er váru á ristnar,
ok hverfđar (*hrę[r]dar* v. l.) *viđ inn helga mjǫđ*
ok sendar á víđa vega;
þær 'ru međ ásum,
þær 'ru međ álfum,
sumar međ vísum vǫnum,
sumar hafa mennskir menn.

der 'heilige met' ist zweifellos identisch mit dem 'teuren met' im kessel Ođrørir von Háv. 140, 'Kjedlen, som rører Digterinspirationens magiske Elementer', und dieser met widerum besteht nach Snorri I 216 aus dem blute des weisen Kvasir und honig. implicite ist also in Sigrdr. 18 von verrührung der abgeschabten runen in blut die rede. durch die verrührung ist die zauberische kraft nicht, wie zb. Gering in seiner Edda-übersetzung und Heusler Thule II 169 annehmen, von den runen auf den met übergegangen, sondern umgekehrt von dem met auf die runen.

Dass der schlitten im runenritus und runenmythus eine rolle spielt, hängt nach Olsens vermutung (s. 143 f) vielleicht damit zusammen, dass er bei einer gewissen, etwa der heut in Vinje üblichen bauart und nach der dort geltenden zählung seiner teile aus 24 stücken besteht wie das alte fuþark. in einzelnen wendungen kommt das wort *sle(d)avirke, sleevirkje* sogar im sinne eines zahlworts, in Vinje geradezu im sinne von 'anzahl von 24', vor.

Die aufstellung des parallelismus zwischen ritus und mythus, die sich darauf gründet, dass drei elemente des mythus, nämlich schlittenteile, abschaben und blut, im ritus widerkehren, erfordert nicht nur, ein viertes und fünftes, nämlich runen auf den schlittenteilen und vermischung dieser runen mit blut, in den ritus hineinzuinterpretieren, sondern auch alle in dieselben beziehungen zu einander zu setzen, in denen sie im mythus stehn, und legt es nahe, zu der sendung der runen auf weite wege und ihrem vorhandensein bei menschlichen wesen ebenfalls entsprechungen im ritus zu suchen. ihre sendung auf weite wege findet Olsen (s. 143. 145) symbolisiert in der fahrt des mit runen versehenen schlittens von der fundstelle des steines zur grabstätte, und ihre ankunft bei den menschen glaubt er angedeutet in der frage **huwaʀ ob kam ... a ... lat gotnA**. wenn seine lesung hier durchweg sicher wäre, hätte er allerdings wol auch in diesem puncte recht. bedauerlicherweise sind die letzten beiden runen sowol von **hAris**, das er als 'des heeres', 'der schar', im sinne von 'des fuþarks', zu **huwaʀ** zieht, wie auch von **hi a** unsicher, und ist weder die doppelsetzung des wörtchens **a** noch das westnordisch bisher unbelegte adverb *hī* noch die scansion *hūwáʀ ob kąm háris ą́ hí ą lát gótna* recht anheimelnd. wozu das **ob**,

wenn **kam** keinen ictus trägt? dazu kommt noch, dass der genetiv **hAris** das einzige wort wäre, das bei Olsens lesung der inschrift entschieden auf einem nicht nur lautgeschichtlich, sondern auch lautgesetzlich älteren standpuncte als dem altnordischen stünde. sollte das s i c h e r e **a** nicht zur z w e i t e n halbzeile gehören können und anstatt **hi a**[1] ein vorderes compositionsglied zu **lat** — ***hAl**-, ***hAf**-, ***hAk**- oder ein anderes — möglich sein? an ***hAl**, aber als selbständiges wort, denkt Olsen s. 137 selber.

Die antwort auf die frage **huwAR ... gotnA** sind nach s. 162 die runen A 67—B 11, nach s. 146 ff die runen des dativs ***ormAre**, d.i. der auflösung des durch **fiskR ... g[A]landi** formulierten rätsels, die schon an und für sich überzeugt, aber eine bestätigung noch dadurch empfängt, dass sich der in West-Norwegen früh aus der mode gekommene name *Ormarr* in dem namen des nur etwa 1 kilometer oberhalb von Eggjum gelegenen hofes *Ormalseng* bis auf den heutigen tag erhalten hat (s. 148 f). die auflösung könnte selbst dann noch richtig bleiben, wenn sich herausstellen sollte, dass weder sie noch die runen A 67—B 11 die vorangegangene frage so präcise beantworten, wie es bei Olsens deutung letzterer der fall ist. das rätsel ist nach demselben recept gelöst, das SBugge bei seiner von Olsen im Ark. f. nord. fil. 26, s. 340 ff veröffentlichten — übrigens von Finnur Jónsson Lex. poet. unter *innleiđ* zu einem integrierenden teile als 'sikkert urigtig' bezeichneten — lösung des rätsels Guđr. II 22:

Váru í horni
hverskyns stafir
ristnir ok rođnir,
ráda ek ne máttak:
lyngfiskr langr [*lagar* v. l.],
lands Haddingja
ax óskorit,
innleiđ dyra,

befolgt hat: *lyngfiskr langr* = *orm, lands Haddingja ax óskorit* = *sǫl, innleiđ dyra* = *inni;* das ganze mit umstellung = *órminnisǫl* oder *ørminnisǫl* 'glemsels-öl'. die beiden rätsel weisen — was Olsen auch anerkennt — in dem nominativ *fiskr* und erst recht ihre auflösungen in dem wortstamme *orm-* sogar eine über die allgemeine familienähnlichkeit mit *gramr ok brattir hamrar* = *Ingi ok bjǫrg* = *Ingibjǫrg* udgl. (s. 147) weit hinausgehnde übereinstimmung auf, während ein unterschied darin ligt, dass bei Bugges deutung auf dem horne nach der intention des dichters die l ö s u n g — wenn schon nicht des der Gudrun, so doch — des uns aufgegebenen rätsels, oder richtiger: sein thema, gestanden hat, auf unserm steine hingegen das rätsel selbst steht.

[1] **t** anstatt seines **a**, also **hit**, zu lesen, erklärt Olsen s. 85—86 mit nicht recht klarer begründung für graphisch 'meget lidet sandsynlig'.

Olsen rät es, sobald er nur die vier worte **fiskR** ... **suemade, fokl** ... **g|A]landi** erkannt hat; denn 'I næsten alle de Kenninger, hvori *fiskr* indgaar, har man at gjøre med Omskrivninger for Orm (*fiskr foldar*, *f. grundar, f. lyngs, dalfiskr, viđfiskr,* se Lex. poet.)', und von den vögeln, welche in der alten dichtung *gala,* lässt sich an *Orm* nur einer anhängen, *are.*

Aber Olsen widerspricht sich selber, indem er den fisch, der den orm bedeuten soll, dann in einem s t r o m e schwimmen lässt. der fisch wird ja gerade dadurch zum orm, dass die dichter ihn auf dem lande schwimmen lassen, wie er dadurch, dass sie ihn in der luft schwimmen lassen, zum vogel oder zum pfeile wird. dass Hym. 24 der Midgardsorm, der sich hat ködern lassen, ironisch *sá fiskr* genannt wird, hilft darüber nicht hinweg, dass der in einem strome schwimmende fisch keine umschreibung für orm ist. ohne, wie es scheint, die entgleisung im mindesten zu spüren, begrüfst Olsen in seinem den leichenstrom durchschwimmenden fische gar einen alten bekannten, den drachen *Níđhǫgg.* obwohl dieser nirgend fisch genannt und nirgend ausdrücklich als schwimmend geschildert wird, mag es meinethalben denkbar befunden werden, dass ein dichter ihn als den im leichenstrome schwimmenden fisch bezeichnet habe. aber das nützt uns garnichts; denn es kommt uns ja nicht auf das wort *Níđhǫgg*, sondern auf das wort *orm* an. den leichenstrom können wir also nicht gebrauchen, sondern müssen **nAuim** anders übersetzen. ich weifs nichts einfacheres vorzuschlagen als in **nAuim** den vorhistorischen dat. plur. von anord. *nár* anzuerkennen und in dem vorausgehnden fragwürdigen [i] die dazugehörige präposition *í.* ein in leichen schwimmender fisch ist eine richtige umschreibung für orm, und zwar am ehesten für orm in der bedeutung 'vermis'. warum Olsen das vordere compositionsglied in **nA-seu** und in dem vermeintlichen **nA-uim** (s. 132 und s. 182, wo es überdies irrig als ursprünglich langwurzelig aufgeführt wird) aus **nawa-* entstanden sein lässt, obgleich doch nicht nur im gotischen sonnenklare *i*-flexion vorligt, sondern er selber s. 158 *slítr nái,* s. 157 *þar saug Níđhǫggr nái framgengna* aus der Vǫluspá und ebenda *þar kvelr Níđhǫggr nái framgengna* aus Snorri citiert, ist mir vollkommen unverständlich. desgleichen seine in anderem zusammenhange s. 97 getane äufserung: '**w** i Indlyd ... vilde jo i en Indskrift fra ca. 700 være paafaldende', selbst wenn ich zu seinen gunsten annehme, er meine **w** zwischen vocalen, und das **huwAR** unseres steines nicht mitrechne. was wäre in einer inschrift, die überhaupt noch **w** gebraucht, zb. an einem ***sniwin** 'beschneit' auffallend? dass in **nAuim** anstatt **w** zwischen vocalen **u** geschrieben ist, ist eine ganz andere sache und keinesfalls befremdlicher, wenn wir **nAuim** für ein simplex, als wenn wir es für ein compositum halten. dem dat. plur. **gestumR** (Stentofta) gegenüber ist ein dat. plur. **nAuim** allerdings über-

raschend, aber der schwund des -ʀ hat gar keine rechtfertigung nötig, wenn man mit Olsen den stein von Stentofta für älter als unsern hält, und der stammauslaut -*i*- war im dat. plur. durch kein lautgesetz gefährdet, sondern nur durch analogie, die in verschiedenen gegenden zu verschiedenen zeiten gewürkt haben kann.

Für die beiden vieldeutigen runenreste vor [i] **nAnim** beruhige ich mich bei Olsens lesung [**uk**] und für den ganzen complex [**oR**]**uki** bei der von ihm s. 156, fufsn. 3 erwähnten, aber verworfenen übersetzung *ór ok í*. den aus und in leichen schwimmenden fisch versteh ich als den aus leichen heraus und in leichen herumschwimmenden fisch, di. als den sich aus leichen entwickelnden und in leichen herumkriechenden wurm.

Bei **snemade** hätte die frage mindestens gestreift werden sollen, ob nicht dem **hnwAR** entsprechend vielmehr **snwimade** gelesen werden könnte.

Was über Ormar ausgesagt wird, und damit der tatsachenhintergrund der ganzen inschrift, ist leider höchst unsicher, da die lesung der in zeile B zwischen **A** und **m** stehnden runen 'ganske tvivlsom' (s. 87), und **misurki** — vorausgesetzt dass dies wort richtig gelesen ist — ebenso gut ein neutrales nomen acti 'missetat' wie ein masculines nomen agentis 'missetäter' sein kann.

Olsen sucht dadurch dass er den 16.—18. zauber, deren sich Odin Háv. 161—163 rühmt, wie Odins 18. frage in den Vafþrúđnismál und 36. frage in den Heiđreks gátur auf die erzeugung des rächers für Baldrs tod bezieht und den gedanken an diesen rächer als den centralen in der mythischen runenmagie und weisheit hinstellt, von vornherein wahrscheinlich zu machen, dass auch der runenritus unserer inschrift in dem rächer-gedanken gipfeln werde, und erklärt die umschreibung der angeblichen poetischen bezeichnung des rächers, *ulfr*, durch **mis(s)yrki* als namentabu, das vielleicht auch der verhüllung des wortes ***ormAre** zu grunde liege; aber er muss s. 154 doch gestehn, dass der ausdruck **mis(s)yrki* 'virker noget søgt og unaturlig'. diese verkleidung der verkleidung des begriffes 'rächer' und die schreibung **g[A]landis** statt ***g[A]ladeis** entschuldigt er s. 159 bis 161 mit der schwierigkeit gewisse magische zahlenverhältnisse bei dem verbrauche von runen innezuhalten. bisher hatten die zahlenverhältnisse diesmal nur eine bescheidene rolle gespielt, indem nämlich s. 108 ein senkrechter strich hinter dem **n** von **snAreR** als ein zeichen gedeutet worden war, welches sich der runenmeister dafür gemacht habe, dass zeile C bis dahin 2 × 24 runen enthalte, was für die ausfüllung der heut unleserlichen partie ja wertvoll wäre, für den runenmeister selbst jedoch kein noch ersichtliches interesse gehabt haben kann. jetzt aber fährt schweres geschütz auf: 'Man maa sikkert læse **g[A]landis** med

Pause saaledes, at baade Participiet faar en Vokal i Udlyd og Verbet 'er' en Vokal i Fremlyd[1]. Den sidste Vokal kræver Skrivemaaden **is** (jfr. **is** Möjebro), medens 'galende' regelret skulde være skrevet **-ande** eller **-ade** i Lighed med **suemade**. Man har da, kan man være tilbøielig til at udtrykke det, i Skrift udeladt Slutningsvokalen **-e** i 'galende' foran | et Ord, **is**, som begynder med den nærstaaende Lyd *i*. Imidlertid er et saadant fonetisk-grafisk Hensyn ikke tilstrækkeligt til at forklare Afvigelsen fra den fyldige Lydbetegnelse i **ni s solu**, hvor Runen for **s** er gjentagen i et betoned Ords Fremlyd.

Vi maa fastholde, at vi skulde vente **g[A]lade is**, ikke **g[A]landis**. Men hvorfor har da Runemesteren tilføiet en overflødig **n**-Rune og udeladt et Vokaltegn, som regelret skulde have været skrevet? Han kan ikke have gjort det for at faa frem et 'tilsigtet Talforhold' (jfr. S. 108) i Linjen A eller i A og B tilsammen; thi **g[A]landis** og **g[A]ladeis** indeholder det samme Antal Runer, og med begge Skrivemaader fremkommer i A + B (efter mine Udfyldninger af 'A 58' [= 2 runer] og A 95—101) 110 + 11 = 121 Runer, ikke et Multiplum af 24[2].

Men de to orthografiske Inkonsekvenser optræder saa nær sammen, at det maa synes nødvendigt at antage, at Runemesteren havde Brug for dem netop her i Linjens Slutning, d. v. s. netop paa det Punkt, hvor Omskrivningen for ***ormAre** og det ad direkte Vei udtrykte **is A[lin] misurki** stødte sammen. Nu ved vi fra andre Indskrifter[3], at Inkonsekvenser i Skrivemaade kan tjene til at faa frem 'tilsigtede Talforhold'. Dette er rimeligvis ogsaa Tilfældet her. Kun skal vi ikke nøie os med her, som ved C 1—48 (S. 108), at gaa frem efter én Linje, men vi maa regne med krydsende Tendenser.

Efterat jeg var naaet tilende med den nu meddelte Tolkning af A og B, lykkedes det mig at finde en, som det synes, helt tilfredsstillende Løsning af de to orthografiske Inkonsekvenser i **g[A]landis**. Denne Løsning virker ogsaa tilbage paa Tolkningen, som derigjennem tør siges at vinde adskilligt i Sandsynlighed.

Afsnittet A 67—B 11 — det fjerde Afsnit — danner efter den givne Tolkning Indskriftens egentlige Kjerne og indeholder en i sig afsluttet Mening: 'for Ormar er født en Hevner', parallelt med Hávamál's 18de Galder og Vafþrúðnismál's 18de Spørgsmaal (= 36te Gaade i Hervarar saga). Ser vi nu paa

[1] Forskjelligt fra Forholdet ved C 1—3 **nis**, d.e. *ni's*, hvor begge Ord er svagt betonede.

[2] Det ligger her nær at prøve paa at faa frem 5 × 24 = 120 Runer (jfr. 2 × 24 Runer i C 1—48, se S. 108). Et saadant Forsøg har dog ialfald jeg maattet opgive.

[3] Tryllerunerne paa et vævspjeld fra Lund (Chr.a Vid.-Selsk. Forhandl. 1908. No. 7) S. 16 ff.

Forholdene i dette Afsnit, finder vi, at A 67—B 11 tilsammen udgjør **54** Runer. Allerede dette gjør Krav paa stor Opmærksomhed; vi synes her at møde 18-Tallet i Háv. og Vafþr. multipliceret med 3 (jfr. 18 × 2 i Herv. s.). Men de orthografiske Inkonsekvenser i **g[A]landis** tyder paa, at samtidig en anden Tællemaade skal komme i Betragtning. Her falder det naturligt at spørge: Hvor mange Runer udgjør nu den Mening, som ligger 'skjult' i **fiskR** o. s. v., Ordene ***ormAre s A[lin] misurki**? Svaret bliver det overraskende: **18** Runer.

Disse Talforhold i A 67—B 11 forklarer fuldt ut Skrivemaaden **g[A]landis**. Man maatte skrive saaledes for paa én Gang at faa frem 54 Runer i A 67 ff. og 18 Runer i ***ormAre** o. s. v. Havde man skrevet **g[A]ladeis**, vilde nok 54-Tallet være i Behold, men ***ormAre is** o. s. v. vilde udgjøre 19, ikke 18 Runer, og havde man skrevet **g[A]lade s**, var vistnok 18-Tallet ved ***ormAre s** o. s. v. reddet, men 54 var gaaet tabt og 53 kommet i Stedet. Derimod løses ved **g[A]landis** Vanskelighederne til begge Sider, paa en ganske enkel Maade: *n*-Lyden i *galande* faar sit | eget Tegn, og den nøiagtige Lydbetegnelse *-ande* er ofret til Bedste for det følgende (vistnok stærkt betonede) **is**, idet man har nøiet sig med en Skrivemaade med **i** for de to sammenstødende, i Lyd nærstaaende Vokaler i *galande is*. Det fremgaar da heraf, at **g[A]landis** ikke kan komme i Betragtning ved en sproglig Drøftelse af Endelserne **-e** og **-i** i denne Indskrift'.

Wen diese zählerei etwa an gewisse Faust-erklärungen oder Shakespeare-Bacon-beweise erinnert, der muss immerhin beherzigen, dass mit ihr den alten Skandinaviern keine mystification, sondern gläubigste mystik zugetraut wird und den verirrungen des menschengeistes niemals grenzen gezogen waren. jedoch, es kommt noch besser. nur sind vielleicht vorher ein paar kurze bemerkungen zu dem langen obigen citat am platze: dass die copula, ausgeschrieben, durch **is** dargestellt sein würde, lässt sich nicht bezweifeln, aber ihr vorhandensein auf dem steine von Möjebro ist nicht allgemein anerkannt (vgl. HPipping Studier i. nord. fil. XII, nr 1, s. 65. 78 f) und ihre stellung bei Olsens deutung (Arkiv f. nord. fil. 33, 276 ff) anstöfsig. das doppelte **s** in **nissolu**, das s. 106, fufsn, 1 auch als argument dafür dienen muss, dass **nAkda** nicht des folgenden **n-** wegen, sondern — was durchaus einleuchtet — unabhängig davon, ohne **-n** geschrieben ist, war deshalb kaum zu umgehn, weil bei einfachem von dem wörtchen *is* überhaupt nichts zu sehen wäre. 'De Betænkeligheder, som man kan nære ligeoverfor Formen **g[A]landi** (med **-an-** og med **-i**, forskjelligt fra **-ade** straks foran), vil man vistnok uden Vanskelighed kunne finde sig tilrette med' hiefs es s. 146, und das **-i** wäre in der tat nicht viel befremdlicher als das zweite **-i-** von **wiltiR** (gegenüber **snAreR**), das

durch den fortgefallenen mittelvocal von **wilþidēʀ*[1] zu erklären, wie Olsen s. 186 mit verweis auf bd. I, s. 255 tut, seine schwierigkeit hat, oder als das **-k-** von **fokl** (gegenüber **lAgi**) usw. die inschrift gehört ja dem übergange vom längern zum kürzern fuþark an; schwanken zwischen älterer und jüngerer lautbezeichnung ist in ihr also durchaus natürlich. um für die zeilen A + B 120 statt 121 runen zu verwenden, hätte der runenmeister nur entweder **-u-** oder **-w-** in **huwAR** zu sparen brauchen.

Nun aber! infolge der erwähnten entdeckung seiner gattin sucht Olsen 'at trænge dybere end til at sige, at E indeholder let henkastede Rids, hvorved Runemesteren har orienteret sig før den egentlige Indridsning', und sagt s. 175 f: 'Det, som giver denne Linje dens Særpræg, er udentvivl Gjentagelsen af ret ovenfor skrevne Runer i to andre Linjer. Ser vi nærmere paa de gjentagne Runer, lægger vi Mærke til, at disse forekommer temmelig nøiagtig m i d t i Linjerne A + B (regnet som én Linje) og C. Runen ᚠ (E 2 svarende til A 60) er den 61 de Rune i Linjen A + B; foran gaar 60 Runer (A 1—57, 58 a, 58 b og 59), og efter følger ligeledes 60 Runer (A 61—109, B 1—11). Ligesaa indeholder E 3—8 (svarende til C 31—36) en Modsvarighed til Midtpunktet i Linjen C, som bestaar af 68 Runer, enten man nu her vil søge midterste Rune i C 34 (udfyldt til ᛡ) eller i C 35 (udfyldt til ᛏ). Denne Gjentagelse af Runer midt i Linjen A + B og midt i Linjen C tør jeg ikke anse for tilfældig. Netop i dette Forhold kunde ligge et Vink om, hvordan E 1—2 og E 3—8 skal opfattes.

For nu ialfald at have gjort et Forsøg paa at lade det hele Regnestykke gaa op til sidste Rest, fremsætter jeg her en Formodning om, hvilken Bestemmelse de 8 Runer i E kan have havt.

De to Runer i E, som svarer til Midtpunkt-Runer i A + B og i C — E 2 ᚠ og E 6 ᛡ? (eller E 7 ᛏ?) — kan tænkes at udtrykke en Gjentagelse henholdsvis af de 121 Runer i A + B og af de 68 Runer i C. En saadan forkortet Gjentagelse, som man kunde kalde det, vilde danne etslags Sidestykke til den magiske ᛏ-Rune = ᛏᛏᛏ (jfr. Bd. II S. 601) og forøvrigt til magiske Runer, skrevne med dobbelt eller mangedobbelt ridsede Kviste eller Stave[2]. De to Midtpunkt-Runer | er da blevne opfattede som Koncentrationer af Runelinjernes Tryllekraft. Tilsammen skulde man saaledes kunne tælle Runerne i den hele

[1] hängt der ansatz **wilþidēʀ* statt **welþidēʀ* mit der äufserung auf s. 97, das wort habe 'fra gammel Tid af **i** i Rodstavelsen', zusammen?

[2] Jfr. Aarsberetning for Foreningen til norske Fortidsmindesmærkers Bevaring 1907 S. 164 f.

Indridsning (÷ den afsides staaende Linje D, hvorom se S. 171) saaledes:

A + B	121 Runer
C	68 „
E 2 = (A + B)	121 „
E 6 (eller E 7) = C	68 „
Øvrige Runer i E	6 „
	384 Runer

Her vilde da fremkomme et Multiplum af 24, nemlig Futharkens Tal 24 multipliceret med 16 (= 2 Gange 'Ætternes' Tal 8), og et nyt, i fremtrædende Grad tryllekraftigt 'tilsigtet Talforhold' vilde være føiet til de allerede tidligere antagne (S. 108 og 160f.).[1]

Det vilde have kostet Runemesteren langt mindre Anstrengelse at faa frem dette Talforhold end Talforholdene 18 og 54 i sidste Afsnit af A + B, idet det stod ham frit for at tilføie saa mange 'øvrige Runer i E', som der udkrævedes. Her har han, om Formodningen holder Stik, først fyldt med Runer Rummet mellem 'Midtpunkt-Runen' E 6 (eller 7) og Hestens Forben, og han har dernæst anbragt Runer, ligeledes Gjentagelser fra C, fremover mod den anden 'Midtpunkt-Rune' E 2, dog saaledes, at et lidet Mellemrum blev staaende igjen for at danne Skille mellem de fra A + B og de fra C gjentagne Runer; endelig trængtes for at gjøre Tallet 384 fuldstændigt en 8de Rune i E, og denne var det naturligt at anbringe foran E 2, idet den ligesom E 2 gjentoges fra A + B. Det skulde da blive tilfældigt, at baade E 1 og E 3 svarer til en Rune, hvormed et Ord henholdsvis i A + B (**lat**) og i C (**ni**) begynder. Derimod kunde der nok være en Mulighed for, at A + B med Flid var indridsed saaledes (jfr. S. 168f.), at Runerne ᛚᚨ, som skulde gjentages i E 1—2 kom til at danne temmelig nøiagtig, matematisk regnet, Midten af Linjen A. Dette vilde da være et Vidnesbyrd til de mange, vistnok adskillig sikrere, som den nu afsluttede Tolkning turde have bragt for Dagen, om, med hvilken overordentlig Omhu Runemesteren har gaaet tilværks, endog lige til tilsyneladende ligegyldige Enkeltheder. I rig og mangegrenet Runekunst overgaaes hans Indridsning bare af Rök-Indskriften'.

Ich finde ebensowenig anlass, in E mehr als 'let henkastede Rids, hvorved Runemesteren har orienteret sig før den egentlige Indridsning', wozu er ein paar runen aus der mitte der beab-

[1] Jeg vil her ikke lade unævnt, at den hele Indridsning efter min Læsning kommer til at bestaa af nøiagtig 200 runer (nemlig 121 i A + B, 68 i C, 3 i D og 8 i E). Det forekommer mig dog ikke meget troligt, at det har været tilsigtet at faa frem et Multiplum af 10 (jfr. om dette Tal Bd. II S. 671ff.). Ialfald er det mig da uforstaaeligt, hvorfor netop 2 Runer midt i A og 6 Runer midt i C har været gjentagne i en egen Linje. Det er vel ogsaa betænkeligt at antage Linjen D for indridset i en saadan bestemt Hensigt.

sichtigten strecken, und zwar sehr natürlich wortanfangende, herausgegriffen hat, zu sehen, wie die tierfigur unseres steines, die gerade keinen pferdekopf, sondern einen vogelkopf hat, mit Olsen s. 163 'at sammenligne med Hestehovedet paa Egil's Nidstang'. eher noch als dieser vergleich lässt sich die zusammenstellung unseres phantasietiers mit dem, allerdings durchaus naturalistisch gezeichneten, nach links laufenden hengste auf der steinplatte von Roes hören, falls Olsen deren — im verhältnis zu dem hengste — von oben nach unten laufende rechtsläufige runeninschrift s. 165 f richtig list: **iuþin : udRrak** = *iú þinn Uddʀ rak*, 'denne Hest drev Udd (afsted)'[1], und richtig erläutert: 'Hesten sendes ud mod en Person, som Udd vil paaføre Nid, og Nidet forstærkes derved, at den afgjørende magiske Handling er udtrykkelig angiven i Runeindskriften, som er indridset bag Hesten, og som derved ogsaa symbolsk fremhæver Runerne som den kraft, der 'driver Hesten afsted'.' 'Ogsaa Eggjum-Hesten er tegnet springende, og Runer (deriblandt det virkningsfulde **misurki**) er anbragte bag den paa lignende Maade som paa Roes-Stenen. Allerede en flygtig Betragtning er saaledes egnet til at give én det Indtryk, at Hesten drives afsted mod Ormar's Banemand', 'paa tre Sider — ogsaa bag, men ikke foran — omgiven af Runer. Den springende Hests Bane fremover er saaledes tydelig fremstillet'. —

Wie man schon beobachtet haben wird, passt Olsen mit rührender gewissenhaftigkeit seine sagverse — ohne sich jedoch auf ihre melodie einzulassen — in die von Sievers in den Abhandlungen d. phil.-hist. kl. d. kgl. Sächs. ges. d. wiss. bd. 35 nr 1 aufgestellten schemata ein. ich wäre nicht untröstlich, wenn einige bei etwas anderm, bequemeren und klingenderen vortrage sich nicht einfügten. aber das mögen die geborenen metriker unter sich ausmachen. nur wenn Olsen zu seiner scansion

hín warb ná-seu   máʀ máde þaim   kaíba i bórmoþa[2] *húni*

s. 141 bemerkt: 'Paa ét Punkt kan en rigtig metrisk Opfatning faa Betydning for Tolkningen. Skanderer man, som her foreslaaet, bliver det naturligt at henføre **maR** som Subjekt til det foregaaende Verbum **wArb** (som altsaa ikke bliver 'upersonligt'), saaledes at dette Ord fra den første Sætning skal 'underforstaaes' ogsaa som Subjekt for **mAde**' usw., so muss ich allerdings fragen: wäre das denn nicht erst recht der fall bei einer zerlegung:

hín warb ná-seu máʀ   máde þaim kaíba   i bórmoþa húni?

Ein überblick über die sprachformen, die lautbezeichnung und die runenformen s. 181—193 führt zu dem ergebnis, die inschrift, in ziemlich engem anschlusse an die archäologische

[1] die inschrift schliest mit einem deutlichen doppelpuncte.
[2] Eller med Hovedtone paa 2det Led (*bormóþa*).

zeitbestimmung, um etwa 700 zu datieren, was ohne alle weitläufigkeiten bereits von s. 97 an geschehen war. der satz 'at der kun er en eneste Form, det usikkert læste ok tolkede **hAr is** = oldn. *hers,* som frembyder et afgjort alderdommeligere Udseende end historisk Oldnorsk', ist nur dann richtig, wenn man den nachdruck auf 'afgjort' legt und unentschieden lässt, ob **-seu** = anord. *sjó* (s. 132) oder = anord. *sæ* (s. 182), aber geradezu unrichtig, wenn man meinen dat. plur. **nAuim** anerkennt. wieso '**nAkda** = oldn. **nǫkđan* (*nøkđan*) Adj. Akk. sg. m., af **nakuđ-*' als 'et oprindelig trestavelses Ord med lang Endestavelse' bezeichnet werden kann (s. 182. 184. 185), zumal wenn der acc. sg. m. anord. *Landa* 'trestavelses Ord' genannt wird, versteh ich nicht. dass Olsen s. 183 **bor-moþA**, im widerspruch gegen s. 125 und 182, als acc. bezeichnet, muss ein ganz momentanes versehen sein; dagegen scheint er sich würklich einzubilden, dass auf dem steine von Räfsal nicht **hAri-**, sondern **hari-** steht, da er so nicht nur s. 187, fufsn. 3, sondern schon s. 135 schreibt. der stein hat ᚼ.

Diejenigen, welche die deutung aller runeninschriften zu verfolgen suchen, mach ich darauf aufmerksam, dass Olsen nicht zu entscheiden wagt, ob **hAidRrun-** (Björketorp) und **hideRrun-** (Stentofta) als **heiđr-rún-* oder aber **hAid** und **hid** als pronomen **hit* 'dette' zu fassen sind, dagegen **herAmAlAsAR**, **hAerAmAlAusR**, **welAdAude**, s. 98, fufsn. 1[1] auch **we[lA]dud**, als composita citiert und s. 190 Stentofta zeile 3, rune 14 als **A** list.

Da sich bei einer ansetzung unserer inschrift um 700 in die lehre, dass keins der erhaltenen eddischen gedichte älter als das 9 jh. sein könne, eine neue bresche legen lässt, 'idet her praktisk talt 'oldnorsk' Sprog er paavist et Aarhundred tidliger, end man i Almindelighed for Tiden vover at antage', so fasst Olsen zum schlusse sowol die unterschiede wie die übereinstimmungen zwischen der durch die inschrift vertretenen und der litterarisch überlieferten westnordischen dichtung zusammen. wir haben hier eine besondere gattung ohne feste regeln für allitteration und ohne festen strophischen aufbau vor uns und in zeile C einen gebrauch der partikel **ni**, dessen das anord. *ne* nicht mehr fähig ist. dagegen atmen die poetischen umschreibungen, vor allen die des namens Ormar, durchaus skaldischen geist und erinnern zwei ausdrücke unmittelbar an eddische,

[1] diese fufsnote zu **wiltiR** ist in mehreren hinsichten misraten, die beiden vorstufen des stimmlosen *l*, die dort allein angegeben sind. '*hl* eller *þl*', treffen ja gerade für **wiltiR** = anord. *villtir* nicht zu. dass Bugge sich Arkiv f. nord. fil. 2, 352 ff über den vocal *é* von *véla* 'besnære' nicht direct ausgesprochen habe, ist richtig, er hat das aber Arkiv 4, 134 nachgeholt. sehr erfreulich ist jedesfalls, dass Olsen neben dem **uilald** des bracteaten 28 nicht mehr die unglaubliche wortgruppe **sa wilagaR** vom Lindholmer knochen citiert; wenn die runen richtig gelesen sind, bilden sie gewis ein einziges wort.

þormoþA an *eggmóðr* und **lat gotnA** an *Gotna land.* auch die verwendung von **ob** = anord. *of* scheint mir eine gewichtige übereinstimmung. in einerseits **misurki**, wenn es richtig gedeutet ist, und andererseits *ulfr* Sigrdr. 35 kann ich freilich eine 'Lighed i Ordforraad' ebensowenig erkennen wie in unserm Orm den drachen Níðhǫgg oder in den zeilen A (+ B) und C zusammen den 'ledende Almentanke': 'Magt over 'Runerne, de fra de raadende Magter stammende' (Fyrunga-Indskriftens Udtryk), og den, som 'skriver' dem — **runo fahi raginaku(n)do** Fyrunga — 'óvilltar ok óspilltar', han 'nyder' dem, til 'Magterne (**ragina** — *regin* Sigrdr. 19, 9) forgaar',' und ob **huwAR ob kam** usw. mit Háv. 144: *veiztu hvé rísta skal?* usw. stilistisch zu vergleichen sei, ist mir noch fraglich. aber der parallelismus, wenn nicht gar eine wechselwirkung, zwischen dem runenritus von Eggjum und dem runenmythus der Edda ist erwiesen, und ihn zu finden war unter den heute lebenden runologen wol einzig und allein Magnus Olsen fähig, 'en mand med kundskaper spændende vidt som kun faa, med en geniets kombinations-evne og en digters formende kraft som ingen anden'.

Bergedorf. Fritz Burg.

DAS GEDICHT VOM SPITALE ZU JERUSALEM, welches Ernst Martin in einer copie des 18 jh.s wideraufgefunden hat (Zs. 40, 221, vgl. Zs. 3, 534) und das dann nach dieser gar nicht schlechten überlieferung von AKüster (diss. Strafsburg 1897) recht ungeschickt herausgegeben und eingeleitet wurde, muss 30—40 jahre früher angesetzt werden als es von dem herausgeber geschieht, denn der einfluss Konrads von Würzburg fehlt in der rhythmik ganz und ist durch die anmerkungen nirgends glaubhaft gemacht; die zahlreichen reminiscenzen des litterarisch wolgebildeten, aber völlig amusischen verfassers weisen durchweg höher hinauf. er war ein 'bruder', wahrscheinlich ein capellan des Johanniterordens (955 ff. 1063 f. 1092), ein Hochalemanne, wie die vollen endungen im reim (1111. 1386) und im versinnern (87. [360] 1180; 746. 1189) bezeugen, gewis kein Elsässer. schrieb er gleichwol im Elsass, was immerhin möglich ist, so kommt nur die alte niederlassung der 'Johanneser' in Dorlisheim (Ingold bei Grandidier Nouv. oeuvres inédites V 9) in frage, nicht aber Strafsburg, wo sie erst 1371, auf dem 'Grünen Wörd', fufs gefasst haben (DStchr. IX 733).

E. S.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

VIERZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1921

INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XL, 1. 2. october 1920

Alteuropa in seiner kultur- und stilentwicklung. von **Carl Schuchhardt.** mit 35 tafeln und 101 textabbildungen. Strafsburg u. Berlin, Karl J. Trübner, 1919. XII u. 350 ss. 8°. — 17 m.

Dass ein gelehrter, der durch ein volles jahrzehnt an der spitze eines grofsen museums gestanden hat und ausgrabungen sowie wissenschaftliche reisen in ausgedehntem umfang zu unternehmen in der lage war, uns manches zu sagen hat, ist begreiflich. bei dem verf. betrifft dies so verschiedene gebiete der vorgeschichte, dass es ihm empfehlenswert scheinen mochte, dies, auch soweit er dabei auf eigenen älteren arbeiten fufst, einmal im zusammenhang zu tun und dafür einen rahmen zu schaffen durch eine gedrängte darstellung der ganzen alteuropäischen cultur, ähnlich wie in gleicher lage Sophus Müller in seinem buche 'Urgeschichte Europas' getan hat. darin ligt aber eine schwäche des werkes begründet; denn die dem interesse des verf.s fernerliegenden, verbindenden teile sind mehrfach ganz ungenügend, zb. der abschnitt s. 330—332 'Slaven und Wikinger', bei dem man schon gegen diese zusammenfassung von ganz verschiedenem und ungleichwertigem unter éiner überschrift bedenken haben wird. nicht einmal von den für die Slaven kennzeichnenden schläfenringen oder von ihren pfahlbauten erfahren wir hier etwas. und in 13 zeilen sind die Wikinger — gemeint sind die Nordleute der Wikingerzeit — abgetan, wobei aber doch die flüchtigkeit mit unterläuft, dass von Björko auf Wisby statt Björkö im Mälarsee die rede ist. auch sonst stofsen wir auf manches versehen. so wenn vom 'städtchen' Hallstatt gesprochen oder von den gräbern daselbst gesagt wird, dass sie fast ausschliefslich körperbestattungen enthalten, da doch Sacken 522 skelett- und 455 brandgräber aufzählt und sicher eher von letzteren als ersteren welche übersehen worden sind.

Und nicht nur in dem buche drängt sich manches zu sehr zusammen, sondern man hat mitunter den eindruck, dass dem verf., der rasch über zeit und raum hinwegzueilen genötigt ist, das augenmafs für die entfernungen verloren geht. so wenn er Maglemose auf Seeland aus der ancyluszeit und verschiedene

'kökenmöddinger'[1] als 'siedlungen aus dem abstieg der eiszeit' bezeichnet. das könnte man höchstens von Maglemose gelten lassen, das noch einer zeit mit zunehmender wärme angehört, wenngleich es auch nicht zutrifft und leicht irreführen kann, wenn gesagt wird, dass man 'im ersten beginn der nacheiszeit, gewissermafsen noch am fufse der gletscher' dort gewohnt habe. vollends unrichtig ist es aber von den kökkenmöddingern, die der periode höchster jahrestemperatur der gesamten nacheiszeit, einschliefslich der gegenwart, angehören.

Doch sind das alles mängel, die man gern mit in kauf nimmt in einem werke, das uns durch einen so grofsen reichtum an wertvollen gedanken und beobachtungen dafür mehr als schadlos hält. um nur einiges herauszuheben, seien hier besonders erwähnt die lehrreichen ausführungen über die ersten schritte der töpferei und die zusammenhänge von form und verzierung der tohngefäfse mit aussehen und herstellungsweise ihrer vorläufer, als da sind kürbisse, lederflaschen, hölzerne behälter, geflochtene körbe; ferner das über metallornamentik, die von andern stoffen her auf das metall übertragen ist, zb. das im abschnitt 'Norden' über den ursprung der spiralverzierung aus aufgenähten borten gesagte. auch über hausformen, burgenbau, bestattungsarten (so die hockerlage) und grabanlagen, zumal die gräberrunden, die vom britannischen stonehenge bis zu den königsgräbern von Mykenae sich verfolgen lassen, liegen sehr beachtenswerte beiträge vor.

Für den germanisten ligt die versuchung nahe, da und dort einen angesponnenen faden weiterzuspinnen. so liefse sich dem schönen abschnitt 'Homer', in dem gezeigt ist, wie in dem einer jüngeren stilperiode entstammenden griechischen epos erinnerungen an die mykenische cultur fortleben, eine untersuchung der germanischen heldendichtung auf nachklänge aus vorausgehnden perioden gegenüberstellen, die nicht ergebnislos wäre. gern würde man auch bei den interessanten mitteilungen und bemerkungen über menhirs und ihre bedeutung ähnliche vorkommnisse im spätheidnischen germanischen totencult mit in den kreis der betrachtung ziehen. der nordische bautastein wird auf diesem wege wol seine erklärung finden, wenigstens was die sache betrifft: wörtlich bedeutet *bauta(r)-, bautađarsteinn,* wol mit einem genitivus epexegeticus als bestimmungswort, wie es scheint 'stösselstein' und dies wird wider als 'phallusstein' zu verstehn sein; vgl. *beytill* Fritzner I 134. dadurch schlägt sich eine brücke zu den griechischen hermen, die teils ausgesprochene phallusbilder sind, teils den phallus besonders auffällig darstellen.

[1] ständig wird so statt kökkenmöddinger geschrieben. unzutreffend ist auch die übersetzung 'küchenabfälle'; denn *mödding* bedeutet 'abfall-, misthaufen'.

wie die hermen stehn ja nach Havamal 72[3] auch bautasteine an den wegen. dass sich diese denkmäler im norden in der eisenzeit besonders bemerkbar machen, nötigt uns nicht, dabei mit Sophus Müller, Nord. altertumsk. II 263 an britannische einflüsse zu denken. wir würden ihre ganze entwicklung weit besser überschauen können, wenn uns solche aus holz in gleicher weise erhalten wären wie die aus stein. gegeben hat es sie gewis. es sei hier an das durch eine holzstange gekennzeichnete seeländische brandgrab aus der älteren eisenzeit erinnert, das SMüller aao. II 78 abbildet, ferner an die kirche aufserhalb der stadt Ticinus (Pavia), die *ad perticas id est trabes* hiefs, was Paulus Diac. V 34 daraus erklärt, dass dort vormals aufrechte stangen gestanden hätten. es sei langobardische sitte gewesen, dass, wenn einer irgendwie im kriege oder sonstwie umgekommen war, seine blutsverwanten auf ihren grabstätten eine stange setzten, auf deren spitze sie eine hölzerne taube befestigten, die nach der gegend hingewandt war, wo der geliebte gestorben war. das ist deutlich der seelenvogel, beziehungsweise sein abbild, und die stange dient ihm gradeso als ruhesitz wie die grabstele, von deren bestimmung als ἕδος τῆς ψυχῆς der verf. s. 78 handelt. im übrigen darf man mit dem langobardischen bericht Havamal 72[3] zusammenstellen: *sjaldan bautarsteinar standa brauto nǽr, nema reise niþr at niþ.* auch die menhirstatuen, gewisse diesen sehr ähnliche nordslavische, tief ins mittelalter hereinreichende steinfiguren und die südrussischen, auf kurganen aufgestellten 'kamennyje baby' sind glieder derselben kette wie der 'trēmađr' di. geschnitzte pfahl, dem in der Ragnarssaga fast dieselben worte in den mund gelegt sind, wie in der Halfssaga dem 'haugbūi' — s. Heusler-Ranisch, Eddica minora 93 —, wodurch klar wird, dass er auch nur als abbild und verkörperung dieses 'haugbūi', di. des im hügel bestatteten toten selbst, zu gelten hat. ich glaube, dieser 'trēmađr' spricht auch dafür, dass Sch. recht hat, die menhirstatuen und mit ihnen verwante reliefs als darstellungen von verstorbenen, nicht als götterbilder, aufzufassen.

Ein näherer vergleich des vorliegenden werkes von Sch. mit dem oben schon erwähnten buch Sophus Müllers ist sehr lehrreich. denn er zeigt nicht nur den verschiedenen standpunct zweier forscher in ähnlicher stellung, sondern den grofsen fortschritt der wissenschaft selbst im verlauf von kaum anderthalb jahrzehnten. ansichten wie die Sophus Müllers, dass die gesamte prähistorie einschliefslich des paläolithikums in einem zeitraum von 10000 jahren beschlossen liegen könne, dass grabanlagen überhaupt orientalischer culturimport, dass die pfahlhäuser der bronzezeitlichen terramaren und der steinzeitlichen pfahlbauten nachbildungen von mykenischen häusern mit steinunterbau seien, sind heute doch wol unmöglich. Sophus Müller kann als letzter

extremer vertreter der ausschliefslich orientalischen herkunft allen culturfortschritts gelten. dagegen sucht Sch. aufser dem norden auch dem bisher recht stiefmütterlich behandelten westen, der in paläolithischer zeit schon in seiner art so hervorragendes leistet, zu seinem recht zu verhelfen.

Um misverständnissen vorzubeugen, will ich ausdrücklich betonen, wie hoch ich den wert des buches auf rein archäologischem gebiet einschätze, wenn ich, ohne im übrigen auf einzelnes eingehn zu können, ein bedenken ausspreche gegen die annahme (s. 125), dass in Böhmen und Mähren die spiralornamentik bodenständige entwicklung sei, ausgehend von der verzierung der gefäfse aus vergänglichem stoff, die die paläolithiker hier schon hatten. denn gleichzeitig wird die ganze bandkeramik (s. 116) als kürbisstil bezeichnet, und mit kürbissen wird in den letzten abschnitten des paläolithikums in Mitteleuropa aus klimatischen gründen nicht gerechnet werden dürfen. auch kann die frage des hiatus für Böhmen und Mähren keineswegs als schon gelöst betrachtet werden.

Dass auch ethnologische probleme für Sch. von interesse sind, zeigen deutlich schon seine bemerkungen im vorwort und seine 'Schlussfolgerungen'. aber hier fügen sich seine ansichten schwer zu den vorstellungen, die wir uns auf grund anderweitiger erwägungen bilden müssen; ja es fehlt ihnen, wie ich glaube, sogar in den fundverhältnissen selbst die feste grundlage. dürfen wir die Lausitzer cultur, deren ausbreitung über den nordrand von Böhmen nach süden zu keinem zweifel unterliegt nnd die bis nach Tirol und Ungarn hinein ihre zusammenhänge hat, den Germanen oder gar einem bestimmten germanischen stamm zusprechen? den fehler, die ethnographischen verhältnisse späterer zeit auf fernere vorzeit zu übertragen, begeht Sch. auch, wenn er (s. 342) die Latène- und Hallstattcultur als unbestreitbares eigentum der Kelten erklärt, obwol doch die letztere in ihren hauptfunden und wiegenstätten sicher illyrisch ist. auch mit dem weiten gebiet der (steinzeitlichen) bandkeramik können sich die keltischen ursitze unmöglich decken. dass die Tocharer keine Kelten sind, hat jetzt Pokorny 'Die stellung des tocharischen im kreise der indogermanischen sprachen' (Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient in Wien, III bd.) einleuchtend gezeigt.

Was sprachliches betrifft, begegnen wir sogar offenbaren misverständnissen, so wenn es s. 340 heisst: 'Die Osseten im Kaukasus sind indogermanisch, ebenso noch weiter östlich die Arier, die hauptsächlich mit dem italisch-keltischen übereinstimmen'. s. 343 meint Sch.: 'Wie die nahe verwantschaft des germanischen und keltischen sich erklärt, ob sie mehr auf urgermanischer oder auf urkeltischer grundlage beruht, vermag ich nicht zu sagen; diese frage muss ich den sprachforschern überlassen'. diese aber

werden seine fragestellung als solche beanstanden, gradeso wie etwa die frage, ob die verwantschaft des bairischen und alemannischen mehr auf urbairischer oder uralemannischer grundlage beruhe. wenn Sch. dann sagt: 'Italien und den westen haben allein die Kelten indogermanisiert, die weiteren vorstöfse die Donau hinunter und nach dem Balkan haben sie aber mit unterstützung der Germanen gemacht', so fragt man sich, ob er mit den worten Kelten und Germanen hier überhaupt die landläufigen begriffe verbindet. dass in Thüringen bis an den nordrand des Harz (ja selbst weiter noch) einmal Kelten gewohnt haben, soll nicht bestritten werden, aber namen wie *Weser, Leine (Lagina), Bielstein, Büra-(Bier)burg* beweisen dafür nichts, weil sie zum teil sicher deutsch sind, zum teil kein merkmal an sich tragen, das ihre bestimmte zuweisung an die Kelten ohne weiteres gestatten würde. für nicht glücklich halt ich auch den vergleich der Kelten, die uns bei ihrem ersten geschichtlichen auftreten so bestimmt und einheitlich geschildert werden, mit dem rassengemisch im gegenwärtigen Nordamerika.

Zu all dem kommt, dass Sch. die sprache für etwas recht wenig festes hält. 'die sprache', meint er, 'wechselt am leichtesten, die cultur, d. h. die tracht, das gerät, die haus- und grabanlage, der götterglaube, halten sich viel zäher, daher gibt die archäologie festere anhaltspuncte für die geschichte eines volkes als die sprache'[1]. wir wollen diese aufstellung nicht genau nachprüfen und nur bemerken, dass wir doch bei vielen völkern sogar in ihrer geschichtlichen zeit einen wechsel der cultur bei gleichbleibender sprache beobachten können. aber wenn grade die sprache so leicht vertauscht würde, so hätten wir dann doch keine gewähr dafür, dass die culturkreise, die in geschichtlicher zeit mit keltischer oder germanischer sprachgenossenschaft sich decken, auch in ihren jahrhunderte und jahrtausende zurückliegenden vorstufen etwas mit Germanen und Kelten zu tun haben.

Aber dieser einwand soll nicht etwa eine grundsätzliche gegnerschaft begründen wider die bestrebungen, aus der archäologie für die stammeskunde gewinn zu ziehen. nur die methoden scheinen mir besserungsbedürftig. vielleicht würde es sich für die urgeschichtsforschung empfehlen, sich auf die aufhellung der ethnographischen verhältnisse kürzerer wegstrecken

[1] als einen der fälle, aus denen er diesen satz ableitet, führt er an: 'Im Elsass ist die französische sprache, wider unter staatlicher einwürkung, lange zeit herschend gewesen, aber das volk ist in seiner leibesbeschaffenheit und in seinen sitten alemannisch geblieben'. tatsächlich war aber französisch im Elsass niemals herschend, abgesehen von einer zahlenmäfsig sehr geringfügigen gesellschaftsschicht, bei der aber auch von alemannischen sitten nicht viel übrig geblieben sein wird.

zu beschränken und sich dabei vom ufer der feststehenden geschichtlichen tatsachen nicht allzuweit hinauszuwagen. wenn uns aber auch in fragen, die unseren eigenen forschungsinteressen näher stehen, Sch.s werk nicht voll befriedigt, so muss doch betont werden, dass dieser seine ansichten auch auf diesen grenzgebieten wie überall in durchaus anspruchsloser und sachlicher weise vorträgt und dass es sich dabei nur um einen kleinen ausschnitt aus einem im übrigen so anregenden und wertvollen werk handelt.

Sehr zu billigen ist, dass Sch. den ausdruck 'kernbeil' gebraucht statt des dänischen 'skivespalter', an dem man eigentlich im dänischen selbst anstofs nehmen müste, da ein aus einer scheibe herausgespaltenes stück sich nicht mit dem nom. ag. spalter bezeichnen lässt. anderseits versteh ich nicht, warum Sch. den bos priscus immer als 'bison', plur. 'bisons', bezeichnet, anstatt ihn 'wisent' zu nennen mit dem alten germanischen und deutschen namen, aus dem auch lat. *bison, bisontis* geflossen ist.

Ueber den reichen bilderschmuck des werkes ist nur rühmendes zu sagen.

Wien. **Rudolf Much.**

T. E. Karsten, Germanisch-finnische lehnwortstudien [= Acta soc. scient. Fennicae XLV no. 2. Helsingfors 1915]. IV u. 282 ss. 4°.

Mehr als fünfzig jahre sind verflossen, seit Wilh. Thomsen in seiner dissertation den beweis für die längst vermutete altertümlichkeit der aus dem germanischen entlehnten finnischen und lappischen wörter erbrachte und auf ihren wert für die reconstruction der altgermanischen wortformen hinwies. inzwischen ist nicht blofs die anzahl der als vergleichbar erkannten wörter stark angewachsen, sondern die wissenschaftliche erforschung der germanischen und ebenso die der finnischen sprachen hat mannigfache, z. t. einschneidende innere wandlungen durchgemacht, und zugleich haben auch die prähistorische, die historische, die volkskundliche, die geographische forschung manchen beitrag zur aufhellung der ältesten beziehungen der beteiligten völker beigesteuert. es ist nur natürlich, dass sich in erster linie schwedische und finnische gelehrte um diese dinge bemühen; an den ergebnissen ihrer forschungen aber, die zu einer veränderten beurteilung zahlreicher fragen der ältesten germanischen sprachgeschichte führen, dürfen auch die deutschen germanisten nicht vorübergehn. KLWiklund hat im Idg. jahrbuch 5 und in den Idg. forsch. 38 die wichtigkeit dieser neueren forschungen für die sprachwissenschaft hervorgehoben; das in der überschrift genannte werk Karstens wendet sich aber nicht allein an die sprachforscher, sondern noch mehr an die vertreter der deutschen philologie, es zieht zur sicherung des hauptergebnisses, der datierung und

localisierung der ältesten beziehungen zwischen Germanen und Finnen die verschiedensten hilfswissenschaften heran und benutzt umgekehrt den veränderten historischen standpunct, um zahlreiche einzelheiten in neues licht zu rücken, die man früher in anderer beleuchtung zu sehen gewohnt war.

Aeußerlich zerfällt das werk in zwei ungleiche, scheinbar wenig zusammenhangende teile, nämlich religionsgeschichtliche untersuchungen (s. 1—64) und forschungen zur chronologie der lautverschiebung (s. 65—256). das innere band dieser teile besteht darin, dass alles was der vf. an neuen ergebnissen bringt, sich auf der erforschung finnischer lehnwörter aufbaut oder wenigstens daran anknüpft. im ersten teile ligt es ihm nicht so sehr daran, neue erkenntnisse dieser art zu begründen, als das hinüberreichen des altgermanischen götterglaubens nach Finnland in gewissen bisher unbeachteten formen zu belegen und das alter dieser cultentlehnungen soweit möglich zu bestimmen. über die unsicherheit mancher seiner vermutungen lässt der vf. selbst keinen zweifel; allerdings dürfte bei vorsichtiger nachprüfung der zweifel der beurteiler oft noch weiter gehn als der seine. so erregen gleich zu anfang die an einen karelischen roggengott *Runkoteivas* geknüpften weitgehnden schlüsse bedenken; in *runko-* sieht K. nicht den roggen, sondern ein wort mit der bedeutung 'rumpf, stamm', in *-teivas* sieht er den singular zu an. *tívar* 'götter', der vielleicht auch in an. *Týr* steckt. der versuch, diesen altgermanischen himmelsgott auch in Finnland nachzuweisen, steht auf sehr schwachen füſsen; ihn in ortsnamen widerzufinden, lehnt K. selbst ab; die vermutung, dass die ihm zu grunde liegende wurzel **deiv-* 'glänzen' in dem flussnamen fi. *Teijo,* schwed. *Tykö, Tyioki* widerkehre, hat erst recht nichts überzeugendes. im besten falle bestätigt *Runkoteivas,* dass germ. **tīwaz* auf **teiwaz* zurückgeht, was man, wie der vf. selbst bemerkt, schon aus *Alateivia* gefolgert hatte.

Auch den ausführungen über fi. *tenho* 'zauberkraft', estn. *tänu* in zssetz. 'gott' kann ich nur bedingt zustimmen. K. stellt das wort zu got. *þeihvō* 'donner', und das wird richtig sein, aber er deutet es als entlehnt aus einem acc. sg. **þenhvo,* der ganz in der luft schwebt. auch die bemühung, *þeihvǭ* mit got. *þeihs* 'zeit', ags. *þing* und *Mars thingsus* in zusammenhang zu bringen, scheint mir nicht geglückt. K. muss nämlich den germanischen donnergott als in Finnland verehrt nachweisen, um den boden für die weitere annahme zu bereiten, derzufolge fi. *perkele* 'teufel' nicht von lit. *Perkúnas,* sondern von einem altgerm. **ferχuniz,* an. *Fjǫrgynn* herzuleiten sei. das würde entlehnung vor dem würken des Vernerschen gesetzes voraussetzen, und damit stimmt es schlecht, dass die zeugnisse der ortsnamen für die verehrung Thors in Finnland überall die schwedische, nirgend mehr die altgerm. lautform des wortes aufweisen.

Der nächste abschnitt geht von den entsprechungen awnord. *Gefjon* : fi. *kapiot* 'brautgaben', 'dona quae sponsa distribuit'; germ.-lat. *Gabiae* : fi. *kave* 'weib, mutter', pl. *kapeet* 'genii, di varii' aus, die gewis ziemlich abenteuerlich anmuten. K. fasst den zweck seiner erörterung s. 63 dahin zusammen: die urnordische namensform der göttin Gefjon erscheint im finnischen als appellatives lehnwort. die wgerm. Gabiae werden durch urnordische lehnwörter im finnischen auch für das nordgermanische nachgewiesen. diese vorsichtige schlussfolgerung mag man gelten lassen, wenn die zu grunde liegenden wortentsprechungen tatsächlich auf entlehnung beruhen. indes will ich doch die ansicht nicht zurückhalten, dass die auf volkskunde und sachforschung bezüglichen ausführungen der gelehrten, die die finnisch-germanischen culturbeziehungen zu erforschen bemüht sind, für das verständnis der oft sehr starken bedeutungsveränderungen noch manche lücke lassen. obwol anzuerkennen ist, dass K. grade diesen mangel bekämpft, und er im einzelnen viele beiträge für diese seite der forschung liefert, so darf doch die beweiskraft des bloſsen sprachlichen materials nicht überschätzt werden: es ist viel eindrucksvoller, wenn sich aus den sachen das verständnis der wörter mit evidenz ergibt, als wenn die dinge mühsam zur bestätigung einer etymologischen vermutung zurecht gerückt werden. ich steh auch nicht an, die ausführungen über Freysverehrung und über Nerthusanklänge in finnischer volksüberlieferung (s. 30—44) als die gelungensten abschnitte des ersten teils zu bezeichnen. hier findet sich nur eine, von K. selbst nicht stark betonte etymologie: fi. *rapia* 'bauschig' neben *ravea* 'heftig, kräftig, strömend' soll aus urnord. **frawja-*, der grundform des namens *Freyr*, entlehnt sein. die zahlreichen an bestimmte ortsnamen geknüpften sagen von verunglückten brautzügen verdienen auch auſserhalb Finnlands weiter verfolgt zu werden; geistvoll ist jedenfalls die vermutung, in dem öfter berichteten untergang der ganzen festgesellschaft eine erinnerung an die Nerthusfeier zu suchen, bei deren schluss alle an der waschung des Nerthuswagens beteiligten den tod in den fluten erleiden: 'lacus haurit' sagt Tacitus.

Der versuch, die mit an. *ví* 'heiliger Ort', *hǫrgr* 'haufe von zusammengetragenen steinen' zusammengesetzten oder auf *-al, -ål* (zu got. *alhs* tempel) ausgehnden ortsnamen als erinnerung an alte culte zu deuten, überträgt das bei skandinavischen ortsnamen übliche verfahren vorsichtig auf Finnland; der ertrag ist indes gering. bei *hǫrgr* denkt übrigens Wiklund vielmehr an zusammenhang mit alten eisenschmelzen. K. kommt hier s. 53 auch auf die pommersche Jómsburg zu sprechen; die von ihm vorgeschlagene anknüpfung des wortes an got. *hiuhma* 'haufen' überzeugt mich aber nicht.

Am schluss des ersten teils geht K. auf ahd. *mûspilli* ein.

er glaubt Kögels erklärung des wortes, 'erdzerstörer', stützen zu können, indem er das von ihm vermutete ahd. **mû* 'erde' in an. *mór* 'erde mit sandigem oder griesigem boden' wiedererkennt, das ins finnische in der form *muha* 'sumpferde' schon in urnordischer zeit entlehnt sei; *h* des ahd. wortes sei in *mûwerf, mûspilli* lautgesetzlich geschwunden, in aisl. *Mûspell* sieht er ein as. oder ags. lehnwort.

Verhältnismäfsig kürzer lässt sich über den hauptinhalt des gröfseren zweiten teils berichten, der herkunft und alter der ältesten germ. lehnwörter behandelt. hier handelt es sich überall in erster linie um die sprachwissenschaftliche auswertung des verglichenen stoffes, den der vf. zu diesem zweck sehr übersichtlich nach bestimmten gesichtspuncten ordnet. er beginnt mit der zusammenstellung solcher lehnwörter, die noch den idg. vocalismus zeigen, bei der behandlung des consonantismus stellt er solche fi. wörter voran, die sehr alte urfinnische lautveränderungen mitgemacht haben, zuletzt behandelt er die älteste gruppe der germanisch-finnischen lehnwörter, solche, die an der lautverschiebung noch nicht teilnahmen, wobei die einzelnen acte, verschiebung der tenues, der medien, Verners gesetz, nach möglichkeit auseinandergehalten werden. es ist selbstverständlich, dass nicht blofs die von Karsten neu aufgestellten entsprechungen herangezogen werden, sondern es wird alles angeführt was für die einzelnen spracherscheinungen von wichtigkeit ist; für die eigenen deutungen des vf.s gilt aber was heut von aller etymologischen forschung zu sagen ist: die guten zeiten, in denen der einzelne dutzende schlagender etymologien aufstellen konnte, sind längst vorbei; es bleibt nur die mühsame und dürftige nachlese, und die überzeugungskraft der neuen wortgleichungen ist oft gering. es kann nicht ausbleiben, dass viele der neu aufgestellten vergleichungen sich nicht bewähren, Wiklund in den Idg. forsch. hat eine ganze zahl davon abgelehnt, aber das hauptergebnis der untersuchung, zumal es auch durch das lappische bestätigt wird, voll anerkannt. gewis verdient der vf. dank für seine leistung, zumal er bemüht ist, seine vergleichungen, wie schon erwähnt, durch sachforschung zu stützen. es muss ausdrücklich hervorgehoben werden, dass sein verfahren durchaus keine verwantschaft zeigt mit dem wilden etymologisieren gewisser gelehrter, die irgend einen auf dem papier construierten lautwandel in alle consequenzen verfolgen und unbekümmert um bedeutungsgeschichte und zeitabstände etwa neunorwegische dialektwörter unmittelbar an vedisches oder homerisches sprachgut anknüpfen; ebenso hält er sich fern von den rein theoretisch aufgebauten combinationen, die, wie gewisse ablaut-, suffix- und wurzeldeterminativerklärungen, uns in weit vor der sprachtrennung der Indogermanen liegende jahrhunderte zurückversetzen.

In die sprachwissenschaftliche erörterung der einzelheiten

einzutreten, fehlt der raum, für das finnische dem berichterstatter auch die erforderliche kenntnis. dass man nicht schon längst, dass nicht auch schon Thomsen die obere grenze der finnischen entlehnungen weiter hinaufgerückt hat, erklärt sich teils daraus, daß man in der ersten überraschung über das hohe alter der gefundenen lehnwörter ein zurückgehen auf allzufrühe zeiten vorsichtig vermeiden wollte, in der hauptsache aber daraus, dass die genauere datierung der lautverschiebung und die richtige beurteilung der finnischen entsprechungen überhaupt erst durch die fortschritte der finnischen und besonders der germanischen sprachforschung möglich geworden ist. vielfach handelt es sich um recht verwickelte vorgänge. man bedenke, dass der germanischen dreiheit von spirans, tenuis und media im finnischen eigentlich nur die tenuis gegenübersteht; im inlaut gestattet der sogenannte stufenwechsel des finnischen bei manchen wörtern einen rückschluss auf das frühere vorhandensein von medien, daneben findet sich im anlaut öfter finnisch *h* im werte deutscher spirans. nur für den inlaut ist demnach tenuis und media zuweilen mit einiger sicherheit zu unterscheiden; wo aber hier im germanischen schwanken herscht, bleibt auch diese unterscheidung unsicher. geahnt hatte schon Thomsen das höhere alter mancher lehnwörter; auf viele einzelheiten hat K. selbst schon früher hingewiesen; hier stellt er zuerst das gesamte einschlägige material zusammen. erstaunlich bleibt dem nachprüfenden, dass die altertümlichkeiten des consonantismus wesentlich zahlreicher und einschneidender erscheinen als die des vocalismus, während doch nach allgemeiner annahme der vocalismus seinen germanischen charakter erst später ausgebildet hat. es wird aufgabe weiterer forschung sein, dies starke bedenken zu erklären und zu zerstreuen.

Durch die hinaufrückung der zeit der ältesten entlehnungen aus dem germanischen bis in die mitte, ja in die erste hälfte des jahrtausends vor Christus wird es auch nötig, die frage, wo diese entlehnungen stattgefunden haben, aufs neue zu untersuchen. Karsten unterzieht sich dieser pflicht auf s. 197—234, nachdem er schon Idg. forsch. 22 der ansicht Thomsens entgegengetreten war, dass die ältesten von ihm erkannten lehnwörter aus dem gotischen stammten. die neue beantwortung der frage stützt sich nicht nur auf die prähistorische und die ortsnamenforschung, deren sich unsere nördlichen stammesgenossen eifrig annehmen und deren ergebnisse K. überall verwertet, sondern auch ganz besonders auf die beurteilung der ältesten historischen nachrichten, vor allem des Tacitus. die prähistorische forschung erlaubt es, die finnische und die schwedische besiedlung Finnlands — soweit eine solche unterscheidung ihr überhaupt möglich ist — schon in die zweite hälfte des ersten jahrtausends vor Christus hinaufzurücken, und eine solche an-

nahme gewinnt bei den lehnwörtern an wahrscheinlichkeit, die über eigentlich finnisches gebiet nicht oder nicht weit hinausgedrungen sind. indes scheint doch Tacitus und später Ptolemaios die Fenni nördlich von den Slaven, aber noch südlich vom finnischen meerbusen einzureihen, und dort wohnen ja noch heute die den Finnen aufs nächste verwandten Esten und Liven. dass man nun die ältesten germanischen lehnwörter des finnischen aus dem gotischen herleiten wollte, fand darin seine berechtigung, dass man die Aestii des Tacitus mit den Esten, die Sithones mit den Quänen gleichsetzen zu können glaubte. mir scheint K. durchaus im recht zu sein, wenn er, wie schon andre vor ihm, für die germanische stammeszugehörigkeit der Aestii und Sithones eintritt, die niemals hätte bestritten werden sollen. die Aestii den Finnen zuzurechnen, sollte schon der ungeheure culturunterschied abhalten. K. weist aber auch, widerum im anschluss an andre forscher, auf das hohe alter der ansiedlungen der sogenannten Estschweden hin, die vermutlich im jetzigen Estland an den flussmündungen in kleinen colonieen schon zu beginn unserer zeitrechnung ansässig waren und sehr wol die erste vermittlung germanischer cultur bei den finnischen völkern übernommen haben können. ähnlich wie VLundström in den Xenia Lideniana s. 266 ff. sieht K. in den Estschweden, zugleich aber auch in den germanischen bewohnern Finnlands die Sithones, und ich möchte meinerseits zur stütze dieser ansicht hinzufügen, dass Tacitus auffälliger ausdruck *Suionibus Sithonum gentes continuantur* nur so eine befriedigende erklärung findet. am schluss des 43 capitels folgt der römische historiker nämlich, etwa von der — nicht genannten — Weichselmündung ausgehend, der meeresküste zuerst n a c h l i n k s; er nennt Goten, Rugier, Lemovier (s. u); daran schliesst er die Suiones, die auf den inseln wohnen und jenseits deren im äussersten norden, dort wo die sonne nicht untergeht, ein andres meer, *pigrum et prope immotum* beginne. dann aber springt er mit einem blossen *ergo* auf die östliche küste der Ostsee, die er *mare Suebicum* nennt, über und folgt nun ausdrücklich der küste n a c h r e c h t s, *dextro litore,* indem er zuerst die Aestii nennt, die demnach in Preussen zu suchen sind. wenn danach folgt: *Suionibus Sithonum gentes continuantur,* so kann das nur heissen: durch die Sithonen wird der ring um das meer bis zu den Suiones geschlossen. ordnet man dagegen, wie üblich, die Sithones im westlichen Skandinavien an, so ist die ausdrucksweise nicht zu verstehn; es muste unbedingt heissen *Suiones Sithonum gentibus continuantur,* und der satz muste vor den Aestii stehn.

Auf die erklärung der namen der Aestii (zu *aestus* 'glut'), Fenni (zu got. *finþan* und dem eigennamen *Finno* — aber dann müste ja die nordische assimilation von *nþ* zu *nn* älter als der übergang von *e* zu *i* sein!), Sithones (zu an. *síða* 'küste') und

mancher anderer namen geh ich nicht ein; nur den misglückten versuch, die *Lemovii* für Liven zu erklären, will ich erwähnen. VLundström hatte aao. aus einer handschrift die lesung *Levionii* erwähnt und sie mit den *Λευῶνοι* des Ptolemaios combiniert. K. will *Leivonii* lesen; aber die Liven können unmöglich nach Mecklenburg verlegt werden, und Lundström hat gewis recht, wenn er Svensk hum. tidskrift 1, 27 K.s vermutung ablehnt. sein eigener vorschlag, die Levionii mit den Hilleviones des Plinius gleichzusetzen, bedarf noch weiterer bestätigung.

Die untersuchung führt also zu dem ergebnis, dass sowol Finnen als Germanen zur zeit der ersten berührungen auf einem weit ausgedehnten gelände safsen und dass wichtige veränderungen ihrer sprachen, wie bei den Germanen die lautverschiebung und die umgestaltung des vocalismus, sich trotzdem in einheitlicher weise über das grofse gebiet verbreitet haben. die erklärung der erscheinung findet der vf. in dem lebhaften verkehr, den auch die gräberfunde bestätigen, aber der vorgang bleibt dennoch höchst auffällig. K. selbst verstärkt den eindruck noch durch die worte, in denen er seine ansicht s. 238 ausspricht: urgermanisch im alten sinne des wortes — eine völlig ausgeprägte germanische ursprache auf einem verkehrsgebiet, das sich nur über Norddeutschland, die dänischen inseln und Südschweden erstreckt hätte — hat also nie existiert.

Die lectüre der arbeit wird durch die umfängliche litteratur der lehnwortforschung und ihre geringe zugänglichkeit in Deutschland stark erschwert. um so dankenswerter ist es, dass K. sich der deutschen sprache bedient, deren gebrauch ihm offenbar nicht leicht wird. hoffentlich gibt seine methodisch klare darstellung bald das vorbild für die ausarbeitung einer zusammenstellung, in der die sprachlichen erscheinungen der finnisch-germanischen lehnwörter sämtlich durch das belegmaterial erläutert werden. Setäläs bibliographische sammlungen geben dazu eine brauchbare grundlage, und nachdem K. den weg für die schwierigsten wörter gewiesen, übersteigt die lohnende aufgabe auch nicht die kräfte eines jüngeren freundes dieser studien.

Berlin-Schöneberg. **F. Hartmann.**

Der bindevocal und seine fuge im schwachen deutschen präteritum bis 1150 von **Friedrich Krüer** [Palaestra CXXV]. Berlin, Mayer und Müller 1914. VI u. 357 ss. 8⁰. 11 m. —

Mit drei fragen beschäftigt sich Krüer, mit 1. den gemeingerm. bindevocallosen prät., typus ahd. *brâhta,* 2. der westgerm. synkope, typus ahd. *hôrta, gihôrtaz,* 3. der deutschen synkope, typus frühmhd. *gehœrt* gegen ahd. *gihôrit,* frühmhd. *nerte* gegen ahd. *nerita,* frühmhd. *frâgte* gegen ahd. *frâgêta.*

Die zweite frage steht nach zeit und bedeutung im mittelpunct des buches. dies lehrten schon die ahd. und asächs. handbücher: die wgm. synkope erscheint in der deutschen verbalflexion als ein im grunde erstrebtes, in würklichkeit aber nie erreichtes oder immer wider durchkreuztes ideelles princip. das ahd. strebt am energischsten zum idealtypus *hôrta, gihôrtaz, gihôrit,* O. entfernt sich nur zuweilen davon in fällen wie *bouhnita, zispreitite,* T. M. Is. lieben die *i*-formen, und zwar innerhalb dieser reihenfolge in steigendem maſse; der typus *gihôrit* wird durch formen wie O. *biknât,* T. *giruort* nur vereinzelt durchbrochen. auf seite der gruppe T. M. Is. stehn auch die *i*-formen des asächs. prät. und flect. part., wobei hervorzuheben ist, dass die kl. denkm. im flect. part. noch oft genug die regulären synkopierten formen aufweisen; sie stehn also im gegensatz zum Hel., der sich in diesem puncte an das deutsche mittelgebiet anschlieſst, aber im einklang mit dem ags.; ja die ags. unterscheidung *ȝehíeredne, ȝehíerde* (bindevocal bei alter zwei-, synkope bei alter einsilbiger flexionsendung, wie ich formulieren möchte) lebt in ihnen mit strenger regel, die nur durch c. Düss. F. 1: dsgf. *vt*[*a*]*losdar*[*u*] gestört ist; aus K.s sammlung s. 165—172 les ich diese gruppierung ab: Hel. einheitlich typus nplm. *bidelide* (5 mal), kl. denkm. typus npl. *idomde* (22 mal) neben typus dsgn. *mengidamo* (3 mal). dem ahd. typus *giruort* gehn gleich seltene asächs. fälle in den kl. denkm. parallel.

In sammlungen und tabellen, die wie alle vorhergehnden und folgenden von fleiſs und zuverlässigkeit zeugen, wird s. 78—179 das gesamte material zum typus einsilbige lange wurzel (*hôrta, gihôrtaz*) zusammengefasst, dabei nach wurzelart, -auslaut und -anlaut sowie nach den hauptdialekten gruppiert. sperrdruck hebt in den sammlungen die regeldurchbrechenden bildungen heraus; wir können zb. mit einem blick feststellen, dass bei *hôren* s. 84 keine, bei *lêren* s. 86 jedoch 7 themaformen begegnen, und zwar charakteristischerweise 1 im alem., 2 im bair., 4 im fränk. (Gl., Int. cant., Will., mfrk. Leg.). das asächs. hat im falle des typus langvocalische wurzel mit *r*-auslaut 4 themaformen von *diurian* und *mârian,* die sämtlich dem Hel. gehören, aber nur reguläre bildungen bei *vôrian, hôrian, lêrian* (s. 166). (sind die adj. *diuri* und *mâri* für diese sonderbare verteilung so ganz unverantwortlich?) die procentuale verrechnung aller tabellen ergibt diese tatsachen: 1) das synkopierungsgesetz (das zunächst auf rhythmus, weniger auf ekthlipsis d. i. zusammenschluss gleicher oder ähnlicher consonanten beruht) ist im princip westgerm., im hd. hat es nach der lautverschiebung gewürkt; 2) Nieder- und Mitteldeutschland haben durch neue themabildung die grundtendenz durchbrochen; undiscutabel ist die annahme, 'die synkope habe im ags. und obd. mit gleicher consequenz gewirkt, im ndd. und fränk., dh. gerade in der

mitte des wgm. gebietes dagegen starke hemmungen erfahren (s. 180—183)'. Niederdeutschland soll der herd der neubildung sein (s. 181. 183. 184 fussn. 1). warum nicht der einheitscomplex Nieder-Mitteldeutschland? hat doch gerade der Is. die neubildung am consequentesten; T. M. Is. Hel. vertreten als geschlossene gruppe eine sprachliche neubildung; auf die Isidor- und Heliandfrage fällt neues licht; unsere vorstellung vom mitteldeutschen alter zeit revidiert und präcisiert sich; es hat eben viel stärker, als man landläufig meint, beim ndd. gestanden. K. hat sich die andfrk. Psalmen entgehn lassen. sie bestätigen das geographische resultat (van Helten §§ 118—120 s. 190 f, §§ 101—103 s. 219 f; Borgeld §§ 234—236) und erweitern die gruppe T. M. Is. Hel. um ein bedeutsames glied. Otfrids einmaliges *zispreitite* ist metrisch nötig, aber nicht eigens zur versfüllung construiert, sondern aus den ungewöhnlichen und ungeläufigen formen seines dialektes gewählt (s. 266 f).

K. rechnet mit der möglichkeit, dass trotz der strenge des wgm. princips hier und da ein altes *-i-* geblieben sei. aber weder von solchen relicten, noch von der proportion *quellian : quelida = hêlian : hêlida* ging die ndd.-md. revolution aus (s. 184 f); vielmehr von den prät. der typen asächs. *mahlian, timbrian, têknian,* dh. von den wurzeln, welche auf geräuschlaut + liquide oder nasale consonanten endigen. auch bei ihnen machte die wgm. synkope nicht halt; aber die schweren consonantengruppen wie *hlt, mbrt, knt* wurden durch svarabhakti wieder gesprengt. die süddeutschen gegenden erzeugten den sprossvocal vorzugsweise zwischen (typus *hungarta*), die nördlichen gegenden (M. T. Hel.; Is. kein beleg; andfrk. Ps. *getimbredos, beceignedo*) hinter den wurzelauslautenden consonanten (typus *hungrita*). so entstanden neue präteritaltypen mit bindevocal. nördliche formen wie *bouchnita, lutrita* reckten die *tiurta, ruogta, warbta* zu *tiurita, ruogita, warbita,* zumal beide arten im präsens völlig übereinstimmten. das neue *-i-* hatte noch umlautskraft, *warbita* > *werbita* (s. 190—192). beim flect. part. war die möglichkeit der *i*-bildung schon durch die unflect. *i*-form gegeben; auf diesem weg entstandene *i*-part. sind in den nördlichen idiomen in der tat zu beobachten (s. 178 f).

In gleicher anordnung wie beim typus *hôren* folgt s. 196—232 das material zum typus einsilbige kurze wurzel (*zelen, zalta, gizaltêr*). immer oder fast immer mit bindevocal erscheint das prät. und flect. part. im ganzen hd. gebiet bei den wurzeln auf ahd. *r, m, n, b, d, g, s, h,* wgm. *p*; die auf ahd. *w, l* schwanken; bei denen auf wgm. *d,* ahd. *t* und wgm. *t, k* zeigt das fränkische im vergleich mit dem süden die stärkere neigung zu bindevocalischen bildungen. im asächs. steht entsprechend immer oder fast immer bindevocal bei den wurzeln auf ahd. *w, r, m, n, b*

(*d* fehlt), *g, s* (*h* fehlt, ebenso wgm. *p*), dazu auch bei denen auf wgm. *k*; von denen auf *l* haben *quelian* und *welian* nur *-i-*, *selian* und *telian* nur *i*-lose bildungen; die auf wgm. *d, t* sind consequent bindevocallos. klar durchschaut man das verhalten der wurzeln auf wgm. *p, t, k* im hd.: nach der verschiebung zu *ff, zz, hh* giengen sie zu den langsilbigen über, verfielen dem synkopierungsgesetz und wurden wider gereckt; alle hd. thematischen bildungen von wgm. *p, t, k*-wurzeln sind principiell als neubildungen zu betrachten. bei der bildung von bindevocallosen formen der wurzeln auf *l* und wgm. *d* im ahd., *l* und wgm. *d, t* im asächs. muss man mit einem ekthlipsisgesetz rechnen. es würkte tief einmal im obd. (*zalta, chatta*) und verlor sich von hier gegen norden, ein andermal, dabei aber eigen und unabhängig vom obd., im ags. (*tealde, cwealde, cwedde, sette,* die letzteren mit präsens-*e*) und verlor sich von hier gegen süden (asächs. *talde* neben *quelidun, quadda, satta*); das frk. bindevocalgebiet blieb in der mitte liegen (O. nsgm. *gizalter,* Is. nplm. *chizelide*; O. *quatta* aber *skutita, zetitun,* bei *zelen* 118 prät. o. bv., 35 m. bv., der typus *zelita* nur im versschluss, offenbar mit rücksicht auf gleichmäfsigkeit in den reimenden cadenzen, zb. *zélitìn* : *wóroltìn,* s. 263—266). so K. s. 233—243.

Die vocalischen stämme scheiden für die beurteilung der wgm. synkope aus. nach dem zeugnis des ags. waren sie von hause stark; der anschluss an die langen *j*-stämme erfolgte erst in der periode während oder nach der synkope. von süden ausgehend traf der vorgang im norden Deutschlands die thematischen neubildungen der langen *j*-stämme an; O. Is. (einmal *bichnadi*) T. (dieser also trotz seiner *i*-bildungen) haben keine thematischen formen, aber M. Alex. und Hel. treten zu einer gruppe zusammen, in der der Hel. am consequentesten den jüngsten präteritaltypus *buide* oder *saida* vertritt (s. 244—249). leider enthalten die andfrk. Ps. kein beispiel.

Die zwei- und mehrsilbigen stämme, die typen *adelen* (◡◡), *îtelen* (—◡), *anazzen* (◡—), *antwurten* (——), *himilizzen* (◡◡—), stellen sich am engsten zu den einsilbigen langen wurzeln des typus *hôren.* wider gesellen sich T. M. Is. und diesmal auch O. zu einer gruppe mit ungewöhnlich vielen thematischen formen; auch der Hel. und die andfrk. Ps. sind anzureihen, beide allerdings nur mit einem beleg, dort *antwordida, andwordidun,* hier *gamanohfaldidos* (vgl. K. s. 250—260).

Im 12 jh. greifen umgelautete bindevocallose prät. der *j*-klasse auf dem ganzen hd. gebiet um sich. je nachdem die einzelnen verben, verbaltypen, formen (das unflect. part.! sein besonderes verhältnis zum bindevocal wird unten behandelt, in bezug auf umlautsübertragung und deutsche synkope in allen drei verbalclassen folgt es der allgemeinen entwicklung) oder dialektgebiete vorher der bildung ohne oder mit bindevocal *-i-*

huldigten, sind die bildungen des 12 jh.s durch übertragung des umgelauteten präsensvocals oder durch synkope aus *i*-prät. entstanden. mit umlautsübertragung ist vor allem im obd. zu rechnen, weniger in dem *i*-liebenden fränkischen, so zb. beim typus *hôrta, gihôrtaz,* bei einsilbigen kurzen wurzeln auf wgm. *d,* ahd. *t* und wgm. *t, k,* beim typus *sâen, sâta:* Kchr. nsgm. *vermærte, verwetten,* Gl. gsgm. *kineztas*; mit synkope, und zwar mit deutscher synkope, in gemeindeutschen formen der art *ginerte, fremte* (H. Gl. *gefremete* neben *fremte*), *spenta, legte.* diese deutsche synkope überwiegt im obd.; die frk. denkmäler nehmen seltener daran teil; ein vergleichender blick zb. auf die sammlung der bindevocalischen formen von *welen* s. 201 f und der synkopierten formen desselben verbums s. 275 f zeigt drüben die majorität des fränk., hüben die des alem. bair. (K. s. 268—279).

Die deutsche synkope trifft auch die alten *ê, ô*-verben. es ist somit ein alle präteritalbildungen wandelnder einheitlicher vorgang, der gegen ende des 11 jh.s einsetzt. bis 1150 sind vorzugsweise wurzeln auf *l, r, n* aller drei verbalklassen daran beteiligt; speciell bei den *ê, ô*-verben liefern die wurzeln auf *l, r, n* zwei drittel aller synkopierten formen, sämtliche wurzeln mit auslautendem dentalen consonanten etwas mehr als vier fünftel. ekthlipsis, nicht der rhythmus, ist also auch hier die grundlage. 'auch bei der *ê, ô*-klasse hat das obd. die synkope consequenter durchgeführt als die md. dialekte. die frk. denkmäler des 12 jh.s, so besonders der Alex., H. Gl. und die md. überlieferung des Rolandsliedes, zeigen den bindevocal noch weithin in abgeschwächter form' (K. s. 280—294, vor allem s. 293).

Das capitel 'Wurzelschliefsende consonanten' (s. 295—337) behandelt die lautprocesse, die aus den consonantenzusammenstöfsen im synkopierten prät. entstehn, sowie die präsensangleichung, dh. den sieg der präs. tenuis oder affricata über die spirans im prät. mit oder ohne bindevocal. (warum nicht neubildung aus dem präsens?) die ergebnisse sind jetzt gut und klar zusammengefasst bei Baesecke § 135, 4. interessant ist die beobachtung, dass die thematischen präteritalformen, dabei vor allem wider das unflect. part., am consequentesten nach dem präs. gewandelt werden: in dem gemeinsamen -*i*-, vor allem in der ähnlichkeit 3. sg. präs. *giknupfit* : unflect. part. *giknuffit* findet K. s. 311 den grund.

Mit einem treuen arbeiter, der jede form der weit geschichteten überlieferung mit fühlbarer liebe und sorgfalt behandelt, möchte ich nicht um kleinigkeiten rechten, bei denen ich anders sehe. aber widerspruch gegen leitende gesichtspuncte kann ich nicht unterdrücken.

1. Die erklärung der ndd.-md. -*i*-prät. aus svarabhaktischer neuschöpfung nach vorhergehender synkope ist für mich unannehmbar. gewis, beim typus asächs. *mahlian* ist die synkope

awsächs. regel, *sizlde* ist die ältere, *sizelede* die jüngere form; beim typus asächs. *têknian* ist sie angl. neben der svarabhaktiform da: a) *dézlde*, b) *dézelde*, beim typus asächs. *timbrian* fehlt a), daher nur *timberde*. aber es heisst angl. auch *fréfrede*, *bécnede, hynzrede*, ja *dézlade, bécnade, timbrade*, und ws. gibt es nur *-ede-* und *-ode*-formen (Sievers § 404). diese ags. *-ede*-formen sind von den nördlichen deutschen *-ida* und *-ita* nicht zu trennen, M. T. Hel. andfrk. Ps. und das ags. stehn bei den typen asächs. *timbrian* und *têknian* in engem verband. gleich den continentalen *-i-* (andfrk. Ps. *-e-*) müste auch das ags. *-e-* auf svarabhakti beruhen. wie kann der vocal dann aber zugleich im wsächs. und auf dem continent mit dieser strengen regelmäfsigkeit erscheinen? warum gilt in der continentalen nordgruppe a u s n a h m e l o s *-i-*, immer *-ida, -ita*, nie *-ata*? ich bezweifle ferner, dass ein irrationales ags. *-e-* den übertritt des typus *timbran, fréfran* in die 2. classe, also den typus *timbrian, fréfrian; timbrode, -ade, fréfrode, -ade* heraufführen konnte. denn das hat die gleichwertigkeit von *timbrede, fréfrede* und *nerede, fremede* zur voraussetzung, die über die inf. *nerian, fremian* nebenformen nach der 2. classe erzeugt hatten. es bleibt also bei der bisherigen ansicht, dass die *-i-, -e-* alt sind. die synkopen des ags. und des obd. haben sich unabhängig von einander nach gleichem princip vollzogen, das mittelgebiet blieb liegen, gerade wie bei den wurzeln auf *l* und wgm. *d*.

2. Bei aller achtung vor K.s elasticität stört mich die festlegung zweier entgegenlaufender geographischer tendenzen: bei den langsilbigen wurzeln und den ihnen folgenden gruppen soll ein geographisch einheitliches wgm. princip infolge einer svarabhaktischen neuschöpfung durchbrochen, bei den kurzen wurzeln auf *l* und wgm. *d* ein an den geographischen extremen wirkendes princip zur mitte verebbt sein. zweifache erklärung, dort rhythmus, hier ekthlipsis, soll die dissonanz harmonisieren. ich gesteh, dass ich mir *hôrta, zalta, chatta* auf der einen, *lêrida, chizelide, zetitun* auf der anderen seite geographisch nicht auseinander reifsen lassen kann. man wird zugeben, dass das nördliche Deutschland einmal eine zeit strengerer bindevocallosigkeit gekannt hat, und dass die durch T. M. Is. Hel. andfrk. Ps. repräsentierte *i*-periode viele junge bildungen enthält. aber alte *-i-* sind in gröfserem umfange geblieben, als K. zugeben möchte: die ags. part. wie *zehíeredne, zecýđedne, zefylledne, zescencedne* sind gleich dem entsprechenden typus asächs. *mengidamo* der kl. denkm. kaum als neubildungen zu betrachten; ebenso Is. *chiquihhida, dhehhidon*, M. *rehhita*. von solchen relicten, vom typus Hel. *geboknide*, Is. *bauhnida* (oben 1), vom *-i-* des unflect. part. und, trotz K., auch von dem *-ida, -ita* der kurzsilbigen wurzeln (K.s widerspruch gegen die proportion *quellian : quelida* = *hêlian : hêlida* s. 184 ist unberechtigt; ich erinnere nur an

die weitgehnde gegenseitige beeinflussung der beiden typen im ags.: *trymman, trymde, ȝetrymmed* nach art der langsilbigen Sievers § 400 anm. 4, *fréfrode*, *-ade* nach *fremode, nerode* § 404 anm. 1c) giengen die jungen norddeutschen *-i-* aus, gleichwie im ags. *ȝefylled*, *ȝefylledne, ȝefylde* vereinheitlicht wurden durch umbildung der letzten form zu *ȝefyllede.* ich sehe also beim typus *hôren* wie bei den wurzeln, welche auf geräuschlaut + liquide oder nasale consonanten endigen, die extreme, das obd. und das ags., als die consequentesten synkopierungsgebiete an, die mitte, die sich vielfach bis ins ags. weitet, als sitz der relicte und der zum teil auf diesen basierten neuerungen. so formt sich mir K.s doppelter lauf zum einheitlichen, dem für jeden zickzack raum und bewegungsfreiheit bleibt. es kann doch kein zufall sein, dass auch die deutsche synkope ihren hochsitz im obd. hat: alte grundtendenzen leben bis ins 12 jh. fort; ekthlipsis allein ist für sie eine zu schmale platform.

K.s standpunct und meine modelung haben allerdings zur voraussetzung, dass man die zahl der von hause bindevocallos gebildeten prät. der *j*-klasse gegenüber Paul Beitr. 7, 136 ff. einschränkt. nur diese erkennt K. s. 27 für die d. mdaa. an, abgesehen von den präteritopräsentien und dem prät. von *wellen:* ahd. *brâhta, *brûhta, dâhta, *dûhta, worhta,* asächs. *bohta, brâhta, thâhta, thûhta, worhta; forhta* und *missa* sind denominative zu den part. *forht, missa-, begonda, begonsta* ist neubildung nach *onda, gionsta. suochen* und *ruochen* bildeten in den südlichen dialekten gleich got. *sôkida* die neuen formen **sôhhita* und **rôhhita,* die regulär der wgm. synkope verfielen. ob *sohhitun* und *rohhitun* in M. (s. 27. 76) diese gemein süddeutsche neubildung repräsentieren oder aus den nördlichen bindevocallos gebliebenen *sôhta, rôhta* (anord. *sótta, sóttr,* ags. *sóhte, ȝesóht, róhte,* fries. *sogte,* (*sochte*), *socht*, mndd. *sochte,* (*ge*)*socht*, mnl. *sochte, ghesocht, rochte, gherocht*) gereckt sind, ist schwer zu entscheiden; ich neige zu der zweiten auffassung (vgl. auch K. s. 184), gestützt auf c. St. Pauli *kisuht* und vor allem auf Alex. Vor. 25, Strafsb. 27 *versuht : mut* 'mut'; sichere reflexe des bindevocallosen prät. und part. reichen noch heute vom engl. bis ins rip. (für die ältere zeit Bartsch Ueber Karlmeinet s. 225 f. *sochte*(*n*) *: vochten : mochte : tohte,* dazu die part. s. 244 *be-, gesoet* : *goet* : *moet* : *hoet* mit *h*-schwund vor *t,* der sehr alt und wol schon in dem Alex.-beispiel anzusetzen ist, übrigens seit alters bis heute ständig mit *h*-erhaltung concurrierte, Busch Mfrk. legendar § 53 *besohte, sohto : dahto,* Dornfeld Hagens Kölner chronik §§ 51. 107 *gesoecht* : *zucht* und ein letztes *gerut : gesoit* = mnl. *gherocht : ghesocht ;* für das nrip. citiere ich nur Münch § 233 s. 182 *zökə, zōt, jəzōt*). im übrigen ist ihm der got. zustand der ursprünglichste: die typen *tealde, talde, zalta* (s. 30. 233 f. 242 f.), *sette, satta* (s. 35 ff. 233 f.), *cwedde, quadda, chatta* (s. 37. 233 f.) zeigen synkope in-

folge ekthlipsis, *leʒde, lagda* ist (so auch WSchulze) nach dem bedeutungsverwandten *sette, satta* (s. 240 f.), typus *đeccean, đeahte* (so auch Möller) nach *wyrcean, worhte* gebildet, woran das asächs. nur noch in *wahta* teil hat; ags. asächs. typus *weahte, wahta* ist von hd. *wahta* zu trennen, das auf synkope beruht (s. 234 ff.). die synkope ligt vor dem umlaut, die *-e-* des prät. stammen alle aus dem präs., in die gebrochenen *tealde, đeahte* griff der umlaut naturgemäſs nicht hinein (s. 234; doch vgl. Sievers s. 407 anm. 9). consequent denkt K. daran, auch den ausnahmelosen umlaut des langsilbigen typus *híerde* durch übertragung aus dem präsens zu erklären (s. 30), wobei er übersieht, dass er dann mit den allgemeinen synkopierungsregeln (Sievers § 144, Bülbring § 433) in conflict gerät. er führt zum glück diesen gedanken denn auch nicht durch und lässt die ekthlipsis den bindevocal vor der synkope nach langer wurzelsilbe vernichten (s. 234 fuſsn. 1. 260). die bindevocallosen unflect. part. wie Murb. hymn. *kasalt,* O. *gizalt,* Petrusl. *farsalt* sind keine alten bildungen, sondern frühe beispiele einer jung aufstrebenden entwicklung. K. beweist s. 41—77 auf grund exacter sammlungen, dass das unflect. part. zum 12 jh. in steigendem maſse kurzformen entwickelt (typen *gekêrt, gesant, gezalt*), die im reim bevorzugt werden. immerhin bleibt die zahl der paradigmen mit kurzformen vergleichsweise gering; bei den kurzen *a*-wurzeln betragen sie ca. 20 %, bei den übrigen umlautfähigen etwa 18 % und für den rest ungefähr 17 %. sie erklären sich so: nur im unflect. part. war nach dem schwund des bindevocals dieser paradigmen das thema geblieben und spaltete die form, sobald seine umlautwirkende kraft in die hd. dialekte drang, naturgemäſs vom übrigen präteritalsystem ab. diese differenz hat die sprache dann durch neuschöpfung von kurzformen überbrückt, ähnliche paradigmen schlossen sich an (s. 72). die gleiche erklärung gilt für das nördliche wgm. gebiet (ags. *ʒeseald, ʒeteald, ʒese(t),* Hel. *gisald, gitald,* die analogiebildungen *ʒeleʒd* und *ʒeđeaht* kommen nicht in betracht); nur wirkte hier der umlaut früher und consequenter, und demnach muste auch die unstimmigkeit früher und consequenter beseitigt werden. zudem musste im typus *sellan* schon die dem umlaut vorausliegende brechung discrepanz und ausgleichsbedürfnis hervorrufen. die skand. *selda, seldr, setta, settr* (*saldum, satte*) sind nicht aus dem wege zu räumen (vgl. s. 243), auch nicht die part. *gladdr* zu *gleþia, lattr* zu *lettia* (vgl. s. 75 fuſsn. 1). wir müssen sie als restformen an die wgm. ekthlipsis anschlieſsen, die dadurch ihr geographisches reich erweitert; sie erscheint als ein einheitliches wgm.-nord. princip, das überall, am stärksten aber im deutschen und nord., mit ausnahmen und durchbrechungen zu kämpfen hatte. sie würkte nicht allein vor der ags. brechung, dem umlaut und der synkope nach langer wurzelsilbe, sondern auch vor der hd. laut-

verschiebung (K.s einwendungen auf grund von hd. *sazta* überzeugen mich nicht, die *z, tz, zz*-beispiele von s. 35 fufsn. 1, zb. O. *gisazza,* sind keine schreibfehler, *sazta* hat analogisches *t* mit Wilmanns III 1 § 41 anm. 5). vom d. standpunct fand demnach die ekthliptische synkope bei kurzen wurzelsilben auf *l,* wgm. *d, t* vor, die rhythmische synkope nach der lautverschiebung statt. der unterschied in der zeitlichen lagerung und den treibenden kräften behindert nicht die analoge geographische entwicklung im wgm. (oben 1), wie denn gegen das 12 jh. die deutsche synkope zum dritten male das gleiche geographische bild entwickelt (oben 2): dass damals die wurzeln auf dental wider vorausgehn, ist nur ein weiterwürken eines uralten actes. das sind schöne ergebnisse, die neben K. auch WSchulzes und Roethes sicherer führung zu danken sind. ich habe sie, ebnend und umbiegend und zugleich K.s schwere und unruhige darstellungsart überwindend, in ein schlichtes und möglichst klares system zu bringen versucht, um den grammatikern des ahd. und mhd. die verwertung des buches zu erleichtern. die ergänzung, vielleicht auch die modification des bildes bei gleich sorgfältiger durchforschung des ags., der späteren wgm. perioden und der modernen mdaa. wäre eine lohnende aufgabe, die gleich hingebenden fleifses harrt.

Pauls meinung, die ags. verhältnisse seien die ältesten, müste man somit aufgeben. im nordwesten des germ. sprachgebietes hat die bindevocallose neubildung am stärksten gewütet, wohingegen das hd. eher zur ausbreitung des bindevocalischen typus innerhalb der alten bindevocallosen paradigmen neigt (*bithenkit, kesuahhit* K. s. 76). so stimm ich K. denn auch zu in der beurteilung der ndl. ndd. *ft*- oder *cht*-prät. von *kopen, dopen, knopen* 'kaufen, taufen, knüpfen': sie sind jung, verschleppung von hd. *ft* möchte ich nicht so barsch ablehnen (s. 39 f.); ferner ist *gheloven, ghelochte* 'glauben' zu beachten, das mit *dopen, dochte* den gleichen ostndl.-rheinischndfrk. grenzbezirk gegen das hd. beherscht; das erste hat dem lautlich und inhaltlich nahen zweiten das prät. geformt und so den ausgangspunct für die sippe abgegeben, Servatius *gelouvede : doupede* und Eneide *gelouvede : koupede* (Behaghel s. CXIII) = correct limb. dialektisch *gelochte : dochte : kochte,* vgl. Mnl. wb. II 1285 *geloecht* Geldern, Kern Limb. serm. § 215 s. 157 f. *gedogt* 'getauft'; *kogte, gekogt; geknogt* 'geknüpft', Bartsch Karlmeinet s. 300 *knopen, knochte* 'knüpfte' : *dochte* 'taugte' aus Morant und Galie, also rip.!; zu diesem *knochte* setzt Lexer I 1650 den inf. *knochen* 'knuffen' an, mit unrecht, denn eher wäre an fläm. *knokken* 'knüpfen, flechten' De Bo s. 544, Kiliaen *knochten* (mit *t* aus dem prät.), ags. *cnyccean, ʒecnycht* (Sievers § 407 s. 236) zu erinnern (wozu auch mndd. *knucke, knocke* 'zusammengedrehtes gebündel flachs' Mnd. wb. II 505, rhein. Eifel und Mosel *knukel* 'garnwickler, ständer'),

und in dem nebeneinander von *knopen, knokken* inf., *knochte* prät. (zu *knokken,* zum wuchern des typus präs. *k,* prät. *cht* vgl. auch Kern § 215 s. 158, hierhin auch die nordfrk. ‘erweichten’ *ch* bei K. s. 37. 315 typus Rol. A *starhte*) könnte wider ein quellpunct für die sippe gelegen haben, wobei umsatz von *ht* zu *ft* bei dem ständigen kampf dieser concurrenten nicht überrascht.

WSchulzes erklärung von *leȝde, lagda* nach *sette, satta,* die neben der bedeutungsverwantschaft auch die übereinstimmende bildungsart der st. v. berücksichtigt, ist ein äufserst glücklicher griff. damit scheint mir nun auch die erklärung für asächs. *sagda, haƀda, hogda, hugda, liƀda, gisagd, gihabd, gilibd* und die entsprechenden ags. formen gefunden. es sind nichts als analogische weiterbildungen. mit *settian : satta, *gisat(t)* = *leggian : lagda, *gilagd* = *seggian : sagda, gisagd* (umgekehrt Möller PBBeitr. 7, 473) war der anstofs zur serienbildung gegeben; kein wunder, dass die bindevocallosen neubildungen den nördlichen, ingwäonischen gegenden des wgm. zukommen, die den *j*-typus im präsens durchführen oder bevorzugen. von den seltenen mittelvocallosen fällen des ahd. sind die *hapta* von Is. M., das *hafda, hadde* des Leid. Will., *hata* der rhfrk. Ps. die nächsten nachbarn des *habda, hadda, hatta* der andfrk. Ps. und des asächs. *hafda, haƀda, habda* (*b* aus dem präsens; K. s. 272 ist typus *hatte,* zum teil auch *hate*, fälschlich auf *habêta* zurückgeführt, *hatte* steht in Anno, H. Gl., Chr. geb., Alex., Trierer Silv., Rother, Tund. und geht gleichfalls auf *habda* zurück, vgl. übrigens Möller Beitr. 7, 473); bei *huggen* griffen die neubildungen über das rhfrk. (O.) bis ins alem. (B.) hinein, aber charakteristischerweise nicht ins bair. (das viel umstrittene got. *gahugds* stört mich nicht, es ist eine germ. neubildung nach der got. formel *muns* ‘gedanke’ : *gamunds* ‘andenken’ = *hugs* ‘sinn’ : *gahugds* ‘gesinnung’). man denke nicht daran, diese hd. fälle gegen mich zu wenden: auch für die alte zeit müssen wir mit der vorstellung von geschlossenen und consequenten dialektgebieten gründlich aufräumen; da wo der Is. entstand, kann einmal *hebben* gegolten haben. so stimm ich auch der erklärung von Is. *saghida,* das wie *sohhitun, rohhitun* aus *sagda* gereckt sein soll (s. 13. 27), freudig zu. Zs. f. d. mdaa. 1919 s. 159 f. hab ich nachgewiesen, dass die historisch-dialektgeographische interpretation von rip. inf. *sāge* neben part. **gesacht* > *gesāt, gesǟt, geseit* ein älteres nebeneinander von *seggen*, *gesacht* erfordert, jüngere mischung hat den alten inf. beseitigt. rip. *lahte*, *sahte* stammen also nicht aus dem ndd. (K. s. 38. 227. 269), vielmehr hatte das rip. an der ingw. neuerung organisch teil. ob südlich der Eifellinie ebenfalls mit ursprünglich organischer entwicklung im verband mit dem ingw. oder mit mischung zwischen nordfrk. und alem. elementen zu rechnen ist, kann ich noch nicht entscheiden; *hebben*-reflexe sind Zs. f. d. mdaa. 1919 s. 13. 157 f.

(Wrede, Frings) bis an die Mosel nachgewiesen. -*(c)ht* statt *-gd* ist jung und heute dem grenzbogen Limburg-Rip.-Rheinischniederfranken-Westfalen eigen. ich weifs nicht, ob an eine lautliche entwicklung zu denken ist (K. s. 38; ich denke an part. *gesagd* > *gesacht*), oder ob die vielen *ht* im wechsel zu *k* hineinspuken; zu beachten ist auch, dass im fränk. grenzgürtel verschluss-*g* mit *cht* wechselt (zb. *zęggə, jəzǫut* < *gesacht*), während im anschliefsenden ndl. ndrhein. *zęγə, lęγə* und *zęi, γəzęid, lęi, γəlęid* nebeneinander stehn, diese aus alten *segde, gesegd, legde, gelegd* mit präsens-*e*. die rip. bildungen erscheinen jedenfalls bis heute in unmittelbarem und geschlossenem geographischen verband mit der ingw. neuerung. ich kenne kein treffenderes kriterium zur bestimmung rip. denkmäler als *gelacht*, *gesacht*; nach K. s. 321 stehn sie in H. Gl., Chr. geb., Alex., Tund., Rol. AS. man vergleiche hiermit die oben aufgeführte reihe der *hatte*-denkmäler.

Bonn. **Th. Frings.**

Metrische studien IV. Die altschwedischen Upplandslagh nebst proben formverwandter germanischer sagdichtung herausgegeben von **Eduard Sievers.** I teil: Einleitung. II teil: Texte. Abhandlungen d. philol.-hist. kl. d. Kgl. sächs. Ges. d. wiss. bd. XXXV nr. I (mit 3 figuren im text) u. II. Leipzig, Teubner 1918 u. 1919. VII und 620 ss. (1—262, 263—620). gr. 8⁰. — 11 m u. 14 m.

Die überraschenden wichtigen hauptergebnisse dieses vierten bandes sind:

1. Es gab im germanischen einen bisher unbekannten vers, den sagvers, der mit dem stabreim, später mit dem endreim vorkommen konnte, aber beider mittel nicht bedurfte.

2. Dieser vers ist der lange gesuchte vers germanischer gesetzestexte.

3. Auch andere texte, die ursprünglich für prosaisch gehalten wurden, sind in dieser versart abgefasst, namentlich sǫgur.

A. Inhaltsübersicht.[1]

1. Metrisches. jede versart hat (175) besondern tact (s. unter **4**), der stabreimende normalvers viervierteltact (178) mit abgestuften, 'gegenstrebigen' hebungen (176), der sagvers zweivierteltact mit gleichwertigen 'gleichstrebigen' (176)[2]; hier langsameres zeitmafs (176) und gröfsere fassungskraft des einzelfufses (177): 0 bis 3 senkungssilben (120 ff.), auch im auftact (127 f.). einsilbige füfse hier nicht ganz mit sprachstoff ausgefüllt, staccato-

[1] zahlen in gewöhnlichem druck bedeuten im folgenden seitenzahlen in der I. abteilung der Metrischen studien IV.

[2] der malahattr dreivierteltact (185 ff.).

[3] S. denkt an pause, vgl. unter B.

ähnlich (122 ff.).[3] schwere nebentöne möglich, nicht notwendig (177). — In sagvers und normalvers übergang vom gesangs- zum sprechvortrag, möglichkeit prosaisch unbetonte silben in die hebung zu stellen, dann schwebende betonung zum ausgleich (96). — Arten des sagverses nach tactzahl: dreier mit pausierendem viertem fufs, ohne cäsur, vierer, seltener sechser, siebener, einmal achter, durch cäsur(en) zerfallend in 2 + 2, 2 + 2 + 2 (selten 3 + 3), 2 + 2 + 3, 2 + 2 + 2 + 2 (109 ff.). die abschnitte durch éinen vers gebildet (109. 110. 112. 113) oder durch 2 bis 19, in den gesetzen selten über 8 (115). die abschnitte nach verszahlen gleich (oft das ganze denkmal durch) oder, dem inhalt entsprechend, verschieden (128 ff). abschnitte, bestehend aus gleichen versen (oder vierern), oder mit geregeltem wechsel namentlich von vierern und dreiern, die erwähnten strophenformen auch mit abschlussdreier möglich (114 f. 116 f). überarbeitung namentlich in rechtsquellen hat die alte form oft zerstört. auch starker formwechsel, vgl. Harbarđsljođ (132 ff). — stabreim kann vorkommen (130 ff), in einzelnen denkmälern durchgeführt, endreim in gesetzen fast nur zum abschluss einzelner 'balkær' (130. 166 f); vgl. unter **2.** — *lǫgsaga, laghsagha, saga* wol ausdruck für den vortrag, das 'hersagen' (vor 75)[1]; daher S.s bezeichnung sagverse. dieser vortrag nur in altertümlichen stellen wie Trygđamal 2, 11—20 (nach s. 69) feierlich, im ganzen nüchterner, schlichter als im normalvers, namentlich in den gesetzen sehr pointiert (123), daher häufiger betonungswechsel im wort und betonung scheinbar nebensächlicher wörter (90). oft nichtübereinstimmung von satz- und versgliederung und zerreifsung einer zusammensetzung durch rhythmischen einschnitt (118). die form der sagverse dient gedächtnismäfsiger einprägung des inhalts (74).

2. Germanische verse im zweiviertelact (sagverse im weiteren sinn):

1. gewisse zweiheber mit stabreim, darunter Upplandslagh, abschnitt 298, 4 ff (vermählungsformel), eingang der Rökinschrift (5), eingang und schluss des 2. Merseburger zauberspruchs (73), Harbarđs-ljođ (130), Abecedarium Northmannicum (181);
2. die schwellverse in der stabreimdichtung, und die siebener;
3. der stabreimende ljođahattr (156 ff.) und alles damit zusammenhängende. er steht der alten gesangsform noch näher, daher seine dem sagvers abgehende regelung des ausgangs (164 f.);
4. der meist stab- und endreimlose eigentliche sagvers;
5. der typische nordische gereimte (gesungene) balladenvers im zweiviertelact, mit allen wesentlichen metrischen eigentümlichkeiten des sagverses (167 ff.);
6. die mhd. 'spondaisierenden' verse[2], vgl. ältere Judith, Memento mori, Himelriche (181 ff.).

[1] wie *kveđa* für die kunstvollere 'recitation' anderer gedichte.
[2] Sievers Rhythmischmelodische studien 119 ff.

3. Sprachliches. die ergebnisse der textherstellung für laut- und accentlehre sind ausführlich behandelt (77 ff.)[1]. nach S. (137 ff.) kann nun — vgl. namentlich Edda und Niflungasaga — auf grund der textherstellung altnorwegisch und altisländisch geschieden werden (71).

4. Gang der untersuchung, methode. der erste satz der grofsen Rökinschrift ist sinngemäfs so abzuteilen (5):

Eft Wā́mūþ stánda ū́nar þā́r, en Wárinn fā́đi,
fáđir eft fáigjan súnu:

stabreim, aber neue metrische form, (2 + 2 + 2) : 3, genau wie im schlusse des 2. Merseburger zauberspruches:

bḗn zi bḗna! blúot zi blúoda! líd zi gelíden!
sṓse gelī́mida sī́n!

dann ergab sich der 'katalog' als metrisch, wenn auch stabreimlos, vgl. 1. abschnitt (7 ff):

Ságum auk mínni þat, hwárjar walráubar
wā́rin twā́r þā́r,
swāþ twálf sínnum wārin númnar twā́r,
bāþar sáman ā ȳ́missum mánnum.

Diese neuentdeckten sagverse auch in andern altschwedischen runeninschriften (12 f.); sind sie die gesuchten verse der altgermanischen rechtsquellen? die untersuchungen bestätigten diese frage in viel weiterem umfang, als S. zuerst gedacht hatte, vgl. unter **5.** — methodische grundlagen nur die rhythmischmelodische form (18 ff). allgemein gilt der S.sche erfahrungssatz: 'jede vom menschen hervorgebrachte klangmasse hat ihren vollen complex von klangeigenschaften nur suo loco; sie kann also auch nur dann mit allen diesen eigenschaften genau reproduciert werden, wenn sie unter denselben bedingungen reproduciert wird, unter denen sie produciert wurde' (63). — Diese rhythmischmelodische form muste sein: leicht und deutlich erfassbar, gut einprägbar, zum inhalt passend, ohne zwangsbetonung (18 ff.). — das melodische entscheidet in satz- und wortbetonung, wortstellung, silbenzahl, über quantität und qualität von vocalen (28). — S.s gesetz von gerade und ungerade: 'sprachliche oder rhythmische gruppen von gerader gliederzahl liegen, ceteris paribus, in der tonscala principiell conträr zu solchen von ungerader gliederzahl'; es gilt für sätze und verse, höhere gruppen, rhythmische gruppen im verse. nachträgliche änderung einer geradzahligen gruppe in eine ungeradzahlige und umgekehrt ändert die tonhöhe mindestens der betreffenden stelle (22 ff.). — In den Eddaliedern sind kleinwörter in geringerm umfang zu

[1] der text gibt aussprachformen (77), die interpunctionen sind als vortragszeichen behandelt (190).

streichen als nach Sievers Proben einer metrischen herstellung der Eddalieder 1885. —

Rhythmus und melodie geregelt durch innere bewegungsempfindungen (im rumpf), 'innere schwingungen', die binden, der tactschlag zerschneidet die rhythmischmelodischen gruppen. nachbildung dieser innern schwingungen durch handbewegungen ermöglicht metrische feststellungen und ist ein wichtiges mittel für kritik (28 ff). — In jedem einheitlichen sprachwerk strengerer oder lockrerer klangwechsel (53 ff); jede störung der innern schwingung, des klangwechsels weist auf störung des wortlauts oder neuen verfasser (28 ff. 60 f.). störungen des klangbilds namentlich in Upplandslagh, zusammen mit inhaltlichen oder metrischen verschiedenheiten oder beiden (61 f), auch allein (62, 65); zwei äufserlich zusammenhängende textstücke A und B sind reciprok gebunden für den vortragenden, wenn von éinem verfasser, sonst einseitig, nur B an A, wenn ein stück von einem andern verfasser (62 ff). in solchen fällen meist verschiedenheit der stimmart im sinn der typenlehre von Rutz-Sievers (31 ff). der stimmcharakter eines menschen, alles was er sprachlich[1] produciert, hängt zusammen mit gewissen zt. dauernden rumpfmuskelerregungen, von welchen die bedeutendsten gewisse körperhaltungen bedingen, jede von diesen rumpfmuskelerregungen bewürkt eine bestimmte resonanz des rumpfes. optische zeichen (drahtfiguren), von S. erfunden und fast alle in der form bestimmt, ermöglichen es, die zum vortrag passenden muskelerregungen zu vollziehen und die inneren schwingungen durch handbewegungen nachzubilden (ausführliche anweisungen). nach S. ist die anzahl der typen und unterarten sowie das schaffen des menschen nicht so beschränkt wie Rutz annahm (51 f). —

Beim vortrag ist eigentlicher 's p r e c h t o n' und 's i n g t o n' (dem singen g e n ä h e r t) zu scheiden, dieser mit deutlicherer tactausprägung (165 f). anfangs- und abschluss-, fortsetzungs- und vorbereitungston in abschnitten (189). — Tact und rhythmus (169 ff): in musik und dichtung tact und rhythmus, in der prosa nur rhythmus (170). zu jeder tactart passt éine figur, éine der drei griffarten, die verwendung éines der vier gelenke, zu jedem musikstück, dichtwerk éin raumort des tactschlags, zu jedem sprechvers éine tactart, aus dieser der versbau genauer zu erkennen, als aus statistik und metrischem schema, das oft für verschiedene tact-, also auch versarten passt, vgl. griechischrömischen hexameter und senar. die minnesänger kannten die meisten heute üblichen tactarten, seit Heinrich vMorungen auch tactwechsel (175 ff)[2].

5. G e b i e t s u m s c h r e i b u n g: in sagversen abgefasst ost- und westnordische rechtsquellen, zt. schon mit prosa durch-

[1] und sonst, namentlich künstlerisch.
[2] vgl. noch das schlusswort 619 (II. abt.).

mischt, Gylfaginning, Skaldskaparmal, sǫgur; friesische und angelsächsische gesetzeslitteratur, angelsächsische urkunden, geschichtliche und geistlich-lehrhafte litteratur, in Deutschland von schwellversen abgesehen (179 anm.) nur verse aus dem Hildebrandslied, dem 2. Merseburger zauberspruch, Abecedarium Northmannicum (181), vgl. fortbildung in mhd. 'spondaisierenden' versen, s. unter **2.** f o r m und a n w e n d u n g s w e i s e des sagverses sind schon g e r m a n i s c h (74).

6. Zu den abgedruckten texten (187): über das technische des drucks, einzelne denkmäler, verfasser, überarbeitungen (bei den Upplandslagh namentlich aufschwellung), handschriften, textherstellung, namentlich über die Upplandslagh.

7. Texte in abteilung I: das metrische der Rökinschrift (5 ff.), andere altschwedische runeninschriften (13), Trygđamal (68 ff.), der 2. Merseburger zauberspruch (73), Harbarđsljođ (132 ff.), Gnomica Exoniensia (143 ff.), Lokasenna (156 ff.), Abecedarium Northmannicum (181); s t ü c k e aus dem Wanderer (153), einem schwedischen balladenlied (168), dem Himelriche (182), den Atlamal (186 ff.). in abteilung II: A. Upplandslagh, B. proben formverwandter germanischer sagdichtung: *A*. Skandinavisches: 1. die Gutasaga, 2. aus der Eyrbyggjasaga, 3. aus der Gunnlaugssaga, 4. aus Gylfaginning, 5. aus Skaldskaparmal. *B*. Angelsächsisches: 6. aus den gesetzen Ines, 7. aus den gesetzen Aelfreds, 8. aus den gesetzen Aethelreds, 9. antworten auf klage um land, 10. aus den Rectitudines singularum personarum; urkundliches: 11. protokoll über das verfahren gegen Aethelstan von Sunnanburg usw., 12. könig Eadgars privilegium für das kloster Ely; geschichtliches (aus der Sachsenchronik): 13. gedicht auf könig Eadgar, 14. gedicht auf könig Eadweard, 15. gedicht auf den aetheling Eadweard, 16. Wilhelm der Eroberer; geistlich-gelehrtes: 17. aus Aelfric De Vetere Testamento, 18. aus Aelfrics epilog zum Heptateuch; didaktisches: 19. die sprüche Catos und verwandtes. *C*. Altfriesisches: 22. aus den friesischen landrechten.

B. P r o b e n aus den U p p l a n d s l a g h. altertümlich; aus dem 'ærfþæbalkær'[1]:

333. *Dǣ́r bṓnde, ær ǽi barn ǽptir,*
ok þǽn kómbær til gárþz
árvi vill skípta ok állu rā́þa,
<þā́> sitær hū́n viþ svár:

334. *Iǽk var mæþ bṓnda skiǽmbær æn skýldi,*
ok vít víldum bā́þin:
vǣ́ntir iǽk þæt iǽk ær æi at mḗru
kúmin æn rḗttri skípt.

[1] abteilung und textgestaltung nach S.

335. *þaghær iǽk havær lót mīn af réttri skipt*
fángit hū́s ok invíþur,
ok kiǽp okur bǽggja, þā́ vil iæk þík
síghja til lā́sa ok lýkla.'

jung (aus der praefatio:)

18. *Làgh skúlu værœ sált ok skípat àlmǽnni,*
bāþi ríkum ok fā́- tǽkum
til stýrsl ok skiǽl mællum rǽt ok ōrǽt. ||
lágh skulu giǽmæs ok háldæs
fàtǽkum til vǽrnær, spákum til fríþær,
æn ȍspákum til nǽfst ok <til> ṓgnær. ||
làgh skúlu rǽtvīsum ok snǽllum til sǽmdær,
æn vrángum ok ṓ-vísum
til rǽtningær vǽrœ: vārin állir rὲtvísir
þà þúrfti æi lághā víþ. ||

zum vergleich ein stück aus dem fahneneid der bayrischen armee, (im brauch bis zum umsturz), worin treue geschworen wird dem könig

. . . .

im Kríeg und[1] *im Frieden, zu Wásser und zu Lánd,*
bei Tág und bei Nácht, auf Mā́rschen und Wáchen,
bei Belágerúngen, in Stū́rmen und Schláchten.

C. Besprechung. zur scheidung von 'mathematischem' und 'physiologischem' tact (169): zunächst handelt es sich bei dem 'physiologischen' tact, der durch die 'agogik'[2] geregelt wird, um ziemlich einfache zahlenverhältnisse der guten und schlechten tactteile, tacte und höheren einheiten[3], woraus sich ergibt, dass nur die schlechten teile verkürzt (nicht auch die guten verlängert) sind. wahrscheinlich sind ferner guter und schlechter tactteil usw. in verschwindend geringem maſse bald verlängert oder verkürzt, dieses maſs wäre wol nur durch höhere mathematik zu erfassen. beide arten von längenverhältnis sind wol physiologisch bedingt, sodass man hier von mathematisch-physiologischem tact sprechen kann. (den tact mit völliger gleichheit der grundzeiten, der nur durch maschinen annäherungsweise zu erreichen ist, hieſse man dann den mechanischen. der tact, in dem der anfänger gedrillt wird, verzerrt wol nur die verhältnisse, ohne den mechanischen zu erreichen.) — bei der schwe-

[1] amtlich: *Kriege wie.*
[2] auch die musik ohne tact und mit gestörtem tact (rubato, rallentando) sowie die prosa haben ihre agogik, doch mit andern verhältnissen.
[3] um diese verhältnisse zu erfassen, muss man die grundzeit (*χρόνος πρῶτος*) teilen.

benden betonung (96) wird nicht nur die gedrückte silbe, sondern auch die gehobene leicht gedehnt; jede derartige überdehnung wird ausgeglichen durch verkürzung eines entsprechenden (meist folgenden) teils: fufs, sonstiger versteil, vers. vgl. Schillers Macht des Gesanges:

> *Ein Regenstrom aus Felsenrissen,*
> *Er kommt mit Donners Ungestüm,*
> *B e r g t r ü m m e r f o l g e n s e i n e n G ü s s e n ,*
> *Und Eichen stürzen unter ihm;*

list man zeile 3 mit der hier zu erwartenden agogik, abgesehen von der schwebenden betonung, so wird *bergtrüm-* zu kurz, *-mer fol-* zu lang, folglich braucht jenes mehr, dieses weniger zeit. — Wol bei allen tacten, die wir als dreiteilig bezeichnen (vgl. 174), ist in musik und dichtung zweierlei zu scheiden: 1 + 1 + 1 und 2 + 1 [1], zb. ♩ ♩ ♩ und 𝅗𝅥 ♩, echter und unechter dreiteiliger (zb. $^3/_4$-) tact, mit verschiedener schlagart und agogik (auch wenu jener tact 'zusammenziehung', dieser 'auflösung' hat). — Singstimme, sington und sprechton (165 f.) unterscheiden sich aufser der klangfarbe auch phonetisch: die singstimme dehnt die sonanten auf kosten der consonanten. (der sington steht hier wie im folgenden zwischen beiden.) wo wir tact haben, gibt die singstimme bedeutend mehr möglichkeiten rhythmischer gestaltung als der sprechton, was auch für die metrik der gedichte wichtig ist. die singstimme verlangt für denselben text ein anderes zeitmafs als der sprechton, gewöhnlich muss bei der singstimme die langsamkeit wie die schnelligkeit gesteigert werden, beim sington wol immer. sington ist übrigens auch in prosa möglich, vgl. Hölderlins Hyperion, Hardenbergs Heinrich von Ofterdingen, Nietzsches Zarathustra. in diesem werke ist gewöhnlich sing- und sprechton durch angabe des dichters unterschieden, meist durch die worte: 'also sang (sprach) Zarathustra, vgl. mit sington 2. teil Nachtlied, Tanzlied, Grablied, 3. teil Auf dem Oelberge [2]. — Die dreierverse (113) sind nicht einschnittlos, der einschnitt nach dem 2. fuß ist verkürzt und geschwächt, aber deutlich erkennbar. vgl. das folgende. — Die einsilbigen füfse (122 ff.) sind nicht blofs staccatoähnlich (123, anm. b), sondern sie haben würkliches staccato (der schall reicht noch in die senkungszeit hinein), von würklicher senkungspause ohne staccato kann man nur bei *ok* sprechen [3]:

ók þrý frān álmannæ-vǽgh;

[1] Riemann stellt diese tactarten mit recht den geraden (1 + 1) sehr nahe, zb. Musiklexikon[8] unter 'Metrik' 712, unter 'Tactvorzeichnung' 1104.

[2] damit sind noch nicht alle belege aus dem Zarathustra gegeben.

[3] die beispiele nach S. 123.

das staccato ist a) unmittelbar vor versende und einschnitt milder, (auch für den zweiten fufs des dreiers gilt das), b) schärfer, wenn auf die hebung unmittelbar eine hebung folgt:

a) und b) *dǽr mán,* *æru giǽld ǽptir*

a) *ok sýmpnhūs ok fǽ-hū́s.*

— Der sagvers hat ein viel gröfseres gebiet als S. zuerst annahm. zunächst hat S. im griechischen, beim apostel Paulus, sagverse entdeckt, zb. in dem sprichwörtlichen Gal. 5, 9 (: bezeichnet die hebung):

μικρὰ: ζύμη ὅ:λον *τὸ φύ:ραμα ζυμοῖ:*

es handelt sich hier um eine neue spielart, $^2/_2$ tact, wuchtiger als der $^2/_4$ tact [1]). ich vermute sagverse in einem lateinischen zauberspruch bei Petron, fragm. XX, 2862 ff., hrsg v. Buecheler, Berlin 1912:

tríplicí vidós ut órtu
tríviáe rotétur ígnis,
vólucríque Phóebus áxe
rápidúm perérret órbem.

wahrscheinlich entpuppt sich auch der Saturnier, vielleicht auch der griechische politische vers als sagvers. auf germanischem boden kommen urnordische runeninschriften in betracht, so die von Einang:

ÐáȝaR þár rū́nō fáihiđō.

aus der deutschen litteratur gehört vieles hieher, ich habe erst begonnen in der jüngsten schicht nach sagversen zu suchen. in betracht kommt da zunächst stoff der gedächtnismäfsig überliefert werden soll, gesungene und gesprochene kinderverse, märchenverse, märchen selbst, spruchweisheit im weitesten sinn, leitsätze von zünften, dann künstlerische nachbildung von solchem [2]; der form nach ist zu scheiden zwischen denkmälern mit einer schon bekannten äufserlichen form, zb. des deutschen reimverses, vielfach mit glattem wechsel von hebung und senkung, und solchen, die äufserlich den eindruck der prosa machen, vgl. s. 27 f. die stelle aus dem bayrischen fahneneid oder den eingang des märchens 'Der Froschkönig und der eiserne Heinrich' [3]

Es wár einmál eine Kö́nigstóchter,
die gieng hináus in den Wáld,
und sétzte sich án einen kǘhlen Brúnnen.

von der alten litteratur kommen hier noch in betracht die alt-

[1] Das Neue Testament schallanalytisch untersucht. 1. stück: Der Galaterbrief, herausgegeben von Wolfgang Schanze [2]. (Leipzig 1919.)

[2] nicht alles derartige braucht in sagversen, ja nur in gebundener rede abgefasst zu sein; auch ist vielfache überarbeitung in anderer form möglich.

[3] Die Kinder- und Hausmärchen der brüder Grimm in ihrer urgestalt hrsg. von Fr. Panzer (München 1913) I 14.

sächsische Genesis[1], *'der heber gāt in lītun'*, *'du bist mīn, ich bin dīn'*, Freidanks Bescheidenheit (verse mit dem ausgang ⊥́x sind 'dreier' mit schlusspause, vgl. in Wilhelm Grimms ausgabe[1] (1834) s. 118, 5 f. *Swer heiȝeȝ bech rüeret, meil er dannen vüeret*, gegen s. 1, 3: *mich hāt berihtet Vrīdanc* mit ⊥́ ⊥́). vermutlich gehört noch manches andere hieher. die uns zeitlich zunächststehenden deutschen sagverse sind ganz volkstümlich oder gelungene nachahmungen von volkstümlichem, und in ihrer form den gemäſsigten altgermanischen[2] wesensgleich[3], sie hängen damit offenbar zusammen durch einen uns noch unbekannten, vielfach versickerten strom von mündlicher überlieferung[4]. das lässt darauf schlieſsen, dass die sagverse bei den Germanen selbständig entwickelt und ausgebildet sind (vgl. die urnordischen sagverse).

Was ich hier von S. abweichendes bringe, verschwindet im vergleich zu dem was m. e. feststeht. es ist — was auch für die litteraturgeschichte wichtig ist — ein neuer stamm ('ast' wäre zu wenig) mindestens der germanischen dichtkunst aufgefunden, neue, oft sehr 'gotisch' anmutende kunstformen, die aber zu den schon bekannten des nordischen balladenverses vorzüglich stimmen[5]. bedeutende neue einzelergebnisse liegen vor für metrik, auch musik, grammatik, textkritik, litteraturgeschichte. die e r g e b n i s s e sind für mich durchaus überzeugend. was die m e t h o d e betrifft, so scheint es zunächst bedenklich, dass gerade auf rhythmisch-melodischem gebiet der forscher leicht schwanken oder sich irren kann, dass scheinbar keine möglichkeit vorligt, eine ansicht als richtig, eine andere als falsch zu erkennen. ausbildung der hier in betracht kommenden sinne, genaue erkenntnis der formen und factoren, die ein genaues lehrgebäude für rhythmik, melodik und atemtechnik ergibt, widerholte nachprüfung, namentlich auch durch andere personen, zt. mit hilfe von versuchen, führen hier zu sichern ergebnissen[6]; man denke

[1] der Heliand ist in normalversen abgefasst; dieser unterschied beweist wiederum verschiedenheit der verfasser.

[2] d. h. solchen ohne verschiebung des wortaccents.

[3] ein beweis für die bedeutung des tacts im vers.

[4] gleiches gilt wol für die andern germanischen litteraturen.

[5] ich habe oft versucht, verse mit auffallender S.scher betonung anders zu lesen, aber jedesmal habe ich diese S.sche bestätigt gefunden.

[6] zwei einzelheiten: das melodische ist ausschlaggebend bei der frage, ob ein rhythmisches gebilde in einer oder in zwei zeilen zu schreiben ist, man versuche es mit dem Grab im Busento und Dreizehnlinden, die äuſserlich metrisch genau gleich sind. — können die S.schen fünf typen des normalverses erhalten bleiben, wenn die hebungen auf nichtstabreimende silben fallen, also zb. nach s. 165 zu lesen ist *gùll vérđùngú*? (Hyndl. 2, 4). gewis; 1. bedingt die accentverschiebung schwebende betonung, diese ist ein anzeichen von ungewöhnlichem, 2. fordert nach meinen beobachtungen jede veränderung des prosawortaccents im normalvers eine neue (germanische) art von versschmuck, auf die ich hier nicht näher eingehn kann.

nur an das gesetz von gerade und ungerade (22 ff.). methodisch beweisend ist es, das ich, zt. S.schen anregungen folgend, seinen ergebnissen selbständig nahe gekommen bin, zb. in der frage des tactes, die für den versbau von wesentlicher bedeutung ist, vgl. anm. 3 s. 30, in anderer beziehung über S. hinaus, zb. in der frage der atemtechnik, wodurch ich ergebnisse von S. bestätigen kann: was atemtechnik betrifft, ist jedesmal (worauf schon S. (64 a.) hindeutet) das durch meine beobachtungen erkannte atemsystem für die betreffende textstelle a) einheitlich oder b) gesprengt, wenn nach S. rhythmischmelodisch a) einheitlichkeit oder b) bruch vorliegt.

Eine ungeheure, in jeder einzelheit liebevoll sorgfältige arbeit ist hier geleistet, die das einzelne wie die grofsen züge klar hervortreten lässt. aufrichtigen dank dem forscher mit dem lebhaften wunsche, er möge uns noch viel von dem uns unbekannten der rhythmik und melodik enthüllen!

München, 27. januar 1920. **Rudolf Blümel.**

Ordbog over det Danske Sprog, grundlagt af **Verner Dahlerup,** med understøttelse af undervisningsministeriet og Carlsbergfondet udgivet af det Danske Sprog- og Litteraturselskab. første bind: *A-Basalt*, redigeret af H. Juul-Jensen samt J. Ernst-Hansen, Holger Sandvad. København, Gyldendalske boghandel, 1919. LII ss. + 1184 spp. 4°. — 12 kr.

Der erste band des Ordbog over det Danske Sprog ligt nunmehr abgeschlossen vor, es sollen noch 14—16 bände folgen. ein kurzer bericht von Det danske Sprog- og Litteraturselskab, ein vorwort des grundlegers des werks, des Kopenhagener professors Verner Dahlerup, eine breitere einleitung von fru Lis Jacobsen und cand. mag. H. Juul-Jensen, die nunmehr zusammen die herausgabe des wörterbuchs leiten, geben eine geschichte der frühern dänischen lexikographie, schildern die entstehung des neuen werkes und legen die grundzüge dar nach denen es abgefasst ist. sie bringen in vornehmer kürze die tatsachen und gleiten hinweg über die persönlichen schicksale derer die an der arbeit beteiligt sind.

Zum ersten mal wurde ein gröfseres dänisches wörterbuch angelegt in der zweiten hälfte des 17 jhs. von dem obersekretär der dänischen kanzlei, geheimrat Matthias Moth. 1680 begann er stoff zu sammeln aus den ältern lateinisch-deutschen vocabularien, aus der damals gedruckten litteratur, aus der gesprochenen sprache seiner zeit; auch forderte er die bischöfe des landes auf, die priester, schulmeister und andere liebhaber der dänischen sprache zum sammeln von worten zu veranlassen; zur belohnung für gute arbeit würde man diese zur beförderung empfehlen. so konnte Moth denn sein — freilich nie gedrucktes — wörterbuch zusammenschreiben, das an 60 in pergament gebundne folianten

umfasst, den allgemeinen wortvorrat, die technischen und dialektischen ausdrücke gibt und zu dem eigentlichen wörterverzeichnis noch eine art conversationslexikon hinzufügt. zur zeit wo Moth seine sammlungen begann, legte der spätere geheimarchivar Frederik Rostgaard den ersten grund zu dem wörterbuch der Gesellschaft der wissenschaften. aber seine 20 handschriftlichen folianten, welche die dänischen worte mit lateinischer übersetzung gaben, waren nicht sehr reichhaltig; da er selbst die schwäche seiner arbeit fühlte, regte er den bekannten dänischen historiker Jacob Langebek an, zunächst einmal principien für ein wörterbuch zu entwerfen. die grundsätze die Langebek aufstellte, waren die der damaligen akademieen: alle groben, plumpen und liederlichen worte, alle unnützen fremdworte aus dem lateinischen, französischen, deutschen, die mehrzahl der dialektwörter, die veralteten worte, soweit sie nicht der dänischen gesetzessprache angehören, sollen aus dem wörterbuch ausgeschaltet werden; alle guten, reinen, überall brauchbaren und unzweifelhaft dänischen worte sollen durch die aufnahme den benutzern empfohlen werden. aber Langebek, dem die ausgabe der ältesten dänischen geschichtsquellen mehr am herzen lag, kam mit der arbeit am wörterbuch nur langsam vorwärts. die Akademie der wissenschaften muste sich des werkes annehmen, doch auch ihre beauftragten und commissionen rückten so wenig vom fleck, dass der druck des achtzehnbändigen wörterbuchs der dänischen Akademie der wissenschaften sich schliefslich von 1793 bis 1905 hinzog. inzwischen hatte der sprachforscher und geschichtschreiber Chr. Molbech 1833 ein zweibändiges dänisches wörterbuch erscheinen lassen, für das er stoffsammlung, redaction, correcturlesen allein ausgeführt hatte; auch er folgte dem akademischen princip; er erklärte, 'ein dolmetscher sein zu wollen für den richtigen gebrauch der reinen und gebildeten schriftsprache in dem gegenwärtigen zeitalter'. sein buch gibt also nicht die sprache wie sie war zur zeit des verfassers, sondern wie sie sein sollte. es war ein sehr verdienstliches buch für die zeitgenossen und ist es noch als quelle für den gebildeten sprachgebrauch in der ersten hälfte des 19 jhs. eine zweite auflage war 1859 abgeschlossen; als sie ausverkauft war, trat als ersatz ein das Dansk Ordbog for Folket von Dahl und Hammer (1904—14), das puristische ziele verfolgte, aber doch den gegenwärtigen wortvorrat der dänischen schriftsprache enthält.

Die anfänge des mit dem ersten bande vorliegenden wörterbuchs gehen zurück auf das jahr 1882, wo V. Dahlerup ergänzungen zu Molbech zu sammeln begann; 1901 verpflichtete er sich dem Nordisk forlag zur abfassung eines dänischen wörterbuchs, das doppelt so stark sein sollte als Molbech, also vier bände umfassen. wie Molbechs werk sollte es die arbeit éines mannes sein. aber Dahlerup verwarf das akademische

princip; er wollte nicht mehr die leute anleiten zum correcten sprachgebrauch in schrift und rede, sondern ein wissenschaftliches und praktisches hilfsmittel geben zum verständnis der sprache in den letzten 200 jahren von Holberg bis auf die gegenwart. wörterverzeichnisse früherer gelehrten zu einzelnen schriftstellern sollten benutzt werden. vor allem aber galt es, selbständig neuen stoff einzusammeln, und an diese arbeit machte sich nun V. Dahlerup und seine gattin Marie, die gleich ihm eine schülerin Wimmers ist. es wurden repräsentative dänische schriften ausgewählt, darin die sätze unterstrichen, die gute beispiele für den gebrauch eines wortes gaben, die sätze auf zettel geschrieben und diese nach den anfangsbuchstaben des zu behandelnden wortes in kästen geordnet. auf einer reise nach Göttingen, Leiden und Oxford machte sich D. mit der arbeitsweise bei der herstellung der grofsen wörterbücher der verwanten sprachen bekannt; mit den redacteuren des wörterbuchs der Schwedischen akademie konnte er im benachbarten Lund sich bequem besprechen. die pläne für die anlage des eignen werks reiften, und 1907 konnte er in einem schönen aufsatz in den Danske Studier seine grundsätze der lexikographie darlegen und rechenschaft geben von mancherlei sinnreichen mafsnahmen, um die fehlermöglichkeiten zu verringern. 1909 wurde ein probeheft gedruckt, die Artikel *A—Aarefistel* umfassend, das nicht in den handel kam.

Das probeheft erweckte die frohen hoffnungen der künftigen benutzer; bei dem verfasser selbst, der bisher die ganze arbeit in der hauptsache allein geleistet hatte, muste es ernste bedenken hervorrufen. das ausarbeiten des artikels *Aand* hatte ihn, obwol er in dem artikel *Ande* des schwedischen akademiewörterbuchs ein ausgezeichnetes vorbild gehabt hatte, viele monate gekostet; die hoffnung, dass die arbeit mit der zunehmenden übung schneller fortschreiten werde, bot nur geringen trost. noch mehr sorge machte die raumfrage: wurde das werk in der weise des probehefts fortgesetzt, so war nicht mit vier bänden auszukommen; kürzungsversuche führten zu keinem ergebnis. als die schwierigkeiten ihre höchste höhe erreicht hatten, wurde die herausgabe des wörterbuchs 1915 übernommen von der Dänischen Sprach- und Litteraturgesellschaft. die gesellschaft erlangte bedeutende geldmittel von dem staat und dem Carlsbergfonds und bewürkte, dass der plan des werkes erweitert wurde, dass nun alle artikel nach dem mafsstab des probeheftes ausgeführt werden sollten. jetzt handelte es sich nicht mehr um ein verhältnismäfsig kleines handwörterbuch, sondern um ein ansehnliches werk, das auf 15—17 bände berechnet wird. ein wörterbuchsrat entscheidet principielle fragen; die ausarbeitung der bände ist mehreren redacteuren übertragen, die je für ihren anteil die wissenschaftliche verantwortung übernehmen; die vorbereitenden arbeiten

werden einem stab von jüngern philologisch gebildeten kräften anvertraut. der grundleger des werkes hat sich einige besonders schwierige artikel vorbehalten, er wird auch eine revision des fertigen manuscripts vornehmen; von dem ersten bande gehören ihm die seiten 1—162 fast ganz. jedes ahr jsoll ein band herauskommen, so dass das ganze werk mit seinen 15—17 bänden in der entsprechenden zahl von jahren vorliegen würde.

Jeder artikel zerfällt in zwei teile, den 'kopf' und die 'bedeutungen'. der kopf bringt nach der grundform des worts die grammatische kategorie, die aussprache, flexion, etymologie, geschichte und das gebrauchsgebiet. der zweite, weitaus wichtigere teil enthält die bedeutungen. wie schon die einleitung erklärt, sind die redacteure bestrebt gewesen, die hauptbedeutungen so übersichtlich wie möglich hervorzuheben und die logisch ursprünglichste, die primäre bedeutung zuerst zu stellen, unabhängig davon, ob sie im dänischen die am frühesten vorkommende ist oder nicht. wie glücklich dies streben erfüllt ist, das zeigt jeder einzelne artikel, am glänzendsten die grofsen artikel Dahlerups, wie *Aand, af, bag.*

Wir wünschen dem so glücklich begonnenen unternehmen rüstigen fortgang!

Osnabrück, januar 1920. **Wilhelm Ranisch.**

A. C. Højberg Christensen: S t u d i e r o v e r L y b æ k s k a n c e l l i s p r o g fra c. 1300—1470. København, a./s. J. H. Schultz forlagsboghandel. 1918. VII, 429 ss. 8⁰ und 51 tafeln schriftproben.

In einer kurzen anzeige im Nd. korr.-bl. 37, 30 hab ich schon meine freude darüber ausgesprochen, dass der verfasser dieser vortrefflich ausgestatteten Kopenhagener promotionsschrift es unternommen hat, eine so wichtige kanzlei wie die Lübecker sprachlich zu untersuchen, und ich habe dort schon die sorgfalt hervorgehoben, mit der das material zusammengebracht ist. rühmend sei auch erwähnt, dass die arbeit ganz selbständige wege geht.

Bei voller anerkennung dieser vorzüge habe ich freilich auch einige bedenken, die in jener anzeige nur flüchtig und ganz allgemein angedeutet werden konnten. das buch ist ein eminent theoretisches. den theoretischen ausführungen im anfangs- und schlusscapitel stimm ich beinahe überall zu; die praktische durchführung in den zusammenfassenden abhandlungen fordert vielfach widerspruch heraus. so ist das werk wertvoll als eine sammlung der Lübecker schreiberformen; für den ausbau der mnd. grammatik ist es trotz den tüchtigen grundlagen nicht so verwendbar, wie man hoffte. dabei würkt die sicherheit mit der die angaben gemacht werden, im verein mit den anerkannten theoretischen darlegungen bestechend. man kann also erwarten,

dass die nächsten einschlägigen dissertationen es zum vorbild setzen. deshalb erscheint es notwendig, hier zur methode stellung zu nehmen.

Lübeck, das haupt der Hanse, besafs natürlich eine woleingerichtete kanzlei, an deren spitze mehrere juristisch gebildete, auch staatsmännisch tätige protonotare standen, denen eine reihe schreiber unterstellt war. derartige stellungen kann man nicht nur mit geistlichen aus der nachbarschaft besetzen, und so beobachten wir, dass die Lübecker oberschreiber aus allen gegenden zusammentreffen. für die frage nach ihrer herkunft konnte der verf. sich namentlich auf einen aufsatz von Bruns (Hans. geschbl. 1903) stützen. hierauf aufbauend, einzelheiten bessernd, auch die unterschreiber heranziehend, teilt er die aus dem Lüb. ub. bekannten texte den einzelnen schreibern zu und bespricht die in L. vorkommenden kanzleiformen, indem er sie nach grammatischen erwägungen anordnet. was hier geboten ist, ist nicht eine darstellung der Lüb. kanzleisprache, sondern zunächst eine aufzählung der formen von schreiber 1 (1294) bis schreiber 72 [69] (1467). dabei folgen sich natürlich lüb. und fremde formen im bunten wechsel, wie sich die schreiber zeitlich aneinander reihen. das ergibt leicht eine schiefe anschauung. die bedeutung der einzelnen schreiber, die zahl ihrer schreiben ist ganz verschieden. zwar gibt verf. die zahl an, aber das bild, das sich dem einprägt, der die zusammenstellung überschaut, ist ein ganz anderes, als wenn er im Lüb. ub. vergleicht, in welchen zusammenhang die formen gehören. viel zu wenig kommt auch praktisch zum ausdruck (theoretisch weifs der verf. das alles wol [s. 7, vgl. namentlich auch das schlusscapitel]), welche einflüsse der zeit, der tradition, der macht der mnd. schriftsprache gewürkt haben, wenn die fragestellung ist: lüb. oder fremde schreiber? viel zu schematisch wird gefragt: ist die form heimisch in L. oder ist sie dem geburtsort des schreibers zuzuweisen? mit recht hebt H. Chr. in der schlussbetrachtung (417 ff.) die principiellen unterschiede zwischen dem 14 und dem 15 jh. hervor; in den einzelnen erörterungen aber wird mehrfach die frühzeit in gleicher weise zu schlüssen benützt wie die blütezeit. theoretisch wird nicht verkannt, dass L. im grofsen zusammenhang gesehen werden muss, aber die praktischen besprechungen isolieren L. zb. wird die präsensendung *-en* im plural rein vom lüb. standpunkt aus erklärt (329 ff. 420). ich kann dem verf. übrigens nicht folgen, wenn er meint, das gesamte alte Sachsenland, wie auch L., verdanke sein *-en* dem östlichen colonialland. ein derartig weitgreifender vorgang muss von einem mafsgebenden centrum ausgegangen sein. auch L. ist colonialboden, und die *-en*-grenze liegt heute bei Travemünde. sie hat zweifellos einst das wenig weiter westlich gelegene L. mit umschlossen. in der neuzeit erst hat hier die sprechform *-et*, von westen vorschreitend,

-en verdrängt. das mundartliche material des 17 und 18 jhs. ligt für L. noch nicht vor. aus diesem dürfte sich m. e. dieser übergang ergeben. L., gestützt auf ein weites hinterland, war wol in mnd. zeit stark genug, *-en* schriftsprachlich vorzuschieben.

Der darlegung des materials folgt in jedem capitel eine zusammenfassende besprechung. in sehr weitläufiger und dadurch nicht immer leicht übersichtlicher weise (vgl. etwa die excurse s. 188 ff. 208 ff und namentlich die abschnitte über die übergeschriebenen zeichen) untersucht verf. die überlieferten formen unter vorlegung des gesamten materials, das er zur eigenen klärung brauchte, versucht die nur zum teil urkundlich gesicherten schreiber zu localisieren, aus den abweichungen vom lüb. kanzleitypus ihre heimischen formen herauszuschälen und stellt sich die grofse aufgabe, in dieser weise weit über L. hinaus die mnd. schriftformen darzustellen.

Bei dieser letzten frage ligt das hauptinteresse des verfassers. es ist gewis principiell aufserordentlich wichtig, dass die herkunft der fremden formen in einer führenden kanzlei einmal nachdrücklich dargelegt wird. leider schaut H. Chr. über das sichere, das sich für L. gewinnen lässt, fort zu einem ziele, zu dem seine mittel nicht ausreichen. die fremden kanzleispuren sind während der mnd. blütezeit auf ganz vereinzelte formen beschränkt; deutlich tritt die unterordnung und anpassung der fremden hervor: der Soester Vos schreibt (freilich teilt H. Chr. ihm nur 1 brief zu) so vollkommen lübisch, dass niemand ihn für einen Westfalen halten würde. der Brandenburger Cynnendorp setzt für mnd. $\hat{o}^1$ sehr selten das heimische *u* (gesprochen als diphthong), gewöhnlich *o ő*. wenn *ő* als diphthongbezeichnung aufgefasst werden kann, so ist diese doch nicht identisch mit dem brandenburgischen brauch (fester erhält sich *ie*). auch sein *ø* hat er an der wasserkante erworben. — die localisierung der schreiber ist aber so wichtig, weil auf ihr im cirkelschluss wider die sprachlichen erwägungen aufgebaut sind. der weg den der verf. hier einschlägt, scheint mir freilich nicht gangbar.

Zunächst zwei beispiele für die art, wie die heimat eines schreibers unbekannter herkunft festgestellt wird: mehrere schreiber werden nach Mecklenburg gesetzt wegen der formen *irst* (erst), *ir*(*genante*). nun wird jedem kenner mecklenburgischer urkunden in mnd. zeit *irst* dort fremd sein. (die neuentwicklung *êr* > *îr* ist erst seit dem 18 jh. erkennbar.) wie kommt also verf. zu dieser bestimmung? bekanntlich findet sich im 14 jh. *i, ie* für as. *ê, eo, eha* über das brandenburg. und zerbst. hinaus auch in den angrenzenden gebieten. hiermit geht stets *irst* zusammen. der Lübecker schreiber Martinus de Golnowe, 'scolasticus Zwerinensis', später 'plebanus in Wismar', hat denn auch einige derartige *ie* (*bieden*) neben *e* (*teen*) und dementsprechend *irst*. auf ihn geht wol die auffassung, dass *irst* mecklenb.-pommersch sei,

zurück, und mit nicht mehr berechtigung, als wenn *ie* als mecklenb. kriterium erklärt wäre. so wird Hinricus de Vredelant s. 223 im mecklenb. Friedland untergebracht und schreiber 49 auf dieses *irst* hin zum Mecklenburger gemacht, obwol er überhaupt *irst* nur in der überkommenen form *irsttokomende* anwendet, überall sonst *erst, erstbenomede* im freien gebrauch. dies verhältnis lässt sich freilich nicht aus H. Ch.s listen erkennen, sondern nur aus den quellen selbst. — schreiber 19 wird ins zerbstische gesetzt. ihm wird eine erschlossene ungeheuerliche form *scyden* (mit *sc*! s. 186) zugewiesen statt des zweimaligen handschriftlichen *seyden* (sieden) neben *seden.* andere beispiele für zerbst. *ie* fehlen (aufser *irsten*), dagegen heisst es *honre gronen tho don,* dh. also, der schreiber zeigt das vocalische dialektische kennzeichen des zerbstischen nicht. die construction beruht anscheinend auf der form *tyghen* (zehn), die ich freilich § 397 meiner Mnd. grm. im anschluss an die lautentwicklung *eha* > *ie* im brandenburg. und zerbstischen erwähnt habe, die aber auch altwestfälisch ist (as. *tian,* JVeghe *tijn,* s. auch Rooth Eine wfäl. Psalmenübersetzung CXXVII), und die überall als gelegenheitsbildung neben *druttin* usw. entstehn konnte. nicht-zerbstisch ist *ghose* (*vse*), der plural *dot.* die pronominalformen *dy, sy* finden sich auch sonst, zb. nicht selten in der Altmark, *on* auf einem weiteren gebiete. (*vses*) *Herren Hymmelvart* (s. 250) ist natürlich hd. entlehnung.

Diese beiden beispiele werden die schwäche der beweisführung gezeigt haben. auch sonst genügt die charakterisierung der schreiber nicht immer. irreführend sind zb. s. 60. 61, vgl. 188 ff, die angaben für Golnow und Rademyn. beide hätten danach vollkommen identischen kanzleimodus. dennoch hat verf. sie der namen wegen, und mit recht, in zwei ganz verschiedene dialektgebiete gesetzt. in der tat zeigt eine durchsicht ihrer schreiben wichtige unterschiede in der verteilung von *ê* : *ie* für $ê^{1235}$ (H. Chr. führt leider überflüssiger und irreführender weise eine neue zählung ein). *ie* für $ê^{123}$ erscheint bei G. nur noch als rest des älteren systems, bei R. hingegen in übereinstimmung mit Salzwedeler urkunden der zeit beinahe regelmäfsig. wenn R. auch für $ê^{5}$ < *ai* häufiger *ie* hat als G. (G. *velighen,* R. *vielich*), so ist dies allerdings in Salzwedel nicht gewöhnlich. —

Die richtige beobachtung, dass sehr viele oberschreiber nicht aus L. stammten, wird leicht übertrieben, wenn die kanzleiform als lübeckisch überall angezweifelt wird, auch da, wo diese bestimmung durchaus möglich ist: gegen die herkunft von Rufus aus L., die urkundlich gesichert scheint, spricht *op* durchaus nicht, das damals eine verbreitete schreibform war; den formen nach könnten Dannenberg und Oldenborg auch schon Lübecker gewesen sein mit ererbtem namen. das könnte auch für Rodenberg in frage kommen. was aber bei einem schreiber, dessen heimat bekannt ist, als entlehnt erscheint, das wird bei dem

unbekannten zum kriterium: *nyn* gilt bei dem Schleswiger Arndes mit recht als übernommen, nicht als bestimmend (344), bei Oldenborg hingegen wird (75. 365) *nyn* zum beweis genommen, dass er nicht-Lübecker ist, obwol auf derselben seite ausgeführt ist, dass auch Hagen (dialektisch *nen*) in L. *nyn* braucht. aber O. hat einen verdächtigen namen, obwol es seit langem ein lüb. ratsherrengeschlecht dieses namens gibt. zur stütze der auf *nyn* begründeten herkunftsangaben werden vereinzelte frühe *a* für *ō* angeführt (241). ist *a* für *ō* nicht ebenso lübeckisch?

In der weiteren untersuchung gelten nun die von der lüb. norm abweichenden formen eines schreibers (allerdings unter hinzuziehung heutiger dialektformen, darüber s. u.) als schriftsprache seines (zuweilen nur in der geschilderten weise erschlossenen) gebietes ohne rücksicht auf die kanzleien dort und nicht immer im einklang mit dem brauch, den wir dort kennen. so unfassbar dies verfahren dem kritischen leser erscheint, so bieten doch fast alle längeren capitel beispiele dafür. dass die schreiber manche formen aus einer durchgangskanzlei mitbringen, ist principiell natürlich klar, kommt aber in der ausführung nur in frage, wenn eine form nicht in die theorie passt (zb. Dannenbergs *us,* Hertzes formen). der verf. wird einwenden, dass er bei heranziehung fremder urkundenbücher zur controlle die schreiber in jenen kanzleien nicht kenne. gewis muss gefordert werden, dass eine kanzleiuntersuchung allein archivalisches material verwendet. das hab ich selbst zu allen zeiten theoretisch wie praktisch scharf betont. aber man wird anderseits nicht verkennen, dass der kanzleidurchschnitt zum zwecke der nachprüfung schon aus guten urkundenbüchern zu gewinnen ist. es ist bei einiger übung nicht schwer, aus einem genügend reichen material die fremden elemente auszusondern, die norm zu erkennen. —

Dass ich den so gewonnenen schlüssen H. Chr.s auf die kanzleisprache fremder gebiete nicht zu folgen vermag, ist klar. des mir zugewiesenen raumes wegen kann ich mich mit seinen beobachtungen und auffassungen im einzelnen leider nicht auseinandersetzen, sondern muss mich weiter auf das methodische beschränken. auch die art, wie der verf. das zweite mittel anwendet, die vergleichung mit neueren dialekten, ist nicht immer einwandsfrei. mehrfach werden heutige formen, deren chronologische entwicklung dem verf. unbekannt ist, unbedenklich in mnd. zeit übertragen. so wird zb. s. 356 nach neumecklenb. *dê*^{s} ein älteres *dese* angesetzt, während *dê*^{s} eine junge neubildung ist; das verhältnis von *-en* und *-et* war oben gestreift. die dialektische entwicklung erweist auch, dass präterita wie *wǒghe* (109), *slǒghen* (112), *bŭnden* (127) so früh noch nicht mit umlaut anzusetzen sind. wenn Nd. jb. 44, 14 gezeigt ist, dass die form *fro* auf *vruwe,* nicht *vrouwe* zurückgeht, so konnte der verf. dies

(227) natürlich noch nicht verwerten. — Ist im allgemeinen die in L. angewandte schreibform mafsgebend für die festsetzung der kanzleiformen in der heimat eines schreibers, so hat sich verf. namentlich auch in dem capitel über einfache und doppelte consonanten verleiten lassen, aus den neuwestfäl. verhältnissen, wie sie Kaumanns Münstersche grammatik darstellt, den mittelwestfäl. kanzleibrauch zu construieren, einfaches *d, m* (*weder, edele, somer*), aber doppelschreibung von *t, p,* (*k*). zu dem excurs über die entwicklung von *d, dd* in heutigen mundarten erwähn ich, dass gerade *d* eine wechselreiche geschichte hat. die jetzigen verhältnisse sind zur entscheidung über *d* oder *dd* in der sprechsprache eines älteren kanzleibezirks um so weniger zu gebrauchen, als (zt. noch heute) fast überall formen mit *dd* und ohne *d* (anscheinend auf die feinere und gröbere sprache verteilt) neben einander standen, *Fedder : Feer.* H. Chr. sieht in der schreibung mit einfacher media aber verdopplung der tenuis ein kriterium des wfäl. im 15 jh. in anlehnung an die bei K. angeführten formen § 7 *sięt'n* : § 59 *wīer.* aber schon die doppelformen *fięd'r fīer, wįęd'r wīer* § 7, 58, 59, die ganz gleiche entwicklung von *befięl'n* und *ięt'n,* von *hiem'l* und *sliep'm* (§ 13; dagegen H. Chr. s. 249 f) sollten doch bedenken erwecken, ob man ohne kenntnis der chronologie und ihrer entwickelung berechtigt ist, im mittelwfäl. bewahrung der kürze vor fortis, dehnung vor lenis anzunehmen und namentlich verallgemeinernd in die kanzleisprache zu übertragen. die wfäl. schreiber in L., sonst H. Chr.s authentische quelle, bestätigen seine beobachtung nicht. Vos: *eddelen, benedden*; Bracht: *d* und *dd, t* und *tt, eddele* wie *besetten.* von den beispielen für *somer* kommen zwei sicher nicht-westfäl. schreibern zu. auch Cynnendorp hat *zomere* und *zommer.* die von H. Chr. nach Westfalen gesetzten schreiber 15 und 25 sind so früh, dass sie eigentlich für die beweisführung nicht in betracht kommen; doch hat schon 15 *veddere,* 25 *wedder, edder, leddich* neben *leder, weder.* auch die Münstersche grammatik von 1451 braucht *edder, benedden, hemmelryke.* anderseits findet man *d* neben *dd* noch gelegentlich im 15 jh. in allen nordnds. kanzleien. wenn aber nordnds. schreiber *neder* oder dgl. schreiben, so ist das nach H. Chr. (246 ff) aus Westfalen entlehnt.

So weit ich die ältere kanzleisprache übersehe, bestätigt sie H. Chr.s regel nicht. das wfäl. bewahrt als product der zerdehnung kurzdiphthong, der gelegentlich früh durch doppelschreibung des folgenden consonanten dargestellt wird; im allgemeinen ist man aber im 15 jh. (dies in ergänzung zu § 69 meiner grammatik) noch zurückhaltend in der verdopplung so gut von *d* wie von *t.* wol begegnet bei Veghe *vergaddert, ghebettert, betterynghe,* gewöhnlich aber hat er *ghebetert, beter.* die Münstersche grammatik ist durch die schriftsprache beeinflusst. dagegen wird im 16 jh. doppelschreibung von *p t* (*k*) *d*

l m n nach kurzdiphthong häufig, dh. ohne unterschied *tt* wie *dd*! (die 'Dimissio Dominorum Metaphysicorum' von 1697 hat dann auch *gieffen, Siggenbuck.*) wer im 15 jh. *gesetten* schreibt, schreibt im allgemeinen auch *leddich, kommen*; das gewöhnliche ist aber *geseten* wie nordnds., während *gesetten* häufiger im ofäl. begegnet. in dieser entwicklung steht Brachts *besetten* wie *eddele,* soweit dies überhaupt wfäl. formen sind. —

Der verfasser will ja nur studien zur lüb. kanzleisprache geben, aber es sei mir dennoch erlaubt, die frage zu stellen, die sich aufdrängt: gestattete das material, die entwicklung einer lüb. kanzleisprache trotz der fremden schreiber zu schildern? gewis; denn auch H. Chr. erkennt durchaus an (256. 392. 418 ff. bes. 421 ff u. ö.), dass eine solche bestand, eine form in der die schreiber sich bis auf reste einigen. es gab eine kanzleitradition, angelehnt an die provinzialsprache, doch nicht identisch mit ihr, eine norm, die nicht ein gemisch fremder schreiberformen ist, sondern so stark, dass sie in ihrer östl.-nordnds. eigenart der mnd. schriftsprache vielfach den stempel aufdrücken kann (so namentlich in der pluralendung *en,* s. o.). durch fremde drangen vereinzelte fremde formen zeitweilig ein, aber sie waren an die person des schreibers gebunden und zerrütteten die sprache nicht. von dieser lüb. grundlage aus lässt sich erst das wirken der tradition übersichtlich ersehen, zunächst bei den schreibern, deren heimat bekannt ist, wobei natürlich der verschieden starke einfluss der schriftsprache in älterer und jüngerer zeit zu beachten ist. danach kann man weiter fragen: was bringen andere mit? und was bewahren sie davon in L.? was ist allgemeine kanzleimode der zeit, also auch in L. berechtigt? dabei würde sich vielleicht zb. Hertze besser einordnen, der jetzt, obwol sicher Lübecker, meist zu den fremden tritt. bei H. Chr.s behandlung, die der fremden form stärker nachgeht, wird nur der leser ein bild der lüb. schriftsprache im 14 und 15 jh. haben, der in eigener kritischer mitarbeit unter heranziehung des Lüb. ub. das lüb. straffer zusammenfasst, aus den einzelnen abhandlungen herausschält. bei der überragenden wichtigkeit des lüb. bedauert man hier doppelt, dass der verf. seine tüchtigen mittel der frage nach der lüb. kanzleitradition und ihrer entwicklung in den grammatischen abhandlungen nur an zweiter stelle zugewandt hat. ansätze seien nicht verkannt (auch hier ist wider stärker auf die theoretischen teile zu weisen), aber sein interesse liegt in einer anderen richtung.

Der würkungsvolle hinweis auf den anteil der nicht-Lübecker am kanzleibilde sei als bedeutungsvollste tat des buches voll gewürdigt. doch scheint es mir andrerseits nötig zu betonen, dass diese tatsache, so wichtig sie für die bewertung einzelner schriftstücke ist, für den ausbau der kanzleisprache nicht überschätzt werden darf. solange die schreiber aus einem dialekt-

gebiet sind, macht es in der mnd. blütezeit schriftsprachlich kaum einen unterschied, ob ein schreiber aus Hamburg oder aus Lübeck stammt. und selbst bei schreibern verschiedener sprachgruppen handelt es sich doch immer nur um vereinzelte reste gegenüber einer weitgehnden anpassung (vgl. auch s. 423).

Es ist den schriften von anfängern vielfach eigen, dass sie, voll freude über das geleistete, die arbeit der vorgänger leicht unterschätzen. auch im vorliegenden buche wird man öfter wahrnehmen, dass eine grofs angesetzte widerlegung schliefslich zu einem resultat führt, das von der bekämpften ansicht kaum abweicht. das ist beispielsweise der fall bei den ausführungen über empfängerurkunden (16 ff), die, von anfang bis zu ende reich an missverständnissen, am schlusse (21) mit den befehdeten autoren in der allgemein anerkannten anschauung zusammentreffen, dass der empfänger ein concept einreichen kann. zuweilen wird wol auch eine principielle auseinandersetzung an eine ältere angabe nur darum geknüpft, weil diese falsch aufgefasst ist. vielleicht machte hier das fremde deutsch schwierigkeiten; denn nur so sind wol die mancherlei irrtümer zu erklären, die bei den anführungen aus anderen arbeiten begegnen. da sie bei der häufigen erwähnung meiner schriften gerade mich vielfach treffen, sind sie mir vielleicht dadurch stärker aufgefallen. man wird es deshalb verstehn, wenn ich von der anführung derartiger beispiele absehe. —

Muste ich in der methode und ausführung manches abweisen, so möcht ich doch nicht unterlassen, auch am schluss noch einmal zu betonen, dass ich dem buche auch viele anregungen verdanke. wo die falschen prämissen weniger störend in den vordergrund treten, wird man sich der sorgfältig abwägenden art freuen, ihr auch da, wo man nicht zustimmt, die anerkennung als einer bedeutenden leistung nicht versagen. die sache des verfassers ist es weniger, neue erklärungen für eine erscheinung zu geben, als die vorhandenen kritisch abzuschätzen. meine ausstellungen treffen auch namentlich die grammatischen abhandlungen. mit den theoretischen teilen im anfangs-, besonders auch im schlusscapitel, die alle die factoren miterwägen, die die grammatische darstellung nicht beachtete, bin ich stark im einklang. — ich erwähnte schon, dass ich die hauptwürkung des buches in seiner betonung der zusammensetzung des personals in einer grofsen kanzlei sehe, dem ausdrücklichen hinweis darauf, wie die fremden spuren in urkunden aufzufassen sind. so trägt es sicher dazu bei, dass wir urkundenbücher richtiger lesen werden. aber ich möchte davor warnen, nun alles nach diesem schema zu erklären, die schriftsprachlichen einflüsse zu unterschätzen (die übrigens auch H. Chr. im theoretischen teil voll anerkennt). auch die rein analytische form scheint mir gefährlich, weil sie das bild der kanzlei leicht verwischt, abweichungen in

den vordergrund stellt, ohne den mittelpunct deutlich herauszuarbeiten. falsch wäre es auch, die verhältnisse in éiner kanzlei zum mafsstab für alle zu machen. jede verlangt ihre besondere behandlung.

Bei der bedeutung Lübecks ergeben sich manche ausblicke, die auch über die sprachgeschichte hinaus wertvoll sind. ich weise etwa auf den excurs über Joh. Rufus, auf mehrfache berichtigung der datierung und beurteilung von texten im Lüb. ub., wenn auch anderseits der historiker sich nach den obigen ausführungen in bezug auf die localisierung diesem führer nicht blind anvertrauen darf. beim gebrauch des Lüb. ub. wird man H. Chr.s zuteilung der urkunden nicht mehr entbehren können. — Der verf. beginnt sein buch mit dem hinweis auf einen wunsch, den ich PBBeitr. 39, 119 geäufsert habe. sein werk hat die dort als dringend notwendig bezeichnete arbeit aufgenommen. so schätzbar nun H. Chr.s zusammenstellungen sind, so hab ich mir freilich an jener stelle die lösung in etwas anderer form gedacht: eine schilderung des werdens der kanzleiform, die bei voller berücksichtigung des schreiberpersonals, bei beobachtung sorgfältiger und unsorgfältiger geschriebener texte für den äufseren und den inneren gebrauch die heimische grundlage in ihrer entwicklung zielbewust in den mittelpunct stellt, zum zwecke des besseren verständnisses wol auch andere ortskanzleien vergleichend heranzieht, dagegen den fremden formen, die vorübergehend eindringen, nur soviel raum und interesse gewährt, wie ihnen in ihrer bedeutung für die besprochene kanzlei zukommt.

Hamburg. **Agathe Lasch.**

Die syntaktische bedeutung des mittelhochdeutschen enjambements. von **Friedrich Wahnschaffe.** [Palaestra 132.] Berlin, Mayer & Müller 1919 VIII u. 215 ss. 8°. — 9 m.

Wahnschaffe hat die gewaltige menge von 752 853 versen mhd. und frühmhd. dichtung bis zum 16 jh., dazu den ganzen minnesang, Suchenwirt, Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein, Michael Beheims buch von den Wienern und die drei ersten bücher von Notkers Boethius geprüft, um die 'syntaktische bedeutung des mhd. enjambements' zu erkennen. das enjambement wird eingangs bestimmt als das aufhören und beginnen eines satzes im innern eines verses. — Dem titel der arbeit nach müste vf. würklich die enjambements betrachten, aber gerade der begriff 'enjambement' in seiner reinsten form wird für die syntaktische untersuchung ausgeschieden und, wie sich herausstellt, mit recht. schon s. 1 heifst es, dass den reinen enjambements 'nur zum erhellenden vergleich mit anderen, syntaktisch bemerkenswerteren fällen ein platz gegönnt ist'. dabei müssen wir

nach W.s ergebnissen den comparativ 'bemerkenswerteren' als positiv verstehn. s. 4 wird dann von 'enjambementsgefühl' gesprochen, trotzdem der ausdruck die reinen enjambements gar nicht treffen soll. falsch sind auch die worte auf s. 5: 'ich gehe demnach hie und da über den landläufigen begriff des enjambements hinaus', da W., wo er syntaktische ergebnisse gewinnt, immer über den eingangs gegebenen landläufigen begriff des enjambements hinausgeht. die sicherung eines der hauptergebnisse wird durch die untersuchung eines ahd. prosatextes gewonnen. — Die arbeit hat also nach allem einen verkehrten titel. der richtige titel wäre, da die interessante Notkerstudie nur beiwerk ist: 'Die syntaktische bedeutung der mhd. versverschränkungen'. — die tabellarische übersicht s. 14 u. 15 lässt eine strenge scheidung der begriffe vermissen, und nicht zutreffend ist die behauptung s. 207, dass die untersuchung ergeben habe, was mhd. enjambement heifse und was nicht, denn W. hat eingangs und an mehreren stellen den begriff 'enjambement' als von vornherein feststehend gegeben.

Der erste teil der arbeit gilt dem einfachen, der zweite dem zusammengesetzten satz. in einem anhang wird ein überblick über die verbreitung des enjambements als stilistischen kunstgriffs geboten. die ergebnisse treten am schluss der einzelnen kapitel statistisch übersichtlich und in ausführlicher darstellung hervor.

W. hat erkannt, dass im mhd. die stellung der glieder des nebensatzes so fest ist, dass selbst die gebundene sprache unter ihrem zwange steht. es ergibt sich daraus, dass die pronominal eingeleiteten sätze mit hauptsatzstellung auch wirklich hauptsätze sind. ferner stellt sich heraus, dass mhd. zwischen dem notwendigen relativsatz und seinem beziehungswort keine oder aber eine viel kürzere pause besteht als nhd. an derselben stelle, während der ausführende relativsatz weniger eng mit dem beziehungswort verbunden erscheint. diese wichtige einsicht, die die mhd. gebundene rede nahe legt, wird durch eine sehr gelungene beobachtung der anlautverhältnisse des relativpronomens 'der' in den drei ersten büchern von Notkers Boethius erwiesen. wir vermissen nur einen hinweis auf die heutige englische nnd französische interpunction, die das komma vor dem notwendigen relativsatz verbietet.

Dass die mhd. classiker zwischen adjectivischem attribut und folgendem substantiv einen sinneseinschnitt empfunden haben sollen, wird ein irriger schluss sein. schon die geringe zahl der fälle solcher adjectivischen abtrennungen am versende spricht gegen diese annahme. wenn W. feststellt, dass allein in Wolframs Titurel 30 attributive adjective durch die cäsur, nur eines aber am versende abgetrennt erscheinen, und die volksepen ebenfalls nur die abtrennung durch die cäsur kennen, so muss nach

einem andern grund für die abtrennung am versende gesucht werden. ohne besonderen zwang der verhältnisse wird eine pause zwischen adjectivischem attribut und folgendem substantiv nicht bestanden haben. dass die abgetrennten substantive meist eigennamen sind, bemerkt W. nur beiläufig; und doch hätte ihm aus diesem umstand der wahre grund der erscheinung klar werden müssen. unter den drei fällen bei Hartmann begegnet einer mit namen, nur namenbeispiele geben Wolfram und Gottfried. in allen beispielen sind die adjective stark betont, die pause wird also declamatorisch einfach gefordert. wenn in den 11 m. e. nach verwertbaren beispielen in 6 fällen sogar 2 adjective abgetrennt erscheinen, so ligt hierin eine bestätigung unserer erklärung, die noch durch Rudolf von Ems, Wilhelm 14562, gestützt wird. ebenso sind die beiden *deheine*-fälle, abweichend von W.s auffassung, declamatorisch oder dadurch zu deuten, dass die pronomina und partikeln in der älteren sprache noch stärkeren ton hatten als in der heutigen. — In den beiden Hartmannfällen deiktisches *ein* oder das zahlwort zu sehen, erscheint überkünstlich. — Die fälle des abgetrennten zahlwortes ergeben nach meiner meinung in syntaktischer oder stilistischer richtung nichts, und die angeführten *diser*-fälle beruhen wol alle und nicht nur der letzte auf reimbequemlichkeit. es wäre bei untersuchungen, die dem schluss des reimverses gelten, überhaupt methodisch erforderlich, erst einmal alle fälle geringer reimmöglichkeit auszuscheiden und sie erst nach der beurteilung des übrigen stoffes unter umständen zu verwerten. — W.s anschauung des seinem präpositionaladverb folgenden verbs als apposition (s. 149) ist ebenso gezwungen wie der versuch, s. 86 u. 87 in den abgetrennten präpositionen adverbien zu sehen. — Die härte der abtrennung des adverbs erscheint häufig dadurch gemildert, dass ein davon abhängiger satz, der oft relativischen charakter hat, den andern teil des verses füllt, ein neuer beweis für die enge zugehörigkeit solcher nebensätze zum beziehungswort. — Es zeigt sich, dass der infinitiv mhd. mehr als heute als object des regierenden verbs empfunden wird; ebenso stellt sich der selbständigere charakter der prädicativen bestimmung und des particips heraus.

Der stoff des zweiten teils ist im ganzen einsichtig ausgewertet, syntaktische folgerungen gestatten nur die *daz*-fälle, die sich nach W. in drei gruppen scheiden. in der ersten mit hauptsatzstellung der glieder ligt parataxe vor. für gruppe 2, die wenigen frühmhd. fälle mit nebensatzstellung, wird diese durch reimrücksicht erklärt und parataxe angenommen. die mehrzahl der fälle der klassischen zeit mit nebensatzstellung, gruppe 3, stellt hypotaxe dar und zeigt hartes enjambement.

Im anhang werden die verschiedenen jahrhunderte bis zum 16. im hinblick auf das reine enjambement kurz charakterisiert.

— Partonopier 2034 wäre noch heute, gegen W.s ansicht, declamatorisch wirksam. — s. 90 unten 'mhd.' ist wohl druckfehler für 'nhd.'.

Berlin-Tempelhof. **R. Wagner.**

Die 'progressiven' formen im mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen von dr **Albert W. Aron.** Frankfurt a. M. 1914 [New York university, Ottendorfer Memorial series of Germanic monographs nr. 10] VIII + 112 ss. 8°.

Zur geschichte der periphrastischen verbindung des verbum substantivum mit dem participium präsentis im kontinentalgermanischen. inauguraldissertation von **John Holmberg.** Uppsala 1916, X u. 242 ss. 8°.

Nachdem die periphrastische conjugation im ahd. durch KRick ('Das prädicative participium präsentis im ahd.', diss. Bonn 1905) und KMeyer ('Zur syntax des part. präs. im ahd.', diss. Marburg 1906) dargestellt war, behandelte JWinkler 'Die periphrastische verbindung der verba *sîn* und *werden* mit dem part. präs. im mhd. des 12 und 13 jh.s' (diss. Heidelberg 1913), und JMClark ('Beiträge z. gesch. d. periphrast. conjugation im hochdeutschen', diss. Heidelberg 1914) dehnte, nach einer einleitenden betrachtung der altgermanischen dialekte, die untersuchung auf das neuhochdeutsche aus. so auch Aron.

Man findet diese betätigungen in Holmbergs vorwort, aber auch weiterhin, mit der nur halb gerechten schärfe beurteilt, die dem methodischeren nacharbeiter eine natürliche genugtuung für seine strengere zucht ist. er zieht nun das niederdeutsch-niederländische mit herein, kann aber, indem er sich auf die (rein verbale) umschreibung mit *sein* und auf die prosa beschränkt, würklich zu sichreren ergebnissen kommen als seine vorgänger, und er erhöht ihre sicherheit noch dadurch, dass er sie, nach einem einleitenden abschnitte, parallel aus vier gebieten gewinnt: aus der bibelsprache, aus der sonstigen geistlichen prosa, aus der urkundensprache, aus der sonstigen weltlichen prosa.

In jenem einleitenden abschnitte handelt es sich zuerst um die grundlagen der construction im älteren germanischen. vorbildlich war die lateinische verbindung von *esse* mit participium, die einfach nachgeahmt wurde, aber nicht nur die mit part. präs., sondern auch futuri und, bei deponentien, perfecti (*venturus est* > *quementi ist* T, *compassus est* > *ebandolenti ist* B). und gerade die lateinischen deponentia und periphrast. futura hätten auf die verbreitung zusammengesetzter deutscher formen hingewürkt: das tatianische *sint selenti* < *tradent* wird geradezu von häufigem *traditurus est* udgl. hergeleitet. jenes ist sicher richtig, dies aber vielleicht etwas übertrieben, auch der zweifel, ob solche umschreibungen (zb. *moriturus erat* > *sterbenti uuas* Is) überhaupt

[1] dass auch Is. in den umschreibungen gegen das tempus verstoſse (s. 12), beruht doch wol auf falscher interpretation.

futurisches enthielten: das deutsche präsens vertritt doch auch das futurum, und aufserdem liegt schon in dem perfectivischen von *queman, sellen, sterban* ein keim von futurischem; dabei ist an die parallelen umschreibungen mit dem inchoativischen *werden* (*ufstente werden* Wess. gl.) noch garnicht gedacht. indessen sind doch die latein. umschreibungen nicht die einzigen vorbilder. H. vergisst eine ältere grundlage, hat wol die arbeit von JvGuericke, 'Die entwicklung des ahd. participiums unter dem einflusse des lateinischen', diss. Königsberg 1915, nicht mehr benutzen können: das part. präs., im passiv des part. prät., dient, wie heute der infinitiv, zur bezeichnung eines verbs schlechthin: *estimatur* > *uuanenti* PaK, *oriuntur* > *ufquemandi* K, *detulerunt* > *pringanti* Pa *prahton* K, *considerare* > *sgauuonti* Pa *scauuuon* K. dann können folgerichtig die einzelnen formen durch zufügung von hilfsverben entstehen: *constringor* > *kadungan* PaKRa *kadungan pim* R (aao. §§ 14 ff.). also ist doch vielleicht ein kleines fragezeichen neben das urteil H.s (s. 17) zu setzen, dass die umschreibung dem rein germanischen sprachgebrauch fremd gewesen sei. oder wie ist man auf die widergabe beliebiger verbalformen durch das participium verfallen? part. + *sein* steht dann auf derselben stufe wie adjectiv, ev. verbaladjectiv + *sein*, und es ligt da ein hinüberspielen der sprache aus dem verbalen ins nominale, wie es auch heute beobachtet wird (vgl. ThMatthias Sprachleben und sprachschäden §§ 261 ff.). vgl. die übersetzungen von nominibus durch participia vGuericke §§ 22 und 25. zweifellos hat indes die schulmäfsige übersetzungspraxis den löwenanteil an der entwicklung, und ich stimme also H.s meinung zu, dass die umschreibung schriftsprachlich war und dass sie in unsrer litteratur von haus aus keine eigne (etwa durative) bedeutung gehabt habe.

Das abgrenzen der umschreibung part. + *sîn* gegen inf. + *sîn* ist bekanntlich dadurch erschwert, dass zwischen beiden eine dritte ligt: abgeschliffenes part. auf *-en* + *sîn,* die also der umschreibung mit inf. gleichlautet, die dann aber auch, sei es infolge dieser lautgleichheit oder infolge syntaktischer substitution, völlig gleichwertig angewandt wird. aber ich möchte doch sagen, dass es mit den belegen für diese dritte art vor dem 14 jh. nichts ist: in *trôsti dig hêirro, godis drût! disin vlekkin wîsi hine geduon!* Annol. 739 und *wîse uns ûz gehelfen von dere grôzen dûfenen* Arnst. ml. 236 ist die ansetzung von *wîsi* und *wîse* = *wis* nur ein schnitzer. in allen übrigen fällen aber handelt es sich um den finalen infinitiv, den schon Otfrid kennt (*si wârun in thero burg koufen iro nôtdurft* II 14, 100) und der noch heute besteht.

An der dann folgenden besprechung der belege ist als besonders rühmenswert hervorzuheben, dass die meist gar zu leicht genommene frage nach dem syntaktisch besondren sinne der

umschreibung immer erst nach ängstlicher untersuchung der äufseren bedingnisse ihres gebrauchs (zb. mittelbares oder unmittelbares lateinisches vorbild) gestellt wird. wie verschieden aber diese bedingnisse sind, führt erst die schon bezeichnete gruppierung dieser ebenso wolbedachten wie reichen belegsammlung zu gemüte. die (auch zeitlich) letzte gruppe zb., die der frühnhd. prosa weltlicher schöner litteratur, zeigt schliefslich einwirkungen von fast allen früheren stufen: nächst der nachbildung lateinischer vorlagen einfluss der bibel- und predigt-, besonders aber der kanzleisprache, nach der die frühhumanisten gern ihren stil modellierten. die ansätze zu einer eigenbedeutung der periphrase, nämlich einer durativen, die besonders in der predigt und bei den mystikern hervortritt und durch hinzugefügte zeitadverbien wie *ie* bezeichnet ist, sie sind nunmehr in der fülle der indifferenten, übernommenen anwendungen erstickt. das gesamtergebnis ist also noch mehr negativ, als man nach den bisherigen untersuchungen oder annahmen erwartete. es kommt aber diesmal offenbar weniger auf die summe als auf die vielen einzelposten und ihre merkwürdigen lagerungen an, die hier mit viel vorsicht und wenig subjectivem bereden gezeigt werden. daraus liefse sich natürlich noch manches nachdenkliche herausgreifen, zb. wie jäh in der deutschen Bibel (ganz anders als in der niederländischen) mit Luthers eingreifen diese periphrase erlischt; ihre lange fortdauer bei verben, die einst lateinische deponentia übersetzten; ihr haften an festen formeln und verbindungen in urkunden und rechtssprache; ihre zählebigkeit in ndd. und namentlich ndl. kanzleien; die gröfsere selbständigkeit der umschreibung mit *werden* usw. es sei dafür auf die zusammenfassungen nach jedem abschnitte verwiesen, die zugleich die geleistete arbeit gut charakterisieren. —

Neben der arbeit von Holmberg behält nur geringen wert, was Aron über part. präs. oder inf. + *sîn* sagt. seine sammlungen erstrecken sich zwar zeitlich weiter, sind aber zu grofsmaschig, zu wenig gegliedert, zu rasch interpretiert und folgerungen zu grunde gelegt. was für verschiebungen mag es auch geben, wenn die prosa vor Berthold von Regensburg, desgl. das spielmannsepos fehlt, Nibelungenlied, Wolfram und Gottfried von Strafsburg ins 12 jh., Hugo vMontfort ins 14 gesetzt wird. dass auch poetische quellen, sogar vorzugsweise, benutzt sind, ist für die ergebnisse und ihre sauberkeit eher ein nachteil als ein nutzen: der jüngere Titurel zeigt, wie überwältigend der einfluss des reimes sein kann, genaueres aber erfahren wir darüber nicht. und dies urteil fällt nun natürlich auch bei den kapiteln ins gewicht, die über *werden* + part. oder inf. handeln. aber nach dem vorgelegten wird man, glaub ich, gegenüber den vorbehalten Holmbergs (s. 37 1. 2) doch Aron (s. 28 ff.) in seiner entwicklung des futurums aus *werden* + inf. zustimmen: der infinitiv ist nicht

abgeschliffenes participium, sondern er tritt als infinitiv zu *werden* wie zu *biginnan, gistantan* (*her fragen gistuont* Hild.) udgl., und das neue futurum entsteht aus dem inchoativum. allerdings sind später noch verwechslungen und vermengungen von inf. und part. präs. eingetreten; schliefslich ist das participium geschwunden. ich glaube auch mit Aron (s. 42, vgl. Holmberg s. 36 f), dass infinitiv + *sîn* syntaktisch nach infinitiv + *werden* gebildet und dabei die gleichzeitige abschleifung des participialen *-ende* zu *-en* nur eine secundäre hilfe ist. vgl. die zusammenfassung s. 53—55.

Königsberg, 19. XII. 19. **Georg Baesecke.**

Ueber die altdeutschen beichten und ihre beziehungen zu Cäsarius von Arles. von dr **Franz Hautkappe.** [= Forschungen und Funde, herausgegeben von Franz Jostes, bd. IV, h. 5.] Münster i. W., Aschendorff 1917. VIII u. 133 ss. 8⁰. — 4 m.

Die hauptleistung des ersten abschnitts ('Anordnung der einzelnen beichten und beziehungen zu verwandten lateinischen texten') ist die zurückführung der Lorscher beichte (L) auf eine confessio in dem Libellus poenitentialis des erzbischofs Egbert von York (E). das hat inzwischen zwar auch Steinmeyer gesehen (Denkm. s. 321), aber indem nun gezeigt wird, dass dieser text aus zwei an einander geschobenen confessiones besteht (von denen eine ursprünglich für laien, die andre für klosterleute bestimmt war), ergibt sich, dass auch die unter Alkuins werken, bei Migne 101, 498 ff., überlieferte confessio (A) von E abhängig ist, und es bestätigt sich, dass die sächsische beichte (S) aus L hergeleitet werden muss, nicht umgekehrt. A und E waren, aus Tours, in Lorsch bekannt, dort entstand vielleicht eine formelsammlung, wie sie in dem Egbertschen bufsbuche vorliegt (s. 53). S aber hat unter dem einflusse der karolingischen reformbestrebungen zusätze nach der Benedictinerregel erhalten. diese erkenntnis ergibt auch manches für die erklärung, und das heidnische lebensbild, das Scherer MSD II 380 nach S entwarf, muss sich auch die letzten striche rauben lassen, die Jostes, Kögel uaa. noch übrig liefsen: *herdomas raka* ist 'eigentum des klosters', *ik gilofda thes ik gilouian nescolda* bezieht sich auf verleumdungen, nicht auf heidnisches usw.; die conjectur *meineit* für *minan (h)eit* erweist sich als überflüssig. was man bisher, freilich nicht allgemein, aus der lautmischung schloss, dass uns L nur in abschrift erhalten sei, wird so bestätigt, auch ohne dass es der vf. ausdrücklich sagt.

Verderblich wird diese misachtung der sprachlichen handhaben bei der betrachtung der Reichenauer beichte (R). weil die handschrift aus Reichenau stammt, lag es nahe, den 'Sca-

rapsus' des Reichenauer mönches Pirmin († 753) heranzuziehen? (nach meinem urteil ist es auch inhaltlich ausgeschlossen, dass diese schrift 'unmittelbare quelle' von R ist.) die sprache ist ja rheinfränkisch, und schon Kögel wies (II. 538) die vorlage nach Lorsch! und wenn allein R die zusätze *duruhc mammendi mines lichamen, hungarege niazda, dursdage nigidrancda* und *sose ih in dar antheizo uuard* mit der vorlage von L teilt, so führt auch das nach Lorsch. wenn ferner *minas herdomas raka* in S mit interpolation aus der Benedictinerregel erklärt werden muss, warum dann nicht auch *mines heren sacha* R? das besagt dann aber zugleich, dass S schon in Lorsch jene stücke aus der Ben.-reg. hat, was der vf. s. 54 nur als möglich hinstellt.

Auch die gruppe der Fuldaer, Mainzer und Pfälzer beichten (FMP) hat solche interpolationen. *Mino ziti ni bihielt* F ist nur in Fb überliefert und stört (durch das fehlen des *so ih mit rehtu scolta* und die verdoppelung des *bihielt*) die symmetrie; das *zit hielt* L 26 statt *miniu ziti ni bihielt*) ist im zusammenhange und an sich sinnlos (und von Steinmeyer denn auch eingeklammert). eine solche übereinstimmung von verderbnissen ist nicht zufällig: wir werden dadurch, wenn wir die einzige parallele *mina gitidi* — *ne giheld* S vergleichen, gradewegs auf handschriften geführt, die die benedictinischen interpolationen als randglossen enthielten, und das spricht wiederum für einheitliche herkunft. vgl. noch *ana orlof gaf, ana orlof antfeng* und *ana urloub gap, ana urloub intphieng* F und aus cap. 33 der Ben.-reg. *ne quis praesumat aliquid dare aut accipere sine iussione abbatis:* widerum fällt die interpolation mit einer unebenheit der überlieferung zusammen; aber diesmal hat F*ac, nicht Fb das textplus bewahrt.

Für die Würzburger beichte (W) genügt es, mit dem vf. darauf hinzuweisen, dass ihre längst anerkannte quelle auch in der hs. von L erhalten, dass sie auch in E zu finden ist: Lorsch. der text wird anschaulich zerlegt, wobei sich dann auch zeigt, dass dies entsetzliche sündenverzeichnis erst nachträglich noch um z. 28—33 erweitert ist. wenn übrigens Scherer (MSD II 393) meint, Bonifatius habe derlei scheusälige laster in Deutschland zu bekämpfen gehabt, und Sprockhoff (Ahd. katechetik, diss. Berlin 1902, s. 58) sie einer 'enclave slawischer bevölkerung' aufbürdet, so ist demgegenüber doch zu sagen, dass diese überkommenen orientalisch-mönchischen verzeichnisse ihre sünden nicht aus den beichtkindern herausholen, sondern in sie hineintragen: die lateinische form *sodomitico* zeigt, dass der übersetzer mit dieser feinheit nichts anzufangen wuste, und das wie es dasteht unverständliche *in bluote gislizzenemo fona diorerun* weist auf die herkunft aus dem altjüdischen gesetze: anderes ist als mönchisch zu verstehn, und ich stimme Sprockhoff (s. 59) zu, wo er von den asketen spricht, deren geknebelte natur sich ungesund luft

mache, mindestens durfte Hautkappe (s. 9) dies urteil nicht so pastorenhaft für 'gerichtet' ausgeben, wenn er den erklärenden relativsatz wegliefs.

Das ergebnis der quellenuntersuchung ist für mich (vgl. Ehrismann Lit.-gesch. I 313), dass LSV (die eng zu L gehörige Vorauer beichte), R und FMP einen gemeinsamen deutschen archetypus haben, der in Lorsch entstand, und dass auch W dort beheimatet war. es lässt sich vielleicht auch sprachlich stützen. Ehrismann folgert (s. 313[1]) aus dem *ua* < *ō*, das in allen drei textgruppen von *LRF, sogar in dem bairischen V vorkommt, dass Weifsenburg die heimat sei. nach dem vorigen mit unrecht, da nach Welz (Die eigennamen im Codex Laureshamensis, Strassburg 1913, s. 56) auch in Lorsch *ua* neben *uo* steht. aber es gibt auch noch andre gemeinsamkeiten. die *td*, die nach Welz (s. 79 ff) für die Lorscher urkunden charakteristisch sind, finden sich nicht nur in L, sondern auch in R wider: *bitdiu* (in der alten form mit *i̯*!) L, *betdi metdina* R; vgl. ferner *druhtdin* L, *bigihtdig* P, *almahtdigen, gidahtdin, unrehtdes* R; *bigihdi, rehde* L, *bigihdig, unrehdes* M, *bigihdic, unrehda* R, *manslahda* P; *priesda, gidrosda* L, *azda* R. auch das alte fränkisch-unverschobene *ch* = *k* wird zu diesen gemeinsamkeiten gehören: *ubartrunchi* L, *chirichun, trinchanti* F, *chirichun, drancke, chindesgi* M, *chirichun* R, *chelegiridu, chirihun, uuerchun, ubartrunchini* W; besonders an der jugendlichen Mainzer beichte ist diese archaische schreibung auffällig (vgl. Kögel II 541). das *siohero* des bair. V trifft nicht nur in dem fränk. *io*, sondern auch in *h* = *hh* mit *siohero* L zusammen; vgl. *ruoholoso* L, *fluohun* W, *fluoho* F, *chirihun* W, *kirihun* F, dazu *Sigirihesheim, Riholt* u. dgl. bei Welz s. 97. *sunteno* F, *sundino* M (in P ist die endung zerstört) weisen auf *sunteno, uuilleno,* auch *uuillen* < *uuill̯ion* L; vgl. *sunteno* in der mit R verwanten zweiten Benedictbeurer, *sundeno* in der ersten SGaller beichte. nach diesen beispielen gewinnt es doch deutlich den anschein, dass nicht sowohl das lautliche als die geschriebene wortform gewandert ist; vgl. auch *ci* WFR (sonst *z*), *heit* LW mit dem prothetischen *h*, das in Lorsch besonders beliebt ist (Welz s. 109 u. 117; *huze, hurolob* im Lorscher bienensegen).

Die zeit, wenn auch nicht des Archetypus *LRF, sondern nur der vorlage von L zu bestimmen, ist eine recht misliche aufgabe. dass sie mit ihren *gila̯upta, fa̯r-,ziti̯o, firinlusti̯o, bitdi̯u, ubartrunch̯i* während der regierung Karls d. Gr. entstanden sein k a n n, ist ja klar, und wir werden das ohnehin für wahrscheinlich halten. aber die Lorscher urkunden ergeben weder für *far-* noch für den *i̯*-schwund eine handhabe (*Acchia. Acchie* 770/71); *au* ist noch im jahre 851 einmal geschrieben: *Lobdenauua; uch* (allerdings nach siebzigjähriger pause) noch 868: *Godetanchus.*

Uebrigens ist ja V ursprünglicher als L (Steinmeyer s. 325).

nur darf man das nicht sprachlich verstehn: freilich ist wol *gibenni thero* L (*gibennidero*) unter dem einflusse der vorangehnden und folgenden artikel *thero* entstanden, aber das bedeutet nicht eine einführung neuer *th*, dh. eine umschrift ins fränkische, sondern erklärt sich orthographisch; die zugrunde liegende regelung war: *th* im anlaut, *d* im inlaut, wie sie auch M noch erkennen lässt (Einführung § 61. 2); der *d-t*-wechsel aber ist für Lorsch gerade bezeichnend (Welz s. 77 ff, 116), und der satz, dass L zwischenvocaliges *d* nur nach stimmhaftem silbenanlaute habe (Einführung s. 97 unten), leidet in den von Welz aufgeführten massenhaften beispielen nur eine scheinausnahme an *Maginhradus* 766. die sprachmischung von L ist nur zeitlich, nicht örtlich, und es erwächst auch von hier aus keine ursache, von Lorsch abzurücken.

Der vf. verfolgt dann die textgeschichte noch weiter aufwärts. die art der sündenaufzählung, nämlich '1. dekalog- und wurzelsünden, durch substantive ausgedrückt, 2. verfehlungen gegen kirchliche pflichten und gegen die nächstenliebe, in vollständige sätze eingekleidet' — diese übrigens längst bekannte formel wird bis zu völligem überdruss widerholt — die art der sündenaufzählung macht es wahrscheinlich, dass predigten des bischofs Cäsarius von Arles († 542) zugrunde liegen. das wird im einzelnen gut belegt, insbesondere auch dargetan, dass nicht die Benedictinerregel quelle ist. ein hinweis ligt ja schon darin, dass der erste abschnitt von W wörtlich zur 257 predigt des Cäsarius stimmt. woher dann wiederum Cäsarius diese aufzählungen habe, aus älteren mönchsregeln, aus der Bibel, wird offengelassen.

Am schluss ein anhang über die anwendung der beichten, der gut zeigt, wie mannigfaltig sie ist. freilich lassen die vielen in einander greifenden überkommenheiten (auch des textes!) und neben einander stehnden möglichkeiten doch das einzelne und das wirklich gewesene oft im dunkel.

Der vf. hat in quellenkunde und interpretation tüchtig über Sprockhoff hinausgeführt, die philologischen folgerungen hat er sich grofsenteils entgehn lassen.

Königsberg i. Pr., 17 IV 20. **Georg Baesecke.**

Augustus Buchner und seine bedeutung für die deutsche literatur des siebzehnten jahrhunderts von dr **Hans Heinrich Borcherdt.** München, Beck 1919. VIII u. 175 s. — 17,60 m.

Dieses buch, wenn auch durch kriegskürzungen um seine natürlichen proportionen gebracht, bedeutet eine überzeugende einordnung Buchners und einen tüchtigen fortschritt über den 'Andreas Tscherning' (München und Leipzig 1912) desselben ver-

fassers. im stilistischen zwar würkt es noch ärmlich und hilflos[1], eine einleuchtende ästhetische beurteilung des einzelnen gelingt dem verf. auch jetzt nicht, aber er erörtert doch nun selbst die grundlagen einer einstellung auf die dichtung des 17 jh.s (zb. s. 82 und 106). wichtig und unwichtig sind besser geschieden, die ausschlaggebenden fragen deutlich herausgearbeitet und mit klarer stellungnahme beantwortet. man empfängt den eindruck von zuverlässigkeit der materialausnutzung und verstandesmäſsiger umsicht: das bild von Buchners persönlichkeit, seiner bedeutung, seiner charakteristischen mittlerstellung erscheint nicht als künstlerische conception, die den einzelheiten erklärung und einheit gibt, sondern setzt sich nach einer vernünftigen disposition mehr mechanisch zug um zug zusammen, ohne dass darum wärme und hingebung fehlten.

Die wissenschaftlichen leistungen, die Buchner in seinem fache, der classischen philologie, aufzuweisen hat, sind gering; seine deutschen dichtungen schon der menge nach unbeträchtlich, zurückstehend hinter den lateinischen; seine wirkung geht von der persönlichkeit, vom lehrer aus. er hat, wie B. nachweist, auch über deutsche poetik (und altdeutsche dichtung) gelesen. solche anleitung aber, mag sie auch noch so schulmäſsig und mechanisch gewesen sein — das dichten wollte Buchner ausdrücklich nicht lehren, sondern nur zeigen, wie man *einem guten Freund zu Dienst und Gefallen oder ihm selbsten zur ehrlichen Lust ... etwas Leidliches ohne besondere Fehler in unserer Muttersprach aufsetzen und zu Werk richten könne* —, solche anleitung war bei dem mangel jeder tradition so erforderlich wie segensreich: die groſse anzahl und verschiedenartigkeit der schüler Buchners — Schottelius wie Gueintz, Gerhardt wie Schirmer, Buchholtz wie Schwieger, Klaj und Zesen — besagt doch wol mehr, als dass man in Wittenberg nur in die formalen anfangsgründe eingeweiht wurde, oder dass Buchner in seiner liebenswürdigen bescheidenheit dichterische individualitäten gelten lieſs: sie spricht auch rühmlich für kraft und bedeutung seines lehrens. denn seine poetik erschien, wie wiederum B. nachweist, erst nach seinem tode, und was sich zuvor von Buchnerschen sätzen findet, weit und breit zerstreut, beruht nicht minder auf ausgeschlachteten collegheften wie die erste unrechtmäſsige ausgabe: Buchner hatte wie bei seinen gedichten den rechten augenblick der edition verpasst. um so mehr und um so lebendiger ist er selbst träger der tradition, und sein einfluss wird es sein, der im zweiten drittel des jahrhunderts die Sachsen zahlreich und ebenbürtig neben die Schlesier treten lässt. wie bedeutsam das für die folgezeit ist, ligt auf der hand.

[1] mit sorgfalt ist zb. von der ersten bis zur letzten seite nach alter reportervorschrift zwischen 'Buchner', 'der Wittenberger professor', 'der Wittenberger' abgewechselt.

Sein nachruhm aber beruht nicht auf seiner tieferen, theoretischen begründung der neuen poetik — seine platonische anschauung vom wahren dichter wird doch durch die autorität der Ars poetica und Opitzens gekreuzt —, auch nicht auf dem noch engeren anschluss an die antiken muster oder seinem feineren, wenn auch ungrammatischen sprach- und klanggefühl, sondern auf der erfindung der daktylen.

Da ligt zugleich der streitpunct, der Opitz und Buchner zeitlebens von dem fürsten Ludwig trennte, der ihre aufnahme in die Fruchtbringende gesellschaft und wahrscheinlich auch die ausgabe von Buchners Poetik hintangehalten hat. aber B. beurteilt ihn völlig falsch, und wenn er schliefslich (s. 153) schreibt, 'das grundgesetz der Opitzischen poetik, die lehre von der accentuation des verses', sei von der Fruchtbringenden gesellschaft nicht angenommen, und Ludwig habe sich mit dem satze: *was einmal lang in der aussprache ist, kan nicht wieder kurtz werden, es müste den gezwungen sein*, für quantitierung ausgesprochen, so stellt das die dinge nahezu auf den kopf, ganz abgesehen davon, dass nun Tobias Hübner als berater des fürsten in einem falschen lichte erscheinen muss.

Von haus aus handelt es sich garnicht um daktylen schlechthin, sondern um das was Opitz im iambischen verse missbräuchlich daktylen nennt, worte vom typus *óbsìegen* (Poeterei s. 41). Ludwig ist, indem er sie ganz verpönt, consequenter als sein gegner, der sie 'mit unterscheide' zulassen will, d. h. zwischen theorie und (stärker werdendem) sprachgefühl schwankt. Opitz verteidigt sie auch noch am 26/16. wintermonats 1638 in einem briefe an Ludwig (Krause Der Fruchtbringenden gesellschaft ältester Ertzschrein s. 131), der sie an seinem psalter, zumal in den cäsuren, getadelt hatte (brief vom 28 augustmonats 1638, Krause s. 130): *Dieser* (der Gekrönte) *nimpt die erinnerungen des Psalters wegen, mitt gebührender ehrerbietung an; wil auch bey künftiger heraussgebung eines vndt anders in acht zue nemen nicht vnterlassen: wiewol er, doch ohn massgeben, vermeinet, es können die in Latein genannten Dactili, wann sie nicht zue hart lauffen, bissweilen wol standt haben; aber hergegen sich bedüncken lesst, dass die wörter aūgăpffĕl, rōhrdrūmmĕl vndt dergleichen, welcher sich etzliche hochansehnliche herren Gesellschafter zue gebrauchen pflegen, so reine vndt helle Dactili sindt, dass sie genauen ohren baldt zue mercken sindt.* also wider jene haltlose einschränkung, dazu das gift verletzter eitelkeit, die eine faule stellung in einem tone verteidigt, wie er sonst in diesen gedrechselten briefwechseln nicht zu finden ist. der Nehrende weist denn auch die feindselige exemplificierung aus den schriften seiner anhänger recht bündig zurück: *bedüncket ihme ... es seyen die beyde angezogene wörter Aūgāpffĕl und Rōhrdūmmèl oder Rōhrdrōmmèl nicht von denen in Latein genanten Dactylis: Aus folgender ursache die zu erwegen:*

das wie Aŭg' und Rōhr für sich selbst lang sind, also Apffĕl und Drūmmĕl die ersten silben auch lang nach dem Thone, und was einmal lang in der aussprache ist, kan nicht wieder kurtz werden, es müste den gezwungen sein, welches unserer sprachen art und natürlichen ausrede zuwider leuffet (Krause s. 132 f.). Opitz hat darauf nicht wider geantwortet.

In diesem streite spricht sich deutlich aus, dass der nebenaccent damals wie früher und heute verschiedene stärke haben konnte, Opitz aber hatte sich schon dadurch ins unrecht gesetzt, dass er trotz seiner messung — ◡ ◡ die betonung x x́ x anwandte, die Ludwig viel leichter mit seiner messung — — ◡ hätte verteidigen können.

Dass Buchner die worte vom typus *óbsìegen* als reine daktylen 'erkannt' habe (s. 93), ist unrichtig. im gegenteil: er verpönt worte, in denen die erste unbetonte silbe 'schärfer und höher' klingt, zb. *anbeten.* daktylen sind ihm, das zeigen auch seine verse, worte wie *heilige* und *künstlerin. denn ja noch allezeit die letzte Silbe etwas schärfer und höher, als die vorhergehende, gewiss nicht so gelinde und weich fället.* d. h. Buchner hat unsre heutige daktylenmessung ♪. ♪ ♪. auch hier geht der widerspruch Ludwigs von der anwendung solcher formen im iambischen verse aus:

Die kurtzen zwiefach sich zusammen nimmer hauffen,
Sonst wird der falsche thon gebehren nur Verdruss

heiſst es in seiner 'Anleitung zu der deütschen reimekunst' unter 'Dactili' (Krause s. 220), und das opitzische *heíligé* mit *é* enthält ihm nicht minder eine accentverzerrung wie *obsíegen*: sein empfinden für die natürliche betonung ist also auch hier stärker als Opitzens und unser heutiges, eben durch die opitzische reform gestörtes. Ludwigs 'eigensinn' beginnt erst damit, dass er die daktylen zwar 'der kunst wegen', d. h. in den schematen der poetik, aber nicht in versen, d. h. für ihn iambischen oder trochäischen, vorstellbar nennt (an Buchner 28 X 1639, Krause s. 219); vgl. die schemata in dem briefe an Schottelius vom 27 III 1643 bei Krause s. 290, zb. *schīessĕt lōs, lāssĕt diĕ bū̆chsĕn ĕrklīngĕn*). und unter dieser consequenz hat nun die Buchnersche erfindung ganz daktylischer verse zu leiden.

Aber auch dieser eigensinn hatte guten grund, denn ganz entsprechend ist Ludwigs verhalten in der spondeenfrage. Schottelius hatte ihm am 5 XI 1642 als fünfte regel für 'kurze' silben vorgelegt (Krause s. 283): *Omnia composita dyssyllaba ultimam syllabam corripiunt, ut nōhtwĕhr, hū̆lflŏs* usw. darauf Ludwig am 27 III 1643 (Krause 289): *Bey der 5 Regel werden alle angezogene wörter in ihrem grunde für Spondaei zwey langsilbige gehalten als Nōhtwēhr, hū̆lflōs* usw. und da bei der frage, was von *frechmühtig, arglistig* u. dgl. zu halten sei, Schot-

telius einem *frĕchmūhtig* zuneigt (s. 285), widerspricht Ludwig (s. 290): 'nach dem gehöre' und der zuvor gemachten anmerkung sind die zugrunde liegenden worte spondeen, die schlusssilbe ist 'zweygültig', dh. anceps. der spondeus ist also folgerichtig nach Opitzens accentgesetz, das betont und lang sich entsprechen lässt, als zusammenstofs zweier betonter silben erkannt. (dass die termini der quantitierung für die der accentuierung stehn, darf uns dabei nicht verwirren; vgl. Jellinek Zs. 48, 227 ff). und so scandiert Ludwig richtig: *Stēinwīldprēt ōft ĕr jăgt.* solche schemata aber würden noch eher als die daktylischen den opitzischen bau sprengen: der spondeus wird zweitactig[1]. um so lieber wird sich Ludwig auf die sicheren iamben und trochäen zurückgezogen haben.

Buchner dagegen, der auch den spondeus erkannt, ihn nicht etwa, wie B. (s. 86 f.) will, auf den zusammenstofs mehrerer worte (*dér*, *wélcher*) beschränkt hatte (Buchner-Prätorius, Anleitung s. 116), sah jene grenze nicht, die die feste tactzahl des verses zog, er wollte spondeen erlauben, war aber nicht folgerichtig genug, dem neuen ictus einen neuen tact entsprechen zu lassen:

dēr, wēlchĕr hēutĕ dīesĕ năcht

gilt ihm als vierheber (Heusler s. 27 f.). und jene folgerung ist auch von allen späteren dichtern nur gegen ihre eigne absicht gezogen, indem sie –́ –́ nicht als –́/–́, sondern als x́ x mit möglichst langer senkung nahmen. in der theorie aber muste sie eigentlich so lange gelten, bis man erkannte, dass einer antiken senkung, auch wenn sie lang ist, eine deutsche entspreche. (vgl. Heusler s. 28 zu Minckwitz und dessen zweitactigem mhd. spondeus *Dáncwárt.*)

Im ganzen war also die auskunftsstelle in Cöthen doch ein sehr günstiges correctiv: Ludwig war in manchen dingen feinfühliger als Opitz und Buchner, und er hat den schwachen punct der neuen verskunst sehr wol empfunden, freilich nur negative folgerungen daraus gezogen. es ist somit auch nicht richtig, wenn Heusler (s. 28) schreibt — und das ist fast der einzige punct, in dem ich seinem buche nicht zustimme —: 'der spondeus bleibt in den lehrbüchern vor Klopstock unwirksam, nicht weil er zu zwei hebungssilben gezwungen hätte, sondern weil silbengruppen wie *Ehstand*, *Baum blüht, Glück zu, gleich wie* von anfang an als trochäen bezw. iamben kanonisiert waren'.

Die ausnutzung der vorhandenen litteratur ist nicht überall befriedigend. Buchners psalmendichtung (s. 107 und 116) hätte

[1] so folgerte noch Viktor Hehn: Heusler Deutscher und antiker vers s. 46 f., vgl. s. 61. — unsicher wird Ludwig erst bei den einsilblern wechselnder betonung, wo sich der satzaccent nicht mittels des wortaccents einfangen lässt:

Seīn hērtz īst gāntz Steīn Stāhl hārt

(Krause s. 291) kann freilich nie einen vers geben.

etwa nach Eitle Studien zu Weckherlins geistlichen gedichten (diss. Tübingen 1911, s. 49 ff.) eingeordnet werden sollen. zur geschichte der beziehungen zu Schütz und der italienischen oper (s. 109) vgl. AMayer Euphorion 20, 50 f. die etwas äufserliche darstellung des naturgefühls (s. 118 ff.) konnte mit hilfe von PNeuenheuser Untersuchungen über Martin Opitz im hinblick auf seine behandlung der natur (diss. Bonn 1904) vertieft werden. zu s. 134 ff. vgl. noch MHippe Christoph Köler (Breslau 1902) s. 52 ff. in andern fällen lässt der mangel eines verzeichnisses der benutzten litteratur unklarheiten über die stellung des verfassers zu seinen vorgängern.

Königsberg, 23 III 20. **Georg Baesecke.**

Adah Blanche Roe, Anna Owena Hoyers, a poetess of the seventeenth century. a dissertation. Bryn Mawr, Pennsylvania, march 1915. 131 ss. 8°.

Was wir an so manchen amerikanischen dissertationen anzuerkennen haben, ist auch an dieser leistung zu rühmen: der gründliche unterbau. frl. Roe hat bei zweimaligem aufenthalt in Europa (wobei sie freilich nicht, wie sie angibt, im winter von 1913 auf 1914 mitglied meines seminars gewesen sein kann, weil ich damals schwer erkrankt und beurlaubt war) alles bibliographische zu ihrer studie ausgiebig kennen gelernt und berichtet daher sehr treu über die einzige gedruckte sammlung der gedichte von Anna Owena Hoyers (Amsterdam, Elzevier 1650), die wenigen erhaltenen sonderdrucke, sowie die beiden handschriften, das Stockholmer manuscript und eine kleinere hs. auf schloss Breitenburg bei Itzehoe.

Auf grund dieses materials hat die vf. alles biographische über die kraftvolle, bedeutende, einst reiche und schöne, später ganz verarmte und landflüchtige frau so vollständig mitgeteilt, wie es bisher noch nicht geschehen war. wenn sie dabei in manchen anmerkungen auffallend elementare dinge herzählt, so geschieht das wol für amerikanische leser, die mit der geschichte der deutschen dichtung wenig vertraut sind. durchaus einleuchtend ist Anna Owens charakter entwickelt; und erstaunlich für eine ausländerin ist das dritte capitel, das von dem religiösen leben in Schleswig-Holstein handelt, von Anna Owena Hoyers stellung zu den secten, ihrem persönlichen verhältnis zu dem arzt dr Teting, ihrer neigung für die lehren von Schwenckfeld, David Joris und Valentin Weigel. da dringt sie ein gut stück tiefer in das innere dieser fragen, als das Erich Schmidt gelungen war. es zeigt sich klar, wie die willensfeste, phantasielose Nordfriesin gar keine anlage zur speculation oder mystik hatte. die predigtweise der damaligen orthodoxen bot ihrem religiösen verlangen nichts; die sittenstrenge frau nahm überdies anstofs an dem

moralischen tiefstand der geistlichen, ihrer genusssucht, ihrer unverträglichkeit und geldgier. und so näherte sie sich, nur um echte, tiefe frömmigkeit zu finden, um besserung zu schaffen und selbst ein reines leben zu führen, den schwärmern, nahm aus ihren schriften das an was ihr schlichter verstand begriff, und setzte es nach kräften in gutes handeln und woltätigkeit, die ihre güter bald aufzehrte, um. sie glaubte auf grund dieser schriften fest, man könne schon auf erden das göttliche gesetz erfüllen. dass bei alledem manches aus der phraseologie der schwärmer in ihre werke mit übergieng, ist eine nebenerscheinung.

Dies alles hat frl. Roe einleuchtend dargelegt. aber den vorzügen des buches stehn doch auch manche mängel gegenüber. zunächst hat die vf. die hss. offenkundig nicht einwandfrei lesen können. ich habe die originale nicht zur hand und kann sie z. zt. nicht erreichen. aber manches kann man auch so erschliefsen: wenn s. 25 *Anero* ein anagramm von *Ovena* sein soll, so muss es doch *Anevo* lauten; s. 41, z. 15 steht in der hs. sicher *wanken* statt *wandern*, denn das wort muss auf *Gedanken* reimen; s. 43, z. 21 lis *Amor* statt *Armor*; s. 77 ganz unten ist wahrscheinlich *högsten* statt *höghten* und *lieben* statt *liebe* zu lesen; s. 96, z. 16 gewis *Seim Wort gehorcht* statt *Sein Wort gehorcht*; s. 98, z. 1 und öfter *Wasserblasz* statt *Wasseblasz*; s. 113, z. 27 muss das *Gedenck am Hinweg scheiden* wol heifsen: *Gedenck ans Hinwegscheiden.* und so noch an mancher stelle. — was die mitteilung des frauenbildes neben s. 44 bezweckt, ist unerfindlich. die inschrift heifst deutlich '*Aetatis suae* 34. *A.* 1640': Anna Owens war aber 1640 56 jahre alt; folglich stellt das bild sie nicht dar. — mit den daten nimmt es frl. R. nicht genau. die versificierung des buches Ruth, die sie s. 101 richtig 1634 datiert, setzt sie s. 38 ins jahr 1632. und ziemliche verwirrung herscht bei der feststellung des zeitpunctes, an dem frau Hoyers ihre heimat für immer verliefs und nach Schweden übersiedelte. ich will die frage in kürze zu klären suchen. es gibt ein gelegenheitsgedicht Anna Owenas an ihren schwedischen flurnachbarn Peer Nielssen in Westerwyk, das von der bezahlung eines halben pfundes butter handelt und datiert ist: 10. sept. 1633. daraus schliefsen frühere forscher, auch Erich Schmidt, dass frau Anna im jahre 1632 ausgewandert und in dem neuen lande von der königin, der gemahlin Gustav Adolfs, gütig empfangen sei. an der richtigkeit der datierung des gedichts ist kein grund zu zweifeln; auch frl. R. tut es s. 109 nicht, obwol sie s. 35 anm. 62, im widerspruch mit sich selbst, einen druckfehler annimmt. nun hat aber — vgl. s. 34 — Anna Owens nach dem bericht ihres sohnes die grofse sturmflut von 1634 in ihrer heimat erlebt. und somit ergibt sich die sachlage: die dichterin ist schon 1632 — über das warum werde ich gleich eine vermutung aussprechen —

einmal nach Schweden übergesiedelt, hat sich dort ohne zweifel mit empfehlungen der königin, die in diesem jahre witwe wurde, genähert, hat hier im fremden lande die verse an Peer Nielssen niedergeschrieben, ist 1633 in ihre heimat zurückgekehrt, hat von hier aus der königin-witwe als trost in ihrer verlassenheit die versificierung des buches Ruth (1634) gewidmet, hat die entsetzliche flut miterlebt und ist erst zwischen 1634 und 1642 endgiltig nach Schweden übergesiedelt, wo sie von der gnädig gesinnten monarchin ihren alterssitz erhielt.

Die eigentlich litterarhistorischen abschnitte des R.schen buches fördern die wissenschaft kaum. viel raum ist verschwendet für bloſse inhaltsangaben und prosaumschreibungen didaktischer gedichte. die rückblicke auf die geschichte des kirchenliedes und der satire bringen nur das landläufige. ganz schwach ist das metrische; dagegen finden sich unter den stilbemerkungen ein paar gute hinweise; für die wortspiele der Anna Hoyers, wenn sie zb. den verhassten Cromwell als den 'krummen' bezeichnet, hat die vf. offenbar kein ohr. am bedauernswertesten ist, dass der 'Dänische Dörp-Pape' zu kurz kommt. die allgemeinen gründe, warum Anna Owena so gegen die pfaffen wütete, sind freilich s. 81 f richtig entwickelt. aber ob diese derbe kritik eine ausnahme oder etwas landläufiges, ob hier die dichterin würklich ein kind ihrer zeit war, wird nicht untersucht. kein wort über die frage, warum es grade ein 'dänischer' dorfpastor ist den sie schildert; nichts über das eigenartige, von dänischen brocken durchsetzte platt; nichts über die frage, ob wir hier eine unpersönliche pfaffensatire vor uns haben, oder ob Anna Owens, was das wahrscheinlichere ist, ihrem zorn über einen ganz besonders skandalösen einzelfall luft gemacht und sich den halbdänischen, gebrandmarkten pfaffen persönlich verfeindet habe; nichts darüber, warum die drei scenen in strophen abgefasst sind, ob hier vielleicht eine art singspiel vorligt, ob das stück aufführbar ist, oder ob die im präteritum abgefassten, epischen zwischenbemerkungen das gegenteil beweisen. nichts auch über das entstehungsjahr. dürften wir für jene zeit schon eine kalenderrechnung neuen stils annehmen, so läge folgende combination nahe: auf dem titelblatt steht *Den 10 Julii am dage Saturni, do menn schreeff: Ein M. ein D. dre X. ein C.* das heiſst: das stück ist am sonnabend den 10 juli 1630 abgefasst worden; es spielt auch selbst an einem sonnabend abend. nun war aber der 10 juli 1630 kein sonnabend; das anscheinend so peinlich genaue datum ist also falsch. während der in frage kommenden jahrzehnte gibt es einen sonnabend den 10 juli nach neuem stil nur 1621, 1627 und 1632. sollten wir unter diesen drei jahren nach dem grad der wahrscheinlichkeit wählen, so müsten wir auf das jahr 1632 kommen. am 10 juli 1632 würde Anna Owens die kleine furchtlose satire geschrieben

haben. und da ich nun vorhin glaubhaft gemacht habe, dass die dichterin in diesem jahr zum ersten mal nach Schweden ausgewandert ist, so läge der schluss nahe: wegen des Dörp-Papen hat sie die heimat verlassen müssen. — Aber wir haben doch wol am 10 juli 1630 alten stils, also an dem sonnabend für das jahr 1630 festzuhalten.

Leipzig, juli 1920. **Albert Köster.**

Der deutsche frauenroman des 18 jahrhunderts von dr **Christine Touaillon.** Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller 1919. X u. 664 ss. 8°. — 30 m.

Die technischen untersuchungen werden mehr und mehr von culturhistorischen abgelöst. wenn solche arbeiten zuverlässige ergebnisse zeitigen sollen, müssen sie auf sehr breiter grundlage bewerkstelligt werden. Brüggemanns 'Utopie und Robinsonade' litt an dem fehler, aus éinem werke das seelenleben der zeit enträtseln zu wollen. diesen vorwurf kann man frau Touaillon nicht machen. sie hat hunderte von frauenromanen gelesen, gruppiert und aus ihren entstehungsbedingungen zu erklären gesucht. ihre haupteinteilung in empfindsame, rationalistische, classicistische und romantische frauenromane ist eine übersichtliche gliederung. die unterteilung des rationalistischen in den gegenwarts- und den vergangenheitsroman hat allerdings den nachteil, dass Benedicte Naubert in beiden untergruppen erscheint. aber solche schönheitsfehler sind selten zu vermeiden. die hauptsache ist, dass ordnung in die namenflut gebracht wird und die kleinen im gefolge der grofsen untergebracht werden, statt sie zu erdrücken. auch diese bei culturhistorischer ausdeutung stets drohende gefahr ist vermieden. die empfindsame Sophie La Roche, die aufklärerin Benedicte Naubert, die allseitig gebildete Therese Huber, die denkerin Caroline von Wolzogen, die wilde idealistin Charlotte von Kalb ragen hoch aus der masse auf. fraglich ist es mir nur, ob die von frau T. entdeckte Auguste Fischer würklich den gipfelpunct des älteren deutschen frauenromans bedeutet. die kraftvolle und prägnante sprache, die verteidigung der leidenschaft und der härte, die geringschätzung des mannes und die forderung der ehereform stempeln sie sicherlich zu einer aufserordentlich interessanten erscheinung, aber die gefahr der überschätzung ligt immer nahe, wenn man in älteren werken sätze findet, die als hochmodern gelten. auf ihre zeitgenossen hat frau Fischer nicht im geringsten gewürkt. ihr radicalismus wurzelt in ihren unglückseligen lebensverhältnissen, und hinter der scheinbaren kraft steckt vermutlich überreiztheit und hysterie.

Da Sophie La Roches dichtung, deren hauptelemente der kuss und die trähne sind, bis auf den heutigen tag fortwürkt,

widmet ihr frau T. nicht weniger als 140 seiten. schonungslos hebt sie das berechnende, oberflächliche, eitele ihrer natur hervor, die nur äufserlich von Wieland, viel stärker von Richardson und dem durch Goethe vermittelten Rousseau, am nachhaltigsten durch den sanften St. Pierre beeinflusst wurde. immer aber bleibt sie 'eine stets auf würkung bedachte dame und überhaupt eine im innersten kern künstliche natur'. in dieser harten beurteilung fehlt nur das wort 'verlogenheit'. trotzdem wird frau T. ihrer culturhistorischen bedeutung vollkommen gerecht. gerade weil ihr mangel an mut sie nur zu einer schüchternen vorkämpferin des neuen werden liess, würkte die La Roche auf weiteste kreise. erst nachdem ihre gefühlsdichtung den frauen die zunge gelöst hat, wagen sie sich an den rationalistischen gegenwartsroman. Benedicte Naubert wählt in der 'Amtmannin von Hohenweiler' erstmalig eine ältere bürgerliche frau und familienmutter zur heldin und stellt sie völlig realistisch dar. die übersteigerung des tugendbegriffs aus erzieherischer absicht erreicht den gipfel in Karoline von Wobesers 'Elisa, oder das weib, wie es sein sollte'. dieses häufig nachgeahmte und häufig bekämpfte romanmachwerk huldigt der altmodischen tendenz, die unbedingte mannesherschaft zu verherrlichen. in das leben einer litteratin, abenteurerin und hochstaplerin des 18 jh.s führt die selbstbiographie der frau von Wallenrodt ein. sie schreibt verbrecherromane und schildert mit sichtlichem behagen die sittliche verkommenheit. stark erotisch ist auch Therese Hubers 'Familie Seldorf', der einzige frauenroman der die französische revolution schildert. Therese Huber verdankt Georg Forster die allseitige bildung, die reife lebensanschauung und die fähigkeit des wissenschaftlichen erörterns, dagegen Huber nur die schriftstellerische gewantheit. sie hat aber niemals zugegeben, dass sie Forster überhaupt etwas verdankte, weil sie erst in der ehe mit Huber geschlechtliche befriedigung fand. solche zusammenhänge erörtert frau T. mit unbeirrbarer sachlichkeit und einer kühlen ruhe, die beinahe erschreckt.

Im rationalistischen vergangenheitsroman, den Benedicte Naubert beherscht, spielt das motiv der liebesjagd eine grofse rolle. frau T. will es in einem ihrer vielen excurse auf die nahrungsmittelsuche der urzeit zurückführen. der frauenraub ligt näher, aber verstecken, suchen und finden gehört wol schon bei den tieren zum erotischen spiel. zu führern der handlung macht Benedicte Naubert intriganten und schutzengel; die helden sind passiv und mittelmäfsig, keine erhabenen charaktere. stark ist der einfluss des heroisch-galanten geschichtsromans. die gelehrten citate stammen aus zweiter hand und sind blendwerk. in der vergleichung der 'Thekla von Thurn' mit Schillers 'Wallenstein' zieht frau T. Schillers geschichtswerk nicht heran. wenn sie es getan hätte, wäre sie nicht auf den unmöglichen

gedanken gekommen, dass 'beziehungen Schillers zur Naubert in der auffassung von Wallensteins schuld vorliegen'.

Caroline von Wolzogens 'Agnes von Lilien' vertritt den classicistischen roman. das leben erscheint als eine aufgabe, die in schönheit gelöst werden muss, und die theologische sittenlehre weicht der philosophischen. noch immer würkt Sophie La Roche ein. allerdings folgt der aufbau der 'Agnes' dem des 'Fräuleins von Sternheim' nur deshalb, weil Carolines schöpferische phantasie geringer war als ihre fähigkeit, den symbolischen gehalt aller ereignisse darzustellen. ihre sprache hat zartheit und duft, rundung und glätte. charaktere und handlungsweise sind schön und erhaben im sinne Schillers. auf Goethes 'Wilhelm Meister' gehn nur die romantischen kinderfiguren der 'Agnes' zurück. dass die beziehungen Nordheims zu Agnes und Amalie die Schillers zu Caroline und Lotte abspiegeln, will frau T. nicht zugeben. sie meint, dann müsse der held Amalie zu teil werden, nicht Agnes. ein arger fehlschluss! der gang der handlung entspricht eben den wünschen Carolines, nicht der würklichkeit. wie die 'Agnes' unter dem einflusse Schillers steht, wird Charlotte von Kalbs 'Cornelia' unter dem von Hölderlins 'Hyperion' ausgestaltet, ist aber nur das verschwommene, matte und verworrene werk einer schriftstellerin, die ihre tiefen empfindungen und ahnungen in keiner weise deutlich zu fassen vermag. zur romantik leitet Sophie Mereau über, die unter dem einfluss des classicismus aufwächst, dann als geliebte Brentanos dem romantischen subjectivismus verfällt und erst als seine gattin unter leiden die reife und tiefe gewinnt, die in ihrer dichtung nicht mehr zum ausdrucke kommt, weil die unglückliche bereits 1806 stirbt. — Dorothea Schlegel ist eine ganz unromantische natur; denn sie zieht die ehe der freien liebe, die ordnung der abwechslung, die arbeit dem müfsiggang vor. nur aus abhängigkeit von dem geliebten manne tritt sie mit ihrer dichtung auf den boden der romantik und schreibt den schwachen 'Florentin'. in seiner wertung folgt frau T. Deibel, bereichert seine darstellung aber durch den nachweis, dass noch hier beziehungen zum empfindsamen roman der La Roche vorhanden sind.

Das eigentliche ziel der grofs angelegten arbeit ist eine geschichte der deutschen frau. der frauenroman hat sehr wesentlich dazu beigetragen, dass aus einem blofsen besitz des mannes ein denkendes und forderndes wesen wurde. typisch ist anfangs die beschränkung auf das nahe, auf das familienleben, besonders auf liebes- und eheprobleme, dabei aber eine grofse scheu vor lüsternen scenen und eine ängstliche abneigung, die conflicte auf die spitze zu treiben. im leben und in der dichtung suchen sich die schriftstellerinnen des 18 jh.s mit dem gegebenen abzufinden. sociale fragen beschäftigen sie stark; das mitleid ist eine typisch weibliche empfindung. gering ist das verständnis

für die nationale frage, für kriege und staatsumwälzungen, für das freidenkertum, für philosophie, selbst für naturschönheit. der inhalt ist ihnen wichtiger als die form, doch haben sie ein angeborenes erzählertalent: 'die frau besitzt grofses formtalent im kleinen und kleines formtalent im grofsen'. seelische zustände beobachtet sie gut, aber fast völlig fehlt ihr der humor. sehr häufig beginnt die schriftstellerei erst zwischen 30 und 40, sodass schon eine gewisse lebensreife vorhanden ist. fast alle schriftstellerinnen schärfen ihren leserinnen das männliche frauenideal, die hingebung und fügsamkeit, ein. sie fühlen sich in der familie geschützt und fürchten jede kritik, die sich gegen diese richtet. dem deutschen roman drohte durch die schriftstellernde frau die gefahr der 'kleinlichkeit, philistrosität und weichlichkeit'. anderseits wurde durch sie seine seelische verfeinerung und sittliche reinigung gefördert, die auf weiteste schichten woltätig würkte.

Das sind sehr schöne ergebnisse. frau T. setzt sich nur gar nicht mit den theoretikern, mit JJEngel und Blankenburg, auseinander. wenn sie immer wider betont, dass die gebundene stellung der frau dahin führte, den liebeserlebnissen einen so unverhältnismäfsig hohen wert beizulegen, dann muss ich darauf hinweisen, dass Blankenburg bereits 1774 in seinem 'Versuch über den roman' als den hauptvorzug des 'Agathon', also eines männerromans, den 'einfluss der liebe auf den ganzen menschen' bezeichnete. auch für ihn ist der roman die darstellung einer charakterentwicklung durch die liebe. sollten die schriftstellerinnen des 18 jh.s dieses buch, das ihren tendenzen so völlig entsprach, nicht gelesen haben? das interesse für kleidung und gesichtszüge war mit der physiognomik, der mimik, der silhouettenschneiderei aufs engste verknüpft und doch wider specifisch weiblich. auf alle diese gebiete lässt sich frau T. überhaupt nicht ein. die eigentliche technik, die frage wie's gemacht wird, hat kein interesse für sie. es wäre aber sehr gewagt, daraus zu folgern, dass dieses interesse der schriftstellernden frau überhaupt fehle. hier bedarf ihre wertvolle und aufschlussreiche arbeit noch mannigfacher ergänzungen; denn der blofse hinweis, dass der roman eigentlich noch gar nicht als eine kunstgattung betrachtet wurde, beantwortet die frage nicht, wieweit die schriftstellerinnen des 18 jh.s bewust schaffende künstlerinnen waren.

Leipzig. **Rob. Riemann.**

Zur beurteilung der romantik und zur kritik ihrer erforschung von **Siegbert Elkuss** †, herausgegeben von **Franz Schultz,** München und Berlin, R. Oldenbourg 1918. X u. 115 ss. — 5 m. [Histor. bibliothek bd. 39.]

In dem vorwort dieses buches, aus der feder von Franz Schultz, der sich auch durch den auffällig grofsen druck seines

namens auf dem titelblatt als mitverantwortlich zu kennzeichnen scheint, wird uns der 1916 als zweiunddreifsigjähriger gestorbene verfasser als eine wissenschaftliche persönlichkeit vorgestellt, 'die in ihrer vereinigung eines über alles fächerwerk einer einzeldisciplin hinausgreifenden wissens mit wahrhaft geistesgeschichtlichen fähigkeiten, dem vermögen subtilen begrifflichen unterscheidens, einer urbanen schmiegsamkeit und feinfühligkeit und der kunst epigrammatisch scharfer formulierung sobald nicht wider begegnen dürfte'. wenn dann weiter betont wird, dass die schrift des eindrucks bei allen denen sicher sein werde, 'die sich nun schon lange nach einer klärenden kritischen analyse der unzulänglich und dogmatisch gewordenen begriffe von deutscher romantik sehnten', so weifs man sofort, dass hier ein bundesgenosse in dem leider nicht sehr erquicklichen methodenstreit Walzel-Schultz vorgeschoben wird. wenn man aber nach der charakteristik der persönlichkeit auf die hier so notwendige ruhige sachlichkeit gehofft hat, so wird diese hoffnung nicht nur durch die bitte des verfassers, seine haltung nicht als persönliche überheblichkeit zu deuten (die ausführungen des jungen gelehrten, der bisher noch keine positiven leistungen vorlegen konnte, treten ja mit dem charakter einer berufungsinstanz auf!), sondern durch das ganze buch schwer enttäuscht. er möchte, dass man ihm seine weiten excursionen vom thema, die sich insbesondere in den ganz aufserordentlich angeschwollenen anmerkungen entfalten, deshalb zugute halte, weil er doch dem 'meist im negativen verharrenden text' gegenüber 'die im hintergrunde bleibende positive auffassung wenigstens anzudeuten' das bedürfnis habe. es ist höchst bedauerlich, dass ein geist, der, wie wir sehen werden, würklich positives zu sagen hat, nicht das posive vordergründlich herauszuarbeiten verstand. aber es scheint, dass seine stärke ebensosehr im andeuten ligt, wie seine schwäche in einer zuverlässigen kritik.

Das lassen die persönlichen 'vorbemerkungen' vermuten, in denen er berichtet, welche inneren hemmungen und sachlichen schwierigkeiten die von Erich Schmidt angeregte arbeit über die ästhetischen anschauungen Adam Müllers nicht haben zur ausführung kommen lassen. das 2 capitel bringt betrachtungen zur geschichte der forschung von Dilthey bis Walzel und stellt im guten wie im bösen den kern des buches dar, insofern es die wesentlichen 'positiven positionen' enthält, zu denen seine kritik nach Schultz fortschreitet, als auch die aus einem berechtigten kern übertriebenen vorwürfe gegen Walzels methode, die das buch zu einer streitschrift machen. das 3 capitel behandelt 'die motive der Kantischen religionsphilosophie' als ein 'möglichst indifferentes beispiel' für die unzulänglichkeit der Walzelschen 'synthetischen' wissenschaft, während das 4 ('Tendenzen der spätzeit') in freilich interessanten, aber allzu flackernd herumfahrenden andeutungen weitere fernen abtastet.

Heben wir billigerweise von den 'positiven positionen' zunächst einige hervor (auf die hauptposition kommen wir später zusammenfassend), so wäre zu nennen der energische hinweis auf EBurke, der ja, wie Frieda Braune in ihrem inzwischen (1917) erschienenen buch in 4 capiteln des 3 hauptteils gezeigt hat, insbesondere durch Ernst Brandes, Wilh. Rehberg, Friedr. Gentz und Adam Müller in die deutsche geistesgeschichte hineingewürkt hat. nur war es nicht nötig, diese gelegenheit zu benutzen, das verdienst Walzels um den nachweis des Shaftesburyschen einflusses abzuschwächen. denn ob dessen gedanken mehr oder weniger unmittelbar übernommen werden, ändert doch nichts an ihrer würksamkeit. weiter buchen wir gern den hinweis auf die anregung, welche von einer ausgiebigeren heranziehung der debatten über adel und grundbesitz im bereich der parteigeschichte zu erhoffen sind, ferner des naturrechts, der stellungnahme zu den lehren des Adam Smith. wertvoll sind auch die betrachtungen über die grenzen, welche der auffassung der aufklärung als unhistorischer anschauung gesetzt sind (entfaltung befreiender methoden zur prüfung von urkunden und documenten, 'deren ausbildung einen hervorragenden anteil an dem entstehen des historischen sinns hat'), und so noch manches andere.

Die freude an solchen anmerkungsweise gegebenen hinweisen wird einem aber vergällt durch die keineswegs urbanen ungerechtigkeiten gegen Walzel und die welche er in seiner nähe vermutet, von welchen der 'negative' text belastet ist. so wird der umstand, dass AWeise 'einfach den psychologischen schematismus der schule Lamprechts auf das im Repertorium [der romantischen zeitschriften, hsg. v. Walzel und Houben] dargebotene material anwendete', der existenz dieses repertoriums und damit seinen herausgebern zur last gelegt. da wird von dem 'als romantische weltanschauung bekannten ragout' gesprochen, das aus den fragmenten Friedr. Schlegels und Novalis', den Schleiermacherschen Reden und Monologen und den frühen schriften Schellings gebraut ist und nur das frühromantische bildungs- und lebensideal paraphrasiert. wir wissen ja, dass das für ein schülerbuch ziemlich zutrifft. um Walzel das zuschieben zu können, scheut sich der verfasser nicht, den satz zu schreiben: 'endlich würde er (dh. Walzel) wol selbst nichts dagegen einzuwenden haben (?!), wenn man die arbeiten und recensionen Marie Joachimis durchaus a l s q u e l l e n e r s t e r h a n d für die fixierung seines standpuncts benutzt'. wenn man erstaunt Walzels 'Deutsche Romantik' daraufhin nochmals ohne voreingenommenheit durchsieht, so wird man gewis hinter manche schwierigkeiten verschleiernde construction ein fragezeichen machen, aber auch feststellen müssen, dass weitausgreifende fundierungen, wie sie Elkuss verlangt, überall andeutungsweise, wie es der abrisscharakter fordert, skizziert sind. wer stimmt heute nicht der forderung

zu, die vor erscheinen des Elkussschen büchleins von anderen (Körner, Finke) erhoben worden ist, dass die frühromantischen persönlichkeiten in ihrer weiteren auswürkung erforscht und die einheit ihres lebenswerks dargetan wird? aber um ihre jugendgestalten und deren bedeutung für die frühzeit der romantik zu erfassen, genügen nicht nur die bisherigen materialien, sondern es ist sogar von den späteren bis zu einem gewissen grade abzusehen. hat doch Unger schon einige bedenken geäufsert, weil ich für die fixierung von Fr. Schlegels wesen und urerlebnis um einige jahre vorgegriffen habe. und wozu hat Minor die sonderausgabe der Jugendschriften veranstaltet?

Die seltsamsten einwände gegen Walzel aber erhebt der verf., wenn er ihm mehr oder minder die berechtigung zur beschäftigung mit den philosophischen problemen der frühromantiker abspricht, weil er im gegensatz zu Dilthey nur 'gelegenheitsdenker' sei. der widerspruch in den er dabei zu seinen früheren ausführungen über diesen gerät, ist handgreiflich. denn Dilthey ist so sehr systematischer denker, dass er über den biographen in sich triumphiert. E. citiert Hayms urteil: 'subjective aufklärungsbedürfnisse, fragen und untersuchungen, die in einer anderen umgebung entsprungen sind, mischen sich störend ein, und wir haben den eindruck, als ob noch im moment der darstellung selbst der historische stoff dem darsteller nur mittel zum zweck, nur ein leitfaden zum studium mehr oder weniger entlegener wissenschaftlicher probleme würde'. und gerade jeden zwang systematischer beeinflussung leugnet der verf. bei den dichterphilosophen, deren individueller geisteswelt nur durch eingehendste einzelanalyse beizukommen ist. wäre da nicht der 'gelegenheitsdenker' ganz am platze? er rückt weiter W. die enge des gebietes vor, aus dem heraus er so weitgehnde forderungen erhebt. es ist nun aber doch viel schärfer auseinanderzuhalten der romantikforscher Walzel und der theoretische methodiker, wenn sie natürlich sich auch gegenseitig unterstützen. der methodiker W. aber hat doch etwas mehr praktische erfahrung hinter sich. mit keinem wort wird in der ganzen schrift darauf bezug genommen, dass er ua. aufserdem noch gearbeitet hat über die Oesterreicher, Heine, Hebbel, Wagner, die gesamte litteratur des 19 jh.s bis zur gegenwart. der sachverhalt, behauptet E., interessiere W. im grunde gar nicht, er trete in einem verhängnisvollen sinne voraussetzungslos an ihn heran; er behandle die aufgeworfenen fragen nur als 'litteratur', und die formel werde dabei bis zu einem gewissen grade selbstzweck. die beschaffung der biographischen grundlagen in weitsichtiger individualitätspsychologie hätte noch reichlich einer generation beschäftigung geben können, und es sei daher verfrüht gewesen den philosophenmantel umzulegen. ist das sein ideal des forschers, der nur nach beschäftigung sucht: wie ein durchschnitts-

student der sich ein thema geben lässt? berechtigter ist die darlegung, dass W. die romantik zusammengefasst habe als einen inbegriff von lehren und meinungen, hinter dem die frage nach der leistung zu sehr zurückgetreten sei, so dass die unterscheidung zwischen dem was ein schriftsteller sein will, und was er ist, verloren gehe, sagen wir lieber, bedroht sei. mag sein dass W. in der überschätzung der tragkraft von begrifflichen anknüpfungen Friedrich Schlegel zu sehr in seinen beziehungen zu Kant als vernunftmenschen auffasst, so ist doch die ganze tendenz seiner darstellung dieselbe die E. selbst verlangt, wenn er die romantik nicht nur an die irrationalen ansätze des 18 jh.s, sondern auch an die entgegengesetzten angeknüpft haben will. erst recht aber habe ich das in meinem buch über Friedrich Schlegel versucht, gerade was Kant angeht, indem ich zeigte, dass er von vornherein in einem wesensgegensatz zu ihm steht, dabei aber seine ideen und terminologie aufgreift, um sie sich anzubilden. nichts anderes sagt E., wenn er meint, 'dass Fr. Schlegel sich immer wieder zu Kant bekennt, gibt uns schliefslich keinen grund, uns den zugang zu seinem wesentlichsten dadurch zu verbauen, dass wir ihm unbedingt glauben schenken'. dabei verfällt E. selbst gelegentlich trotz der knappheit seiner andeutungen in eben den verführerischen formalismus, den er W. vor allem vorwirft. die universalistische tendenz der aufklärung soll darin nachwürken, dass die romantische poesie sich nicht als poesie einer bestimmten generation betrachtet, sondern den anspruch erhebt, das universum der modernen kunst zu sein. das ist ganz falsch. auch hier ist der aufklärerische begriff ganz nach dem schlegelschen romantischen wesen umgebildet. die romantische poesie ist eine transcendentale universalpoesie, welche nur stufenweise werden kann, keineswegs schon empirisch vollendet ist. hier handelt es sich nur um eine terminologische brücke. die idylle als ihre höchste form ist nur visionär möglich (vgl. auch meinen Homunkulusaufsatz in der Zs. f. ästhetik 1919). wie kann man an eine wesensbeziehung glauben zwischen dem praktisch-utilitaristischen, quantitativen universalismus der aufklärung und dem metaphysischen qualitativen der romantik, zunächst Schlegels? nur eine unzulängliche befassung mit der nächstliegenden litteratur konnte den in die fernerliegende ausschweifenden geist dazu bringen, in allzu leichtfertigem urteil die neuere charakterisierungstendenz (im gegensatz zu Hayms sehr individuell bedingter kritik) 'kritiklose standpunctlosigkeit' zu schelten. Walzels wort, dass der philologe sich 'durch terminologische wandlungen des begriffs, dessen geschichte er schreibt, nicht beirren lassen dürfe', wird so citiert, als ob er sagen wolle, der philologe dürfe sie vernachlässigen, während doch deutlich gemeint ist, er dürfe sich nicht abschrecken lassen. die Walzelsche antithese zwischen gedanklicher richtigkeit und terminologischer

willkür (die E. doch selbst vorher den romantikern zuschreibt) scheint ihm geradezu die möglichkeit der wissenschaft in frage zu stellen, als ob W. die 'gedankliche richtigkeit' in dieser antithese auf seine eigene intuition stellen wolle und nicht vielmehr auf eine systematische nachgestaltung des betreffenden menschengeistes. durch solche beständig misverstehnden verdrehungen wird die unterlage für die ins einzelne gehnde polemik geschaffen, um schliefslich wider zu behaupten, was W. längst feierlich dementiert hat, er wolle die individualanalytiker, welche nicht vor ihre wissenschaft das bequeme wort 'individuum est ineffabile' gesetzt haben, zu forschern zweiter classe degradieren. da fordert es doch würklich das einfachste gefühl für gerechtigkeit zu sagen, dass hier umgekehrt ein schuh draus wird. Walzel hat doch nur gleichberechtigung verlangt.

Auch sonst ist über den fernerliegenden abschweifungen das naheliegende, unbedingt zum thema gehörige vernachlässigt. so ist Jakob Minors stellung in der entwicklung nicht mit der zweizeiligen anreihung an die Schererschule abzutun. dass Josef Körner vielfache anregungen zur erweiterung und tieferen fundierung der ideengeschichtlichen erfassung der romantischen bewegung vor und nach dem abschluss der Elkussschen arbeit veröffentlicht hat, wird verschwiegen. weshalb weist der herausgeber nicht ebensogut zur ergänzung darauf hin, wie er das buch von Frieda Braune über Burke nennt? auch zu der forderung, die spätzeit der frühromantischen führer zu erforschen, hat er praktische arbeit geleistet, bevor E. sein noch nicht auf praktische arbeit gestütztes richteramt ausgeübt hat, in der veröffentlichung von AWSchlegels Bonner vorlesungen zur geschichte der deutschen sprache und poesie (1913) mit einer lehrreichen einleitung. schliefslich sei es mir gestattet — aus triftigen sachlichen gründen, wie man gleich sehen wird — auf mein eigenes buch über Friedrich Schlegel zu kommen. die fachgenossen haben mir ziemlich einhellig zugestanden, dass ich unparteiisch für die berechtigten forderungen beider seiten eingetreten sei (übrigens nicht nur in dem genannten buch, sondern auch in den Jahresberichten). wenn nun auch E. diese äufserungen nicht für belangvoll genug hält, so müste er doch das buch wenigstens an der stelle heranziehen wo es hingehört, und nicht in einen sinnlosen zusammenhang stellen. oder darf ich etwa aus dem umstand, dass er meinen namen falsch schreibt und einen falschen druckort angibt, schliefsen, dass auch hier unzulängliche kenntnis des nächstliegenden vorligt? im anschluss an die klage, dass der nachpariser Friedr. Schlegel zu sehr vernachlässigt sei, was ich selbstverständlich gar nicht bestreite, meint er, es sei ihm nicht klar geworden, was (in diesem zusammenhang) mein buch leisten solle oder auch nur leisten wolle. mir auch nicht. es hat damit schlechterdings nichts zu tun. den positiv hier ar-

beitenden (Finke) ist eine solche einordnung auch nie in den sinn gekommen. was das buch will, sagt aber schon sein titel klar und eindeutig: quellen seines werdens und wesens erschliefsen. gerade hier fand E. einen versuch zur erfüllung seiner eigenen forderung, dass die verbindungen zur vorhergehnden epoche in individuell-psychologischer analyse zu schaffen seien! die ein- und umbildung individueller anschauungswelten aus lectüre und erlebnis anregender persönlichkeiten und ihres schaffens in Schlegels denken und fühlen war meine aufgabe. und wenn E. meint, dass 'er nicht bei gelegenheit Fichtes sich selbst darstellt', so habe ich das meist nur für Fichte, sondern ebenso für die frühesten anreger, für Hemsterhuis, Jacobi, Herder, Kant, Schiller, für die rationalistischen wie für die irrationalistischen gezeigt. er konnte vielleicht meine resultate in einzelheiten anzweifeln, aber er muste mich geradezu als bundesgenossen nach dieser richtung in der methodischen forderung annehmen. Körner vermutete kürzlich (Litteraturbl. für germ. u. rom. phil. 1920, nr. 1/2), E. habe ihn für einen schüler Walzels gehalten und daher erkläre sich vielleicht seine ausschaltung. ich glaube das nicht. jedenfalls fällt bei mir solche annahme völlig aus, wenn ich mich auch nicht einen augenblick bedenke, mich zu den anregungen zu bekennen, die ich aus Walzels forschungen erhalten habe, ebenso wie zu denen die von Schultz ausgiengen. schliefslich haben wir ja auch noch eigene gedanken, vor und nach Elkuss.

Wie stellt sich also nach dieser prüfung E. dar? wenn wir auch mit einigen einschränkungen die charakteristik von Schultz gelten lassen können, zumal bei diesem der sehr starke eindruck der lebendigen persönlichkeit hinzukommt, so hat er doch ersichtlich einige negative merkmale beiseite gelassen. dieser lebendige, aber undisciplinierte geist konnte nicht fertig werden; wie mit seinen Adam Müller-studien gieng es ihm auch hier. wir haben ein werdendes buch vor uns, kein gewordenes. im ausschweifenden verschlingen und aneignen des ihm gemäfsen übersah er das nächstliegende oder sah es nur in der randbeleuchtung eines anderen lichtes.

Es bleibt uns noch übrig, zu einigen grundfragen stellung zu nehmen. wenn der verfasser in frage stellt, 'was die kategorie der beeinflussung auf diesem exponierten gebiet überhaupt leisten kann und wie wenig sie im grunde erklärt', so ist darüber die geistesgeschichtliche forschung gar nicht so uneins, wie dieser hypnotisch auf sein verzerrtes Walzelbild starrende wahrheitssucher glauben machen will. wer legt denn in ihr noch den entscheidenden wert auf terminologisch fassbare einzelbeziehungen, wie die letzte generation es tat, für die RMMeyer notgedrungen seine 'Kriterien der aneignung' schreiben muste? weltanschauungs- und kunstanschauungssomplexe in ihren individuellen modificationen beim durchfluten durch die individuen

unter den zwang ihrer individuellen bedingtheit sollen erforscht und ihre einwürkung auf die leistung dargestellt werden. was E. mit grofsem aufwand zu beweisen sucht, dass bei jeder constructiv-synthetischen arbeit das individuell-organische leidet, wird gar nicht bestritten. es ist eine binsenwahrheit, die jeder kennt der productives schaffen analysierend zu erforschen gesucht hat. jede abstraction zerstört während sie aufbaut. und doch ist sie nötig, denn sie gehört zum wesen historischer wissenschaft überhaupt. auch die analyse ist schon abstraction gegenüber dem organischen des lebendigen seins. und wenn ich von einem werk eines schöpferischen menschen zum anderen fortschreite, auf dieser ersten stufe schon der historischen zusammenfassung des einzelnen, tu ich ihm gewalt an, um aus den zweien ein übereinzelnes zu gewinnen. gegen die synthetische wissenschaft kann also nichts vorgebracht werden, als eine mahnung zur vorsicht, zur ehrfurcht vor dem lebendig-organischen, der wir uns gern anschliefsen.

Das 3 capitel über die Kantische religionsphilosophie sollte ja als beispiel dienen für die darlegung der analyse eines symphilosophierend entstandenen gedankencomplexes, der eine gewisse analogie zu dem fragmentarischen philosophieren der frühromantik zeige (denn sie ist ja nicht in einem systematischen hauptwerk entstanden). zu dieser stellvertretung ist das beispiel jedoch ganz ungeeignet. die individuellen praktischen bedingtheiten, der compromisscharakter stempelt es zu einem geistigen product ganz anderer art. gerade darin machen sich die frühen romantiker ja mit unerhörter kühnheit frei. für die einzelfrage der beeinflussung durch Kant in dem oben charakterisierten sinn ist die untersuchung instructiv.

Dass der grofse unterbau für jede einzelne untersuchung in diesem ausmafs zu fordern wäre, ist eine groteske forderung. sie führt zu jenen hemmungen denen E. erlegen ist, und ist praktisch undurchführbar. dagegen zeichnet sie die aufgabe vor für die grofse zusammenfassende darstellung dessen, der sich als den künftigen geschichtschreiber der romantik fühlt. probestücke selbst aufsergewöhnlichen scharfsinns genügen da noch nicht als ausweis, nicht nur ein 'abwägendes, aussonderndes, scheidendes verfahren', sondern die fähigkeit intuitiver gestaltung geistiger weltteile ist erforderlich. auf ein werk das solchem programm gerecht würde, das ich ganz und gar unterschreibe, haben wir noch zu warten.

Bonn. **Carl Enders.**

Von deutscher spracherziehung. beobachtungen und ratschläge von **Paul Cauer.** 2. aufl. Berlin, Weidmann. 1919. VIII u. 323 ss. gr. 8°. — 11 m.

Das buch, in welchem der bekannte schulmann und philologe vor 15 jahren seine zerstreuten veröffentlichungen über den deutschen unterricht gesammelt und auf breiter grundlage zusammengefasst hat, ligt jetzt in erweiterter form vor. hinzugekommen sind auseinandersetzungen mit anregungen, widersprüchen, angriffen, die inzwischen dem verf. entgegengetreten sind. bei aller sachlichkeit und ruhe in der er sich dazu äufsert, ist doch kern und wesen des buches sich gleich geblieben. 'dies buch ist aus erfahrungen erwachsen, die in ihrem überwiegenden bestand am gymnasium gewonnen wurden. es trägt die spuren seiner entstehung, und soll sie zeigen. denn es soll den beweis erbringen, wie der deutsche unterricht von seiten der alten sprachen aufs mannigfachste und würksamste gefördert wird, und dass es möglich ist, diesem einfluss nachzugeben und zugleich den sinn für die gegenwart und das verständnis ihrer forderungen zu stärken' (s. 287). danach müste das buch heissen 'Vom deutschen unterricht auf dem gymnasium': der titel und was er beansprucht reizt zum widerspruch. in dieser spracherziehung ist vom sprechen nur zweimal und beiläufig die rede (s. 28. 72), sonst handelt es, so weit es sich wirklich auf sprache bezieht, nur vom lesen und schreiben. wozu passt, dass er in der aussprachefrage sich an den standpunct von Braune anschliefst und das gedruckte wortbild als mafsstab erklärt — nein! den mafsstab gibt der lehrer, der über diese gewis nicht einfachen dinge unterrichtet sein muss. doch ist das nebensächlich; nicht viel anhänger wird der verf. aber mit seiner behauptung haben, mit der erziehung zum gebrauch der deutschen sprache sei es am gymnasium am besten bestellt, und zwar nach der seite des kennens: zum verständnis der muttersprache führe am besten der weg durchs latein, wie des könnens: der lateinische aufsatz sei ein segen für den deutschen gewesen (s. 122). die ergebnisse einer von dem verf. selber bearbeiteten directorenconferenz genügen als beweis für diesen 'segen' nicht. es ist nämlich sehr schwierig, die ganze fülle der einwürkungen, unter denen sich das ausdrucksvermögen der reifen jugend gestaltet, zu übersehen. tatsache ist nur, dass auch sie an der allgemeinen entwicklung, wie sie sich in der litteratur zeigt, teilnimmt. es ist nun zwar beliebt, über den verfall der deutschen sprache zu jammern, aber darin dürfte man doch sich einig sein: das allgemeine ausdrucksvermögen, das jedem einigermafsen gewanten und sorgfältigen schreiber und redner zur verfügung steht, ist in der letzten generation ganz gewaltig gesteigert.

Ebensowenig wird in dem buche bewiesen, dass der beste weg zum verständnis der deutschen sprache durch das lateinische

gehe. denn die befürchtung, dass der im lat. und griech. unterricht eingeschränkte schulmeister mit seiner von dem geschäft nun mal nicht zu trennenden pedanterie nun das feld seiner tätigkeit in der unterjochung der muttersprache unter regelzwang suchen werde, zum schaden der jungen seelen (s. 69—71): als warnung kann man sichs wol gefallen lassen, ein beweis ist das aber nicht. das bewustwerden der sprache ist nur möglich mit hilfe des in der muttersprache formulierten eigendenkens (BErdmann Psychologie des eigensprechens. S.ber. d. kgl. preuss. ak. 1914, 3—31). kein sprachphilosoph, kein logiker, kein unterricht, auch wo er ans latein anknüpft, macht es anders — was der verf. in einer anm. (s. 303) zugibt, ohne die folgerungen zu ziehen. über den wert des (richtig geleiteten!) studiums einer fremden sprache für das verständnis der eigenen, und durch die übung beim übersetzen für ihre handhabung, besteht kein zweifel. aber das sind nur gleichsam hochwertige abfallproducte des betriebes: der zweck jenes studiums ist zunächst die erlernung der fremden sprache, und auch lateinisch und griechisch wird heute (wo diese sprachen sprechen und schreiben zu lehren ein gegenstand allgemeinbildender unterweisung nicht mehr sein kann) zu d e m zwecke gelehrt, dass ein gewisser teil unserer volksgenossen in stand gesetzt wird, durch eigene anschauung den anschluss an das griech.-röm. altertum — und an unser eigenes altertum festzuhalten; nicht aber um deutsch zu lehren. — Nur eine einzelheit: der versuch das fut. ex. als beleg zu rühmen für die 'hilfe, welche das vom lat. her mitgebrachte system für die auffassung deutscher verhältnisse bietet' (s. 303), dürfte kaum gelungen sein. denn die temporale anwendung dieser form ist aufserhalb ungewandter übersetzerprosa und der bösen lateinischen, auch frz. übungsbücher (die wirklich viel sündhaftes enthalten), nicht nachzuweisen, sie 'muss als ein dem geist der deutschen sprache fremder latinismus bezeichnet werden', HPaul D. gramm. IV, § 372. die potentiale bedeutung aber gehört grade der umgangsprache, den mundarten an, hat also mit der andern gar nichts zu tun. wie sie geschichtlich zu erklären ist, das steht wo anders und bedarf der klärung.

Wie man auch sonst merkt, hat dem verf. mehrfach die litteratur des tagesstreites anlass zu seinen erörterungen gegeben. dazu gehört auch die frage der fremdwörter, ein ihm altgewohntes thema. es liefse sich gründlicher behandeln, indem man die sehr verschiedenen wörter die man unter diesen sammelnamen faßt, auseinanderhalten lehrte, wozu hier nicht der raum ist. dabei vergesse man aber nicht, wie gut es ist, dass der deutsche philister diese behagliche leiter hat, um zum nationalen empfinden in sprachlichen und andern dingen hinaufzusteigen (vgl. was Goethe an Blumenthal, 28 mai 1819, von der deutschtümelei schreibt Weim. ausg. IV 31, 159).

Auf den andern inhalt des buches einzugehn, fehlt hier der raum, auch steht er weniger oder gar nicht zur frage, wenn man nicht über die einseitige betonung des verstandesmäfsigen, die einseitige einstellung des unterrichts auf wissenschaft, die widerum recht eigentlich unter dem gesichtswinkel der philologie gesehen ist, sprechen will (nur den Laokoon hätte ich gern von dem sockel gestofsen, auf den er ihn hebt: frage der kunsterziehung!). gewis ist das alles notwendig, besonders in unserer zeit des ungenauen lesens, des versehentlichen oder böswilligen vorbeihörens — aber es ist nicht alles. auch schmeckt die auffassung von dem wesen des dichterischen wortes, wie sie s. 139 auftritt: das wort wie ein kleid, das für den inhalt geschneidert und ihm übergezogen wird, etwas gar sehr nach römischen rhetorenschulen. doch mag das nur eine momentane entgleisung sein: ihren wert besitzt die schrift als die selbständige arbeit, erfahrung und stellungnahme eines mannes, dem seine sache sein leben lang ernst gewesen — und der, als anhänger des humanistischen gymnasiums, welcher seinen standpunct mit der feder wie es so kommt enger zeichnet als er ihn in der praxis wol eingenommen hat, doch als wichtigstes ziel die deutsche bildung vor augen hat, wofür er nachdrückliche, wertvolle worte findet (s. 4. 87. 138).

Hamburg, 1 mai 1920. **G. Rosenhagen.**

LITTERATURNOTIZEN.

Die familie im verfassungsleben der indogermanischen centumvölker. von **Edmund Schopen.** Bonn, FCohen. 1914. 63 ss. 8⁰. 1,80 m. — Gegenüber der detailforschung, die aus den gegebenen tatsachen langsam und vorsichtig stein auf stein setzt, muss es der culturgeschichte, so weit sie nur in grofsen strichen zeichnen will, erlaubt sein, in stärkerem mafse sich der hypothese zu bedienen. aber auch sie darf nicht den boden unter den füfsen verlieren. das ist dem verf. vorliegender schrift passiert. aus der gröfseren oder geringeren vermischung des auf der vaterrechtlichen grofsfamilie fufsenden Indogermanentums mit der mutterrechtlichen urbevölkerung Europas die verfassungsgeschichte der Griechen und Römer, der Kelten und Germanen erklären zu wollen, ist vorläufig — vielleicht für immer — ein aussichtsloses unternehmen. wer obendrein alle nichtindogermanischen vorbewohner Europas in den ländern der genannten vier völker in einen topf wirft, dazu die Etrusker glatt für Indogermanen hält und es mit widersprüchen in der eigenen behauptung nicht so genau nimmt, wird mit phrasen leicht ein gebäude errichten können — ein kartenhaus das beim ersten spatenstich wissenschaftlicher forschung wider zusammenfällt.

Göttingen. **Eduard Hermann.**

Germanische sprachwissenschaft von **Richard Loewe.** 3. aufl. Berlin u. Leipzig, G. J. Göschen 1918. I Einleitung und Lautlehre 96 ss., II Formenlehre 101 ss. kl. 8⁰. — Loewes abriss der germanischen sprachwissenschaft erscheint in seiner neuesten auflage so erweitert, dass dafür zwei bändchen der Göschenschen sammlung beansprucht sind. ob er in diesem umfang den zwecken eines für anfänger dienenden leitfadens besser entspricht, müssen wir bezweifeln, obwol man noch immer lücken wird entdecken können. zb. ist der einschub von *t* in formen wie got. *swistr*, oder ursprung und schicksal von germ. *zd*, oder der weg auf dem germ. *ga-* entstanden ist, nirgends besprochen. nicht in frage kommt der wissenschaftliche wert der arbeit, und vor allem die ausführliche, mit reichem material belegte darstellung der consonantendehnung als lautsymbolik verdient beachtung. die verteilung der dehnungen auf gewisse begriffe und ihr häufiges vorkommen in gewissen sprachschichten müste schon darüber aufklären, dass hier nicht, wie man früher anzunehmen geneigt war, überall ein *n* mit im spiele ist. wir sind dabei auf dem wege, auf dem auch zwischen den namen der *Eudoses* und *Jüten*, zwischen anord. *iōđ* 'proles' und *ȳtar* 'menschen' die brücke geschlagen werden kann.

Zu den anderseits selbstverständlich vorhandenen puncten, wo der verf. auf zweifel und widerspruch stoßen wird, zähl ich seine ansicht, dass dem germ. *u* vor *i*, *ī* und *u* der folgenden silbe ein älteres *o* entspreche. ohne hier auf strittiges ausführlich eingehn zu wollen, sei bemerkt, dass anord. *þrǽll* 'sklave' sich mit got. *þragjan* lautlich nicht wol vereinigen lässt. das beispiel liefse sich ersetzen durch ahd. *dorndragil* 'dorndreher', dessen zugehörigkeit zu *þragjan* schon Kralik bemerkt hat und in dem sogar ein idg. vogelname = griech. *τρόχιλος* 'strandläufer' und 'zaunschlüpfer' steckt. s. 41 hat es zu heißen air. *íasc* aus **pēsk*, nicht **piasc*. über hüte bei den gotischen priestern sind wir nur durch Jordanes unterrichtet, der aber dabei eine ältere, auf Daken bezügliche nachricht auf sie überträgt. ansprechend ist ahd. *elthiron* (gegenüber *alt* und an dieses angeglichenem *altiro* 'älter') aus der für den comparativ eigentümlichen wurzelbetonung erklärt. aber unter diesem gesichtspunct versteht sich auch schon got. *alþeis*, germ. *alþia-* gegenüber *alda-*, denn in dem begriff 'alt' ligt an und für sich schon ein vergleich, und *alþia-* lässt sich auch formell gradeso als comparativ auffassen wie idg. *nevios* und *medios*.

Möge die arbeit auch in ihrer erneuten gestalt freundliche aufnahme finden!

Wien. **Rudolf Much.**

A. Beer, Tři studie o videch slovesného děje v gotštině. II. O platnosti předpon *fair-*, *faur-*, *faura-*, *fra-*,

dis- a *du-*. Sb. d. kgl. böhm. Ges. d. w., kl. f. philos., gesch. u. philologie. 1917, 2. Prag 1918, Řivnáč in comm. 104 ss. (Drei essays über die aspekte der verbalhandlung im gotischen. II. über den einfluss der präpositionen *fair-*, *faur-*, *faura-*, *fra-*, *dis-* und *du-*.) — Der zweite teil von Beers arbeit über das gotische verbum gibt sich den anschein, als knüpfe er an die dissertationen von Max Leopold über die vorsilbe ver- und ihre geschichte (Germ. abh. 27) und von FWRolffs über got. *dis-* und *du-* (Breslau 1908) an, berührt die beiden schriften aber nur ganz kurz und wendet sich, da sie im allgemeinen ganz von Streitbergs anschauung abhängig sind, im übrigen nur gegen diesen. das verfahren ist im wesentlichen das gleiche wie im ersten teil (vgl. Anz. XXXVIII 1 ff), nur noch schärfer ausgeprägt, auch in der formulierung bestimmter; das unmittelbare ziel ist überall zu zeigen, dass den präfixen eine perfectivierende wirkung nicht zukomme. dass die beispiele dafür sehr geschickt gewählt sind und entsprechend verwertet werden, trifft hier fast in noch höherem mafse zu als beim ersten teil, aber die fortsetzung der arbeit bleibt trotz der vollständigkeit des vorgelegten materials durchaus unfruchtbar; für einen teil der verba wär es wol nicht schwierig, nach dem Anz. XXXVIII s. 10 ff gegebenen muster die tatsachen auch in Streitbergs sinne zu deuten. die hauptsache bleibt aber, dass B. hier wie früher keinen versuch macht, die frage einer andern lösung zuzuführen. dass actionsunterschiede im gotischen bestanden haben, dass sie auch im heutigen nhd. noch fühlbar sind, kann ernstlich nicht bestritten werden. wie aber ist der vorliegende zustand zu erklären? haben wir die erscheinungen als ansätze einer beginnenden entwicklung zu deuten, die etwa unter dem litterarischen einfluss fremder sprachen nicht voll zur entwicklung gekommen ist, oder haben wir darin die letzten spuren eines verblassenden actionsartensystems zu sehen, das möglicherweise auf die ursprache zurückgeht? wie weit hängt die entwicklung mit dem verlust des aorists und des imperfectums zusammen? sind fremdsprachliche einflüsse wahrnehmbar? die beantwortung dieser fragen ist gewis nicht leicht und verlangt umfassende kenntnisse namentlich auf slavischem, litauischem und griechischem gebiet; es verdient aber auch beachtet zu werden, dass die finnischen sprachen ebenfalls ein actionsartensystem aufweisen, und es wäre immerhin nicht undenkbar, dass auch sie wie für die frage des anfangsaccents neues licht spenden könnten. jedenfalls wäre es dankenswert, wenn der vf., der wie wenige andre für die gestellte aufgabe durch seine bisherigen arbeiten vorbereitet ist, den weg unfruchtbarer negation verliefse und sich positiv aufbauender tätigkeit zuwendete.

Berlin-Schöneberg. **F. Hartmann.**

Hans W. Pollak, Phonetische untersuchungen. II. Akzent und aktionsart. (52. mitteilung der Phonogramm-archivs-kommission). Sb. der Ak. d. w. in Wien, phil.-hist. klasse 192, 4. Wien 1919, Hölder. 14 ss. mit 4 textfiguren. 8⁰. — Die kleine abhandlung bemüht sich, den phonographen für die unterscheidung der perfectiven und imperfectiven actionsart zu verwenden; vielleicht hat dabei die hoffnung vorgeschwebt, auf diese weise die erörterung der subjectiven meinung etwas zu entrücken und dem experiment zugänglich zu machen. aber abgesehen davon dass dabei nur die je nach der bedeutung verschiedene aussprache von *ich hab's.* und *ich hab's!* untersucht wird, mit der doch schliefslich wenig gewonnen werden kann, gelingt die beabsichtigte unterscheidung doch auch nur durch eine starke abbiegung der bedeutung von perfectiv und imperfectiv von ihrem ursprünglichen sinne, eine abbiegung bei der die — von anderer seite bestrittene — gleichsetzung von perfectiv und punctuell eine rolle spielt. der vf. hat seither in PBBeitr. 44, 353 ff einen gröfseren aufsatz über die fragen der actionsart im nhd. veröffentlicht, der vielleicht zu einer den wissenschaftlichen erörterungen günstigeren zeit anlass geben wird, auf seine grundsätzlichen ansichten näher einzugehn und auch die hier erwähnten untersuchungen in gröfserem zusammenhang zu besprechen.

Berlin-Schöneberg. **F. Hartmann.**

Beiträge zur kunde der bayerisch-österreichischen mundarten. herausgegeben von der Wörterbuchkommission der kais. akademie I. heft. 1. Suffigierung der personalpronomina im donaubairischen. 2. Reihenschritte im vokalismus von dr **Anton Pfalz.** Wien, Alfred Hölder in comm. 1918. 42 ss. 8⁰. [Sitzungsber. der kais. Ak. d. wiss. in Wien phil.-hist. kl. 190. bd., 2. abh.] — Der erste aufsatz erörtert ein kleines, aber nicht unwichtiges capitel, die art wie die pron. *du* und *es* (ihr) enklitisch verwendet werden; künftige arbeiten über bayer.-österr. mdaa. werden ihn mit nutzen zu rate ziehen und vergleichend verwerten. wenn im donaubair. (Nieder- und Oberösterreich) *du* und *es* (ihr) als nebensatzsubject unbetont sind, haben sie die von der verbalendung übernommene form *-sd* und *-s* zb. *devsd bisd* der du bist, *wos hǫpts* wo ihr habt; den plur. auf *-ts* weist Pfalz fürs 15 jh. nach, imp. *nempts lassts kaufts*, vgl. auch Weinhold Bair. gramm. s. 291. in der 2 pers. sing. ist *-st* als verbalendung alt und weit verbreitet, bair. *-ts* in der 2 pers. plur. ist in grofsen gebieten fest, einige haben daneben noch *-t -ət*. — *du* als enklitisches subject des nebensatzes erscheint auch in Bayern als *-st* und *-d*, vgl. Schmeller Mdaa. Bayerns s. 190 *wenn -st magst* wenn du magst (Schwäbl Die altbayer. mda s. 64 f.); aber im nordbair. lautet es *d* und *st*: *ball d* und *wennst*, südbair. in Imst

und Pernegg *də*, in Innsbruck nur *t wot wilst* wo du willst, *desrt* der du, *went* wenn du. im plur. kommt *-s* in Kärnten vor, das nordbair., Bayern und Tirol kennen für *es* in unbetonter stellung *-ts*, also die form der verbalendung, vgl. nordbair. *wöits* wie ihr, bei Schmeller *daß -tß künntß* dass ihr könnt (bei Schwäbl *-s*) in Innsbruck *dasts* dass ihr, *wiəts* wie ihr, in Imst entsprechend der verbalendung *-əts dassəts wiəəts wiəijəts*. die angabe p. 19, dass im südbair. in der regel weder *du* noch *es* an conjunctionen suffigiert werde, trifft für Tirol nicht zu, subjectlose nebensätze wie die von Pfalz für Innsbruck angeführten *wiə no gwösn pišt*, *wenn amǫl tatst* kommen hier nicht vor, es heifst *wiət no*, *went amǫl* (und nur *pǫlts, wiəts, wots* 'sobald ihr, wie ihr, wo ihr' und nicht *pǫls, wiəs, wos*. neben dem enklitischen pron. kann das starktonige stehn; bei Pfalz *des ēs* die ihr, *dersd ǫwa dū* der aber du, in Innsbruck *diəts öis deərt ǫwer dū*, in Imst *diəəts öis deardə nǫwər dū* und *diə öis dear ǫwər dū*.

Die zweite abhandlung bespricht phonetische probleme. im anschluss an van Wijks aufsatz Zur chronologie urgermanischer lautgesetze PBBeitr. 28, 243 wird gezeigt, wie vocale gleicher bildungsart *i u*, *e o* oder *ī ū ü* in einer sprache, mda. in gleichartiger weise behandelt werden können. belege dafür ergeben beobachtungen an deutschen mdaa. wo solche vocale verschieden entwickelt werden, muss man voraussetzen, dass sie ungleiche bildungsart hatten. solche erwägungen ergeben sich ja immer wider beim studium lautlicher wandlungen, doch steht man auch oft genug vor der tatsache, dass sich laute, für die gleichartige bildung angenommen werden sollte, verschieden ändern. so tritt zb. in Nordwesttirol für *ël ër* in welt herz usw. *a* ein. das wäre nun auch für *ol or* zu erwarten, aber man findet *wolle gold* und *dǫrf sǫrge* (im Ötztal *darf sarge*). reihenschritte in der entwicklung des vocalismus sind genug vorhanden. aber wer ihnen nachgeht, wird immer wider abgelenkt, es sind und bleiben phonetische betrachtungen; dass sie zur erkenntnis und schärfern erfassung lautlicher vorgänge sehr förderlich sein können, ligt klar zutage.

Innsbruck. **J. Schatz.**

Schweizer mundarten. im auftrage der leitenden kommission des Phonogrammarchivs der universität Zürich bearbeitet von dr. **Otto Groeger** [XXXVI. mitteilung der Phonogrammarchivkommission der kais. Ak. d. wiss. zu Wien. aus den Sitzungsber. d. kais. Ak. d. wiss. in Wien, philos.-hist. kl, 176. bd., 3. abhandlung]. Wien, A. Hölder in comm. 1914. 95 ss. 8⁰. — Die veröffentlichung bietet in den 20 nummern des deutschen teils, von denen 9 den nördlichen, 11 den südlichen mdaa. (geschieden vor allem nach *ī*, *ū*, *ǖ* im hiat) zufallen, eine wertvolle ergänzung zu Bachmanns Beiträgen zur schweizerdeutschen grammatik, deren transscription sie benutzt; wie denn

gerade Bachmann das zustandekommen der meisten deutschschweizerischen aufnahmen des Züricher phonogrammarchivs zu danken ist. Graubünden und das Berner Oberland sind bevorzugt; im übrigen jedoch sind die proben, im interesse eines reichen bildes, aus möglichst auseinanderliegenden puncten des schweizerischen gebietes genommen; mdaa. der cantone Appenzell, SGallen, Thurgau, Zürich, Aargau, Luzern, Bern, Solothurn sind in der ersten, mdaa. der cantone Graubünden, Glarus, Schwyz, Uri, Bern, Wallis in der zweiten gruppe vertreten. es ist schade, dass nur freie erzählungen abgedruckt sind, 'um eintönigkeit zu vermeiden'. ich hätte das fortlaufende einerlei der Wenkerschen sätze oder der von dr Wiget verfassten Tellererzählung, die die wichtigsten lauterscheinungen umschliefst, gern in den kauf genommen; es wäre damit die möglichkeit gegeben, Wenkers SA im südwesten zu ergänzen, wenn zunächst auch noch so dürftig. eine nordwestliche fortsetzung, in gestalt eines bescheidenen südniederländischen atlas, habe ich mir auf grund von einigen 50 aufnahmen, die von der Maas bis Brügge und Nordfrankreich verstreut sind, bereits gezeichnet. die dabei gemachten erfahrungen stimmen vielfach zu denen der Österreicher und Schweizer: 1. die grofsen vorzüge, die dialektsichere, gebildete versuchspersonen bei der transscription wie bei der phonographischen aufnahme bieten; sie sind zumeist freier, ungezwungener und weniger von schriftsprachlichen einflüssen beherscht als ungebildete, denen bei beobachtung des schreibenden fremden der zur schriftsprache mahnende und corrigierende dorflehrer im unterbewustsein auftaucht; ungebildete lösen sich schlechter von einer schriftsprachlichen vorlage als gebildete; 2. die wechselnde bezeichnung desselben etymologischen wertes innerhalb eines textes, die weder auf rechnung des unsichern sprechers noch des abirrenden hörers und transscriptors kommt: die werte schwanken objectiv innerhalb der dynamischen und musikalischen bewegungen des satzes und unter dem einfluss social dirigierter sprachströmungen, und ich halte es für einen fehler, den Seemüller vermieden hat, und für eine bedenkliche concession an die lautgesetzler, die pausa- und individualgrammatiker, wenn Groeger und Bachmann die aufnahmen sozusagen zu einem kritischen text corrigiert haben; 3. die starken unstimmigkeiten zwischen verschiedenen transscriptoren; sie beruhen zum teil auf übertragung von werten des heimatdialektes und auf der verschiedenen absoluten auffassung der laute; mit meinem ostflämischen mitarbeiter bin ich wol in der relativen, nie aber in der absoluten widergabe der werte übereingekommen. — den alemannischen texten sind 6 frankoprovenzalische, 4 lombardische und 4 rätoromanische angehängt, um die sich vor allem Gauchat, Jeanjaquet, Salvioni, vPlanta und Jud verdient gemacht haben.

Bonn. **Th. Frings.**

D a s H i l t i b r a n t l i e d. beitrag zur überlieferungsgeschichte auf paläographischer grundlage. mit zwei schrifttafeln. von dr **Emma Danielowski.** Berlin, Mayer & Müller 1919. [IV u.] 103 ss. 8⁰. 7 m. — Mit hilfe photographischer vergröfserungen vermochte die verfasserin genauer als bisher festzustellen, welche buchstaben sich hinter einigen correcturen oder rasuren des Hildebrandsliedes verbergen; ihre behauptung freilich, v. 40 sei *werfan*, nicht *werpan*, zu lesen, geht irre, denn die scheinbare verbindung mit dem folgenden *a*, die man für das ende des mittelstriches eines insularen *f* ansehen könnte, kehrt in *sippan* v. 31 wieder, und insulares *f*, das auch in *fehđa* v. 27 auftritt, hält seinen oberen bogen und jenen strich von einander getrennt. die sonstigen ergebnisse der kleinen schrift sind aber phantastischer natur und entbehren, weil auf voreiliger schlussfolgerung und mangelhafter sprachkenntnis beruhend, jedes wertes. das Hildebrandslied soll das werk eines bayerischen rechtsgelehrten gewesen sein, der vor dem kampfordal warnen wollte. einer der angehörigen des jungen Eigil, die diesen 759 nach Fulda begleiteten, damit er der unterweisung seines verwandten Sturmi teilhaft würde, hätte dort aus dem gedächtnis das lied einem schreiber dictiert. diese niederschrift war in merowingischen charakteren gehalten. ein vornehmer Angelsachse, der um 815 in Fulda sich aufhielt, lernte sie kennen; er copierte das von ihm nur mangelhaft verstandene, wegen einiger formen für nd. gehaltene gedicht in frühkarolingischer minuskel unter einmischung ags. schriftzüge; bei später widerholter lectüre sah er sich zu mehreren wortvertauschungen genötigt, weil er das zuerst von ihm abgeschriebene nicht verstand. auf das jahr 759 führte die vorausgesetzte merowingische schrift; ihrerseits wurde diese gefolgert aus einigen belanglosen minutien des erhaltenen textes, von denen es s. 30 ohne jeden beweis heifst, sie könnten nur durch einwirkung einer dem auge sich darbietenden merowingischen vorlage hervorgerufen sein. die quälereien der Fulder mönche durch Ratgar gaben anlass zur fiction eines vornehmen Angelsachsen als urhebers der jetzigen niederschrift (die charakteristischen unterschiede der beiden schreiber werden nämlich aus doppeltem federwechsel eines einzigen erklärt), sodass sich s. 57 zu der behauptung versteigt 'kein fränkischer bruder hätte zeit oder erlaubnis zur abschrift vom abt erhalten'. aber der libellus supplex aus dem jahre 812 gedenkt keiner störung des wissenschaftlichen betriebes im kloster, nur Hraban klagt, dass er seiner schriftlichen aufzeichnungen beraubt worden sei. mit allzu grofser sicherheit stellt ferner s. 53 den satz auf, gewisse zusätze seien erst nach 1830, 1850, 1872, ja 1887 in den Kasseler codex hineingeraten, während doch Lachmann (Kl. schriften I 440) das fehlen der umstellungszeichen v. 61 im facsimile damit entschuldigt hatte, dass sie neu schienen, also

zugab, dass moderne stricheleien unberücksichtigt geblieben wären. kühn ist auch die deutung der randnotiz *u|&|pq* neben z. 10—12 der hs. s. 44: 'der schreiber meint, dass der schaft der [wen]rune sowohl rechts wie links am kopf stehen könnte'. die rechtsgelahrtheit des alten dichters soll aus einigen juristischen ausdrücken hervorgehn, die der Angelsachse meist nicht verstanden und deshalb abgeändert hätte. diese reconstructionen des merowingischen liedes sind so haarsträubender natur, dass ich wenigstens einige proben zum ergötzen oder zur betrübnis des lesers anführen will. *ik gihôrta đat seggen* v. 1 entstand aus *ik gihôrta dâtsechea* = streithandel, gebildet wie *tâtrahha*. v. 2 wird *ur heitun* gelesen und dies mit 'von der heide her' erklärt. dabei die bemerkung, nach Grimms Wb. [IV 2, 795] trage das ahd. stets im plural vorkommende substantiv nur die bedeutung erica, thymian: aber es braucht blofs an *heido* im Wiener hundesegen erinnert zu werden. *untar hêriun tuêm sunufatarungo* v. 3. 4 soll besagen 'unter grofser unkenntnis der sohn-vaterschaft'. *dat sagêtun mî ûsere liuti* v. 15 erfährt umänderung zu *dat sagêtun mî ûsz êrcliuti*; der Angelsachse vertauschte regelmäfsig *z* mit *t*, *sz* der vorlage verlor aber sein *z*. *ûsz* bedeutete 'vollständig' und allitterierte mit *êreliuti* 'ehrenleute'. hinter *he raet ôstar hina* v. 22 steht in der hs. ein *d&*, das man allgemein für eine prolepse von *Dêtrîhhe* ansieht; fräulein Danielowski fasst es jedoch als ein consonantisches femininum im sinne von säugling: 'er ritt ostwärts hinweg vom kindlein'. *fatereres* v. 24 birgt keinen fehler, sondern ist genetiv von *faterêr* 'vatererz' = väterliches schwert. *obana ab hevane* v. 30 gehört mit *quad Hiltibrant* zusammen, in *obana* steckt eine form von *hûba*, die worte besagen also 'beim abheben des helmes'. besonders schön würkt v. 35 das compositum *itnu*, gebildet nach analogie von *iteniuwe*. *bi desemo rîche* v. 48 ist entstellt aus *bi desiro rîchî* 'bei diesem reichtum'. sapienti sat!

Erlangen, 1 II 20. **E. von Steinmeyer.**

Catalogue of Norse manuscripts in Edinburgh, Dublin and Manchester by **Olai Skulerud.** Kristiania, Emil Moestues boktrykkeri. 1918. V, 3, 76 ss. 8⁰.

Skulerud katalogisiert und versieht mit laufender nummer 165 bände, die entweder in einer skandinavischen sprache geschrieben sind oder von Skandinavien handeln. nr. 1—41 und 43—105 gehören Advocates' Library, Edinburgh, nr. 42 Edinburgh University, nr. 106—146 und 148—161 Trinity College, Dublin, nr. 147 Royal Irish Academy, Dublin, nr. 162—165 John Ryland's Library, Manchester an. membrane sind nr. 6 (Jónsbók), 7 (Jónsbók), 42 (hauptsächlich Swerikis Rikis Stadz Lagh), 108 (Jónsbók), 109 (Jónsbók), 147 (hauptsächlich Harpestreng auf isländisch), 165 (der von Kålund Alfræđi íslenzk III, s. XIII ff

als die lange vermisste hs. AM. 462, 12 mo widererkannte Codex Lindesianus). bei nr. 7 schweigt sich Sk. wie über manches andere so auch über das alter aus. von allen anderen hss. ist keine älter als das 15 jh., und selbst aus diesem stammen nur die nrr. 6, 42, 147 und 165. sehr viele sind directe oder gar indirecte abschriften aus noch erhaltenen und bereits gut herausgegebenen vorlagen, manche aber haben für die neuere politische, personal- oder litteraturgeschichte Islands quellenwert.

Was Advocates' Library, Edinburgh anlangt, gibt Sk. einen auszug aus einem unveröffentlichten lateinischen kataloge, den Þorleifur Guđmundsson Repp 1833 fertiggestellt hat. aber da der auszug englisch ist und Sk. eigene bemerkungen einmischt, ist man oft im zweifel, ob man es mit Repp oder mit Sk. zu tun hat. unklar ist auch das verhältnis der laufenden numerierungen beider zu einander, was deshalb bedauerlich ist, weil die hss. mitunter in der gedruckten litteratur — vgl. Edda Snorra Sturlusonar III (Hafniae 1880—87) p. CII und CV — nach Repps laufender nummer ohne bibliothekssignatur citiert sind. noch im jahre 1890 enthielt die sammlung nur 99 nummern. nun sagt Sk.: 'Apart from No 42 I have admitted some new acquisitions made after Repp's time, viz. Nos 7, 41, 74, 105'. hier scheint, da 99 + 5 nur 104 ist, eine neuerwerbung übergangen zu sein, und zwar eine der nrr. 8—40; denn die alte nr. 6 ist = Sk. nr. 6, dagegen die alte nr. 39 = Sk. nr. 43. aber selbst damit wäre noch nicht aufgeklärt, wieso die alte nr. 80 = Sk. nr. 86 ist.

In Repps katalog sind die codices nach ihrem inhalte geordnet, und zwar auf folgende hauptgruppen verteilt: Juristisches, die Edden, Sögur und verwantes, Miscellanea. es ist daher ganz natürlich, dass Sk. eine classificierung nach dem inhalt auch bei den Dubliner und bei den Manchesterschen hss. vornimmt. aber unnatürlich ist es, dass er, anstatt dafür die register sorgen zu lassen, im kataloge selber die bestandteile eines und desselben codex je nach ihrem inhalte auf verschiedene gruppen verteilt, und, wenn er dies schon tut, grundverkehrt, dass er dann den einzelnen aus seiner umgebung herausgerissenen bestandteil nicht auch mit selbständiger laufender nummer ausstattet. so unterbricht er alle nasen lang seine laufende numerierung, schiebt zb. 161, 1. 161, 2. 118, 3. 161, 15 zwischen 112 und 113 ein und gelangt schliefslich bei dem miscellanbande nr. 161 zu der monströsen beschreibung: 'A collection of poems, fragments of sagas, — tracts, historical and antiquarian —, of which some (Nos. 1—3, 7—9, 11, 12, 14, 15, 21, 23, 26, 27, 28, 36, 37) have already been mentioned above (pp 31 seq., 34, 40 seq., 44 seq.), of letters, diplomas and disquisitions.

The remaining Nos. are: 4. 5. 6. Letters from Thorkelin

to Johnstone, with list of books sent', worauf dann die noch nicht genannten stücke des bandes folgen.

Dies verfahren erschwert sowol den weg von den registern zu den aus ihrer umgebung herausgerissenen bestandteilen wie den überblick über diese umgebung gewaltig und verrät einen erstaunlichen mangel an bibliographischer einsicht. und wenn man nicht nur auf citate in recht fragwürdigem latein, wie 'ornamentissimi' und auf verlesungen wie 'Homberto (statt Remberto) Dodoneo', sondern in dem nicht-Reppschen teile des buches auch auf solche ratlosigkeiten stöſst wie 'vissustudags mørt [?]' mit fragezeichen, 'Dumrædeleg [?] Ord' mit fragezeichen, 'meiningin lein [?] est [?] margfølld' mit zwei fragezeichen[1], so fühlt man sich versucht, auch hinter des verfassers paläographische und philologische befähigung zur katalogisierung isländischer hss. ein fragezeichen zu setzen.

Trotz solcher und vieler anderer schönheitsfehler ist die arbeit aber brauchbar und also auch dankenswert.

[1] lis: vissustu dagsmørc, Oumrædeleg, leinest (= aisl. *leynisk*).

Bergedorf 3. X. 1919. **Fritz Burg.**

C a t a l o g u e o f t h e I c e l a n d i c c o l l e c t i o n b e q u e a t h e d b y W i l l a r d F i s k e, compiled by **Halldór Hermannsson.** Ithaca NY. 1914. XII u. 755 ss. 4⁰. 6 dollars. — Die sammlung Islandica, welche der 1904 verstorbene bücherfreund WFiske der bibliothek der Cornell university hinterlassen hat, enthält über 10 000 bände und ist somit eine der grösten ihrer art. ihr katalog ermöglicht einen nahezu erschöpfenden überblick 1) über das seit dem Neuen Testament von 1540 auf Island gedruckte, 2) über die publicationen die sich auf aisl. und anorw. geschichte und litteratur beziehen. rechnet man die befriedigung hinzu welche der herausgeber über das saubere — soweit ich sehe, druckfehlerlose — ergebnis seines ameisenfleiſses empfinden darf, und den nutzen den das andenken Willard Fiskes und der ruf der Cornell University Library aus dem werke ziehen, so kann man sagen, dass die arbeit gelohnt hat. man wird H.H.s compilation fortan neben Moebius Catalogus und Verzeichnis zu nennen und zu berücksichtigen haben. auf den nach verfassern geordneten hauptteil folgt ein sachlich geordneter anhang, in dem s. 712 ff schriften über altisl. litteratur aufgezählt werden, zwar in einer wenig sachgemäſsen einteilung in General und Special works, aber brauchbar zum aufspüren besonders älterer schriften, die einzusehn gelegentlich von wert oder von interesse sein kann. sehr weniges fällt mir als fehlend auf (zb. s. 629: Boer, Kritik der Vǫluspá); noch wenigeres als irrtümlich (eine d r i t t e aufl. von Heuslers Zwei Isl.-gesch. ist mir unbekannt, s. 647). manches aber findet sich nirgend sonst, zb. s. 133 die italienischen übersetzungen von Eddaliedern.

Charlottenburg. **G. Neckel.**

Christen Jensøns Den norske dictionarium eller glosebog, i ny utgave ved **Torleiv Hannaas** [Ældre norske sprogminder III]. Kristiania, Grøndahl & søn 1915, XVI u. 102 ss. gr. 8. — Das norw. wörterbuch des pfarrers Jensøn von Askvoll in Sunnfjord, 1646 in Kopenhagen gedruckt, ist das erste werk seiner art das veröffentlicht wurde (zwei andere aus derselben zeit, die damals nicht gedruckt worden sind, hat die histor. Kildeskriftkommission als heft 1 u. 2 derselben sammlung erneuert; sie sind mir leider unbekannt geblieben). der herausgeber erklärt das frühe auftreten solcher arbeiten in seinem heimatlande damit, dass die Norweger ihre eigene sprache vermisst hätten; und das wird richtig sein. er stellt fest, dass Jensøns dialekt in allem wesentlichen dem heute in der gegend gesprochenen entspricht, was zu den bei andern dialekten gemachten erfahrungen stimmt. die anderswo noch nicht gebuchten wörter werden in einem besondern anhang (3 ss.) zusammengestellt. das hauptinteresse des denkmals ist volkskundlicher art: beim durchlesen wird uns gesichtskreis und lebensweise des westländischen bauers und fischers bis in einzelheiten lebendig, die tiere die für ihn wichtig sind, seine gerätschaften, sein kalender, das vielgeteilte tagewerk, sprichwörter, anekdoten, geschichten und reime. das ganze ist getragen von behaglicher, oft schelmischer laune und von tiefer sympathie mit dem landvolk, dessen wesen und sprache — wie das vorwort klagt — durch ausländerei von mancher art immer mehr bedrängt wird, obgleich doch die norw. sprache so gut und so alt sei wie irgend eine. darum widmet Christen Jensøn sein buch auch nicht, wie üblich, irgend einem hohen herrn, sondern *udi Allmindelighed alle gode Norbagger, som ere mine kiere Landmænd . . ., ædle oc wædle, geistlig oc verdslig, høye oc laffue.* so deutlich diese erscheinung sich einfügt in den zusammenhang der nordischen renaissance, so bleibt sie doch an sich merkwürdig, und die mühe, die Torleiv Hannaas an seinen alten gesinnungsgenossen gewant hat, ist wol angebracht und verdient unsern dank und warmen beifall. nur sehe ich nicht ein, warum die persönlichkeit des pfarrers Jensøn durchaus salonfähiger gemacht werden soll, als sie offenbar gewesen ist. schlagkräftige und trunkfeste geistliche dürfte es damals in Norwegen nicht wenige gegeben haben, und dass Jensøn nicht zu den zahmeren gehörte, dürfen wir den protokollen des Bergener kapitels ohne weiteres glauben; verkehrte er doch sicherlich viel mit den bauern, und schmunzelnd erzählt er von dem ländlichen rekruten, der beim fechtunterricht den leutnant über den nacken schlägt, so dass das exercieren sofort ein ende findet und die *Horre-Drenge* jeder weiteren musterung entgehn. der diplomatisch-humane ton des vorworts gehört freilich auch mit zur persönlichkeit dieses frondeurs: er war sozusagen sein sonntagsrock.

Charlottenburg. **G. Neckel.**

Nils Hänninger, Fornskånsk ljudutveckling [Lunds universitets årsskrift n. f. avd. 1. bd. 13 nr. 1]. Lund u. Leipzig, Harrassowitz 1917. XXVIII u. 280 ss. 8⁰. 5 kr. — Diese lautlehre der beiden haupthss. des schon. gesetzes (codex run. u. codex Hadorph.) ist ein muster an gründlichkeit und hingebendem fleifs. selbst die hohen erwartungen, die man in dieser hinsicht einer schwedischen arbeit, und zumal einer aus der schule Axel Kocks von vornherein entgegenbringt, werden hier noch übertroffen. dem verf., der seines lehrers grammatische quellenforschung fortsetzen wollte, winkte kein leichter ertrag. und wenn man auch nicht sagen kann, dass beim schütteln des etwas abseits stehnden und daher weniger abgesuchten schonischen baumes viele und saftige früchte gefallen sind, so muss man doch anerkennen, dass der geborgene ertrag wol das äufserste ist, was der gegenstand hergeben kann. wir erhalten viel sauber geordnetes, umsichtig besprochenes material und erkennen, dass die beiden hss. überwiegend gut zusammenstimmen (nebenbei auch, dass Schlyters abdruck — wie zu erwarten — bedeutend besser ist als der von Thorsen). am meisten beachtung verdienen die statistischen untersuchungen über die schwachtonigen vocale und die daran geknüpften hypothesen, die dialectmischung und combinierte systeme aus harmonie und balance annehmen. auch nach den auslassungen von Sievers (Aufss. f. Braune s. 149 ff) kann ich mich nicht überzeugen, dass die ua. von Kock, Hægstad, mir selbst und unserm autor befolgte methode, in scheinbar regellose endungsvocale sprachliche ratio hineinzubringen, durch etwas irgendwie besseres ersetzbar ist. stärkere bedenken erregt mir das von Kock, wenn ich nicht irre, aufgebrachte und von Hänninger besonders beim neuerdings viel besprochenen wechsel *o* : *u* in tonsilben verwendete erklärungsprincip der die richtung analogischer ausgleichungen bestimmenden lautlichen gründe. jedenfalls ist die s. 84 aufgestellte alternative als solche fragwürdig. die participia *urþit, burgit* können die lautgesetzlichkeit des übergangs *ur* > *or* (der ja im gutn. und got. zweifellos ist) darum nicht widerlegen, weil bei *urþum, burgum* die *r*-würkung gehindert sein kann durch die *u* der endungen; vgl. Kock Ljudhist. § 656 uö.

Charlottenburg. **G. Neckel.**

Johan Palmér, Studier över de starktoniga vokalerna i 1500-talets svenska. [Lunds universitets årsskrift. n. f. avd. I. bd. 13. nr. 2.] Lund u. Leipzig, Harrassowitz 1917. XI u. 264 ss. 8⁰. 4,50 kr. — Angeregt durch Axel Kock, seinen lehrer, untersucht Johan Palmér die schwed. schriftsprache des 16 jh.s auf ihre gesetzmäfsigkeiten und unregelmäfsigkeiten (dialekt. züge und doppelformen). zu grunde legt er die schriften des reformators Olaus Petri, und zwar geht er aus von dessen

eigenhändigen handschriften, mit denen dann die drucke und eine auswahl anderer litteratur des jh.s, und zwar auch aus dessen spätzeit, verglichen werden. es zeigt sich, dass Petri im grofsen ganzen als typischer vertreter — und classiker — der reichssprache bis um 1540 gelten kann, während sich später leichte wandlungen vollziehen, die im wesentlichen als vereinheitlichung erscheinen. dahin gehört ua. die verwischung von lautlichen besonderheiten deutscher lehnwörter: diese zeigen anfangs statt des zeichens *w* (= *ü*) der einheimischen wörter vielmehr consequent *u*, was nur besagen kann, dass die lehnwörter ihre ursprüngliche vocalqualität beibehielten gegenüber dem spitzen *u* (geschr. *w*) des schwed., und nur in lehnwörtern findet sich bezeichnung des kurzen *o* mit *å* (*ståltheet* udgl.), was offenbar mit dem stark *a*-ähnlichen klang des ndd. *o* zusammenhängt (vgl. ALasch Mnd. gramm. §§ 85. 86. 87 anm. 214 ende); seit der mitte des jh.s aber wird *å* = *o* auch in erbwörtern häufig (*dåtter*) und ebenso *u*. diese beobachtung, die einer folgerung Kocks (Ljudhistoria II 191) stützend zur seite tritt, dürfte auch ihre culturgeschichtliche bedeutung haben. i. ü. sei sie eine probe von des verf.s mancherlei kleinen ergebnissen. die sorgfältige empirie womit sie gewonnen werden, zeigt die gute schule und sichert der arbeit ihren wert, mögen auch etliche seiner reichlich verclausulierten 'lautgesetze' uns wenig sagen. von allgemeinerem interesse sind die ausführungen über sprachliche verfasserbestimmung auf grund von drucken (s. 167 ff). der genaue vergleich von Petris manuscripten mit den drucken verstärkt hier die skepsis, mit der auch andere diese frage betrachtet haben.

Charlottenburg. **G. Neckel.**

E i r s p e n n i l l — Am 47 fol — Nóregs konunga sǫgur Magnús góđi — Hákon gamli. udgivet af den Norske historiske kildeskrifts-kommission ved **Finnur Jónsson.** Kristiania, trykt i Julius Thømtes boktrykkeri 1916. XXIV u. 712 ss. gr. 8°. — Schon 1900 spricht sich F. Jónsson (Heimskringla s. XXXII) für eine den abdruck in Ungers Konunga sögur 1873 vervollständigende ausgabe des Esp. aus. 1916 hat er die ausgabe der ganzen hs. mit einleitung abgeschlossen. sie tritt zu Fornmannasögur, Flateyjarbók und Ungers Frísbók neben A. Kjærs Skálholtsbók yngsta (Am. 81 a fol. Kristiania 1910. 11) als notwendige vorbereitung zu einer kritischen ausgabe der königssagas von Sverrir ab, die F. J. s. XXIV erhofft. — Esp. ist im ersten viertel des 14 jh.s von zwei schreibern in grofsen, kräftigen zügen geschrieben. wie die innere, so weist auch die äufsere ausstattung des buches auf seine bestimmung für einen grofsen herrn; und die hs. ist gut erhalten: rauch und brodem isländischer stuben hat sie nie genossen, meint F. J. ihre recht-

schreibung ist in allen bestimmenden zügen isländisch, nur weniges ist, bes. beim zweiten schreiber, norwegisch. dies aber hält F. J. für ausreichend, um die norwegische abkunft der schreiber anzunehmen. die vorlage war isländisch (deren schreibgewohnheit haben sich also die abschreiber mit erfolg zum vorbild genommen). und zwar hat für das erste drittel eine interpolierte Heimskringla isländischer arbeit vorgelegen, die auch von der norwegischen Jǫfraskinna und der für einen norwegischen hęrrn bestimmten isländischen Frísbók (s. Hkr. s. XXI—XXIV) benutzt worden ist. Esp. macht den eindruck der grösten treue. beachtung verdient die selbständige gestaltung des eingangs. in den folgenden sagas (Sverres-, Bǫglunga-, Hákonar-saga) kürzen die schreiber, doch nur so dass die feder ein wenig weg spart; von einer bearbeitung kann nicht die rede sein. — Der abdruck ist mit auflösung der abkürzungen wort- und buchstabengetreu, offenbare schreibfehler sind in vorsichtigen grenzen berichtigt, die noch unverständlichen accentartigen zeichen nur wo sie grade über vocalen stehn, beibehalten. vier register über personen-, orts-, völker- und andere namen erleichtern die benutzung des buches. — es ist nun wol, da der gröfste teil des stoffes in zuverlässigen ausgaben vorliegt, auf die von F. J. ersehnte kritische ausgabe zu hoffen.

Moys b. Görlitz. **Walther Heinrich Vogt.**

Max Förster, Die Beowulf-handschrift. mit 2 tafeln [Ber. üb. die verh. d. Sächs. akademie d. wiss. in Leipzig, phil.-hist. kl. 71 bd. (1919) 4 heft]. Leipzig, BGTeubner 1919. 89 ss. 8°. 2,90 m. — Man legt diese ungemein sorgfältige arbeit nach aufmerksamer lectüre mit der überzeugung aus der hand, dem bestberufenen führer gefolgt zu sein und vielleicht ein vorbild für handschriften-beschreibungen gefunden zu haben, aber doch im grunde ohne einen gewinn von einsicht und kenntnissen, die etwas für den Beowulf bedeuteten. lernen freilich kann man von einem so vielseitig unterrichteten und so eminent gewissenhaften gelehrten wie Max Förster immer, und schliefslich geht auch die altenglische litteraturgeschichte nicht leer aus: sie gewinnt das nicht unwichtige ergebnis, dass die drei vor dem Beowulf stehnden prosatexte, die Christophorus-passion, der brief Alexanders an Aristoteles und die sog. Wunder des ostens (eine paradoxographen-version), demselben schreiber (C) gehören, der die ersten zweidrittel des Beowulf geschrieben hat, und den F. mit Ward 'um das jahr 1000' ansetzt; mithin sind sie reichlich zwei menschenalter älter als man sie in der regel taxiert hat (s. 34. 44 ff). im übrigen handelt die arbeit über die verschiedenen foliierungen (§ 1), über bogensignaturen und lagenverteilung (§ 2), über die schreiberhände (§ 3) und ihr alter (§ 4), über die herkunft der handschriftenteile (§ 5), über die geschichte des codex (§ 6), über

seinen inhalt (§ 7). wir beglückwünschen den verfasser, dass er die gründlichen untersuchungen, die in dem beschreibenden schlussparagraphen gipfeln, gerade noch zu rechter zeit, im jahre 1913 vornehmen und mit ihrer publication alle leistungen der Engländer, die sonst gerade auf diesem gebiete gewis nicht untüchtig sind, in den schatten stellen durfte. **E. S.**

A commentary, critical and explanatory, on the norwegian text of Henrik Ibsen's Peer Gynt, its language, literary associations and folklore, by **H. Logeman** (prof. in the Belgian university of Ghent). Haag, Mart. Nijhoff 1917. XIV u. 484 ss. gr. 8⁰. — So grofse erwartungen man auch angesichts des anspruchsvollen titels dieses dickleibigen wälzers, der doch den umfang von Witkowskis kleinem Faustkommentar nicht erreicht, hegt, muss man sie stark herabschrauben. denn grade zur aufhellung der schwierigkeiten, die P. G. in vorstellungen und gedanken bietet, trägt er nicht wesentlich bei, von entschiedener führung und bedeutsamer eigener meinung ist nicht viel zu finden. was L. tut, ist hauptsächlich: meinungen, die ihm die litteratur oder seine privatcorrespondenz über P. G. bot, zusammenstellen. wo er selbständig sein will, kommt er in gefahr, danebenzuhauen, trotz dem aufwand an worten und 'geist', wie zb. beim fremden passagier, dessen deutung als tod durch Collin er seltsamerweise nicht einmal erwähnt; das verständnis der Dovrescene hält er für gefährdet, wenn man nicht weifs, dass die trolle eine vermengung von riesen und zwergen sind, wobei Ibsen sich nicht recht vorgesehen hat (!), für genauere erörterung verweist er auf eine schrift, die noch erscheinen soll; ebenso verweist er für den grofsen krummen auf spätere schriften und erwähnt die litteratur ganz unzureichend, obwol er die angeführte deutung ähnlich bei Woerner und Collin hätte finden können. grade entscheidende stellen wie *Mand, vær dig selv! ... Trold, vær dig selv — nok!*, das *Mig selv* des grofsen krummen finden nicht genügende berücksichtigung; einmal nennt er dies *vær dig selv* 'a central motiv', das andere mal 'the motiv that some will look upon as the central idea'. es scheint zuweilen, als hätte L. länge und gründlichkeit der einzelnen erörterungen abhängig gemacht von der dazu erschienenen litteratur, denn in nr. 4381 (*At være sig selv*, er: *sig selv at døde*) äufsert er sich dazu, aber da liegen auch äufserungen von Björnson uaa. vor; trotzdem aber nennt er hier den fremden passagier 'Peer's better self'!

L. hat sich eben von der blofsen stellencommentiererei nicht losmachen können, zumal er dabei ein seltsames verfahren einschlägt. den textstellen, die er heraushebt, fügt er — die versübersetzung der Archers hinzu. hätte er die stellen einfach in verständlicher prosa paraphrasiert und sprachlich und gedanklich interpretiert, so wäre es zweckmäfsiger gewesen, und er hätte sich

die sämtlichen, oft nicht uninteressanten, aber im ganzen nutzlosen auslassungen über ungleichmäſsig ausgewählte stellen sämtlicher P.-G.-übersetzungen sparen können. besonders scheint er es auf Passarge abgesehen zu haben. ich möchte aber fast zweifeln, ob L. gut deutsch kann, angesichts der erörterung über Begriffenfeldt und die stelle 'das ewig Weibliche zieht uns an', denn die feinheit der karikierung des Faustcitats durchschaut er offenbar nicht völlig, und wenn er über Ibsens deutsche kenntnisse bemerkungen macht, so hätte er zunächst einmal seine eigenen deutschen schreibungen und citate genau durchcorrigieren sollen (falsche schreibungen vielfach, falsche Faustcitate zb. in nr. 2825. 3045). und auch von Woerner und Collin hätte er mehr lernen können.

Das hauptinteresse haben für L. entschieden lesarten und textverderbnisse. je mehr deren vorhanden, desto besser für L.s eifer und wortreichtum. es ist gewis dankenswert, dass L. dér unverantwortlichen behandlung des textes durch den verlag, an der Ibsen nicht schuldlos ist, bis ins einzelne nachgegangen ist, aber ich sehe nicht, dass das daraus entspringende licht so besonders hell ist für das ganze; der ruf 'zurück zu Ibsen' ist für diese dinge zu emphatisch, ja gänzlich deplaciert. es ist eben L.s grundfehler, dass er sich das ziel, das drama P. G. und Ibsen zu interpretieren, nicht klar gemacht zu haben scheint und nun wesentliches und unwesentliches nicht scheiden kann.

Immerhin ist sein commentar als materialiensammlung und wegen des lesartenregisters unentbehrlich. nötig ist für später: zweckmäſsigere stelleninterpretation ohne kritische berücksichtigung irgendwelcher übersetzungen, kürzung in wort, 'geist' und unwesentlichem und noch vollständigere berücksichtigung der litteratur: es könnte dann ein bescheidenes, dankenswertes bändchen werden als gute vorarbeit für einen künftigen commentator. weiter wäre eine kritische ausgabe des P, G. erwünscht, wofür ja L. spürsinn und liebevolle geduld aufgewandt hat; aber auch hier ist maſshalten im kritischen apparat nötig, denn P. G. und Ibsen, nicht die lesarten, sind hauptsache.

Görlitz sept./oct. 1919. **Karl Schultze.**

Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten hälfte des 14 jahrhunderts untersucht und herausgegeben von **Erik Rooth,** akademische abhandlung. Uppsala 1919. *17,* CXXIV u. 164 ss. 8°. — Die sorgfältige arbeit, auf anregung Borchlings entstanden, veröffentlicht einen deutschen Psalter (nebst 12 hymnen) aus der Wolfenbütteler hs. Aug. 58. 4 in 8°. der abdruck des textes, dessen bunte orthographie unverändert widergegeben ist, macht durchaus den eindruck der zuverlässigkeit. vom lat. text bietet die hs. stets die anfangsworte jedes verses, sonst nur den ein-

fachen deutschen bibeltext ohne zusätze, und nimmt somit eine zwischenstellung ein zwischen den älteren interlinearversionen und den späteren glossierten übersetzungen. bei der frage nach der zeit- und heimatbestimmung geht R. von der form *ande* für die copula aus; die beobachtungen von Woeste, Busch, Tümpel, Lasch (§ 60) ergänzt er durch eigene forschungen dahin, dass *ande* im 14 jh. ausschliefslich in Westfalen und zwar bis 1350 und vereinzelt 1351 gebräuchlich war. damit erhält er einen terminus ad quem. für die localisierung kommt der gebrauch von *-et,* selten *-en* (1. 3. pl. ind. präs.) und namentlich von *a* vor *ld, lt* in frage. in den urkunden von 1300—1350 sind nördlich einer linie Dortmund-Soest-Paderborn *a*-formen selten, südlich häufig, südlich der Ruhr fehlen *o*-formen gänzlich. Wredes bericht über 'salz' (*salt/solt*) bestätigt das. die heimat des schreibers lag demnach im südlichen Westfalen. schriftsprachlicher (ripuar.?) einfluss spiegelt sich in dem durchgängigen gebrauch von *uns* (st. *us*) und hsl. veränderungen zb. von *asse* zu *alse.* im wortschatz tritt der einfluss des südl. gebiets noch stärker hervor, der übersetzer kleidete hd. wörter in nd. gewand oder übernahm sie sogar unverändert: *edwîz* (mhd. *itewîz*), *vreissam* (neben *vreselik*), *michel* (neben *grot*), *dicke* (nie *vaken*), *gewafen, gescafen, roch.* R. achtet sorgfältig auf diese erscheinung, doch müste man, um diese frage zu entscheiden, neben dem nd. und hd. auch das indifferente sprachmaterial vollständig aufnehmen. immerhin bieten R.s zusammenstellungen einen interessanten beitrag zur frage nach dem eindringen des hd. in die nd. (geistliche) prosa. der übersetzer der westfäl. Ps. vermeidet rein nd. wörter keineswegs (vgl. dazu Roethes ausführungen über den sprachgebrauch der mnd. dichter). der wortschatz ist auch dadurch interessant, dass er wörter und wortformen enthält wie *bigigte* (confessio), *bilide* (imago), *agelitte* (velociter), *harmscaren, heitemut, buteric, michelen, swâsheit* — altes sprachgut in einem grade der für das 14 jh. auffallend ist. eine hd. vorlage ist unzweifelhaft, wahrscheinlich war noch ein nd. zwischenglied vorhanden. die übersetzung zeigt am ehesten verwantschaft mit den altnfrk. Psalmenfragmenten (vHelten), die gleichartige hd. einsprengungen in den wortschatz haben, freilich ca 400 jahre älter sind als die westfäl. übersetzung. immerhin ist eine beeinflussung von der tradition der altnfrk. Ps.fragmente möglich, doch müsten R.s ausführungen darüber ergänzt werden. — Die übersetzung ist treu und nüchtern, mit starken resten der glossenmanier. gedankenlosigkeiten wie 'dolores ut parturientis' — *wêwen alse d e s arbeidenden* sind selten. der übersetzer fügt wol gelegentlich ein wort hinzu, um verständlicher zu sein, hat aber eine ängstliche scheu vor synonymen wörtern: wo zwei nebeneinander stehn, empfindet er eins als überflüssig. hinter Notker bleibt er weit zurück. — Bei der darstellung der grammatik

sind die heutigen mundarten zur erklärung herangezogen. ich hebe die darstellung des umlauts und die bedenken R.s gegen die anwendung der 'mnd. zerdehnung' ALaschs auf das westfälische der ersten hälfte des 14 jh.s besonders hervor. leider hat R., um das buch nicht zu stark anschwellen zu lassen, zum consonantismus nur zerstreute bemerkungen geliefert, den vocalismus in den nebensilben sogar ganz beiseite gelassen. das ist sehr zu bedauern, zumal bei der behandlung eines textes, dessen wert vor allem in grammatik und wortschatz ligt. im ganzen aber können wir dem verf. für die gründliche arbeit nur dankbar sein.

Königsberg. **Ziesemer.**

Briefwechsel Johann Kaspar Bluntschlis mit Savigny, Niebuhr, Leopold Ranke, Jakob Grimm und Ferdinand Meyer, herausgegeben von **Wilh. Oechsli.** Frauenfeld, Huber & co. 1915. XII und 243 ss. 8°. — Der hauptreiz und -wert der interessanten publication ligt in den lichtern, die auf die Schweizer revolutionären zuckungen der dreifsiger jahre fallen. ein ergreifender brief Niebuhrs zeigt von neuem, wie tief den greisen gelehrten die julirevolution erschütterte: 'der Baum, so losgerissen, bewurzelt sich nie wieder'; er sieht die 'Obermacht gemeiner Barbarey' schon in der Schweiz siegreich und fürchtet von diesen bewegungen für Deutschland das rückkehrende elend des 30-jährigen krieges. einen vortrefflichen eindruck ruhiger überlegenheit machen Savignys zahlreiche schreiben an den jungen, damals sehr conservativen Schweizer freund: gegen Bluntschlis rat hat Savigny den wissenschaftlich hochbegabten radicalen Züricher politiker FLKeller nach Preussen, ja nach Berlin berufen in der zutreffenden überzeugung, dass ein so klarer und gescheiter mensch unmöglich demokrat bleiben könne. ein weiterer sehr hübscher und gewinnender zug Savignyschen denkens tritt in der wärme hervor, mit der er die aufsteigende pflege deutschen rechtes zugleich freudig begrüfst und doch vor einem bewusten gegensatz gegen das römische recht warnt: Bluntschli, der damals gerade den übergang vollzog, ist geneigt den germanisten schärfer hervorzukehren.

In der politischen atmosphäre des bandes fällt es doppelt auf, dass der briefwechsel Bluntschlis mit Jacob Grimm aus den jahren 1838—40 das ungewitter kaum streift, das die brüder eben aus Göttingen vertrieben hatte. hier beherschen die schweizerischen weistümer ausschliefslich das interesse; wie Jacob im 2 bande Ernst Dronke und HBeyer als mitherausgeber genannt hat, so hätte er Bluntschlis namen gerne auf den titel des 1 bandes gesetzt, der ohne die hilfe des Schweizer freundes unmöglich gewesen wäre. bei Oechsli beginnt der brieftausch der beiden mit dem 14 dec. 1838; einen früheren brief Jacobs

vom 8 oct. 1838, der auf der Centralbibl. in Zürich ligt, hat mir hr. dr. Gürtler in Düsseldorf mitgeteilt, der eine grofs angelegte sammlung Grimmscher briefe rüstet. R.

Deutschtum und antike in ihrer verknüpfung, ein überblick von prof. dr **Ed. Stemplinger** und prof. dr **Hans Lamer.** [Aus Natur und Geisteswelt 689 bändchen.] Leipzig u. Berlin, Teubner. 1920. 120 ss. — Das hübsche büchlein hebt sehr beflissen, schon im sperrdruck der einleitung, hervor, dass es 'ohne jeden conservativismus' für die pflege des altertums eintrete. jedenfalls wünsch ich ihm verbreitung und würkung: dass den autoren die antike wissenschaftlich näher ligt als das deutschtum, das ist kein schade. besonders gelungen scheinen mir die auch schriftstellerisch geschickten Lamerschen partien über die culturellen beziehungen der antike zur gegenwart, wenn ich gleich seine äufserst 'neuzeitliche' beleuchtung der frauenemancipation (die deutsche frau wurde für ihn im jan. 1919 'bürgerin und mensch') auch historisch beanstanden würde. Stemplinger hat seine gelehrte kenntnis der einwürkung antiker dichter auf neuere zeit schon oft erwiesen. hier bringt er ein recht ungleiches material aus der deutschen litteratur des 19 jh.s: auch Gutzkow, Lenau, die Droste-Hülshoff müssen den chor verstärken, wie St. denn an wahllos gehäuften 'testes' seine besondre freude hat. grade darum glückt ihm das geschlossene bild nicht so gut wie Lamer. das fremdwörtercapitel konnte schon an der hand Seilers anschaulicher gefasst werden, dem er die ableitung 'Winkel' von *vini cella* aber nicht hätte nachsprechen sollen. das heft bietet auf knappem raum sehr viel treffliches material, das den gegnern humanistischer bildung links und rechts zu denken geben mag. R.

Beiträge zur Forschung. studien und mitteilungen aus dem antiquariat Jacques Rosenthal München. erste folge, heft III—VI [schluss]. München, Jacques Rosenthal 1914. 15, s. 73—191. — Heft III (vgl. Anz. XXXVII 57f) bietet dem germanisten besonderes interesse durch die mitteilungen des inzwischen verstorbenen (s. 101) Max Lossnitzer über das illustrierte und sichtlich für den druck bestimmte manuscript einer oberdeutschen übersetzung der Magelone (s. 73ff). den urheber der zierlichen federzeichnungen charakterisiert L. als einen nicht unbedeutenden künstler der 'Donauschule'; nach Augsburg scheint die sprache des übersetzers zu weisen: anscheinend ist das geplante unternehmen dadurch vereitelt worden, dass am gleichen orte Heinrich Steyner mit dem druck der übersetzung Veit Warbecks (1536) zuvorkam. Regensburg, das L. auch erwägt, kommt für den buchdruck zu jener zeit nicht in frage. — eine italienische bäderhandschrift des 15 jh.s würdigt KSudhoff, ein Breslauer missale des 13 jh.s findet

in dom. GMBeyssac (benedictiner von Solesmes) den berufenen beurteiler; ganz fern stehn uns die von WHengstenberg edierten koptischen papyri. — durch die letzten hefte ziehen sich sachkundige 'Randglossen zu mittelalterlichen handschriften' von AHilka (s. 121 ff. 164 ff): es sind altfranzösische und italienische mss. in Rosenthalschem besitz, zt. recht wertvoll, aber diese freilich auch zumeist bekannt. — der beitrag von JFreund, 'LThKosegarten u. GKeller' (127 ff) kommt etwas verspätet und vermag kaum neues zu bieten. die auszüge von EBücken aus dem tagebuche der wittwe Mozarts (s. 153 ff) betreffen hauptsächlich die biographie des künstlers, welche Constanzens zweiter gatte, der Däne Nissen, hergerichtet hat. — der schwerpunct fällt mehr und mehr auf die kunstgeschichte. FWinkler, 'Zur Pariser miniaturmalerei im 3 u. 4 jahrzehnt des 15 jh.s' (s. 114 ff) behandelt ein gebetbuch, das in den weitern kreis des 'meisters des herzogs von Bedford' gehört; ERosenthal würdigt den stecher Hendrik van Goudt (s. 177 ff), der als mäcen Adam Elzheimers zugleich sein wenig umfangreiches, aber höchst eindrucksvolles werk ganz auf diesen meister beschränkt hat. die wertvollste entdeckung aber bringt ein aufsatz des grafen Vitzthum (s. 102 ff): fragmente eines missales von Noyon aus dem frühen 13 jh. weisen initialen und miniaturen auf, als deren schöpfer er keinen geringern als Villard de Honnecourt feststellt, 'den einzigen, seiner persönlichkeit nach bekannten, als individualität greifbaren künstler der französischen (früh)gotik'. die perspectiven die sich von hier aus auf die sculpturen von Reims und Bamberg, das will sagen auf die höchste kunst des mittelalters eröffnen, möge man in den geradezu spannenden ausführungen graf V.s selbst nachlesen. E. S.

Das romanische judenbad im alten synagogenhofe zu Speier a. Rh. geschildert von prof. **Friedr. Joh. Hildenbrand.** mit 15 abbildungen. Speier, D. A. Koch. 1920. 18 ss. 8°. 3,60 m. — Das decorativ reiche gotische judenbad von Friedberg in der Wetterau ist seit KDieffenbachs beschreibung (1856) allbekannt; das um fast zwei jahrhunderte ältere von Speier, das mindestens das gleiche interesse verdient, erfährt hier zum ersten mal eine monographische behandlung, die den wunsch nahe legt, das ehrwürdige baudenkmal vor weiterem verfall behütet zu sehen. treppenanlage, aus- und ankleideraum und badeschacht zeigen einheitlich den frühromanischen stil, der nach Schwartzenbergers nachweis (Der dom zu Speyer [1903] s. 305 ff) der querhausarchitektur des domes entspricht und das bauwerk somit der zeit um 1100 zuweist — worauf übrigens auch eine alte jüdische nachricht führt. nicht erwähnt wird von H. ein judenbad in Worms, mit dessen ausgrabung man im juni 1895 begonnen hatte — über die weitern ergebnisse hab ich nichts erfahren. E. S.

Voigtländers Quellenbücher. Leipzig. R. Voigtländer o. j. kl. 8°.

bd. 71. 81 **H. Barge,** Der deutsche bauernkrieg in zeitgenössischen quellenzeugnissen. 146 u. 204 ss. — 1,20 u. 1,50 m.

bd. 73 **J. Kühn,** Luther und der Wormser reichstag, aktenstücke u. briefe. 121 ss. — 1 m.

bd. 78. 78a **Th. Hänlein,** Die bekehrung der Germanen zum christentum. 102 u. 97 ss. — 2 m.

bd. 79. 80 **H. Bahr,** Quellen zur brandenburgisch-preufsischen geschichte. 122 u. 160 ss. — 1 u. 1,20 m.

Die letzten mir zugegangenen bändchen der längst bewährten und geschätzten sammlung sind in der zeit bis zum sommer 1914 erschienen: in vortrefflicher ausstattung und zu den erstaunlich niedrigen preisen jener tage. sie kommen sämtlich aus sichern händen und verdienen warme empfehlung sehr reich und instructiv ist die sammlung von Barge, besonders wol abgewogen die von Kühn; Hänlein gibt, soweit seine beiden hefte bisher reichen (es fehlen noch die Baiern und Sachsen, aufserdem Ost- und Nordgermanen) die quellenstellen nahezu vollständig; über Bahr steht mir ein urteil nicht zu. lateinische originale (bei Kühn auch italienische und französische) sind durchweg übersetzt, und hier liefsen sich bei Hänleins eigenen übertragungen aus merowingischen autoren sowie aus den briefen des Bonifatius hin und wider einwendungen erheben. gegenüber der alten sprache ihrer deutschen quellen verfahren die herausgeber verschieden: Bahr gibt einige älteste (gereimte) stücke im original, alles übrige in fliefsender neuhochdeutscher umschrift, Kühn vereinfacht lediglich die orthographie; Barge schlägt einen mittelweg ein, der am gefährlichsten und nicht immer glücklich durchschritten ist: nicht nur dass dabei fehler begangen werden wie das altgewohnte 'Wahrzeichen' für *wortzeichen* (losung, parole) I 43, es bleibt auch ein 'zu Hand' (sogleich) stehn I 48 oben, das nicht verständlicher wird dadurch dass es in der anmerkung mit verweis auf das Schwäb. wb. als 'flickwort im reim' bezeichnet wird. dem in seinen quellen vorzüglich bewanderten verfasser sind diese klippen wolbekannt, ich finde aber nicht, dass er sie bei dem — allerdings besonders schwierigen, weil landschaftlich sehr verschieden gefärbten — material immer glücklich umschifft hat.

Anmerkungen haben die herausgeber in verschiedenem umfang beigegeben: am reichlichsten und besonders durch beständige verweise höchst fördernd Barge. **E. S.**

The origin of the german carnival comedy by **Maximilian J. Rudwin** ph. d. New York etc., Stechert & co. 1920. X u. 85 ss. 8°. 1,25 doll. — Der gröste teil dieser schrift ist bereits im Journal of English and Germanic Philology 18 (1919), 402—454 gedruckt; hinzugekommen ist ein schlusscapitel, eine bibliographie und ein index. den hauptinhalt bildet die ver-

gleichung der deutschen carneval- und fastnacht bräuche mit verwandten erscheinungen zumeist rituellen ursprungs aus allen teilen der erde. hauptquelle dafür ist das unerschöpfliche werk von Frazer, The golden bough, aber auch sonst ist die litteratur mit fleiſs herangezogen, wenn auch im einzelnen mit wenig kritik ausgebeutet. das ergebnis ist, dass es sich um ländliche bräuche handelt, die in die stadt übertragen und hier charakteristisch umgestaltet wurden. für die beurteilung der litterarischen anfänge des fastnachts dramas ist damit nicht eben viel gewonnen — hier klafft nach wie vor eine lücke. E. S.

Drei Kölner schwankbücher aus dem XV^ten^ jahrhundert: Stynchyn van der Krone, Der boiffen orden, Marcolphus, herausgegeben von prof. dr **J. J. A. A. Frantzen** und dr **A. Hulshof.** Utrecht, A. Oosthoek 1920. 8 bll. unpaginiert, 91 u. LXXII ss. breit 8^0. 3,90 gld. — In einer holländischen privatbibliothek hat dr Hulshof die drei kostbaren unica gefunden, die hier unter heranziehung je eines anderweitigen druckes zur ausgabe gelangen und von prof. Frantzen, der für die textform verantwortlich ist, im zweiten teil mit einleitungen litterargeschichtlich eingestellt und mit noten erläutert werden. es handelt sich um altkölnische drucke s. l. a. et t., die Hulshof mit sicherheit der Koelhoffschen officin, mit wahrscheinlichkeit noch dem ältern Koelhoff und den jahren 1487—1492 zuweist; ein nachdruck des ersten ligt in Wernigerode und war durch Birlinger und Crecelius in den Altdeutschen Neujahrsblättern (Wiesbaden 1874) bekannt gemacht worden, aber fast unbeachtet geblieben; von nr. 2 bewahrt die Kgl. bibliothek im Haag einen druck des Kölners Heinrich von Neuss (nach 1501), von nr. 3 die Berliner Kgl. bibliothek (und die Kopenhagener) einen solchen des JWestfael von Stendal 1489.— das reizvollste stück ist 'Stynchyn van der Krone', ein kölnisches original in 8 zeiligen strophen, das Frantzen (von HKeussen unterstützt) sehr glücklich auf 1420 datiert und nach seite der litteratur- und culturgeschichte hübsch erläutert. darin treten als ganz individuell charakterisierte bewerber um das conditorfräulein Stinchen nach einander ein Oberländer (Nürnberger?), ein Kölner, ein Westfäling und ein Holländer auf, die, von dem (hinter einem vorhang versteckten) dichter belauscht, jeder in seiner heimatsprache ihre schönen oder zudringlichen reden vorbringen, aber von der wortgewanten kölschen dame sämtlich heimgeschickt werden. — der 'Bubenorden' gehört in einen gröſsern zusammenhang, der über die Niederlande nach Frankreich weist und von Frantzen mit allerlei belegstücken gut dargestellt wird; der prosaische dialog 'Marcolphus' (niederländisch, nicht kölnisch) als das wenigst originelle werk bedurfte einer solchen commentierung nicht.

Im einzelnen bereitet 'Stynchyn' die meisten schwierigkeiten, und Frantzen ist ihrer nur zum teil herr geworden: im text

wie in den anmerkungen. der druck bietet eine stark entstellte textform (s. VIII), und ich glaube, dass man dem dichter noch manches von dem tadel abnehmen muss, den Fr. immerhin ihm aufzubürden scheint (s. I. II). dass sich die herstellung eines kritischen textes nicht empfahl, ist dem herausgeber wol zuzugestehn, aber der mittelweg den er eingeschlagen hat, indem er 'das richtige ohne weiteres einsetzte', 'wo offenbar druckfehler und sonstige verderbnisse mit sicherheit zu heilen waren', erscheint mir bei dem sichtlich nicht ganz zureichenden sprachlichen verständnis F.s doch recht bedenklich. auf der einen seite fragt man sich etwa str. 6, 5: hat der herausgeber würklich nicht gesehen, dass vers und reim durch die einstellung von *bekant* (: *gewant* : *gesant*) für *kont* gebessert werden? auf der andern stutzt man str. 63, 1 : 3 bei einem reim *gekroede* : *doit* und sieht dann, dass er erst das resultat einer einschneidenden textänderung ist, der sich andere vorschläge mindestens als gleichberechtigt gegenüberstellen liefsen (etwa unter beibehaltung der zeile 3 mit dem ausgang *wont* : z. 1 — *ju machen kont*). auch die anmerkungen erregen mehrfach anstofs: 18, 5 *kruyt* ist natürlich 'würzconfect' und nicht 'kräuter', 80, 3—5 handelt es sich bei *moysshuys* nicht um eine 'mooshütte', sondern um das wolbekannte mhd. *muoshûs*, das freilich mehrfach seinen sinn verschoben hat, aber hier noch die alte bedeutung 'cenaculum' aufweist (MHeyne Hausaltertümer I 95 n. 212. 220 n. 49[b]. 296 usw.).

Wir danken den holländischen collegen und dem verleger herzlich und nicht ohne wehmut für die vornehme ausstattung, die sie diesen deutschen litteraturdenkmälern haben zuteil werden lassen — zu einer zeit wo uns dazu längst die mittel fehlen.

E. S.

Spelen van Cornelis Everaert van wege der Maatschappij der nederlandsche letterkunde te Leiden met inleiding en aanteekeningen uitgegeven door dr **J. W. Muller** en dr **L. Scharpé.** Leiden, voorh. E. J. Brill 1920. LVIII u. 664 ss. 8⁰. 12,90 fl. — Cornelis Everaert hat uns die sämtlichen producte seiner dramatischen muse aus den jahren 1509—1538 in eigener niederschrift überliefert, die er 1527 angelegt hat, und nur in dieser form sind sie auf uns gekommen. das autograph gelangte 1837 durch kauf in den besitz der Kgl. bibliothek zu Brüssel; Snellaert nahm eine copie und plante eine vollständige ausgabe, Willems aber machte den dichter (1842) zuerst durch einen aufsatz im Belg. Museum 6, 52—66 bekannt, und J. van Vloten hat seit 1854 in seinem Nederlandschen Kluchtspel und anderwärts allerlei von ihm veröffentlicht, sodass aus einer gesamtzahl von 35 seit längerer zeit 6 vollständige stücke und teile von 3 weitern bekannt waren. darauf fufsten die darsteller der niederländischen litteraturgeschichte, zuletzt GKalff (der den

dichter noch 1889 in bd I s. Geschiedenis der nederlandsche letterkunde in de 16de eeuw recht nebenbei behandelt hatte) in der grofsen Geschiedenis der nederlandsche letterkunde III (1907) s. 61—69. der text der vorliegenden gesamtausgabe, zu der sich Nord- und Südniederland vereinigt haben, ist bereits 1898—1900 erschienen, die schlusslieferung, einleitung und anmerkungen, aber erst nach 20 jahren gefolgt. wir erhalten einen nahezu diplomatischen abdruck der originalhs.: mit beibehaltung der hsl. reihenfolge (die auf die chronologie der zumeist datierten stücke keine rücksicht nimmt) und nur geringen änderungen, welche die lectüre erleichtern: auflösung der abkürzungen, einführung von grofsen anfangsbuchstaben, geregelter trennung und zusammenschreibung, einer äufserst sparsamen interpunction, die ich aber ausdrücklich billigen möchte. zur textkritik war wenig anlass, sie ist auch in den anmerkungen nur zurückhaltend geübt worden. diese anmerkungen (s. 557—655) geben zunächst alles was über die einzelnen stücke (anlass, aufführung, stoff) zu sagen war, und dann wort- und sacherklärungen, die sich als sehr nützlich und gr. tls notwendig erweisen. ein im prospect in aussicht gestelltes glossar ist leider fortgeblieben — ich bekenne offen, dass ich es zuweilen schmerzlich vermisst habe.

Ueber Cornelis Everaert, färber und walker zu Brügge, 'klerk' der armbrustschützen und mitglied, vielleicht 'factor' der beiden rederijker-kammern zum 'Hl. Gheest' und den 'Drie Santinnen' (die sich 1494 unter wahrung eines vorzugs für die erstere vereinigt hatten), bringt die einleitung sorgfältige ermittelungen: er ist zwischen 1480 und 1485 geboren und im j. 1556 gestorben; unter den zahlreichen rederijkern Brugges (von einem, Antheunis de Roouere, hat er ein stück an die spitze seiner sammlung gestellt, mit einem andern, Gillis van den Houchuse, hat er ein solches zusammen gearbeitet) scheint er keine überragende rolle gespielt zu haben, auch nach der geringen anzahl der preise nicht die er davontrug; immerhin wird seine lehrtätigkeit besonders hervorgehoben. seine dramatischen erzeugnisse, deren umfang sich zwischen 230 (XXXI) und 950 (I) versen bewegt, sind aufser in Brügge und Ypern in mehreren kleinen städten Flanderns aufgeführt worden — zweimal (XIII und XV) wurde die aufführung verboten, weil die wahrheit zu kräftig aufgetragen war. die besteller waren sowol corporationen (geistliche wie weltliche) als private, die stücke werden als 'spel' oder 'esbatement', vereinzelt ausdrücklich als 'tafelspeilken' (XXIII und XXV) bezeichnet; 'waghenspel' nennt sich III, aber auch andere (wie XIII. XV. XVI) sind deutlich auf wagen gespielt worden. religiösen charakter tragen 7, politische oder sociale vorwürfe haben 13, eigentliche festspiele sind 8, als 'kluchten' im engern sinne kann man 5 bis 7 ansprechen. von starkem interesse ist die widerspiegelung der zeitereignisse und die er-

örterung wirtschaftlicher und socialer misstände. für die litteraturgeschichte wertvoll ist das gesamtwerk durch seine zuverlässige und geschlossene überlieferung — der künstlerische wert der leistung aber ist im ganzen wie im einzelnen gering; besonders öde sind die geistlichen spiele. E. S.

Heimatstudien. sonderbeigaben zu den Bayerischen heften für volkskunde herausgegeben vom Bayerischen landesverein für heimatschutz. I. Flurnamensammlunng in Bayern von **Remigius Vollmann.** München, C. A. Seyfried & comp. in comm. [1920] 84 ss. 8⁰. — Nachdem Braunschweig, Baden und Hessen-Darmstadt mit der planmäfsigen hebung des flurnamenschatzes begonnen haben, erhalten wir nun auch für Bayern einen verheifsungsvollen anfang. was uns hier geboten wird, ist ein überblick über das gesamtgebiet und eine anleitung zum sammeln: so reichhaltig und besonnen, so sachkundig und so bescheiden, dass man den verein der damit ans werk geht, aufrichtig beglückwünschen darf. dies heft wird auch der kundigste nicht ohne manigfache belehrung lesen, insbesondere wird der Norddeutsche sich mancher eigenart seiner heimat gegenüber dem Süddeutschen deutlicher bewust werden. das gilt zb. für die durch eine lehrreiche doppeltafel s. 83. 84 erläuterten ackerformen, wo neben 'Stelze', 'Hellebarde', 'Pfannenstiel' usw. der 'Schlüssel' fehlt, es gilt für die pseudohistorischen benennungen, unter denen die bei uns so häufigen 'Schwedenschanzen' und 'Tillyschanzen' uä. zurücktreten. 'Beund' geht wol nicht auf **biwand* (s. 8), sondern auf **biwund* zurück. 'Himmelreich' ist nachweislich mehrfach aus *himmerich* (ahd. **hindberahi*) entstanden und schwerlich irgendwo so zu deuten wie es s. 32 (vgl. 64) geschieht. im übrigen ist der verfasser im deuten vorsichtig, in der etymologie zurückhaltend, was nach den neuesten ausschreitungen der Schmidtkontz, Schoof etc. doppelt erfreulich würkt. E. S.

Rechtsaltertümer in strafsennamen. germanistische abhandlung von **Erwin Volckmann.** Würzburg, gebr. Memminger 1920. 47 ss. 8⁰. 2,50 m. — Dass die alten strafsennamen ein culturgeschichtlich anziehendes und ergiebiges sprachmaterial sind, hat zuletzt das hübsche buch des Dänen Hugo Matthiessen, Gamle gade (vgl. Hans. geschbll. 1917, 444 ff) erwiesen. aber sie wollen in weitem rahmen, allseitig und umsichtig betrachtet sein, eine auspressung wie sie hier für die rechtsgeschichte versucht wird, vertragen sie nicht. der einen einleuchtenden erklärung des Hamburger *Rödingsmarktes* aus dem 'rügeding' — die ich freilich nicht nachprüfen kann — stehn aufser ein paar selbstverständlichkeiten allerlei unmögliche und zt. unglaubliche quälereien gegenüber, so namentlich eine breite ausführung über *Hundegasse* uä., in der alles etymologische elend neu wird was sich in den letzten jahren über den armen *Hundsrück* ergossen hat. E. S.

MISCELLEN

ERMINREKS TOD IN DER THIDREKSSAGA. Als Erminrek siech war, liefs er sich auf Sifkas rat den leib aufschneiden und so das fett herausziehen; davon starb er (Ths. cap. 417. Bertelsen II, 341). WHaupt hat dargelegt, dass der krankheitstod Erminreks junghistorische neudichtung sei, hervorgerufen durch das ende kaiser Heinrichs V (Zur nd. Dietrichsage s. 191. 269). nicht nur der krankheitstod in abstracto beruht auf historischen quellen, sondern auch die todes art: Dedo vGroitzsch, der markgraf der Niederlausitz und sohn Konrads des Grofsen, wurde im Jahre 1190 von könig Heinrich VI aufgefordert, ihn auf seinem zuge nach Apulien zu begleiten. *Qui itineris illius asperitatem et aeris qualitatem corpori suo, quia crassus erat, contrariam sciens, pro tollenda intestinorum arvina medico adhibito ventris incisione mortuus est, . . .* (Chronicon Montis Sereni MG. SS. XXIII, 163). eine zufällige übereinstimmung ist wol ausgeschlossen, und andere beispiele für diese pferdekur sind mir nicht bekannt. der fall beweist, dass nicht lange, bevor die Sachsen ihre sagenstoffe dem Norweger zutrugen, die zeitgeschichte noch einfluss auf die heldensage ausübte. auch die historischen ereignisse der zeit um 1125 mögen danach — wie schon WHaupt annahm — bereits in der zeit Lothars ihren weg in die nd. dichtung gefunden haben, nicht erst, nachdem sie sich im gedächtnis des volkes durch einen langen zeitabstand poetisch verklärt hatten. **W. Kienast.**

WURMSEGEN AUS KLAGENFURT. *Der aus Millstadt stammende sammelcodex* 109 *der hiesigen studienbibliothek (in der hauptsache papier,* bl. 173—213 *pergament) enthält* bl. 202—213 *den* 'Liber Innocentii papae de miseria hominis' in *hs. des 13 jh.s, und hier* s. 204^{b} *auf dem untern rande einen wurmsegen in unabgesetzten versen, gleichfalls von hand des frühen 13 jh.s. der text bietet immerhin einige varianten zu MSD* XLVII 2 (*vgl. bd.* II 276 ff).

Klagenfurt. **H. Menhardt.**

[I]ob lage in dem miste.
er rieph zv̊ dem heyligen christe.
er sprach so wol dir heiligir christ.
daz tv̊ in dem himmele bist.
[D]v̊ gebv̊ze herre disem menische. N.
der wrme durch die iobs pete.
di er zv̊ dir tet.
dv er zv dir sprach.
dv er [in] dem miste lach.
Dv̊ rv̊ffte iob in dem miste.
dv̊ uil heiliger christ.
herre die wurme sind tot.
si sint in dem namen [di]ner eren tot. Amen.

PERSONALNOTIZEN.

In Würzburg starb im juni 1920 66 jahr alt professor Oskar Brenner, der, von Konrad Maurer ausgegangen, sich besonders um die organisation der bairischen volkskunde verdient gemacht hat.

In Ludvig Wimmer († 29 april 1920) hat die germanische philologie einen ihrer altmeister verloren. vor mehr als 50 jahren hat er auf festen grundlagen die formenlehre der altisländischen sprache neu aufgebaut, im mannes- und greisenalter durfte er das monumentale runenwerk schaffen, das ihm und seiner dänischen heimat zu dauerndem ruhme gereicht.

Prof. Julius Petersen von Frankfurt wurde an die universität Berlin berufen. prof. Friedrich Panzer kehrt von Köln nach Heidelberg zurück. als ordentl. prof. der niederdeutschen sprache und litteratur geht oberlehrer dr Hermann Teuchert in Berlin-Steglitz an die univ. Rostock.

Zu ordentlichen professoren ernannt wurden der ao. professor dr Richard Weissenfels in Göttingen und der ord. honorarprofessor dr Ferdinand Wrede in Marburg.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle möglichst mit preisangabe alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 april bis 20 september 1920 sind eingelaufen:

Aufsätze zur sprach- und literaturgeschichte Wilhelm Braune zum 20. februar 1920 dargebracht von freunden und schülern. Dortmund, F. W. Ruhfus 1920. VII u. 403 ss. 8°. — 50 m.

J. Babbitt, Rousseau and romanticism. Boston, Houghton Mifflin comp. 1919. XXIII u. 426 ss. 8°. — 4 doll.

Die bilderhandschrift des hamburgischen Stadtrechts von 1497 im hamburgischen staatsarchiv. herausgegeben von der Gesellschaft der bücherfreunde zu Hamburg 1917. VIII u. 216 ss. fol. mit beiheft: Wörterverzeichnis zu dem hamburgischen Stadtrecht von 1497 von **Conrad Borchling.** 50 ss. fol.

L. Brun, L'Oriantes de F. M. Klinger, étude suivie d'une réimpression du texte de 1790. [Germanica, études et éditions.] Paris-Lille, Tallandier 1914.

S. Feist, Etymologisches wörterbuch der gotischen sprache mit einschluss der krimgotischen und sonstiger gotischen sprachreste. 2. auflage. lief. 1. A—D. Halle, Niemeyer 1920. 96 ss. 8°. — 10 m.

H. Fischer, Schwäbisches wörterbuch. 60. lieferung. Tübingen, H. Laupp 1920. — 4 m.

Th. Frings u. **J. van Ginneken**, Zur geschichte des niederfränkischen in Limburg = Zeitschr. f. dtsche mundarten jahrg. 1919 h. 3/4, s. 97—208 u. 2 karten u. 4 pausen. — 5 m.

A. Gebhard, Die briefe und predigten des mystikers Heinrich Seuse gen. Suso. nach ihren weltlichen motiven u. dichterischen formen betrachtet. Berlin, Vereinignng wiss. verleger 1920. XII u. 272 ss. 8°. — 20 m.

F. Genzmer, Edda. zweiter band: götterdichtung u. spruchdichtung. übertragen von F. G., mit einleitung und anmerkungen von A. Heusler [= Thule bd. II]. Jena, Diederichs 1920. 203 ss. 8°. — br. 7,50 m, geb. 13 m.

B. Golz, Wandlungen litterarischer motive: I Hebbels Agnes Bernauer. II Die legenden von den altvätern. [Arbeiten zur entwicklungspsychologie hrsg. v. F. Krüger. Veröffentlichungen d. forschungsinstituts f. psychologie in Leipzig nr. 5]. Leipzig, W. Engelmann 1920. 95 ss. 8°. — 6 m.

R. J. Gorsleben, Die Edda. heldenlieder, übertragen von R. J. G. München-Pasing, verlag Die Heimkehr 1920. 129 ss. gr. 8°. — 10 m.

K. Hentrich, Die besiedelung des thüringischen Eichsfeldes auf grund der ortsnamen und der mundart. Duderstadt, Mecke 1919. 24 ss. 8°. — 1,80 m.

C. Hessler, Vorgeschichte und besiedelung der umgegend von Cassel. ein beitrag zur heimatkunde unt. mitwirkung von Gust. Kossinna. Würzburg, Kabitzsch 1920. 67 ss. 8°. — 5 m.

R. His, Das strafrecht des deutschen mittelalters. I teil: Die verbrechen u. ihre folgen im allgemeinen. Leipzig, Th. Weicher 1920. 675 ss. 8°. — 54 m.

Islandica vol. XII. Modern icelandic by **Halldór Hermannsson**, Copenhagen, Höst og søn 1919. — 1 doll.

Jahrbuch der Goethe-gesellschaft. im auftrage des vorstandes herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 7 band. Weimar, verlag d. Goethe-gesellschaft, in comm. beim Insel-verlag Leipzig 1920. VIII u. 365 ss. 8°.

H. Jantzen, Literaturdenkmäler d. 14. u. 15. jahrhunderts. 2. aufl. [Sammlung Göschen 181]. Berlin, Vereinigg. wiss. verleger 1919. 151 ss. kl. 8°. — 2,40 m.

A. Kock, Svensk ljudhistoria. IV dl. 1 h. Lund, Gleerup 1920. 272 ss. 8°. — 12,30 m.

J. Körner, Die Klage und das Nibelungenlied. Leipzig, Reisland 1920. 71 ss. 8°. — 5,35 m.

W. Kroll, Geschichte d. klassischen philologie [Sammlung Göschen 367]. Berlin, Vereinigg. wiss. verleger 1919. 148 ss. kl. 8°. — 2,40 m.

Rostocker niederdeutsches Liederbuch vom jahre 1478. herausgegeben von **Bruno Claussen.** m e. auswahl der melodien bearb. von **Albert Thierfelder.** buchschmuck von Thuro Baltzer. Rostock, Hinstorff 1919. XXVI u. 80 ss. 8°. — 6 m.

W. Liepe, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. entstehung u. anfänge des prosaromans in Deutschland. Halle, Niemeyer 1920. XVI u. 277 ss. 8°. — 24 m.

E. Ludwig, Goethe, geschichte eines menschen. I bd. Stuttgart, Cotta 1920. XII u. 413 ss. 8°. — 23 m.

H. Maync, Detlev v. Liliencron. Berlin, Schuster u. Löffler 1920. 164 ss. 8°. — 13.75 m.

R. Much, Deutsche stammeskunde. 3 aufl. [Sammlung Göschen nr 126]. Berlin, Vereinigg. wiss. verleger 1920. 140 ss. kl. 8°. — 1,60 m. + 50 % tz.

Neophilologus. V jaarg. 3. 4. afl. Groningen, den Haag, Wolters 1920 s. 193—384.

Neuphilologische Mitteilungen (Helsingfors) 1920 nr 1/2—3/4.

E. Norden, Die germanische urgeschichte in Tacitus Germania. Leipzig, Teubner 1920. X u. 505 ss. 8°. — 30 m. + tz.

Ordbog over det Danske Sprog. andet bind. København 1920.

M. Ortner u. **Th. Abeling,** Zu den Nibelungen. beiträge und materialien. mit einem kärtchen, einer nachbildung des titels u. der schlusseite des Ermenrichliedes sowie 3 facsimiles von Nibelungenhandschriften [= Teutonia h. 17]. Leipzig, Basz & co. 1920. 203 ss. 8°. — 10 m.

Passiones vitaeque sanctorum aevi Merovingici ediderunt **B. Krusch** et **W. Levison** [Monumenta Germaniae historica. Scriptores rerum Merovingicarum tomi VII pars II]. Hannoverae et Lipsiae impensis bibliopolii Hahniani MCMXX. p. I—X. 441—902. 4°.

H. Paul, Aufgabe und methode der geschichtswissenschaften. Berlin, Vereinigg wiss. verleger 1920. 57 ss. gr. 8°. — 3,75 m.

Revue Germanique (Paris-Lille, Tallandier): Xième année nr 5, sept.—oct. 1914 (p. 545—626); XIième année nr 1.2 janv.—juin 1920 (p. 1—208).

S. Singer, Neidhart-studien. Tübingen, Mohr 1920. 74 ss. — 10 m. + 75 % tz.

S. Singer, Walther v. d. Vogelweide. [Schriften der Casino-gesellschaft in Burgdorf h. 2.] Burgdorf, Langlois & co. 1920. 24 ss. 8°. — 1,60 m.

Språk och Stil. XIX h. 3—5; XX h. 1. 2. Uppsala, Akademiska bokhandeln 1920.

W. Stammler, Geschichte der niederdeutschen litteratur von den ältesten zeiten bis auf die gegenwart. [Aus nat. u. geistesw. 815.] Leipzig, Teubner 1920. 128 ss. 8°. — geb. 3,50 m. + tz.

Henricus Stephanus, Der Frankfurter markt oder die Frankfurter messe. im auftrage der städt. Hist. kommission in deutscher übersetzung herausgegeben von **Jul. Ziehen.** mit 13 abbildungen u. dem marktschiff-gedicht vom j. 1596 als anhang. Frankfurt a. M., Diesterweg 1919. 82 ss. 8°. — 4 m.

Clara u. **William Stern,** Die kindersprache. eine psychologische u. sprachtheoretische untersuchung. 2 aufl. [= Monographien über die seelische entwicklung des kindes I]. Leipzig, J. A. Barth 1920. XII u. 429 ss. 8°. — 31,20 m.

Theod. Storms Sämtliche werke (hrsg. v. **Alb. Köster**) bd. 4 u. 5. Leipzig, Insel-verlag 1919. 336 ss. u. 316 ss. 8°. — je 9 m.

L. Wiener, Contributions toward a history of arabico-gothic culture. vol. II, New York The Neale publishing company 1919. 400 ss. 8°; vol. III, Philadelphia, Innes & sons 1920. XX u. 328 ss. 8° (u. 5 tables).

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften: Beiträge zur Forschung (oben s. 90), **Hildenbrand** (s. 91), **Muller** u. **Scharpé** (s. 94), **Rudwin** (s. 92), **Stemplinger** u. **Lamer** (s. 89), **Volckmann** (s. 96), **Vollmann** (s. 96).

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XL, 3. 4. april 1921

Cornell University Library. Catalogue of Runic literature forming a part of the Icelandic Collection bequeathed by Willard Fiske. compiled by **Halldór Hermannsson.** Oxford University press ... 1918. VIII, 2, 106 ss. 1 tafel. 4°.

Der katalog bietet — selbst abgesehen von einem gewanten, aber oberflächlichen vorwort und einem kurzen anhang über 22 zt. auch abgebildete runenmünzen, einen runenstab und 6 der beliebten kleinen runenstein-nachbildungen — mehr als sein titel verspricht; denn er enthält auch diejenigen einschlägigen bücher, aufsätze und anzeigen, welche die Cornell University Library aufserhalb der Fiske Icelandic Collection besitzt, ja es werden, bekreuzt, sogar einige arbeiten katalogisiert — mehr solche in anmerkungen erwähnt —, die einstweilen weder in der einen noch in der andern sammlung vorhanden sind, zu denen aber vorhandene in enger beziehung stehn. absichtlich fortgelassen sind nur verschiedene mythologische werke. was der allgemeinen sammlung angehört, ist — aufser anzeigen, die meist unsigniert unterhalb der angezeigten arbeit gegeben werden — an der nicht mit Ic beginnenden signatur zu erkennen. da die specialsammlung schon selber manches mehrfach und sehr viel sonderabzüge und ausschnitte aus solchen bänden enthält, die in der allgemeinen vertreten sind, ist der katalog noch dublettenreicher als die runologische abteilung (nr. 2168—2693) im Katalog over ... Wimmers Bogsamling (Kbh. 1912) oder die erste abteilung (nr. 1—565) der Collectio Runologica Wimmeriana (Kbh. 1915).

Betrachtet man den vorliegenden katalog und — obwol dies selbst für die Collectio ein zu strenger mafsstab — die beiden Wimmerschen als runologische bibliographieen, so muss man anerkennen, dass der vorliegende unvergleichlich reichhaltiger ist. wie weit sich das hier und das dort gebotene nicht decken, lässt sich aber gerecht nur unter starken vorbehalten ermitteln. das von Brate Ark. f. nord. fil. 36, 93 ausgesprochene ergebnis eines einseitigen vergleiches mit dem Katalog over ... Wimmers Bogsamling: 'Av de 526 numren i Wimmers ägo saknas 114 i Hermannssons katalog' ist schon deshalb unsauber, weil die 526

Wimmerschen nummern keine litterarischen oder bibliographischen, sondern bibliothekarische einheiten vorstellen, von denen zb. allein auf Wimmers — bei Hermannsson dublettenlose — Danske Runemindesmærker 21 (nrr 2451—2471) entfallen, und einige — zb. nr 2578 — bei Hermannsson zt. vertreten zt. unvertreten sind. auch den satz: 'Båda dessa förteckningar tillsammans torde inrymma så gott som all runlitteratur' kann ich nicht unterschreiben. eher würde ich zugeben, dass wer diese beiden kataloge um all die runologische litteratur ergänzte, die in der von ihnen gebuchten citiert ist, einen bis 1916 ziemlich vollständigen katalog zustande brächte.

Während bei Wimmer eine systematisch-sachliche ordnung angestrebt wird, ist Hermannssons oberstes ordnungsprincip das alphabetische. die leistungen des in ein alphabet von autoren, anonymen titeln, sachlichen stichworten, herausgebenden anstalten usw. eingereihten autors sind unter umständen danach gruppiert, ob er als alleiniger verfasser, als joint author, editor, joint editor, compiler, translator usw. auftritt, andernfalls aber chronologisch aufgeführt, uzw. nach dem jahr ihrer ältesten in der library vorhandenen ausgabe oder auflage. so begegnen unter Worm die ᚱᚢᚿᛅᛦ — oder, wie Hermannsson falsch liest, ᚱᚢᚺᛦ— vor den Fasti, weil von letzteren nur die zweite auflage vorhanden ist. aber dass De Avreo . . . Cornu erst hinter den Fasti usw. kommt, muss ein versehen sein. ein analoger fall s. 11 sp. 2, wo das jahr 1897 in das jahr 1899 hineinschneit, ist sogar ein potenzierter irrtum, da 1897 dort fehler ist für 1900. von Bures Monumenta kennt der katalog gar überhaupt nur die posthume ausgabe von 1664, übrigens auch diese nicht gründlich.

'Several titles are included here which in a fuller form are entered in the Icelandic Catalogue, and these are here marked with an asterisk'. danach dürfte der kurze artikel 'Hávamál (Rúnatals þáttr; Rúnakapítuli). *See* *Hávamál' um die letzten beiden worte noch zu lang sein. mäſsige verkürzung langatmiger titel ist harmlos. wenn aber zb. bei Daniel Bruuns '*Tværs over Kølen. Kjøbenhavn, 1899. 8⁰' unter anderm die angabe *Sep. repr. fr.* 'Den danske Touristforenings Aarsskrift' 1899 gespart wird, so ist demjenigen der Hermannssons Catalogue of the Icelandic Collection bequeathed by Willard Fiske nicht nachschlagen kann, wenig damit geholfen dass sie dort steht. welche notiz ist wertvoller: die bei Bruun gesparte oder die zu Wimmers Døbefont gemachte: 'Published on the centenary of Rask's birth and dedicated to his memory'?

Auf den anhang folgen zwei wie der hauptteil doppelspaltige indices: einer 'of reviewers and other names in the notes', der Rask zwar nennt, aber nicht mit der soeben angezogenen stelle, ortsnamen überhaupt nicht, und s. 91—105 ein subject-index, der unter 35 alphabetisch geordneten teils individuellen, teils gene-

rellen stichworten, wie einerseits 'Aakirkeby Font' und 'Runamo', anderseits 'Magic use of runes' und 'Scandinavian inscriptions in the longer futhark', das katalogisierte alphabetisch kurz, aber so dass man es vorn auffinden kann, widerholt; zuweilen, aber nicht oft genug, sogar ein und dasselbe unter mehreren stichworten. beweis dafür dass die unterbringung nicht ausnahmslos richtig, ist die setzung der in der Zs. f. ethnol. 31, s. (80—81) gedruckten Buggeschen notiz über Germanen auf Kreta unter das stichwort 'Gothic, German, and Burgundian inscriptions'. nicht einmal der Berliner Lokalanzeiger vom 3. märz 1898 hatte seine Germanen auf Kreta für Goten oder Deutsche oder Burgunden erklärt. gerade so wie die Stephenssche phantasterei, der anfang des ganzen Kretaspuks, gehört auch Bugges aufklärung einfach zur litteratur über den stein Liljegren nr 450 von Bellstad, also unter das stichwort 'Swedish inscriptions'. im allgemeinen sind die titel selbstverständlich richtig untergebracht, und aus der unterbringung ist für den laien manches zu lernen was er aus dem kataloge selbst nicht lernen kann, etwa dass die Hávamál mit runenzauber zu tun haben und mein aufsatz 'Held Vilin' mit dem stein von Rök; jedoch wer etwas zb. über die Freilaubersheimer spange sucht, findet diese weder als eines noch unter einem jener 35 stichworte, obwol vorn zu Riegers in der Zs. f. d. phil. 5 erschienenem artikel 'Eine neue runeninschrift' treffend bemerkt war: 'The Frei-Laubersheim brooch'.

Aber auch wenn jedes vorn erwähnte denkmal sein eigenes stichwort hätte, wäre der subject-index noch nicht einmal im kleinen das was dem forscher not tut, nämlich für jedes denkmal der nachweis nicht nur der arbeiten, sondern auch der stellen (seiten), wo von ihm oder einem teil von ihm, gleichviel aus welchem gesichtspunct und unter welcher überschrift, die rede ist.

Bergedorf 12. V. 1920. **Fritz Burg.**

Thule, altnordische dichtung und prosa hg. von prof. **Felix Niedner.** Jena, Diederichs. 8°.

2 bd: Edda II: Götterdichtung und Spruchdichtung. übertragen von **Felix Genzmer.** mit einleitung und anmerkungen von **Andreas Heusler.** 1920. 201 ss.

4 bd: Die geschichte vom weisen Njal. übertragen von **Andreas Heusler.** mit einer karte. 1914. 392 ss.

6 bd: Die geschichte von den leuten aus dem Lachswassertal. übertragen von **Rudolf Meissner.** mit einer karte und einer stammtafel. 1913. 232 ss.

9 bd: Vier skaldengeschichten. übertragen von **Felix Niedner.** 1914. 265 ss.

Genzmers Edda hat nach 8 jahren durch die übertragung der götterlieder und gnomischen gedichte ihren abschluss erfahren. zum ersten mal erhalten damit auch diese denkmäler

eine deutsche form die ungetrübten künstlerischen genuss ermöglicht. bisher konnte der germanische altertumsfreund doch nur ganz allgemeine vag mysteriöse stimmungseindrücke oder trockene belehrung davontragen. durch Genzmer kann er lernen, jedes einzelne lied und seinen dichter als künstlerisches individuum einzuschätzen. alle töne und figuren der so vielgestaltigen altnordischen poesie erklingen hier in ungetrübter echtheit wider; die übersetzung weifs der derb geradlinigen schlichtheit des Thrymliedes gerecht zu werden wie den barocken schnörkeln der Hymisquida, und die mystische dämmerstimmung der Völuspa lässt sich in ihr recht wol unterscheiden von der gewollt anspruchsvollen dunkelheit ihrer jüngeren nachahmung. natürlich ist noch nicht alles gleich auf den ersten wurf endgültig gelungen, das Thrymlied zb. zeigt, dass das einfache sich schwerer nachbildet als das complicierte. aber im ganzen ist Genzmer jedem vorwurf und jedem stile gewachsen. am echtesten, am isländischsten und eddischsten dünkt mich seine fähigkeit zum lakonismus, namentlich zum gnomischen. die sprachkraft, mit der er ohne künstelei und undeutschheit die sinnsprüche in einen unglaublich silbenknappen rahmen zwängt, kommt den genialsten nachbildnerischen leistungen gleich die wir aufzuweisen haben. wider zeigt er sich, theoretisch der typenlehre völlig fernstehend, praktisch dem Sieversianer Gering in genauer einhaltung der silbenzahl weit überlegen.

Man mag diese übersetzung aufschlagen wo man will, überall bewundert man das walten feinsten künstlerischen tactes. *ár vas alda* mag mit 'In der urzeit wars' ganz leidlich widergegeben sein, gröfsere wucht und stimmung birgt Genzmers: 'Urzeit wars'. was Herder 'Machtworte' nannte, kühne, ungewöhnliche aber sprachechte composita, prägt Genzmer hier mit besonderer meisterschaft, nur manchmal durch das original angeregt, im übrigen durch das instinctive gefühl geleitet, dass die nhd. kunstsprache dergleichen bildungen besonders begünstigt: 'des Weltbaums Wurzeltiefe'; 'der Harmapfel'. der brunnen Völ. 28 ist ihm 'der märchenreiche' — sicherlich keine verfälschung des einfachen *mæri* des or. den richtigen mittelweg zwischen treue und freiheit weifs G. stets zu finden. warum mit Gering der stelle Thrymsqu. 28 steife und kraftlose treue wahren: 'Der As' ist des Hammers beraubt'? — 'Mein Hammer ist gestohlen!' — das trifft die sache. sehr discret ist G. in der beibehaltung oder einführung von archaismen. es ligt kein grund vor, Thrymsqu. 6 sich den stab *mǫrom* — *mǫn* im deutschen entgehn zu lassen, weil 'Mähre' jetzt einen anderen sinn gewonnen hat. weniger glücklich finde ich Völ. 2: 'Weifs von Riesen, weiland gebornen'. hier berühren wir zugleich ein rythmisches problem.

Ich wünschte bei jeder übersetzung stabreimender denkmäler einen grundsatz besser berücksichtigt, als gewöhnlich und auch

hier geschieht: der stab sollte viel ausschliefslicher logische gipfelsilben schmücken. es ist bekannt, dass das altgerm. sprachgefühl teilweise andere logische betonung verlangte als das unsere: mafsgebend hat für den übersetzer das nhd. empfinden zu sein. bei G. trifft man gar zu viele abweichungen von diesem grundsatz, auch wo das original keine anregung dazu bietet. 'Weifs von riesen, weiland gebornen' forderte eigentlich einen *r*-stab; würklich nötig wäre er in fällen starken declamatorischen nachdrucks: 'Bald sitzen Riesen im Saal Asgards'. es stört mich aber auch: 'Sie schritten zu Freyas schönem Hof' — das ist die typische nordische reimverbindung des schmückenden adjectivs. G. hat offenbar gefühl dafür dass sie unnhd. ist, denn stellenweise vermeidet er sie: *þá var grund gróin grœnom lauki* = 'Grüne Gräser im Grund wuchsen', oder trefflich: *vara sandr né sǽr né svalar unnir* = 'Nicht Sand, nicht See noch Salzwogen'.

Ein anderes desiderat, das den versbau betrifft: G. ist nicht immer ganz glücklich in der gestaltung der verscäsur und baut manchmal selbst etwas papierne verse, offenbar im bestreben nicht unter der zulässigen silbensumme zu bleiben. wenn es Thrymsqu. 1 heifst: 'Und umsonst seinen || Hammer suchte' — so wird jedes lebendige lesen hier die cäsur verrücken und das wort 'seinen' als auftact zum 2 halbvers nehmen. an einem vers 'und umsonst' nahm G. mit recht anstofs; dieser ligt aber gar nicht in der dreisilbigkeit, sondern in der declamatorischen unmöglichkeit: 'Und umsonst' = [notation]. letztere wird aber nicht behoben, wenn man list: 'und umsonst seinen' = [notation]. die lesung: [notation] ist doch wol nicht beabsichtigt. ähnlich ligt der fall Völ. 2: 'Die einstmals mich || auferzogen'. da scheint freilich gemeint: 'Die einstmals mich' = [notation] — was mir aber bedenklicher scheint als [notation] — und statt dieser lesung setzt man doch vom nhd. standpunct aus besser: 'Die einstmals || mich auferzogen'.

Möge die zweite zehntausendschaft dieser Edda, die hoffentlich in bälde ausmarschieren wird, diesen zweierlei rythmischen anstöfsen bessernde aufmerksamkeit zuwenden. sie bedarf dessen allerdings nicht erst, um eine meisterleistung zu werden.

Dringt das buch in weite kreise, so wird das allerdings ebensowol verdienst des erläuterers sein. eine schwierige tactfrage hat Heusler vorzüglich gelöst: das übermafs von anmerkungen das andere ausgaben belastet, verekelt den genuss; die dunkelheit die ein unerläuterter text zurückliefse, würde ihn aufheben. H. hat geschickt die mitte innegehalten; in der übersetzung ist freilich schon vorgearbeitet, indem sie manches

heiti durch den schlichten personennamen ersetzt. wenn man jetzt die erläuterungen nachlist, so stört weder antiquarischer kram, noch ungelöste rätselhaftigkeit. die einführungszeilen sind kurze nachhilfen, sie dienen trefflich dazu, das auge des lesers zu schärfen, so dass er die dichterische eigenart durch das fremdartige gewand hindurch erkennt.

Die anordnung, ebenfalls durch H. beraten, scheint nach s. 4 ff auf stilistisch-compositorischen kriterien aufgebaut; wie billig, da der Codex regius nicht mafsgebend zu sein brauchte und die relative chronologie so wenig feststeht. die Völ. hat ihren compendienhaften, sie zur einleitung qualificierenden charakter verloren, da Müllenhoffs athetesen durchgeführt sind. auch sonst erscheinen willkürlich und spät hergestellte sammelgebilde aufgelöst. man sollte nicht glauben, wie gut sich diese einzelstrophen mit ihrem nunmehrigem selbständigen dasein abfinden, so die schöpfungsstrophen der Völuspa, die in ihrer vereinzelung viel lapidarer würken und zu intensiverer würdigung anleiten, als wenn sie in einem unpassenden zusammenhange misbehagen erregten. —

Der wunsch den ich in meiner ersten recension Thules ausgesprochen habe: es möge sich ein im höchsten sinne gewissenhafter und zielbewuster nachschöpfer auch des altnordischen prosastils finden, hat sich in dem augenblicke verwirklicht in dem Heusler aus der mehr dienenden rolle des erläuterers in die des dolmetschs eintrat. seine Njalssaga ist ein document hingebenden nachbildnerfleifses und grofser feinhörigkeit. die hauptschwierigkeit beim übersetzen aisl. prosa ligt ja wol in der widergabe jener wortsparenden, geschliffenen reden, die mit einer gewissen lässigkeit herauskommen müssen, ohne dass die prägnanz darunter leiden darf. *vitiđ ér þat* = 'da seht selbst nach' — *ekki verđr af oss* = 'mit uns ist nichts los' — es mag mühe genug gekostet haben, bis diese formulierungen gefunden waren, und doch merkt man von dieser mühe nichts mehr. vielleicht ist bei den aufs äufserte pointierten wechselreden zwischen dem todgeweihten Gunnar und seiner frau noch nicht überall die letzte schärfe mit ungezwungenheit gepaart: *hefir hverr til sín agǽtu ǫkkut* = 'jeder hat seinen Anspruch auf Berühmtheit'. aber wo fände man bei solchem text des feilens ein ende?

Heuslers übersetzung und die darin ebenbürtige, geschickte und gewissenhafte Laxdœla Meifsners lassen der objectivität dieses stils volles recht widerfahren und sehen von jeglichem retouchieren nach modernem erzählergeschmack ab. was ich darunter versteh, zeige ein beispiel aus der übertragung der Gunnlaugssaga durch Niedner. *Gunnlaugr þreifađi þá þegar í hǫnd honum ok mælti: Veit mér nu þetta, segir hann* = 'Da fasste Gunnar sofort seine Hand und bat: Gewähre mirs trotzdem'. es soll aber die treffliche lesbarkeit der Niednerschen übertragung

dadurch nicht in den schatten gestellt werden. er hat sich auch wider als sprachkräftigen skaldendolmetsch bewährt. doch sei die zusammenfassende würdigung deutscher drottkvættstrophen verspart, bis wir einen sammelband skaldischer gedichte besitzen. die mitteilung einiger dichtungen derart im eddischen mafse durch Genzmer bedeutet hoffentlich keinen verzicht.

Von den einleitungen ist die Heuslers an fruchtbaren gesichtspuncten besonders reich. Meifsner gibt dem leser einen sehr brauchbaren leitfaden durch das geschlinge der geschehnisse an die hand und erfreut durch die kritische einstellung gegenüber dem werke, dessen ungleichheiten und widersprüche der leser ebenso unterstrichen findet wie seine künstlerischen vorzüge. auch in diesem gänzlichen mangel an schönfärberei ligt ein fortschritt gegenüber einzelnen früheren bänden der Thulesammlung, die jetzt jeden schatten billiger und verflachender popularität aus sich entfernt hat.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Die Edda: Heldenlieder übertragen von **Rudolf John Gorsleben.** München-Pasing. verlag Die Heimkehr 1920. 127 s. 8°. cart. — 10 m.

Soeben kommt mir noch ein versuch der nachdichtung eddischer lieder in die hand. es gehört mut dazu, so bald nach Genzmer von neuem an die aufgabe heranzutreten. an seiner übersetzung gemessen findet sich hier rückschritt über rückschritt. die glatten stabenden langzeilen Gorslebens, die nach willkür strophisch gegliedert sind, haben keine spur von altgermanischem rhythmus in sich, und auch die fähigkeit oder bereitwilligkeit zur differenzierung der einzelnen liedstile geht ihm völlig ab. da auch wortwahl, wortstellung etc. ihrer eigenart entkleidet und durch individuelle wunderlichkeiten entstellt sind, kann höchstens von einer sehr freien nachdichtung die rede sein und nicht von einer gewissenhaften übertragung, die vom originale eine lebendige und wahre vorstellung gäbe. die souveränität der textbehandlung erschwert auch das urteil darüber, ob G. das nötige philologische rüstzeug mitbringt. den verdacht mangelnden sprachlichen verständnisses erweckt gar manche stelle. wenn es im lied von Wieland s. 15 heifst, dass Hervor 'Wieland sich neigend den weifsen Hals' bot, so ist das wol eher falsche übersetzung als willkürliche trivialisierung des originals, in dem nicht das mädchen den weifsen hals zeigt, sondern der elbische held. die übertragung des plurals *alvitr (ungar)* = 'Die Allweis (vor allem)' klingt ebenfalls verdächtig. und so noch vieles. im ganzen ist den heldenliedern hier kein gefallen geschehen. und doch werden sie ein popularisierendes experiment derart leichter verzeihen als die götterlieder, die noch in aussicht stehn.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Germanische syntax V. Germanische konjunktionssätze von **B. Delbrück.** [Abhandlungen der philol.-hist. klasse der Sächs. ak. d. wiss., bd. XXXVI, nr. IV] Leipzig, Teubner 1919. VI und 80 ss. gr. 8⁰.

Wie in seinen früheren arbeiten zur germanischen syntax vergleicht B. D. in dieser abhandlung mit vorsicht und umsicht den sprachgebrauch germanischer dialekte an einer reihe alter denkmäler, um so das gerüst gemeingermanischen satzbaues deutlicher herauszuheben oder zu vervollständigen. die vorliegende untersuchung berührt sich eng mit den forschungen des vf.s über den germanischen optativ im satzgefüge (PBBeitr. 29), deren quellenmaterial für das altisländische sich verbreitert hat und deren ergebnisse vertieft werden.

Der reiche stoff ist nach den conjunctionen gegliedert. der vf. behandelt zunächst im umfangreichsten I. cap., ausgehend von got. *ei, þei* und *þatei* die *dass*-sätze, nimmt sich II. die abhängigen fragen und III. die bedingungssätze vor, untersucht sodann in ihren dialektischen entsprechungen die conjunctionen: IV. *swe,* V. *than,* VI. *miþþanei,* VII. *sīþan,* VIII. *þande,* IX. *hwande,* X. *nu,* XI. *thoh,* XII. *und, unte* und verwantes, wendet sich XIII. kurz zu einigen einzelsprachlichen erscheinungen (aisl. *nær*, ags. *þȳ lǣs,* aisl. *sīđr*, *alz*) und endet im XIV. cap. mit einer seine bisherigen untersuchungen zusammenfassenden allgemeinen betrachtung über den haupt- und nebensatz. ich muss es mir versagen, von den vielen einzelbeobachtungen des vf.s zu berichten; ich beschränke mich darauf, die hauptergebnisse herauszuschälen. dem kundigen wird die folgende darstellung gelegentlich andeuten, wo der vf. von anderen auffassungen abweicht, wenngleich ich es nicht ausspreche.

Die frage der moduswahl in abhängigen sätzen wird zunächst geklärt bei der behandlung der *dass*-sätze. die untersuchung setzt hier vor allem ein bei den explicativ- oder inhaltssätzen, die nach den verben des wollens, wähnens, wissens, sagens usw. (§ 2—7) die im hauptsatz leer gebliebenen stellen des subjects oder objects ausfüllen oder auch prädicatsnomina inhaltlich ergänzen. die moduswahl ist gemeingermanisch abhängig vom sinne des hauptsatzverbums, wie zusammenfassend über die indirecte rede festgestellt wird (§ 11, s. 18, 19). bleibt, um mit meinen worten das ergebnis zu umreifsen, die tatsächlichkeit des *dass*-satzes irgendwie in der schwebe, mag er nun gewollt, gesollt und gewähnt, mag er ungläubig oder ohne bejahende stellungnahme erwähnt sein, so dringt der weitgewordene optativ ein. da aber nur wenige nebensätze in optativischen hauptsätzen ihren letzten geschichtlichen ursprung haben, wird es zur frage, wie der optativ der indirecten rede sich zu der ihm eigentümlichen bedeutung entwickelt. ausdrücklich und für mich zu stark lehnt der vf. ab, dass der optativ in diesem

weiten gebrauch aus dem potentialen optativ des germ. hauptsatzes stammen könne, da dieser 'ein gefühl der unwirklichkeit' nicht ausdrücke (s. 19). die verba des wollens haben naturgemäſs einen volitiven optativ nach sich. von diesem falle ausgehend sucht D. zu zeigen, wie in geschichtlicher entwicklung dieser nach seiner ansicht ursprüngliche gebrauch des optativs sich erweitert, indem bei den verben des wähnens ein in ihnen erhaltenes wunschgefühl verblasst und der optativ dem nebensatz nur den charakter der ungewissheit gibt, indem anschlieſsend nach den verben des sagens der sprecher des hauptsatzes dem inhalt des *dass*-satzes gegenüber seinen glauben zurückstellt und somit diese sätze den verben des wähnens folgen. der optativ entfaltet sich also für den vf. zum optativ der indirecten rede erst in der abhängig gewordenen periode auf dem wege der modusverschiebung. auch für die abhängigen fragen gilt es, dass der modus 'von der gedankenstimmung des redenden' (s. 37) abhängt. ihr optativ wird daher entsprechend aus der indirecten rede abgeleitet, wenn auch für das got. wenigstens der vf. anlehnung an die deliberativen optative der hauptsätze für möglich hält (s. 38, 39). für die einem comparativ sich anschlieſsenden *than*-sätze (§ 25) gilt die nicht ganz unverbrüchliche regel, dass der indicativ die handlung als tatsächlich gibt und zwar meist nach negativem hauptsatz, dagegen der optativ nur als vorgestellt und zwar meist nach positivem hauptsatz.

Wie altgerm. haupt- und nebensatz zueinander gestellt werden, darüber belehrt eine durchsicht der altisl. und ags. sprachverhältnisse (s. 72—74). die nebensätze folgen ursprünglich durchaus dem hauptsatz an zweiter stelle. selbst bedingungssätze stehn in beiden dialekten häufiger nach als vor. dem widerspricht nicht dass parataktische bedingungssätze stets vorausgehn, da nur so sie als bedingende sätze fassbar sind (§ 21).

Mit der entstehung der conjunctionen beschäftigt sich der vf. besonders angelegentlich. ich gebe hier kurz wider, wie D. ganz allgemein die unterordnung, die zum nebensatz führt, verständlich macht und wie er die begriffe parataxe und hypotaxe festlegt (s. 71, 72). zwei sätze können verbunden oder unverbunden nebeneinanderstehn; eine 'aus haupt- und nebensatz bestehende periode' entsteht erst durch einen zusammenschluss zu innerer einheit, die als verschmelzung bezeichnet wird. diese 'verschmolzenheit' tritt sodann ihrerseits in einem parataktischen oder hypotaktischen ausdruck in erscheinung. die entstehungsweise aller conjunctionalen nebensätze, die unmittelbar oder mittelbar auf unabhängige sätze zurückgehn, lässt sich daher in eine formel fassen, da der 'gleiche vorgang' sich widerholt: mit der verschmelzung wird das 'begriffliche verhältnis der satzgedanken mehr oder weniger deutlich' 'in das in der satzfuge

stehende adverbium hineinempfunden' (s. 78). das gilt zunächst für diejenigen conjunctionen, die nach begründeter, aber nicht allgemein geltender auffassung auch bereits die spitze des zweiten satzes einnahmen, bevor sie 'kennwörter' des nebensatzes wurden, wie *ibai* (§ 17), *þan* (§ 24), *þande* (§ 28), *nu* (§ 30) usw. wie früher betont der vf. urgerm. herkunft des got. *ei* (§ 1), in dem er eine form des idg. stammes *i̯o* sieht (s. 23). ich kann hier nicht näher darauf eingehn. die tatsache dass man im ganzen das westgerm. relat. auch ohne die annahme eines gemeingerm. *ī erklären kann, ist sicher nicht ausreichend, um *ī als urgerm. zu verwerfen. dem entsprechend denkt sich der vf. die entstehung von *þatei* etwas anders als die von *ibai, þan* usw. (vgl. seine abhandlg. über das germ. relat.). **þat* gehört nach ihm ursprünglich dem hauptsatze an, wächst sodann mit urgerm. **ei* zu *þatei* zusammen, das schon urgerm. **ei* 'teilweise verdrängt' (§ 13a). dieselbe verschiebung aus dem ersten in den zweiten satz trifft nach ihm *miþþanei* (§ 26) und *sīđan* (§ 27). anders ligt es bei den conjunctionen die durch präpositionen hindurch sich entwickelt haben, wie *ūtan* (§ 20) und *und* (§ 31), da hier eine entstehung des nebensatzes aus unabhängigen sätzen ausgeschlossen ist. die *than*-sätze die einem comparativ folgen, werden gleichfalls nicht aus hauptsätzen hergeleitet (§ 25). der vf. geht von der demonstrativ-bedeutung aus. als ursprung gelten ihm satzgebilde von der erschlossenen form: *mein bruder ist älter, dann (komme) ich.* der conjunctionale satz wird sodann analogisch zum vorhandenen nebensatzschema ausgebildet. die erklärung befriedigt mich mehr als die bisherigen versuche, dem modus dieser sätze beizukommen. dass der gebrauch von *hvārt* (§ 18), des mit *swe* gebildeten allgemeinen relat. (§ 23), des aisl. inf. praet. (§ 15), sowie des acc. c. inf. (§ 16) erklärt wird, darauf sei wenigstens hingewiesen.

Abschliefsend stellt D. die merkmale zusammen die den germ. nebensatz auf grund der vorausgegangenen untersuchungen kennzeichnen (s. 72—77). gemeingerm. erfasst man den nebensatz an folgenden puncten: 1) stellung nach dem hauptsatz als regel, 2) im allgemeinen einführung durch conjunctionen, 3) endstellung des verbums als gefühlte eigenschaft des nebensatzes, 4) optativ als zeichen der unterordnung, 5) consecutio temporum, 6) personenverschiebung. parataktische nebensätze haben natürlich keinen anteil an 2) und 3). bei parataktischen bedingungssätzen fällt auch 1) weg; sie macht nur satzton und erststellung des verbums kenntlich.

Cassel-Wilhelmshöhe. **Friedrich Neumann.**

Van den Vos Reinaerde. naar de thans bekende handschriften en bewerkingen critisch uitgegeven met eene inleiding door dr **J. W. Muller**, hoogleeraar aan de rijksuniversiteit te Utrecht [Koninklijke vlaamsche academie voor taal en letterkunde]. Gent, W. Siffer; Utrecht, A. Oosthoek 1914. LIX u. 123 ss.

Critische Commentaar op Van den Vos Reinaerde. naar de thans bekende handschriften en bewerkingen uitgegeven door dr **J. W. Muller**, hoogleeraar aan de rijksuniversiteit te Leiden. Utrecht, A. Oosthoek 1917. IX u. 367 ss.

Mullers Reinaertausgabe und -commentar schliefst sich würdig den grofsen kritischen leistungen der Lachmannschen schule an. aus dem gegensatz zu F. Buitenrust Hettemas Reinaertarbeiten erwachsen, mit dem M. sich noch in der diplomatischen ausgabe von A (Comburg-Stuttgarter hs.) zusammengefunden, den er aber bei der ausarbeitung des erläuternden ergänzungsbändchens (beide, 1903 bezw. 1909, in den Zwolsche Herdrukken) infolge anderer grundanschauungen verlassen hatte, führt der commentar auf 14 einleitenden seiten den kampf um die berechtigung kritischer ausgaben. er ficht tapfer für die 'deutsche methode', für stemma, reimkritik, sprachliche, stilistische und rhythmisch-metrische untersuchung der hss. und anschliefsende reconstruction des normalisierten archetypus (Franck hat sie in die ndl. philologie eingeführt) und wendet sich, nicht grundsätzlich und eigensinnig-verschlossen, aber doch die auswüchse scharf beim schopfe fassend, gegen die vertreter der akritischen, der exegetischen methode, die am liebsten nur mit parallelausgaben arbeiten und sich, ohne textkritik, mit der deutung des überlieferten zufrieden geben möchten; die widergewinnung des archetypus halten sie jedenfalls für unmöglich, ja betrachten die kritisch-normalisierende ausgabe als ein zerrbild der urfassung, unwahrer denn die hss. (kampf der beiden richtungen auf dem Groninger philologentag!). gleich M. gebe ich dem kampf dieser stürmer gegen die hyperkritik und die überschätzung der reimuntersuchungen recht. aber gerade M.s gesamtleistung ist der beste beweis für die berechtigung der gemäfsigten deutschen methode, vor allem wenn man BHettemas arbeit daneben hält: hier, im ergänzungsbändchen, die kritiklose vergötterung jeder marotte der hs. A, dort ein besonnenes, sorgsames wägen und neufügen auf grund der gesamten überlieferung. auf M.s text darf man die worte anwenden, die Verdam bei gelegenheit von Francks Alexanderausgabe Anz. IX 386 geschrieben hat: der dichter (Maerlant-Willem) würde zufrieden sein.

Vielleicht geht M. noch einmal daran, die beiden richtungen wenigstens im Reinaert versöhnend zu einen und damit seine Reinaertarbeiten, sein lebenswerk, zu krönen: paralleldruck der hss. von R. I (original): A (Comburg), F (Dyck) und R. II (umarbeitung): B (Brüssel), dazu der kritische text; unter dem text L (Balduinus lat. übersetzung von R. I), E (Darmstädter bruchstücke von R. I), D (Cambridger bruchstücke von R. II), P (prosa

von R. II), kaum aber das ndl. volksbuch; neben der fortsetzung von R. II nach B auch C (Haager bruchstück von R. II). dazu die schon jetzt dem text vorausgehnde einleitung über tiermärchen, -fabel und -epos, die ausgezeichnete charakteristik des originalen Reinaert (ein musterstück ndl. literarischer darstellung) und das capitel über das spätere fortleben, 'Reinaerts nazaten'; aber bei der übernahme vor eine grofse ausgabe dürfte die bibliographie in fufsnoten nicht fehlen, schon jetzt vermissen die studenten sie. endlich 1. ein kritischer, 2. ein sachcommentar und 3. ein wörterbuch; B.Hettemas leistung kann nur als sehr flüchtig hingeworfene vorarbeit zu 2 und 3 angesehen werden; M. hat nach seinen andeutungen eigne vorarbeiten so gut wie abgeschlossen. der R. wäre würdig einer solchen tat, und M., der berufenste, scheint dazu entschlossen (er ist zudem der glückliche besitzer einer genauen abschrift von B). nur zieh ich die paralleldrucke dem geplanten umfangreichen variantenapparat vor; zudem könnte M. sich die kritische ausgabe von R. II sparen; die übereinstimmenden verse der franz. und ndl. vorbilder würde ich in einen anhang verweisen.

Der vorliegende stattliche kritische commentar ist ein mächtiger schritt zum ziele, und so zunächst nur ein grofser wurf, kein abschluss. verhältnismäfsig glatt gerundet ist das capitel über das gegenseitige verhältnis der R.hss. und -bearbeitungen. M. erlebt die freude, das gegen teWinkel Literaturblatt 6, 228 mit glück verteidigte resultat seiner diss. von 1884 nach dem auffinden von E (1889) und F (1907) bestätigt zu sehen. er hatte LB auf hss. derselben gruppe geführt, die vielfach von der A-gruppe abwich. auch EF, miteinander übrigens sehr eng verwant, gehören zur A-gruppe, und so bleibt die gruppierung AF(E) >< LB nach wie vor die grundlage aller textkritik, auch trotz Franck Zs. 52, 285 ff, der A, F(E), L, B unabhängig nebeneinander stellt, dabei F auf kosten von A überschätzt, so wie BHettema umgekehrt in A eine sorgsame abschrift von Willems cladde sehen will. (da seine ganze arbeit auf eine exegetische verherrlichung von A angelegt war, ist ihm die entdeckung von F augenscheinlich ungelegen gekommen; er bringt es fertig über F 1909 den stab zu brechen, bevor Degering 1910 den vollständigen text publicierte!) A scheint M. s. 15 eine sorgfältige fläm. abschrift einer ziemlich schlechten vorlage, F eine nachlässige abschrift einer ziemlich guten vorlage; F soll gleich B (s. 22) eine holl., zumindest eine 'nördliche' abschrift sein. der textkritische ausgangspunct AF(E) >< LB behauptet sich gegen allseitige sorgfältige prüfung: es ist unwahrscheinlich, 1. dass L mehrere R. I-hss., eine der AF(E)-gruppe und eine die gegen R. II (B) lief, oder auch das frz. original (Ren.) einsah; 2. dass R. II mehrere R. I-hss., Ren. oder gar L benutzte; 3. dass zur erklärung von fällen wie AL >< FB, AB >< FL, A >< FB, F >< AB

hss.-kreuzung statt zufallspiel anzunehmen ist. es ist somit möglich, einen stammbaum (s. 36)[1] und feste kritische hauptregeln aufzustellen (s. 37—40). wer wagt es, dem erprobten meister zu widersprechen? ich habe in der tat bei viermaliger verarbeitung in seminar und übungen keine schlagenden einwände finden können. nur sollte M. die vollständige charakteristik von L, die vollständige sammlung übereinstimmender verse aus dem afrz. Ren., dem mhd. Reinh. und den mnl. romanen (gleiche oder ähnliche verse in mnl. romanen, ein beitrag zur geschichte des epischen stils im mnl.: das wäre überhaupt eine lohnende aufgabe!) schleunigst in der Tijdschr. veröffentlichen, ohne rücksicht auf die notwendigkeit eines erneuten abdrucks in einer 2. auflage; diese muss unter allen umständen die vollständige liste der stellen AF(E) $\asymp$ LB enthalten, am besten mit den gegen einander stehnden lesarten, wie denn überhaupt alle combinationen mit vollständigen stellen- und lesartenverzeichnissen vertreten sein sollten, unbeschadet der näheren behandlung der einzelnen verse im fortlaufenden commentar.

Das umfangreiche capitel 'Grammatisch-lexikologische textkritik' (s. 41—157) bildet den schlussring einer kette M.scher arbeiten. nachdem er früher über die sprache von ABF, Martin und LWillems über die von E gearbeitet hatten (ich stimme M. s. 48 in der kritik an Willems zu: E ist südndl., von der limb.-brab. grenze, näheres nach abschluss der unten angekündigten geldernschen arbeit), führt er jetzt den vergleich zwischen A und F zum zweck der orthographischen und sprachlichen fixierung des originals. obgleich er auf erschöpfende darstellung somit verzichtet, ja F, die in dieser hinsicht wertlosere hs., meist nur kurz, oft zu kurz abtut, ist das ganze capitel doch ein äufserst wertvoller beitrag zur mnl. sprach- und geistesgeschichte. endlich! endlich ein energischer versuch das mnl. sprachleben zeitlich und dialektisch fester zu fassen. das glanzstück bildet die abhandlung über die fem. subst. auf *-e*, insbesondere über den gen. dat. sg. auf *-e* oder *-en* (s. 79—98), verbunden mit einem excurs über die rection der präpositionen. ich stimme M. zu, vor allem auch auf grund eigner, gleichlaufender arbeiten an der gesamten Karl und Elegastüberlieferung. die reime *-e* : *-en* hat er mit gutem recht beseitigt, der beweis ex silentio (fehlen des typus *varen* inf. : *openbare* adv.) hat vollen wert, vgl. auch Franck Zs. 52, 287 fufsn. 1; wer sie auf grund der *n*-verflüchtigung für unanstöfsig hält, vergisst dass der *-n-* die *-e*-apokope parallel ging, die typen gen. dat. *soene* 'sühne' und *sonnen* 'sonne' auf diesem wege also kaum zusammenfallen konnten. dass trotz des allmählichen zusammenfliefsens der beiden typen

[1] B darin 1425 datiert gegen 1475 s. 19 u. s. 20, wonach sie mit P (1479) gleichaltrig ist; Martin s. VII erstes drittel des 15 jh.s nach dem katalog der Brüsseler bibliothek.

(die geldernschen urkunden bei Nijhoff, 1286—1500, haben nach den feststellungen meiner schülerin ETille *-en* im gen. dat. im allgemeinen durchgeführt bis auf die *-nisse, -inge, -onge*-fälle, die im gen. überwiegend *-e*, im dat. concurrenz zwischen *-e* und *-en* zeigen) dem R. und damit dem älteren mnl. noch deutliche reflexe der alten regulären verhältnisse zuzuerkennen sind, ist eine schöne rechtfertigung der bei den grammatikern des mnl. üblichen getrennten darstellung. das capitel 'Doppelformen' enthält vor allem genaue untersuchungen über die mnl. advv. und andere partikeln (selbst über die verteilung von *ne* oder *en*, negationspartikel), die ebenfalls mit meinen sammlungen zusammentreffen. und schliefslich bildet die lexikologische untersuchung der hss. A und F (tabellen s. 133—137) den ersten versuch einer mnl. wortgeographie; nur bin ich keineswegs überzeugt, dass wir ostfläm.-holl. gegensätze vor augen haben. ich neige dazu, F gleich E in die südöstlichen Niederlande zu setzen, will mich aber vor vollendung der erwähnten geldernschen arbeit nicht festlegen; vgl. vorläufig Zs. 56, 281 über *onnen* 'gönnen' in FE, *gonnen* in B, zwischen dem holländisch-rheinischen *g-* fügt sich auch das *g-* der gesamten geldernschen urkundenüberlieferung des 14/15 jh.s ein. ob man übrigens 1ra—120ra der hs. F, Maerlants Naturen Bloeme enthaltend, von gleicher hand, aber mit charakteristischen sprachlich-orthographischen abweichungen, bei der entscheidung so ganz vernachlässigen darf?

Ich hätte im einzelnen seite um seite eignes beizufügen; aber ich übergebe das meiner Karl und Elegastarbeit oder den im druck befindlichen untersuchungen zu den südndl. mdaa. nur dies: die bedeutungsdifferenz zwischen *sochte* und *sachte* (s. 57) kennt die mda. von Nevele b. Gent (*zǫxt(ə)* 'weich, sanft anzufühlen', *zaxt* 'sanft von gesinnung und im handeln'). in dem gesamten südndl. gebiet habe ich für 'morgen' subst. (dessen vocalismus übrigens mit dem adv. in der dialektliteratur zusammengeht) nur in Waes, 'int soete lant', und zwar in Basel, die *a*-form *maret* belegen können, andere orte in Waes haben *morge(n)t*. die orthographische scheidung zwischen gedehntem *ē*, *ō* und langem *ê*, *ô*, nacheinander von JGrimm, Martin, Jonckbloet, Franck preisgegeben, fordert M. mit vollem recht und unter begründetem verweis auf sämtliche südndl. mdaa., jeder zukünftige herausgeber muss sie beherzigen (s. 57 ff. 63 ff). *-eel* (s. 60) aus afrz. *-el* (typus *casteel* Tijdschr. 7, 12) ist in den südndl. mdaa. in der tat mit altem *ê* zusammengefallen. *Willam* (s. 61) ist eine frz. dialektform: *Wilheames, Wilheame* Lüttich 1270. 1279, *Gillame* Belgisch-Luxemburg (St-Hubert) 1272, *Willames* Vogesen 1288, *Willame* Anglonorm. 1286 bei Schwan-Behrens, Afrz. gr.[10], Lpz. 1914, III s. 106. *z* statt *s* im anlaut (s. 70) hab ich in andern hss. vielfach nur nach vorhergehendem sonoren ausgang angetroffen. eine *damme Odierne et sez fis sires Giles* (s. 71 zu

Ogerne) finde ich bei Schwan-Behrens III s. 20 Lüttich 1236 (aus Bormans-Schoolmeesters Cartulaire de l'église St-Lambert de Liège, I Bruxelles 1893, s. 360 f); Meyer-Lübke weist mich auf OSchultz Toblerfestschrift, Halle 1895, s. 198 'altfrz. *Odïerne*, *Hodïerne*', der zahlreiche nordfrz. belege bringt, meistens mit *H-* (vgl. F *Hogerne*), und von einem germ. **Audigerna* ausgeht; *Odierne* sei halb gelehrt, der volkstümliche reflex müsse *Ogerne* sein; *-g-* in R. *Ogerne*, *Hogerne* könnte auch aus kreuzung von *Odierne* und *Ogier* hervorgegangen sein. *ẑmandérə* 'manducare' s. 72 ist in ndrhein. mdaa. und auch mir persönlich ganz geläufig; vergleichen sich mit dem *s* von F *mansieren* heutige südndl. aussprachen wie *zyst* 'juste', *züəzəf* 'Josef', *sǭrl* 'Karl', *sarlǫtə* 'Charlotte' (*s*-substitution für den unbekannten *š*-laut)? die bevorzugung von *conde*, *begonde* in F R. I[a] (hs. F, R. I 1. dichter, den ich durch a, dessen fortsetzer ich durch b charakterisiere, die sigel AB werden, wenn auch übergrofs gedruckt, allzu leicht mit den sigeln der hss. zusammengeworfen) gegenüber den ausschliefslichen *st*-formen in F R. I[b] und dem weit überwiegenden *st* von A, hat M. Tijdschr. 31, 198 noch vorsichtig dem nach seiner meinung holl. schreiber von F zuweisen wollen; die *nd*- und *st*-formen sind ihm jetzt feste unterschiede zwischen a und b (s. 75; auch 1724 wäre gleich 943 nach AF 953. 1729 consequent *conste* zu schreiben). die wichtige rolle die den formen damit in der dichterfrage zukommt (vgl. auch Kloeke Tijdschr. 38, 45 ff), macht ihre genaue geophraphische untersuchung zur pflicht. heute kommt nach dem zuverlässigen, leider so wenig benutzten Jellinghaus § 33 s. 81 die *st*-form dem geschlossenen complex Flandern, Brabant, Limburg, Rhein.-Niederfranken, Westgeldern, Utrecht, Südholland, Seeland zu, einrahmende fortsetzungen der *nd*-form sind Nordholland, dem gesamten friesischen (vgl. auch Grdr. I² s. 1328) und dem anschliefsenden sächs. gebiet von der Ems- bis zur Ruhrmündung eigen, dann wider dem rip. im süden und südosten des *st*-complexes; ins fries. sind nach Jellinghaus *st*-formen eingesprengt, ins südndl. *nd*-formen nach meinen aufzeichnungen, die im übr. in verbindung mit der dialektliteratur (Westflandern, Aalst, Antwerpen, Leuven, Tongeren, Roermond, Maastricht, Eupen, Dülken, Mülheim-Ruhr, Elten-Bergh: dies an der rhein.-ndfränk.-sächs. grenze *kos* neben *kon*) die gruppierung von Jellinghaus bestätigen. und in älterer zeit? keine genaue untersuchung des gesamten fläm.-brab. gebietes: Leendertz Floris s. XCVII constatiert flüchtig *nd* neben *st*. nur am ndl. ostrand sehen wir einigermafsen klar: Limb. Serm. Kern § 204 s. 146. § 217 s. 160 *st*, *nd* bei 'beginnen', durchgängig *conste*, éin *conde*, Kerstine und Servatius *st* und *nd*, doch im reim, gleich Eneide und Statutenboek, nur *nd*, gegen die mda., aber übereinstimmend mit dem rip., während fragment E mit *conste* 2715. 3124 (Martin), Floyris *consten* und

gl. Lips. *be[ge]gunsta* sich trefflich in das limb.-rhein.-ndfrk. *st*-gebiet einfügen; die geldernschen urkunden des 14/15 jh.s (centralpuncte Nijmegen, Arnhem, Zutfen) haben *nd* bis auf zwei *konste* in herzoglichen urkunden von 1355, 1371. vor abschliefsender untersuchung der älteren fläm.-brab.-holl. überlieferung und vor der combination ihrer resultate mit den heutigen verhältnissen halt ich urteile und schlüsse bezüglich A, F und der R. I^{ab}-frage für verfrüht; betreffs der schwierigkeit des gesamten *st*-problems verweise ich auf Franck Zs. 46, 329 '*consta* im Heliand'.

Der abschnitt 'Eigennamen' (s. 103 ff) ist ein wertvoller beitrag zur frage der frz.-ndl. beziehungen im 13—15 jh. in der überlieferung der tiernamen kämpfen zwei strömungen, eine frz.-litterarische und eine ndl.-volkstümliche, so zb. im namen des wolfes *Isengrijn* (AL) und *Isengrijm* (FEB, darnach auch in PHR, letzteres sigel = Reinke de Vos). gegen das original, das der volkstümlichen tradition nur zweimal im reim (: *rijme*) nachgibt, gegen die fläm. hs. A, die selbst an diesen stellen die frz. *n*-form schreibt, hat die aufserfläm. überlieferung consequent die *m*-form, ein sicherer beweis, dass im 14/15 jh. das ndl. volk noch auf grund alter, heimischer tradition von den tieren erzählt hat. immerhin überwiegt die frz. tradition (ca. 30 frz. : ca. 10 ndl. namensformen), dagegen sind die ca 20 personennamen durchweg ndl., 'echt vlaamsche kerels', fürwahr eine hübsche beobachtung. dass die frz. namen des Reinaert, die nicht im Renart vorkommen, für fortbildung frz. tiererzählungen unter den höheren fläm. ständen zeugen, leuchtet mir nicht ohne weiteres ein: sind sie nicht eher individuelle schöpfung des gelehrten dichters, den die mittelalterliche fabel und naturgeschichte, die Physiologus- und Bestiaireweisheit (ähnlich Balduinus, Campbell 870 ff) zur einführung des einen oder andern tiers anregte?

Die behandlung der syn- und apokopierbaren *e* ist gewis eine schwere frage. ich kämpfe damit jedesmal wenn ich mnl. verse kritisch schreibe und rhythmisch-laut lese. aber M. sollte nicht zögern, die sätze von s. 50 (vgl. auch s. 75 f, 127 f, 144 f) zum gesetz zu erheben: man sei nicht ängstlich im schreiben alter formen ohne synkope und apokope, voller betonter statt pro- und enklitischer formen; die sprache lebte nicht auf dem pergament, sondern im munde der dichter; die buchstaben sind nur claviatur, über deren polierung die papierphilologen die musik vergessen; 'beim vortrag stellen sich von selbst die nötigen synkopen, apokopen, elisionen, pro- und enklisen ein', und ich möchte Verriest oder Streuvels, dessen R. ich leider nie gesehen habe, einmal M.s text lesen hören. mir klingt immer die starke w o r t g r u p p e n b i l d u n g der fläm. mdaa. ins ohr, wo die kleinen redeteile oft nur noch in sandhierscheinungen widerzufinden sind; ein naiver schreiber der eignen fläm. mda. aber wird sie, durch

die materie, durch feder, tinte, papier und die so langsame hand aus dem rhythmus gehoben, buchstabierend und pausa- statt satzformen malend, nur schwach oder gar nicht zum ausdruck bringen; selbst der nachschreibende phonetiker verzweifelt, wenn er, den genauen lautwerten nachspürend, den sprecher zwingt aus dem lebendigen rhythmus zu fallen, und aus den ursprünglichen gruppen- und sandhiformen sich gröfsere und gröfsere lautcomplexe, pausaformen, herausrecken sieht: seine aufzeichnungen werden ein gewirr aus satz- und pausaformen, schwankend zwischen den unendlichen möglichkeiten zweier extreme, unregelmäfsig wie eine regellose hs. die vielfach volleren formen von F können dialektisch sein (die energie der wortgruppenbildung nimmt in den südlichen Niederlanden von westen nach osten, von Flandern nach Limburg-Ripuarien ab, aus den nördlichen Niederlanden fehlen mir alle erfahrungen), können aber auch alt sein und aus dem original stammen; sie sind dann entweder als obligatorisch-lange sprechformen im anschluss an die feierlich und breit ausladende rede mit pausaformen vom dichter bewust gesetzt, da zur versfüllung oder zum sinnvollen nachdruck als nötig erachtet (A hätte dann in den kürzeren formen den heute evidenten tendenzen der volkstümlichen prosarede gefrönt), oder aber sie sind als facultativ-lange, aus der pausarede oder schrifttradition hinüberwechselnde schreibformen vom dichter oder abschreiber geschrieben und beim vortrag im natürlichen redelauf gekürzt worden. sie können schliefslich auch das ergebnis grammatischer reconstruction sein (zur gesamtfrage vgl. auch Schückings Beowulfaufsatz PBBeitr. 42, 359). wir müssen diesen fragen zeile um zeile nachgehn und die metrisch-rhythmischen Reinaertprobleme nunmehr, auf M.s text gestützt, energisch angreifen. je nach dem resultat müssen wir, ohne zu bangen, längere formen auch einmal da einführen wo die hss. sie nicht haben, wo aber der rhythmus sie fordert und die überlieferung sie an ähnlich oder gleich gearteten stellen womöglich auch bietet. den frz. vers darf man dabei nicht aus dem auge lassen.

Die überlangen oder überschweren verse machen keine grofse sorge; bei den senkungsarmen oder bei den überkurzen dreihebern ist zu untersuchen, ob der dichter nicht künstlerische effecte beabsichtigt, die den besonderen inhalt oder die besondere situation herausheben. am ende der ersten anklage die Isengrijn spricht, tritt der meister über rhythmik und metrik besonders deutlich hervor. zahllos sind Reinaerts verbrechen an Isengrijn:

91 *Ware al dat laken paerkement*
Dat men maket tote Ghent,
Men ne ghescrevet niet daer an,

vier hebungen, regelmäfsiger wechsel von hebung und senkung. dann Isengrijns selbstgefällige grofsmut:

94 *Díes swíghic nóchtán*,

ein gedrungener hauptsatz, vier hebungen, nur éine senkung; eine glänzende formelle einkleidung der geschwollenen heuchelei, des mühsam gebändigten grimms (vgl. auch 1851 f die senkungsarme einführung der 'dame Hawi', des schafes, die verteilung von *Hawi* auf zwei reimende hebungen im versschluss). schon im nächsten vers durchschlägt der elementare hass blitzartig die maske:

95 *Ne wáre mijns wíves láchter*
Ne mách niet blíven áchter,
Nó verswéghen no ónghewróken,

zwei ungewöhnliche dreiheber, alle hemmungen fallen und die familienschande wird im letzten vierheber vor die öffentlichkeit und den kadi gezerrt. dann ein reimbruch.

Gleich der metrik und rhythmik harrt auch der stil des R. des untersuchers und darstellers. dafür entschädigt reichlich der kritische commentar im engeren sinne (s. 158—365), der die rechtfertigung der textgestaltung und damit schliefslich die grundlage aller höheren kritik bildet; er enthält zugleich ein gut stück exegese. naturgemäfs werden nicht alle varianten zur discussion gestellt, man muss also die abdrücke von A und F immer zur hand haben, ein mangel dessen M. sich bewust ist und dem die oben verlangte grofse ausgabe hoffentlich bald abhilft. (der mangel ist umso fühlbarer als A vergriffen ist). vorsicht und umsicht, geschmack und tact, pietät gegen die überlieferung und fester mut zu kühner conjectur und reconstruction, all die philologentugenden vereinen sich zu einer muster- und meisterleistung. ich gesteh, ich würde den text an vielen stellen anders gestalten; mir fehlt hier der raum für die begründung meiner abweichungen, und ich möchte sie zudem von der ersten bis zur letzten zeile noch einmal im feuer der seminardiscussion härten, eh ich sie in besonderer abhandlung vor die öffentlichkeit bringe. aber wenigstens eine stellungnahme zum prolog und damit zur zweidichterfrage wird man von mir verlangen, nachdem Braune Beitr. 41, 100f. 351f und Kloeke Tijdschr. 38, 34 ff M.s standpunct bekämpft haben. mit Braune und Kloeke les ich gegen Muller und Franck in 5 *onvulmaket*, in 6 *vulscreven*, und damit folge ich auch ihrer auffassung von 4 und 6—8. aber auch dann liefse sich noch Mullers ansicht (Willem der dichter von a, Aernout von b) halten, ja 8 *In dietsche dus hevet begonnen* will doch wol sagen, dass das unmittelbar folgende, also a Willems eigentum ist: Braune s. 100 und Kloeke s. 50 unterdrücken das *dus*. immerhin brauchte man auch das nicht wörtlich zu verstehn, und die sonstigen gründe die beide vortragen, lassen sich schwer entkräften. auch die einheit des gesamtprologs wird man dann hinnehmen müssen, wenn auch widerstrebend und nur durch Kalffs parodistische ausdeutung beruhigt. darf man

das *konde*-kriterium mit den nördlichen beziehungen des a-dichters — *Portaengen, Pollanen, Portegael* — verknüpfen? übrigens verkennt der streit, ob ndl. dörfer, ob Bretagne, Polen, Portugal gemeint sind, den witz der in der doppeldeutigkeit steckt: welt und dorf, der rahmen des ritterromans und der dorfnovelle sind mit genial spottender treffsicherheit in die gleichen namen zusammengepresst. nur macht mich an M.s plein-air-erklärung 295 stutzig: *Tússchen Portáengen énde Pollánen:* die versbetonung, die (neben dem gleichen an- und auslaut) gewollte harmonie der namen nach farbe und betonung der *o, a*-vocale, wird durch das ndl. dorf *Pórtengen* nicht erfüllt.

Bonn. **Th. Frings.**

Die lieder Reimars des Alten. tl. I—III von Carl von **Kraus.** [Abhandlungen der Bayer. Akad. d. wiss., philos.-philol. u. histor. klasse. bd. XXX, 4. 6. u. 7. abh.] München, Franz in comm. 1919. 90, 67, 83 ss. 4°.

Der I teil unterzieht die einzelnen unter Reinmars namen überlieferten lieder einer eindringenden kritik in bezug auf ihre echtheit, die zusammengehörigkeit der strophen jedes tones, die strophenfolge und notwendige textbesserungen. das ergebnis ist, dass von den in MFr. unter Rugge aufgenommenen und von den nur in E(e) unter Reinmars namen überlieferten liedern keines echt ist, von den allein in C überlieferten werden nur 2 Reinmar belassen, sein eigentum wird danach auf insgesamt 35 lieder eingeschränkt. Kr. geht darin noch über Erich Schmidt hinaus, mit dem er sonst in der bestimmung des unechten wesentlich übereinstimmt. doch folgt er ihm nicht in der zuweisung pseudoreinmarschen gutes an Heinrich vRugge. dabei lehnt Kr. nicht nur Burdachs über MFr. hinausgehnde zerlegungen von strophen eines tones in verschiedene lieder ab, sondern er fasst in jedem einzelnen falle sämtliche strophen eines tones zu einem liede zusammen, wobei die überlieferte, bzw. die in MFr. gewählte strophenfolge manche änderung erfährt. im übrigen schliefst sich Kr. mit seiner textkritik dem stande der überlieferung entsprechend bei Reinmar in viel weiterem umfang als bei Morungen den handschriften und dem texte von MFr. an, obwol im einzelnen manches anders hergestellt wird. dagegen weicht er in der bestimmten reihenfolge die er den liedern zuweist, erheblich von der überlieferung ab. schon im I teil hat er jedem liede seine von der handschriftlichen anordnung unabhängige nummer gegeben, die begründung dafür gibt der II teil. die wörtlichen und inhaltlichen beziehungen zwischen den liedern, die er mit 5 bis 35 bezeichnet hat, verbinden diese nach seinen darlegungen zu einer fortlaufenden reihe, welche die entwickelung eines grofs angelegten liebesromans darstellt. von diesem cyclus scheiden sich

die lieder 1—3, die einem kurzwährenden glücklichen verhältnisse gewidmet sind, während der 'roman' tatsächlich nur verschiedene stadien eines erfolglosen liebeswerbens behandelt. mit nr 4 wird die Totenklage der herzogin von Oesterreich bezeichnet. um ihr, der säule der chronologie von Reimars lyrik, in dieser die richtige stelle anzuweisen, gibt Kr. eine übersicht über die rhythmischen schemen der lieder nach ihrer soeben festgestellten reihenfolge unter berücksichtigung gewisser dem aufbau der lieder dienenden reim- und stilmittel und weist in der dadurch gewonnenen reihe formaler entwicklung der Totenklage ihren platz an. er glaubt das gedicht mit ziemlicher sicherheit in die nähe von nr 23 setzen zu dürfen, sodass also die nummern 1—3 und 5—20 vor den sommer 1195, die feststehnde abfassungszeit der Totenklage, fallen würden. der III teil unterzieht das verhältnis Walthers zu Reinmar einer erneuten prüfung und gibt den vollständigen text der echten lieder Reinmars, zwischen die an den betreffenden stellen die bezüglichen streitlieder Walthers eingeschaltet werden.

Kraus ebenso kunstvoll angelegte wie ausgeführte untersuchung sucht über seine vorgänger vor allem durch die erweiterung des beobachtungsmaterials in einer bestimmten richtung hinaus zu kommen. für Heinrich vRugge hatte schon Erich Schmidt auf die 'responsionen' hingewiesen. während er sie als ein besonderes merkmal des Ruggeschen stils feststellen und kritisch verwerten zu können glaubte, hatte Burdach sie auch für Reinmar wenigstens in dem umfang in anspruch genommen, dass es misslich sei, sie für die zuweisung eines liedes an Rugge oder an Reinmar zum kriterium zu machen (RuW. s. 93 f.). beide gelehrte verstanden unter responsionen die beabsichtigte widerholung einzelner wörter, wortverbindungen oder sätze am anfang, am schluss oder auch im innern verschiedener strophen desselben gedichtes; für beide ist es eine gelegentlich auftretende stilerscheinung, die auch einmal das reimwort umfassen kann, ohne dass diesem umstande von ihnen besondere bedeutung beigelegt wäre. dazu kommt dann die wideraufnahme gewisser wörter und wendungen von einem gedichte zum andern, auf grund deren schon Schmidt einen bestimmten kreis von liedern aussonderte, in denen er einen teil des liebesromans zwischen Reinmar und seiner dame sich abspielen sah.

Kr. hat nicht nur diese beobachtungen erheblich vermehrt, er hat auch den begriff der responsion beträchtlich erweitert, indem er ihn auf die widerkehr desselben reims in verschiedenen strophen eines liedes oder auch in verschiedenen liedern, ja auch auf grammatische abwandlungen im reim und auf die übereinstimmung eines waisenausganges mit dem reim irgend einer strophe ausgedehnt hat. er hat damit den seinerzeit von Giske (Zs. f. d. ph. 18) in seiner abhandlung über die 'körner' beschrittenen

weg weiter verfolgt. auch Giske hatte schon über den eigentlichen begriff des korns hinaus auch die ungeregelte widerkehr desselben reims in verschiedenen strophen eines liedes mitbehandelt. seine bezüglichen feststellungen wurden von der forschung wenig berücksichtigt, wol weil man sie in der hauptsache als zufallserscheinungen ansah. Kr. ist auch über Giske noch weit hinausgeschritten, indem er in allen jenen verschiedenen arten und abarten der reimresponsion beabsichtigte strophenbindungen sieht, die ihm bei Reinmar noch in viel stärkerem maſse als bei Morungen zu wichtigen kritischen hilfsmitteln werden. sie helfen ihm die zusammengehörigkeit der strophen, ihre zusammenfassung zu einem liede beweisen. da sie auch zwischen verschiedenen liedern vorkommen, so helfen sie auch die nähere zusammengehörigkeit einzelner lieder und damit die liedfolge bestimmen. und weil sie sich nach Kr.s meinung mit ausnahme der beiden ältesten lieder in jedem Reinmarschen liede finden, so dienen sie ihm wesentlich mit zur scheidung zwischen echt und unecht. eine prüfung von Kr.s aufstellungen wird sich daher zunächst besonders mit der stichhaltigkeit dieses kriteriums zu beschäftigen haben. meine bezügliche untersuchung leg ich in dem gleichen hefte der Zeitschrift vor (58, 205 ff). hier kann ich nur deren ergebnis mitteilen. so dankenswert es ist, dass Kr. einmal die erscheinung der reimwiderholungen und reimanklänge bei Reinmar bis in ihre verstecktesten winkel verfolgt hat, so übertrieben sind doch die folgerungen, die er aus seinen scharfen beobachtungen für Reinmars kunst und für die kritik der unter seinem namen überlieferten gedichte gezogen hat. er hat die erscheinung auch da noch als kunstmittel bewertet, wo eine kunstwahrnehmung ausgeschlossen ist, und er hat nicht genügend berücksichtigt, dass dieselben bequemen reime meistgebrauchter wörter, an welchen seine bindungen im wesentlichen haften, massenhaft auch in fällen auftreten, in denen eine beabsichtigte bindung nicht in frage kommen kann.

Für die kritik haben jedenfalls die scharf eindringenden inhaltsanalysen und manche beobachtung zu R.s sprachgebrauch die uns Kr. darbietet, mehr bedeutung als jene reimbindungen. es freut mich Kr. in der darlegung und beurteilung des gedankenzusammenhanges zwischen den strophen ein und desselben tones gegenüber dessen zerlegung in einzellieder vielfach an meiner seite zu sehen. weshalb ich freilich nicht soweit mit ihm gehn kann, dass in allen fällen die strophen eines tones zu einem einzigen liede zusammenzufassen seien, habe ich in der erwähnten abhandlung über die strophenbindung dargelegt. auch die scheidung zwischen echt und unecht wird durch seine haarscharfen und fein durchdachten zergliederungen des gedankengehaltes der fraglichen lieder vielfach gefördert. manchmal freilich wird die zergliederung zu einem unbarmherzigen zerfasern

und zerpflücken, das mir nicht immer berechtigt scheint. bei dem kritischen strafgericht über das bisher Reinmar allgemein zugeschriebene und handschriftlich gut verbürgte lied 168, 30 ist aufser acht gelassen, dass freude und *trûren* im sinne der höfischen gesellschaftslehre zu fassen sind. warum sollen die leute aus der gesellschaft dem dichter nicht vorwerfen, dass ihn diese höfische freude verdriefse (*beträge*), wo Walther 98, 1 sogar klagt, dass den jungen *freude sô rehte wê tuot?* und wie Walther sie ermahnt *freude* zu *minnen*, so fährt Reinmar mit der versicherung fort, dass sie, die freude, nicht die *frouwe*, ihm *liep und wert* sei nach wie vor, so sehr sich auch seine gegner darüber ärgern müssen. und nur von diesen ist auch nach der alten durchaus berechtigten auffassung in der letzten strophe die rede. die *frouwe* wird nirgend erwähnt.

Auch im folgenden lied schiefst Kr.s abfällige beurteilung doch über das ziel hinaus. so ist gegen seine beanstandung des *muoz* 169, 13 zu sagen, dass vor dem liebesleid des dichters eben alles andre leid verstummen muss, und zu 169, 15f, dass es sich um ein spiel mit dem begriff des *guotiu mære*-sagens handelt, das einmal als leistung des dichters zu verstehn ist, sodann als gute botschaft bezüglich eines endes seiner liebesnot, die ihm die liebste gegenleistung seiner zuhörer sein würde. die widerholung *gesage-sagen* ist also absichtlich.

Dass 192, 27 *sol ich des ich niht enkan beginnen* eine törichte rede sei, kann ich nicht finden. warum soll einem nicht zugemutet werden, etwas zu beginnen das man nicht versteht?[1] auch zu 193, 7 ist das *kan* am platz, wenn man es mit 'versteht' übersetzt. dem manne von einer so vortrefflichen lebensführung wie ér sie versteht, vermag kein weib etwas zu versagen. dass str. IV dieses liedes *lange wesen* im sinne von *iemer wern* gebraucht wird, ist doch nichts auffälliges. ich finde unter allen gewis erwägenswerten bedenken gegen die zuweisung dieses liedes an Reinmar doch schliefslich kein durchschlagendes. jedenfalls ist es restlos aus Reinmarschen reimmaterial aufgebaut.

Das folgende, 194, 22, hat ja formale besonderheiten. für den anfang, der eine anknüpfung erfordert, scheint mir die an die unter Johannsdorf überlieferten strophen 92, 35 ff desselben tones (s. meine anmerkung dazu in MFr.) nach wie vor erwägenswert. das *wan ich enkan niht mêre* wird verständlich und verständig wenn man es in dem sinne 'denn ich kann nichts weiter' auf das *gesorgen* v. 24 bezieht, von dem ja auch noch v. 25 u. 26 handeln. das *fröun* v. 29 ist ebenso wie das *frô werden* 34 und die *fröiden*, die sein publicum begehrt v. 36, wider auf die höfische kurzweil zu beziehen, an der er ehedem in guter stimmung (v. 30) tätig teilnahm mit seinen vorträgen und für die er auch vielleicht wider zu haben sein würde,

[1] vgl. dazu jetzt auch Jellinek PBBeitr. 45, 72.

wenn man ihn *schône huote*, in freundliche obhut nehmen, dh. gut behandeln und gut versorgen wollte. daran schliefst sich dann die mahnung, wie sehr die *fröide gernden* seinen verlust und damit den seiner *guoten rede* einst bereuen würden, gut an. im folgenden spielt er mit den worten *guot* und *übel*. die ihn jetzt so leicht entbehren zu können glauben, wollen für *sô guot* gelten, sind's aber nicht, weil sie seiner *sô übel* gedenken[1]. das gedicht Reinmar zuzuschreiben trag auch ich bedenken. jedenfalls tritt es aus dem sicher R.schen kreise, den Kr. ausgesondert hat, heraus durch die strophenform, durch einzelne wendungen und auch wol durch die spielmännisch begehrliche andeutung. aber für so unverständig halt ich es nicht wie vKraus. auch andere gedichte fügen sich nicht in diesen kreis, die es zweifelhafter erscheinen lassen, wie weit man über ihn hinaus verschiedenartige erzeugnisse R.scher kunst in verschiedenen perioden seiner dichtung zugestehen soll. das stricte urteil 'echt' oder 'unecht' scheint mir auch mit den durch Kr. verschärften mitteln nicht in jedem falle möglich, und im einzelnen glaub ich noch manches anders auslegen und bewerten zu sollen als er.

Für die bestimmung der reihenfolge der lieder dienen natürlich zunächst die citate des einen im andern als grundlage, und hier sind die frauenlieder MFr. 178, 1. 177, 10. 186, 19 (Kr. 22. 30. 33) von besonderer bedeutung, weil sie auf bestimmte äusserungen in den liedern des dichters bezug nehmen und weil aus ihnen bestimmte stellen wider in anderen seiner lieder herangezogen werden. um sie gruppiert sich demnach ein kreis, den schon Erich Schmidt seiner hauptlinie nach gezogen hat und in dem sich zweifellos eine bestimmte folge gewisser äusserer und innerer begebenheiten im verhältnis des dichters zu seiner *frouwe* abspielt, also ein stück liebesroman in liedern. hatte schon Paul die wörtlichen bezugnahmen zwischen Reinmars liedern durch manchen nachweis vermehrt, so will jetzt Kr. durch aufspüren neuer beziehungen dieser art den bereich dieser lieder und damit jenen poetischen liebesroman um ein beträchtliches erweitern. inhaltlich bildet dessen mittelpunct schon bei Schmidt eine *rede*, in der der dichter zu kühne wünsche geäufsert hat. die *frouwe* will ihn nur unter der bedingung widersehen, dass er sich *der rede begebe*. er lehnt diese bedingung mit entschiedenheit ab. er sagt in einem andern liede, da seine *rede* ihm keinen lohn eingetragen habe, so werde er kein lied mehr singen, wenn die geliebte es ihm nicht befehle. das versetzt diese nun in eine peinliche lage: unterlässt sie diesen befehl, so muss sie die feindschaft der ganzen höfischen welt fürchten, die sie um ihren kunstgenuss bringt, aber eine *rede* zu lassen muss sie ihn nach

[1] auch dieses gedichtes nimmt sich jetzt Jellinek aao. s. 74 f an. seine deutung des eingangs befriedigt mich nicht, während ich den an hs. E anknüpfenden besserungsvorschlägen meist beistimmen kann.

wie vor bitten — jenen verwegenen wunsch. darüber neue klagen des dichters. es steht doch immer noch so wie in der zeit wo er sagte, dass er kein lied mehr singen wolle. und nun entschliefst sich die *frouwe* in einem dritten ihr in den mund gelegten liede, das verbot jener *rede* zurückzunehmen, denn sein bitten ist ihm doch lieber als sein verstummen; einen realen erfolg wird seine kunstreiche *rede* ja doch nicht haben. das ist nun natürlich nicht was der sänger gewünscht hat, und so schliefst er mit erneuter trauer über sein langes vergebliches werben. dass zu diesem abschluss auch das von Schmidt nicht zugezogene lied 35 und zwar als letztes gehört, hat Kr. gezeigt; zugleich hat er einzelne der lieder besser geordnet. er hat aber auch die fäden dieser liebesgeschichte weiter zurückverfolgt und sie zunächst an Reinmars berühmtes preislied (Kr. 16. MFr. 165, 10) angeknüpft, das Reinmar selbst ebenso wie Walther in seinem berühmten nachruf als *rede* bezeichnet. dies habe auf die *frouwe* einen solchen eindruck gemacht, dass sie ihn gefragt habe, was das für eine *genâde* sei, die er von ihr begehre (Kr. 23 II. MFr. 160, 24); hierauf habe er sich 'zu rückhaltlos geäufsert'. zur strafe sei ihm der zutritt zu ihr verboten worden, worauf nicht nur in den liedern des schon von Schmidt bestimmten kreises, sondern auch schon in dem liede MFr. 171, 32 f (Kr. 17) bezug genommen werde, indem hier die worte der frau *ich wart noch nie von im gejaget* in verbindung mit R.s frage MFr. 180, 22 *sol mich daz* (mein besuch bei ihr und mein wunsch) *verjagen?* zu deuten sei: 'ich wurde noch nie von ihm verjagt, aber er von mir'. und weiter zieht dann Kr. diese hauptfäden, die er mit schwächeren durchwebt, nach rückwärts durch 10 lieder des hoffens, harrens und werbens bis zu nr 5 MFr. 173, 6, das er für den beginn des liederromans hält. wenn würklich dies lied an die spitze gehört, so, glaube ich, müste der anfang dieses romans verloren sein. denn vom kennenlernen, der ersten annäherung, dem anerbieten des dienstes und was sonst dazu gehört, erfahren wir nichts; dagegen gebraucht R. hier wie im folgenden liede wendungen, die schon auf ein längeres werben zurückdeuten (173, 6. 11; 174, 1 f. 12 f. 19 f. 22. 30. 35). und dies werben kommt auch in den anschliefsenden gedichten nicht vom fleck. nur nr 9 MFr. 156, 10 zeigt ihn plötzlich auf der heimkehr aus der fremde, völlig sicher der freuden die ihn bei einem geliebten weibe erwarten, wenn er sie nur gesund widerfindet. es ist durch eine kluft vom vorhergehnden getrennt und ich versteh vollkommen, dass Schmidt u. Burdach es zu den liedern einer vor dem 'roman' liegenden zeit glücklicher liebe zählen, für die Kr. nur die drei ersten in MFr. übriglässt. auch die frauenstrophe 156, 1 (Kr. 10, V) fällt ganz aus dem roman heraus. wie soll der dichter hier die frau genau denselben sinnlichen herzenswunsch bekennen lassen, dessen äufserung sie

ihm nach lied 17 und den späteren noch so furchtbar übelnimmt, dass sie ihn 'verjagt', ihm die rede verbietet usw. und auch das bei Kr. folgende lied MFr. 201, 33, in dem der liebende sänger den unerfahrenen jüngling markiert, passt nicht als glied des ganzen an die zugewiesene stelle. auch in so mancher auslegung der späteren lieder seines cyklus, wie zb. der deutung des erwähnten *gejaget* 172, 7 kann ich Kr. nicht beipflichten. bei seiner scharfsinnigen deutung und berechtigten betonung des preisliedes bleibt doch die art wie er es im einzelnen mit der rede-angelegenheit verbunden denkt, recht problematisch. der umstand dass neben der beziehung der *rede* auf R.s dichtung auch die auf den mündlichen verkehr mit seiner dame mehrfach unumgänglich ist, erschwert die sichere verwertung des wortes für die liederfolge. die bedenken gegen die beweiskraft der reimwiderkehr für die verknüpfung einzelner lieder hab ich an andrer stelle begründet. beziehungen zwischen Reinmarschen liedern auch ausserhalb des Schmidtschen kreises hat Kr. aufgezeigt. aber den beweis für den zusammenhang des ganzen kreises von 31 liedern als eines lyrischen romans hat er m.e. doch nicht erbracht. es gilt für die gedanken- und wortverknüpfung zwischen diesen liedern, namentlich für die der reihe 5—15, vielfach dasselbe wie für die reimverbindungen in und zwischen ihnen: es ist in zu weitgehendem mafse künstlerische absicht erscheinungen untergelegt, die schon durch die beschränktheit des vorstellungskreises und der ausdrucksmittel gegeben waren. und hätte der dichter sie würklich beabsichtigt, so hätten sie in dieser ausdehnung eben nur für ihn bestanden; seine zuhörer hätten sie wegen ihrer farblosigkeit und schwäche zu einem grofsen teil nicht wahrnehmen können. in manchen fällen wird auch nach meiner auffassung unvereinbares zusammengerückt.

Auch für den liederstreit zwischen Reinmar und Walther verwertet Kr. wörtliche beziehungen über die bisher beachteten hinaus. besonders interessiert, dass er Walthers *ir sult sprechen willekomen* als polemisches gegenstück zu Reinmars preislied nachzuweisen sucht. der ganze streit der beiden sänger erfährt bei Kr. eine schärfere beleuchtung; die vorbildliche einwürkung Reinmars auf Walther tritt mehr zurück, indem viele von den parallelen, die Burdach beigebracht hatte, nach Kr.s auffassung teils auf unechte gedichte fallen, teils wegen seiner abweichenden bestimmung der zeitfolge anders zu deuten sind, teils auch wegen zu geringer übereinstimmung gewis mit recht gestrichen werden. mit Paul und Wilmanns sieht daher auch Kr. mehr den nebenbuhler als den schüler Reinmars in Walther. er meint, ihr altersunterschied könne nicht grofs gewesen sein. ich glaube, mit recht, nur lässt sich nicht mit Kr. als grund dafür angeben, Walther habe in seinem nachruf auf Reinmar nicht das *mîn singen ist niht lanc* usw. sagen können, wenn Reinmar etwa 20

oder gar 30 jahre älter gewesen wäre als er selbst, tatsächlich hat doch Walther noch 20 jahre oder mehr nach R.s tode gesungen, an den tod als alterserscheinung kann er also da unmöglich gedacht haben. Reinmar muss im besten mannesalter gestorben sein, und dass auch Walther sich schon in den besten jahren einmal dem tode nahe gefühlt hat, wissen wir aus W. 114, 31—34. für die zeitbestimmung der beziehungen zwischen den beiden und für Reinmars liebesroman bleibt freilich manches noch recht problematisch. es ist doch wenig wahrscheinlich, dass Walther, wie Kr. annimmt, sein *ir sult sprechen* acht jahre nach Reinmars preislied als concurrenzstück zu diesem mit beabsichtigten und doch so wenig auffälligen wortanklängen gedichtet haben soll. und die abfassung des liebesromans, den Reinmar in seinem todesjahr abgebrochen, in den achtziger jahren begonnen haben muss, wenn man Kr.'s verstreute angaben darüber zusammenfasst, würde sich auf rund zwanzig jahre erstrecken. in dieser ganzen zeit soll Reinmar in fester lebensstellung am Wiener hof gestanden haben, dh. doch wol, entweder wie Wilmanns meint, als hofsänger schlechthin oder mindestens als hofsänger in verbindung mit irgend einem andern hofamt. seine dichterische tätigkeit hätte sich dabei auf jährlich ein lied oder zwei seines lyrischen romanes beschränkt. kein wunder dass er im verlauf dieser 20 jahre endlich einmal nach dem alter seiner *frouwe* gefragt wurde; aber wunderbar doch, dass die Wiener im übrigen geduldig einem so langsamen fortschreiten seines romans folgten und die feinen kleinen beziehungen zwischen den zeitlich so weit getrennten liedchen festhielten oder immer wider dieselben lieder anhörten. ich glaube doch, dieser eine roman und der Wiener hof sind zu enge rahmen für Reinmars kunst. dass er einmal längere zeit von seiner heimat abwesend war, wissen wir; ebenso dass er bei *allen die nu lebent* anteil an seiner dichtung u. bekanntschaft mit ihr voraussetzt, auch dass Wolfram so gut wie Walther und vermutlich in gemeinschaft mit ihm sein herausforderndes *mat* beantwortet hat [1]. die boshafte frage, wie alt seine angebetete inzwischen geworden sei, passt auch auf einen sänger, der auf einer kunstreise nach jahren denselben hof aufsucht und wider von seinem alten liebesleid anhebt, und die frage nach *niuwer mære*, der er 165, 10 f begegnet, wird traditionell an einen ankömmling gerichtet.

Das letzte wort hat auch vKraus nicht über Reinmar gesprochen. eine endgültige feststellung der zahl, der reihenfolge; der strophenordnung und des wortlautes seiner lieder, nach der man fortan zu citieren hätte, eine ein für allemal abschliefsende darstellung ihres gedankenganges, ihres äufseren und inneren zusammenhanges hat er nicht gegeben. aber auf allen diesen

[1] vgl. MFr. 159, 9 anmerkung. über eine beziehung Reinmars auf ein Wolframsches lied s. Singer PBBeitr. 44, 448 f.

gebieten hat er beträchtliches geleistet. er hat diese lieder schärfer unter die lupe genommen als irgend einer seiner vorgänger. er hat gezeigt, dass wir in form und inhalt bisher über nicht weniges hinweggesehen haben was für jene dinge von bedeutung ist, und er hat durch seine beobachtungen auch da wo man sie anders deuten und bewerten muss als er, anregungen ausgestreut, die über den kreis der Reinmarschen dichtung hinausreichen.

Marburg. F. Vogt.

Die Strafsburger druckersprache zur zeit Fischarts (1570—1590). grundlegung zu einer Fischart-grammatik von Virgil Moser. München, selbstverlag (Herzog-Rudolfstr. 23) 1920. VII, 175 ss. — 14 m.

Die elemente der frühnhd. grammatik, speciell die gesetze der seit der mitte des 16 jh.s unternommenen orthographischen reformversuche, wie sie in Strafsburg durch Fischart und Jobin durchgeführt wurden, können ohne berücksichtigung der normalen druckersprache nicht richtig gewürdigt werden. daher ist die vorliegende untersuchung M.s zu begrüfsen, um so mehr als die forschung aufser einseitigen erstlingsarbeiten wie AGefslers Beiträge z. gesch. d. nhd. schriftsprache in Basel (diss. Basel 1888) und OHaffners Anfängen d. nhd. schriftsprache zu Freiburg i. B. (diss. Freiburg 1904) an der druckersprache, die wichtigsten orte nicht ausgenommen, mit stiefmütterlicher kälte vorübergeschritten ist. auch das quellenmaterial in vBahders 'Grundlagen' fliefst von der mitte des 16 jh.s ab äufserst spärlich.

M. will nun eine der vielen lücken schliefsen und die druckersprache Strafsburgs für das ausgehnde 16 jh. charakterisieren, um so einen mafsstab für Fischarts reformorthographie zu gewinnen. er hat eine auswahl von 43 Strafsburger originaldrucken aus der zeit von 1570—1590 ausgeschöpft, aber fast ausschliefslich prosawerke, nur zwei reimdichtungen herangezogen. er hält das für einen vorteil, 'weil hier für die officin jeder zwang, die ihr geläufige orthographie aus metrischen oder reimrücksichten zu modificieren, für den untersuchenden fortwährende rücksichtnahme auf diese heiklen puncte entfallen' (s. 6 f). so spricht er die durch metrik und reim bestimmten formen ohne weiteres als autorgut an und schiebt sie beiseite. ein bedenkliches verfahren, weil unvollständig und zu schiefen ergebnissen führend. zugegeben dass die druckersprache sich am reinsten aus prosatexten fixieren lässt, während die metrischen bildungen in weitem umfang der poetischen sprache angehören, so hätte doch nicht übersehen werden dürfen, wie auch vers und reim mit dem eigengut des druckers überall durchsetzt sind. mannigfache ungereimtheiten dokumentieren das zeile um zeile. gerade

dieser process der vermischung von autor- und druckersprache hätte geklärt werden müssen. und nachdem in der prosa das specifische der druckersprache jedesmal festgestellt war, hätte auch in den gereimten stücken die scheidung von drucker- und autorgut, gestützt auf eine untersuchung der metrik und reimtechnik, keine schwierigkeiten bereitet. von dem grofsen 1572 bei Thiebolt Berger herausgekommenen kirchengesangbuch constatiert auch M. (s. 28), 'dass der druck eine nicht ganz einheitliche sprache aufweist, obwol die oberd. und die in andern drucken Bergers durchgeführten grundzüge durchaus — auch in den Lutherdichtungen — herschen'. hier hätte vf. einen entscheidenden schritt weiter tun und durch geschickt gewählte beispiele das vordringen der druckersprache beleuchten müssen.

Ein wort auch zur anordnung und gliederung des stoffes. M. hat unter ablehnung eines rein historischen oder rein grammatischen verfahrens ein combiniertes angewendet, indem er die einzelnen drucker getrennt, aber nach dem gleichen grammatischen schema behandelt. dadurch ist zwar entgegen einer rein historischen methode der gefahr ständiger widerholungen nach möglichkeit vorgebeugt, aber ihr bleigewicht lastet trotzdem noch schwer auf der darstellung. es hätte sich deshalb empfohlen, die verschiedenen drucker gleichzeitig demselben grammatischen schema unterzuordnen. dann hätte sich auch das übereinstimmende und abweichende ihrer sprache besser herauskristallisiert und übersehen lassen. und das nachschlagen wäre erheblich erleichtert. — Das hauptgewicht hat der vf. auf die lautlehre gelegt und die formenlehre nur hier und dort gestreift. die untersuchung der frühnhd. druckersprache muss sich in der tat hauptsächlich auf die lautlehre gründen, weil wortschatz, syntax und stil den eingriffen der druckerei weniger ausgesetzt waren. nicht aber deshalb, weil nach M.s meinung die lautlehre 'nun einmal trotz aller gegenteiligen versuche, ihre bedeutung zu erschüttern, doch ohne allen zweifel die achse jeden problems der hist. grammatik bleibt' (s. 9). jede studie über die nhd. schriftsprache, die sich nicht um syntax und stilistik kümmert, wird das geheimnis ihrer entstehung und wandlung nur dürftig entschleiern.

Die ursprünglich als zs-aufsatz gedachte arbeit lag schon seit 1913 abgeschlossen. manches ist nachträglich hinzugekommen. darunter hat die gleichmäfsigkeit der teile gelitten, die durch einführung von überschriften und unterabschnitten hätten übersichtlicher gestaltet werden können. das buch bringt nur die erste hälfte des ganzen themas; die zweite soll die sprache der druckereien von Christ. Müller, Ant. Bertram, Nik. Wyriot und Nik. Faber behandeln. dieser I. teil charakterisiert die druckersprache des Samuel Emmel, Thiebolt Berger, Josias und Theodosius Rihel. dabei wird die bedeutung des Theod. Rihel ausführlicher gewürdigt; seine officin ändert die geläufige ortho-

graphie so einschneidend ab, dass man von einer ersten reform sprechen kann, die, obschon sonst wenig beachtet, Schedes und Fischarts versuchen sicherlich anregung geboten hat. diese zusammenhänge bedürfen noch gründlicher klärung. sie bleiben ebenso wie das unterfangen, auf grund allgemeiner combinationen Mich. Beuther als den litterarischen urheber der Rihelschen reformorthographie hinzustellen unter zuweisung einer ähnlichen correctorenstellung wie sie Fischart bei Jobin einnahm, solange hypothetisch, bis handschriftliches oder urkundliches material licht bringt in das dunkel der geschäftlichen und persönlichen beziehungen zwischen Beuther und Rihel auf der einen und Beuther und Schede und Fischart auf der andern seite.

Tübingen. **Gust. Bebermeyer.**

Geschichte des neuhochdeutschen reimes von Opitz bis Wieland. studien zur lautgeschichte der neuhochdeutschen gemeinsprache von **Friedrich Neumann.** Berlin, Weidmann 1920. XVI u. 394 ss. 8°. — 18 m.

Vor mehr als dreifsig jahren hat Heilborn in einem kleinen aufsatz nachgewiesen, dass die schlesischen dichter des 17 jh.s im reim zwei *e*-laute unterschieden. dass er historisch vorgieng, dh. diese zwei laute mit den qualitäten der älteren sprache in beziehung setzte, das scheint dem der von der beschäftigung mit der alten sprache herkommt, etwas selbstverständliches, aber auf die reimtechnik der neuzeit angewandt war es etwas neues. deshalb hätte Heilborns vorgang bahnbrechend sein können. er ist es nicht geworden. die vorgefassten meinungen über die beschaffenheit des nhd. reims und die unklarheit über die gemeinsprache waren zu kräftig[1].

Dem ist jetzt ein ende gemacht. wer künftig über reimkunst der neueren zeit sich vernehmen lassen will, wird an dem stattlichen werke das Neumann vorlegt, nicht vorüber können. das 1 capitel 'Der reim und die qualität der E-laute' war 1914 als Göttinger dissertation erschienen. ich habe an anderem orte geäufsert, dass diese probe das beste erwarten lasse; heute kann ich sagen, dass meine erwartungen übertroffen worden sind. Neumanns buch ist eine der ausgezeichnetsten arbeiten auf nhd. gebiet und als erstlingsschrift eine geradezu erstaunliche leistung. was sonst schon ein hohes lob begründen würde, dass ein ungemein grofses material in zuverlässiger aufnahme[2] wolgeordnet

[1] ich möchte aber bemerken, dass Minor offenbar die notwendigkeit einer weiterführung der untersuchungen Heilborns erkannt hat. so weifs ich dass er eine dissertation anregte, die Flemings reimgebrauch im verhältnis zu dem Opitzens behandeln sollte. die arbeit, die er nicht mehr begutachten konnte, ist leider recht schlecht ausgefallen.

[2] ich besitze zu mehreren von N. behandelten dichtern reimregister und habe zahlreiche stichproben gemacht.

vorgeführt wird, das tritt hier ganz zurück gegen die sicherheit der methode und die schärfe der begriffe.

Schon die auswahl des stoffes zeugt von der weite des blicks. die zeit von Opitz bis Wieland lässt sich im technischen mit der mhd. blütezeit vergleichen. Opitz ist der Veldeke des 17 jh.s oder, um die sprache der zeit zu reden, er hat zuerst die musen hochdeutsch singen gelehrt. was vor ihm gereimt worden war, galt für veraltet und überwunden. im 18 jh. vernichtet die litterarische umwälzung der siebziger jahre die autorität des vorangegangenen zeitalters, und die dichter die jetzt in den vordergrund treten, entstammen anderen gegenden als denen, die seit Opitz die mittelpuncte des litterarischen lebens gebildet hatten. Ostmitteldeutsche und Niederdeutsche waren im 17 und in der gröſseren hälfte des 18 jh.s die träger der entwicklung gewesen; ihre kunst ist es deshalb, die den eigentlichen gegenstand der Neumannschen untersuchungen ausmacht. von den Süddeutschen gesellt er ihnen die Nürnberger zu. den anderen widmet er mit weiser ökonomie nur ein capitel, das vorletzte. es erfüllt einen zweck: wenn vielleicht mancher der bis dahin gelesen hat, sich der empfindung nicht erwehren konnte, dass es doch in der reimkunst etwas bunt zugegangen ist, lernt er hier, wieviele bindungen den Norddeutschen unmöglich gewesen wären. durch die getroffene auswahl unterscheidet sich Neumann sehr zu seinem vorteil von vielen arbeiten auf dem gebiet des älteren nhd. mit vorliebe suchte man sich die älteste zeit heraus oder schriftsteller ohne bedeutung für die weiterentwicklung, und manche umfassendere untersuchung brach da ab wo es interessant zu werden anfieng, in der meinung, dass es im 17 jh. wol schon so gewesen sein werde wie jetzt.

Sichere beherschung des gegenstandes bekundet ferner die auswahl der behandelten reimphänomene. vermisst hab ich nur eine besprechung der reime von *f* auf *v* (*schlafen : Hafen*).

Eine reimuntersuchung hat nach zwei richtungen auszublicken, nach der sprachlichen grundlage und nach der technik. hätten wir phonographische platten, die uns lehrten, wie Opitz oder Rist ihre verse vorgetragen haben: samt der urkundlichen beglaubigung, dass sie mit ihrer eigenen recitation zufrieden gewesen waren, so könnten wir feststellen, inwieweit sie rein reimten. aber wir wüsten noch nicht, wie sich ihre vortragssprache zu ihrer umgangssprache verhielt. hätten wir auch für diese phonographische aufzeichnungen, so könnten wir vergleichen. aber auch dann wäre die arbeit nicht getan. es könnte sich herausstellen, dass der dichter zwar alle phoneme der dichtersprache der umgangssprache entnimmt, aber nicht alle phoneme der umgangssprache in die dichtersprache eintreten lässt. der grund wäre zu ermitteln, und das kann nur geschehen durch interpretation des gesamten reimmaterials der epoche.

Die stelle von phonographischen protokollen vertreten bei einigen dichtern theoretische erörterungen, reimregister, reformorthographieen. solche haben wir etwa von Zesen, Brockes, Gottsched, Klopstock. das verhältnis von theorie und praxis ist bei diesen männern recht verschieden. Zesen weicht so gut wie nie von seinen eigenen vorschriften ab. Gottscheds reim widerspricht oft seinen orthoepischen forderungen, aber er reimt innerhalb gewisser grenzen gut nach ostpreufsischer tradition. Brockes dagegen ist ein nachlässiger reimer, ebenso Klopstock [1].

Aber dass dichter über ihre aussprache sich direct äufsern, gehört doch zu den ausnahmen. es gilt meist, aus dem material sowol die sprachliche grundlage wie die technik zu erschliefsen. da das eine den erkenntnisgrund für das andre abgibt, bewegt man sich in einem kreis, und es ist, wie Lachmann einmal sagt, die aufgabe des philologen, sich in diesem cirkel geschickt zu bewegen.

Das verhältnis der reimkunst zur sprache ist in den einzelnen cultursprachen verschieden. der italienische dichter darf *e* larga und *e* stretta reimen; die unreinheit ist durch die tradition sanctioniert. dem Franzosen widerum verbietet die tradition eine menge reiner bindungen, weil die norm von der auf der aussprache des 17 jh.s fufsenden classischen dichtung hergenommen wird. für die Deutschen des 17 und 18 jh.s liegen die dinge wider anders. alles war viel flüssiger. man strebte einem idealen gemeindeutsch zu, hatte es aber noch nicht gefunden, die landschaftlichen verschiedenheiten machen sich geltend, die umgangssprache bildet sich um, das niedersächsische gebiet wird gerade in unserm zeitraum für das hochdeutsche erobert.

[1] Mein urteil über Klopstock ist um eine nuance strenger als das Neumanns, weil ich den mafsstab nicht von der praxis seiner dichterischen genossen nehme, sondern von seinen ansichten über das gute deutsch. vielleicht bin ich zu streng, weil diese ansichten erst später formuliert wurden. nebenbei: Neumann meint, bei Klopstock zeige sich noch mehr als bei Hagedorn die vordringende tendenz, offenes und geschlossenes *e* in einen geschlossenen laut zusammenfallen zu lassen. ganz im gegenteil, die verteilung der *e*-laute ist bei ihm recht historisch. (zur ergänzung der angaben Neumanns s. 87, die nach der schrift über die deutsche rechtschreibung gemacht sind, ist jetzt auf PBBeitr. 40, 233 f zu verweisen. *ä* für umlaut-*e* auch in *Äre* und *Gehäge*. ich widerhole ausdrücklich, dass im Messias von 1780 *sälig* geschrieben ist, zb. 519, 7. 10; 520, 12; 522, 26; 523, 10; 527, 9.) wenn bei Klopstock würklich eine tendenz zu geschlossener aussprache bestünde, müste sie doch in der behandlung der *ë* zu tage treten. aber geschlossenes *e* für *ë* erscheint nur in solchen wörtern wo es auch ostmd. vorkommt: *lehnen, entweder*; *sehen, geschehen* haben thüringisch geschlossenen laut. ähnliches gilt von den geschlossenen *e* für *æ*. die hauptmasse der geschlossenen *e* die Klopstock mehr hat als die andern Niedersachsen, geht auf alte umlaut-*e* zurück. seine heimat ligt eben näher am hochdeutschen sprachgebiet; daher der gegensatz etwa zum Hamburger hochdeutsch.

Man sieht, wie verwickelt hier alles ist und welcher kunst es bedarf, um reinlich zu sondern. dass Neumann mit dem schematismus der historischen grammatik arbeitet, versteht sich von selbst. es ist ja geradezu kindisch, etwa Gellerts reime einfach daraufhin zu untersuchen, ob sie uns rein klingen. aber auf der andern seite darf man den maſsstab auch nicht von der sprache Hartmanns vAue hernehmen. ein mhd. reim *sol : vol : wol* wird uns nicht besonders interessant vorkommen, im nhd. kann er sehr verschieden beurteilt werden. alle drei wörter reimen bei Opitz wie bei niedersächsischen dichtern aufeinander; bei Opitz bedeutet das, dass er in allen dreien langes *o* gesprochen hat, bei den Niedersachsen ist der vocal in allen kurz. aber Gryphius und Lohenstein reimen zwar *soll* auf *wohl*, trennen jedoch *voll*. Zesen widerum bindet *soll* und *voll*, *wohl* reimt bei ihm auf *soll* erst in späteren dichtungen. das bedarf der erklärung, die natürlich in irgend einer weise der tatsache rechnung tragen muss, dass im nhd. mhd. *wol* anders behandelt wurde als *vol*. überhaupt kann man mit nötiger vorsicht die heutige sprache auch als erkenntnisquelle benutzen und so den sprachstand des 17 jh.s von zwei seiten her erfassen.

Ich will noch an den *e*-lauten zeigen, wie bunt sich die dinge oft gestalten. *ê* ist allgemein geschlossen, *ë* offen, landschaftliche unterschiede bestehn bei *ę* und *æ*. bei den Schlesiern, Niedersachsen und Ostpreuſsen ist *ẹ* offen, bei den Nürnbergern und Obersachsen geschlossen. mit der offenen aussprache des *æ* treten die Nürnberger dagegen auf die seite der Schlesier und Ostpreuſsen. bei den Obersachsen und den Niedersachsen ist *æ* in einigen wörtern geschlossen, in andern offen; in der aufteilung der qualitäten stimmen aber die beiden gruppen nicht immer überein. dazu kommt dann noch *ö*: im allgemeinen ist es geschlossen, aber die Schlesier sprechen das *e*, das altem kurzen *ö* entspricht, offen. es gibt jedoch wörter die aus ihrer etymologischen gruppe heraustreten. *kehren* und *flehen* hat bei den Schlesiern und Ostpreuſsen offenen laut, *flehen* auch bei den Nürnbergern. in *gegen* ist *e* schlesisch, in *sehen*, *geschehen* thüringisch und niedersächsisch geschlossen. auch innerhalb derselben landsmannschaft gibt es schwankungen; so reimt ein teil der Schlesier und Obersachsen *verhehlen* mit offenem, ein teil mit geschlossenem *e*[1]. *versehren* tritt sporadisch in mehreren gruppen

[1] Mit dieser feststellung widersprech ich Neumann, der *verhehlen* für die Schlesier nur mit geschlossenem *e* ansetzt. schon Heilborn hat PBBeitr. 13, 569 bemerkt, dass nicht nur der nicht ganz verlässliche Scherffer, sondern auch Logau *verhehlen* nur mit wörtern der kategorie *stehlen* bindet. ich habe Anz. XXXIII 165 auf Titz hingewiesen. jetzt füg ich hinzu, dass auch Opitz offenes *e* sprach: *verhälen : Befehlen* Geistl. Poemata (1638) s. 230; *verhälen ; zehlen* Antigone v. 197 (Weltl. Poemata 1644, s. 264). Hübner Poetisches Hand-Buch, s. 19 f. der ausgabe von 1742, bezeichnet den reim *stehlen : ver-*

mit offenem laut auf. dazu kommt ganz individuelles. für Hagedorn erschliefst Neumann geschlossenes *e* in *wert.*

Rein schematisch lässt sich das verhältnis der dichtersprache zur umgangssprache so ausdrücken. der reim kann in der umgangssprache rein sein oder nicht. im zweiten fall kann nachlässigkeit vorliegen oder nachahmung einer fremden technik. ist der reim rein, so ist festzustellen, ob reim- und sprachmaterial sich decken, oder ob der dichter gewisse mögliche bindungen meidet. soweit nicht zufall vorligt[1], wird man rücksicht auf andre landschaften, bezw. ein sprachideal anzunehmen haben. immer hat man sich aber vor augen zu halten, dass man die dichtersprache nicht direct mit dem dialekt im engeren sinn zusammenhalten darf. die scharfe scheidung zwischen dialekt und gebildeter umgangssprache ist ein weiteres verdienst Neumanns. ich komme auf diesen punct noch zurück.

Das gesamtbild ist: die zeit erstrebt reinheit des reims, und gar manche sind dem ideal sehr nahe gekommen. besonders sind da zu nennen Zesen, Rist, Hagedorn; recht nachlässig ist dagegen von bekannteren dichtern Lessing. man reimt für das ohr, nicht für das auge. die schreibung ist nur indirect von einfluss: die graphische trennung der stimmhaften und stimmlosen geräuschlaute gibt denjenigen Obersachsen, in deren sprache diese lautpaare zusammengefallen waren[2], die möglichkeit sie

hehlen als schlesisch, *Seelen : verhehlen* als meifsnisch. im reimverzeichnis bucht er doppelt: offen *verhehle*, geschlossen *verhöhle.* — in seiner erklärung der geschlossenen qualität (anlehnung an *höhle*) ist N. mit mir (Anz. XXXIII 166) zusammengetroffen. unbewiesen ist aber seine behauptung, dass *verhehlen* kein wort des dialekts sei. woher können wir das wissen? s. 38 erwähnt er selbst, dass das wort in der erzgebirgischen mundart vorkommt; warum dann nicht im schlesischen des 17 jh.s? auch andere wörter die aus ihrer gruppe herausfallen, ist N. geneigt, dem dialekt abzusprechen, zt. offenbar weil sie heute der gehobenen sprache angehören (zb. *Fehde*, *flehen*, *kehren*, *versehren*). das ist ein ganz unzuverlässiges kriterium. vgl. *Ross* oder erzgeb. *hēr* in der gut mhd. bedeutung 'froh' (Göpfert s. 10, Müller-Fraureuth I 492). der heutige lexikalische bestand einer mundart braucht sich nicht mit dem vor drei jahrhunderten zu decken, und schliefslich: wenn nur in der höhern sprache die tradition nicht abgerissen ist, so muss sich auch eine bestimmte lautqualität vererbt haben. warum N., wenn er etymologisch gruppiert, *jener* immer mit *ë* ansetzt, versteh ich nicht. anderseits hätte er *œ* und *ö* von anfang an trennen sollen; es wäre ihm dann nicht entgangen, dass auch *Söhne* im Schlesischen eine ausnahme macht.

[1] einen interessanten fall führt N. s. 11 an: *wäre* fehlt in den von ihm untersuchten gedichten Hofmanswaldaus im reim. ich kann hinzufügen, dass Hofmanswaldau es auch in seinen anderen gedichten nicht reimt.

[2] zu diesen gehört Zesen nicht. dass seine aussprache die beiden *s* schied, nimmt auch N. an (s. 298, anm. 2), er glaubt aber s. 304, dass ihm *d* und *t* zusammenfielen. das ist unrichtig. im Helikon[3] I 8 ff verbietet er nicht nur reime von *s'* und *s*, sondern auch von *d'* auf

im reim auseinanderzuhalten. entlehnung fremder reimbänder fehlt nicht, aber für eine ganze gruppe charakteristisch ist nur eine erscheinung: alle Niedersachsen mit ausnahme Werlhofs binden nach mitteldeutscher art gerundete und ungerundete vocale. man begnügt sich nicht damit, nach eigner aussprache rein zu reimen, sondern strebt einem idealtypus zu, dh. man vermeidet vielfach bindungen die für die provinzielle sprache unanstöſsig wären.

Das sind aber nur die umrisse. man muss jeden einzelnen dichter und jeden einzelnen reimtypus untersuchen. wenn jemand zb. die *e*-laute schlesisch trennt, so folgt daraus noch nicht, dass er *können* auf *sinnen* reimt, und die technik des Gryphius lässt noch nicht einen schluss auf die seiner landsleute zu. immerhin lassen sich landschaftliche gruppen bilden. N. unterscheidet fünf: Schlesier, Nürnberger, Obersachsen und Thüringer, Niedersachsen, Ostpreuſsen.

Am meisten hat mich das ergebnis der untersuchungen über den niedersächsischen reim überrascht. ich hatte gedacht, dass die Niedersachsen im 17 jh. noch kein lebendiges verhältnis zum hochdeutschen gewonnen hätten. das trifft nun wol für Schottelius und ein paar andere zu, aber eine ganze reihe von dichtern hat eine feste technik entwickelt. bei Rist lässt sich zeigen, wie er sich zu ihr durchgerungen hat. im 18 jh. haben innerhalb gewisser grenzen Niedersachsen und Obersachsen ein einheitliches reimideal gewonnen. innerhalb gewisser grenzen. denn nicht nur dass Niedersachsen und Obersachsen sich in einigen charakteristischen bindungen unterscheiden, in Obersachsen selbst war die umgangssprache nicht ganz einheitlich, was sich dann im reim widerspiegelt. auch dies ist ein wichtiges resultat. die ursache ist dass der umgangssprache von Obersachsen im weitesten sinn eine dialektische mannigfaltigkeit zugrunde ligt. hier möchte ich nun einen punct in eine etwas andere beleuchtung rücken.

Es gibt obersächsische dichter, die zwar die *e*-qualitäten scheiden, aber nicht mit so strenger consequenz wie die Schlesier. dies deutet N. s. 57 so, dass damals in Obersachsen die *e*-laute näher an einander gerückt waren als in Schlesien. es gibt dann dichter die die scheidung überhaupt aufgeben, so vor allen Gellert. in der beurteilung dieses mannes find ich bei Neumann eine gewisse unsicherheit. s. 312 sagt er, G. scheine nicht all-

d, t. noch Gottsched nennt in der abhandlung 'Ob man Deutsch oder Teutsch schreiben solle' unter den provinzen wo *d* und *t* deutlich unterschieden werden, 'auch wohl' das Mannsfeldische und das Anhältische (Deutsche sprachkunst[5], s 681). wenn Zesen einmal *vierde* auf *Begierde* reimt (N. s 287), so ist das ganz in der ordnung; *vierde* hat etymologisches *d.* im reimregister des Helikon[3] steht *ins gevierde* neben *die zierde, die begierde.*

zustreng gereimt zu haben. 'hat er doch die *e*-laute ziemlich vollständig vermengt; aber das tat er vielleicht weniger, weil er lässig war, als weil tatsächlich die unterschiede nicht mehr so kräftig heraustraten wie ehedem'. s. 315 wird darauf verwiesen, dass Rost 'mit einem sichern gehör, das Gellert fehlte, offnen und geschlossnen laut schied'. ich meine so: wo heute in Obersachsen offner und geschlossner laut sich stark unterscheiden, ist das auch früher der fall gewesen, denn die tendenz der gemeinsprache geht bei gleicher schreibung auf verwischung der unterschiede. aber die annäherung zugegeben: entweder hört man den unterschied trotzdem, oder man hört ihn nicht. wenn man ihn hört und wert darauf legt, auch in diesem punct rein zu reimen, dann wird man es überall zu tun versuchen. gelingt es nicht, so muss das urteil eben lauten: das können ist hinter dem wollen zurückgeblieben. das gilt für Fleming und andre, die die qualitäten offenbar trennen wollen. bei Gellert und genossen gibt es verschiedene möglichkeiten. sie können in ihrer aussprache geschieden, den unterschied aber nicht gehört haben. sie konnten ihn hören, aber nicht beachten, entweder aus nachlässigkeit oder weil sie in diesem punct eine andere praxis befolgen wollten[1]. oder endlich, sie machten in ihrer aussprache keinen unterschied. und dies letztere ist mir nicht unwahrscheinlich. das erzgebirgische stimmt darin mit dem schlesischen überein, dass *ë* (*ä*) durch *a*, *ẹ* durch *e* vertreten wird. man möchte demgemäſs annehmen, dass die gebildete sprache auch wie in Schlesien verfuhr, dh. *ë* und *ẹ* zusammenfallen lieſs. *ê* (und *œ*) scheint ursprünglich wie im schlesischen einen *i*-laut ergeben zu haben. in der gebildeten sprache Schlesiens herschte ein geschlossener *e*-laut, der von der entsprechung von *ë* und *ẹ* getrennt gehalten wurde. wir sehen aber, dass in der modernen erzgeb. mundart das *i* für *ê* einem *e*-laut weicht, der mit der entsprechung von *ẹ* zusammenfällt[2]. wenn die gebildete sprache ebenso verfuhr, dann waren alle drei qualitäten zusammengefallen[3].

Während Opitz ziemlich unbekümmert sein schlesisches hochdeutsch reimt[4], legen sich viele spätere schlesische dichter

[1] insofern könnte man sagen, dass sich die reimtechnik geändert hätte. N. scheint s. 59 dieses wort in einem andern sinn zu nehmen als ich.

[2] vgl. Goepfert Die mundart des sächsischen Erzgebirges s. 10 und 12; Alfred Lang Die Zschorlauer mundart §§ 53. 61—63. 77—79.

[3] übrigens ist von Leipzig abgesehen in Sachsen das gebiet des geschlossenen *e* stark eingeengt, vgl. Müller-Fraureuth Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen mundarten I 272.

[4] ob sich seine technik nach 1625 ändert, müste eine besondere untersuchung feststellen. in den dreiſsiger jahren meidet Opitz die reime *öu*, *ew* : *ei*, vgl. PBBeitr. 43, 295 anm. 1. in den mehr als 9000 versen der Psalmen Davids reimt *können* auf *innen* nur 4 mal, *kömpt:*

bald in diesem bald in jenem punct beschränkungen auf, dh. sie vermeiden specifisch schlesische bindungen, die Opitz ganz geläufig waren. etwas anderes ist es, wenn sie reime bringen, die für Opitz unrein waren. aus dem 17 jh. lässt sich da anführen dass Titz und Lohenstein *ist* auch auf kurzes *i* reimen. viel weiter gehn Neukirch und Günther. während Gryphius und andere es nur vermeiden *können*, *gönnen* mit *-innen* zu reimen, wird es jetzt mit *-ennen* gepaart. *ist* reimt überwiegend auf kurzes *i*, Günther bindet ohne scheu *eu* mit *ei*. inwieweit sich hier eine änderung des schlesischen hochdeutsch reflectiert, inwieweit der aufenthalt Neukirchs und Günthers in der fremde mitgewürkt hat, lässt N. s. 343 vorsichtig unentschieden. ich möchte wohl mit ihm s. 125 annehmen, dass Günther die *e*-aussprache von *können* schon nach Meifsen mitgebracht hat. dasselbe ist mir für die entrundung von *eu* wahrscheinlich. anderseits kann ich nicht finden, dass die vermeidung der bindungen *Mann : ăn, -all : āl, voll : ōl, ăt : āt, Spott : ōt* auf eine änderung der aussprache führt. die dichter konnten ja nicht anders vorgehn, wenn sie neutral reimen wollten. höchstens bei *voll* könnte man zweifeln, weil Titz es nicht mit länge ansetzt (s. 340). gar nicht hierher gehört *still*. natürlich hat das wort von jeher kürze, weil es ein *ja*-stamm ist. Opitzens form ist *stille*, die er oft genug braucht. das band *still : will* (Teutsche Poemata 1624 nr. 70, 11), das er änderte, war in doppelter hinsicht incorrect. bei Hofmanswaldau steht *stille* im innern des verses Heldenbriefe s. 99, Vermischte Gedichte s. 42. wer *stille* sprach, konnte *still* nur dann in den versausgang stellen, wenn die folgende zeile mit vocal oder *h* begann, und er konnte darauf nur wider eine aus *-ille* verkürzte form reimen, dh. *still* ist im stumpfen reim so gut wie unmöglich.

Ich bin vielleicht schon zu sehr ins detail gegangen. weitere einzelheiten hervorzuheben, wo ich anderer ansicht bin, wäre diesem werke gegenüber kleinlich. nur weil ich in unserer zeit des umsturzes dem gelehrten zöpfchen meine reverenz zu bezeigen wünsche, bemerke ich noch, dass Rachels reim *her : devoir* (s. 137) sich durch die damalige französische aussprache des *oi* als *uę* erklärt; *ua* hat sich erst in der zweiten hälfte des 18 jh.s durchgesetzt, vgl. Thurot De la prononciation française I 354 ff.

Seinen eigentlichen gegenstand hat Neumann erschöpft. soweit seine untersuchungen auf die umgangssprache licht werfen, lassen sie sich, wie er selbst bemerkt, ergänzen durch eine systematische interpretation der grammatikerzeugnisse. auch die in reformierter orthographie gedruckten texte wären heranzuziehen.

nimpt 1 mal. dagegen reimt Opitz *all* auf *āl* auch in späteren werken. die änderung, auf die N. s. 162 hinweist, (Teutsche Poemata 1624, nr 29, 5) hat andere gründe: nicht weniger als 3 formen sind in einer nach der späteren technik unerlaubten weise apokopiert.

dann aber gilt es, die resultate Neumanns in beziehung zu setzen mit dem was die reimtechnik des 16 jh.s über die umgangssprache lehren kann. ich will hier auf folgendes hinweisen: Neumann hat gezeigt, dass die Nürnberger die *e*-Laute so gruppieren: 1) geschlossen: *ê ẹ*, 2) offen: *ë ä æ*. ganz so verfährt aber nach den untersuchungen Bloomfields, Modern Philology 9, 489 ff. auch Hans Sachs. diese verteilung der laute stimmt nicht ganz zu der heutigen Nürnberger mundart: diese lässt *ë ä* mit *æ* nur vor *r* zusammenfallen und hält *ê* und *ẹ* überhaupt getrennt. den patricier und Opitianer Harsdörfer verbindet keine litterarische tradition mit dem schuster und meistersänger Hans Sachs. es bleibt nur die erklärung, dass es schon im 16 jh. in Nürnberg eine höhere sprache gab, die sich von der gemeinen mundart abhob.

Neumanns buch war schon 1914 abgeschlossen. der druck blieb vier jahre unterbrochen, weil der krieg den verfasser ins feld rief. freuen wir uns, dass er ein so grofses, vielversprechendes talent der wissenschaft unversehrt zurückgegeben hat.

Wien, 2. October. **M. H. Jellinek.**

Spinoza-Jacobi-Lessing. ein beitrag zur geschichte der deutschen litteratur und philosophie im 18 jahrhundert von **Theodorus Cornelis van Stockum.** Groningen, P. Noordhoff, 1916. 108 ss. 8°.

Die litteraturfehde zwischen Fritz Jacobi und Mendelssohn um die mitte der 1780er jahre, der 'pantheismusstreit', hat in zweifacher hinsicht eine über den unmittelbaren anlass hinausgehnde bedeutung erlangt: geschichtlich als weithin sichtbares wegzeichen der selbstzersetzung des dogmatischen rationalismus der deutschen aufklärung, sachlich als ein interessanter versuch zur kritischen klärung des problems des pantheismus, speciell des spinozistischen. das nächste anliegen der streitenden dagegen, die frage nach Lessings philosophischem glaubensbekenntnis, wurde durch die erregte, vielfach recht weitschweifige und persönliche erörterung nur sehr bedingt gefördert. sie ist controvers geblieben bis zum heutigen tage. kein wunder darum dass die wissenschaftliche forschung immer von neuem das problem dort aufnimmt, wo es die discutierenden des 18 jahrhunderts einst liegen liefsen, und deren argumente und gegenargumente mit den reicheren hilfsmitteln und geklärteren begriffen weiterentwickelter philosophischer denkweise prüft, sichtet und wertet. so reiht sich den ausführlicheren oder kürzeren, mehr oder minder kritischen würdigungen des alten streites, wie sie unter vielen andern Adolf Schöll (1846), Heinrich Ritter (1847), Danzel-Guhrauer (1854), Zirngiebl (1861 und 1867), Dilthey (1867), Rehorn (1877), Erich Schmidt (zuerst 1892) und Friedrich Alfred Schmid (1908) gegeben haben, jetzt die neue monographie

van Stockums an, eine Groninger dissertation, wie es scheint aus Heymans schule.

Für den anfänger, der nicht etwa auf neuem material fufsen kann, bedeutet es stets ein wagnis, seine aufgabe so umstrittenem problemkreis zu entnehmen, ja, wie hier, sogleich den kern dieses fragencomplexes in angriff zu nehmen. freilich verzichtet vSt. von vornherein auf die beleuchtung der controverse aus der soeben angedeuteten umfassenderen geistesgeschichtlichen wie systematischen perspective und begrenzt seine untersuchung speciell auf die frage, ob und inwiefern Jacobi der nachweis von Lessings spinozismus gelungen sei. zur lösung dieses problems aber sucht er zunächst die beiden vorfragen zu beantworten: nach Jacobis eigner stellungnahme zu Spinoza und seinem verständnis des spinozismus, sowie nach der entwicklung von Lessings verhältnis zu der lehre des holländischen denkers. in beiderlei hinsicht glaubt vSt. neues und wesentliches bieten zu können. 'Eine eingehnde und genaue darstellung von Jacobis verhältnis zum spinozismus', heifst es in der einleitung (s. 4), 'hat, soweit mir bekannt, bis jetzt niemand gegeben, obwohl ansätze dazu in den größeren Jacobimonographien natürlich vorhanden sind'. und noch kühner (ebenda): 'zwar hat es durchaus nicht an versuchen gefehlt, die frage nach Lessings spinozismus zu lösen, und manche dieser lösungsversuche sind mit erstaunlicher sachkenntnis und grofsem scharfsinn unternommen worden' — vSt. denkt, wie eine anmerkung zeigt, hier vor allem an Diltheys Lessingstudie — 'allein die resultate haben doch nie völlig befriedigen können. das mag wohl zum teil eine folge des ziemlich dürftigen materials sein: daraus nun aber den schluss zu ziehen, dass die frage überhaupt unlösbar ist, scheint mir doch in dieser schroffen form verfehlt'. ist es unbillig, wenn man da erwartungsvoll fragt: quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Der wahrheit zur steuer sei sogleich vermerkt: es handelt sich bei der so anspruchsvoll eingeleiteten arbeit um eine durchaus solide, ein wenig nüchterne, aber nicht ohne scharfsinn und mit guter kenntnis der quellen und litteratur geführte untersuchung. schade nur dass sie der höheren gesichtspuncte fast gänzlich entbehrt. im gleichen jahre wie vSt.s schrift sind als sechster band der von der Kantgesellschaft herausgegebenen neudrucke seltener philosophischer werke die 'Hauptschriften zum pantheismusstreit zwischen Jacobi und Mendelssohn' erschienen, eine neuausgabe, mit welcher der herausgeber, Heinrich Scholz, nicht nur den von Fritz Mauthner 1912 in der bei Georg Müller in München verlegten 'Bibliothek der Philosophen' besorgten neudruck von Jacobis Spinoza-büchlein nebst beilagen editorisch weit überholt, sondern der er auch eine ebenso umfangreiche (fast 130 ss.) wie gehaltvolle einleitung vorangestellt hat: über pantheismus, spinozismus, Lessings philosophisches bekenntnis und

die geschichte und nachgeschichte des streites. naturgemäfs berühren sich Scholz ausführungen vielfach mit denen van Stockums. wie ganz anders aber weifs der erstere, indem er das problem in übergreifende geistesgeschichtliche und systematische zusammenhänge einstellt, die inneren, den unmittelbar beteiligten mehr oder minder unbewusten motive jener denkwürdigen auseinandersetzung und ihren typischen gehalt, im sinne der weltanschauungslehre Diltheys, ins licht zu setzen! wie kleinlich würkt gegenüber seiner in grofsen linien gezeichneten analyse und kritik der von Jacobi postulierten zusammenhänge von pantheismus, spinozismus und rationalismus sowie der Jacobischen behauptung von Lessings spinozismus vSt.s, zudem kaum irgend neues erbringende prüfung der argumente Jacobis für Lessings Spinozabekenntnis und namentlich die den hauptteil seiner arbeit bildende untersuchung der spuren spinozistischen einflusses in Lessings schriften und briefen seit anfang der sechziger jahre! von diesem urteil kann ich auch nicht ausnehmen die zurückführung einer reihe religionsphilosophischer sätze oder sogar grundauffassungen des verfassers der 'Erziehung des Menschengeschlechts' auf lehren Spinozas, zumal des Tractatus theologico-politicus, in der vSt. ein hauptverdienst seiner dissertation zu erblicken scheint, da sie an der spitze der angehängten thesen widerkehrt. denn der wesentliche gehalt des Tractatus war inzwischen, auf dem wege über die englischen deisten und die freigeister in der art Dippels und Edelmanns, längst gemeingut der deutschen aufklärung geworden. die kurzen parallelen, die ONieten (s. 76 seiner dissertation über Lessings religionsphilosophische ansichten von 1896) zwischen Lessings religionsphilosophie und bibelbetrachtung und der einflussreichen abhandlung des holländischen philosophen zieht, werden daher, eben um ihrer beschränkung auf behutsam andeutenden vergleich willen, dem sachverhalt weit besser gerecht als vSt.s mehr oder minder problematischer versuch der genetischen herleitung bestimmter Lessingscher einzelauffassungen aus dem spinozistischen tractat. indessen wenn selbst dieser oder jener der von vSt. geltend gemachten einzelanklänge zwingend wäre, was wäre damit für das eigentliche thema der vorliegenden untersuchung anderes bewiesen als Lessings, ohnehin von niemandem bezweifelte, genauere kenntnis auch dieser Spinozaschrift?

Im ganzen scheint mir van Stockums dissertation, gerade weil sie mit aller möglichen sorgfalt und besonnenheit vorgeht und dennoch bei dem mageren resultat endet: 'Der Lessing der siebziger jahre . . . . zeigt sich vielfach von Spinoza beeinflusst', ist aber doch nicht Spinozist in unserem modernen sinne (s. 103), nur von neuem die unfruchtbarkeit solcher confrontation von einzelsätzen verschiedener philosophischer bekenntnisse zu erweisen. seit Dilthey uns die innere structur philosophischer weltanschauungen und ihre entfaltung aus der einheitlichkeit ur-

sprünglicher conceptionen sehen gelehrt hat, muss jene atomisierende vergleichung von einzelheiten, noch dazu des systems eines dogmatikers mit den freien gedankenspielen eines kritisch-relativistisch gestimmten kopfes, als veraltet und überwunden gelten. aufserdem aber ist es ein unding, die frage nach Lessings stellung zum spinozismus beantworten zu wollen, ohne zugleich sein verhältnis zu Leibniz und (seit Spitzer und Nieten) zu Giordano Bruno eingehend zu würdigen. auf dem wege den vSt. eingeschlagen hat, wird die alte streitfrage, die das hauptthema seiner untersuchung bildet, nie geschlichtet werden.

Zürich. **Rudolf Unger.**

Motiv und wort, studien zur litteratur- und sprachpsychologie. I. Motiv und wort bei Gustav Meyrink von **Hans Sperber.** II. Die groteske gestaltungs- und sprachkunst Christian Morgensterns von **Leo Spitzer.** Leipzig, O. R. Reisland 1918. — 4 m.

Zwei studien, die bei ständiger methodischer anregung höchst fesselnd, ja kurzweilig zu lesen sind, beide aus unmittelbarem spracherlebnis geboren. gewidmet sind sie 'dem gemeinsamen lehrer Wilhelm Meyer-Lübke, dem jedes forschungsgebiet gleich wertvoll, jede forschungsmethode gleich vertraut ist'. Sperber tritt mit gröfseren ansprüchen auf. dass man bisher fast gar nicht darauf bedacht gewesen sei, 'beziehungen zwischen dem sprachgebrauch von dichtern und schriftstellern einerseits und auf der anderen seite ihrer erzählertechnik, ihrer motivwahl, kurz ihrer ganzen litterarischen eigenart zu suchen', ist doch eine übertreibung. neben vielen anderen hab ich selbst für lebende in studien über Rilke und Schmidtbonn solche betrachtungen gebracht. richtig ist, dass sie noch viel zu wenig zum eigentlichen gegenstand der untersuchung gemacht werden. Sperber beschränkt seine darstellung des verhältnisses von motiv und wort auf einige vorstellungskreise (ersticken, blindheit, vampirmotive und ihre sprachlichen reflexe), für die er alle erreichbaren belege zusammenhäuft. in extenso hätte eine auswahl wol auch genügt, wenn wir dafür eine sachliche erweiterung hätten erhalten können. 'wenn bei Meyrink eine bestimmte vorstellung als episches motiv oder als detail von schilderungen häufig widerkehrt, so erweist sich das zu dieser vorstellung gehörige wortmaterial als ausgangspunct gewisser sprachlicher verschiebungstendenzen, das heifst, es besitzt die für affectbetonte worte charakteristische neigung, sein traditionelles geltungsgebiet, oft auf kosten verwanter ausdrücke, zu erweitern; und wenn sich anderseits ein wort durch derartige 'expansionstendenzen' als 'affectträger' verrät, so darf man darauf rechnen, die dadurch bezeichnete vorstellung auch in der epischen erfindung des

dichters eine rolle spielen zu sehen'. wir verweisen mit dem verfasser auf dessen arbeit 'Ueber den affekt als ursache der sprachveränderung' (Halle 1914). es fragt sich, ob es (nicht nur bei Meyrink, sondern bei jedem originalen schöpferischen geist) überhaupt 'wichtige motive gebe, die keine sprachlichen analogien besitzen, und anerkannte sprachliche neubildungen, denen nicht verwante motive entsprechen'. Sperber schliefst mit weiteren folgernden ausblicken.

Spitzers studie ist ungleich reizvoller, aber auch im einzelnen problematischer. er geht nicht nur auf eine gruppierende analyse des gegebenen materials aus, sondern er versetzt uns in den sprachlichen gestaltungsprocess des dichters, aus ihm heraus die psychologischen möglichkeiten erklärend, welche zu den einzelnen gebilden geführt haben mögen; mögen, nicht immer müssen. sein geistvoller spürsinn, der ein ganz aufsergewöhnliches sprachgefühl offenbart, dichtet leicht Morgenstern vor und nach, macht dadurch allerdings das wesentliche intuitiv lebendiger als es Sperber vermag. er wetzt seinen oft spitzer als spitzen spitzerischen witz an den schon so witzigen spitzen seines Morgensterns. ich stimme gern zu, wenn Spitzer meint, seine untersuchung habe 'gezeigt, wie M. in die überlieferten wörter der deutschen sprache k l a n g w e r t e hineingefühlt, die ihnen von jeher fremd waren oder erst fremd geworden sind, und zwischen ihnen g e d a n k - l i c h e beziehungen herstellt, die im ursprünglichen bauplan der sprache nicht vorgesehen waren. seine groteske kunst sucht in rein sprachlich bedingtem realität und baut eine physik des irrationellen, die mit dem anspruch des ernst-genommen-werdens auftritt. zwar wollen seine sprachsachlichen neubildungen nur spiel und scherz bedeuten, aber sie sind im allgemeinen sprachleben wie in der phantasie des dichters tief verankert. eine psychoanalyse des sprachlichen ausdrucks an einem aufsergewöhnlich geeigneten beispiel also bietet uns Sp., der sich dabei bewust bleibt, dass gesetzmäfsigkeit in der dichterischen schöpfung aufzuzeigen nicht möglich sein kann. er begnügt sich mit dem nachweis der 'consequenz der dichterischen tendenzen, der stetigkeit der geleise, in denen das sprachschaffen des künstlers läuft'. er will (mit recht) der oft 'beliebten unterschätzung des rein sprachlichen, die gewöhnlich die sprache eines dichters nur als spiegelbild seiner ideen betrachtet', gegenüber die sprachliche b e d i n g t h e i t der anschauungen eines dichters mehr hervorheben. von gröster bedeutung wäre in der tat die berücksichtigung seiner gesichtspuncte etwa im 17 Jahrhundert, in der romantik etwa bei Hölderlin, Platen, Rückert. auf besonders geeignete persönlichkeiten für solche motiv- und wort-untersuchungen machen schon gelegentliche seitenblicke aufmerksam: Lichtenberg, FrThVischer, Wagner. ich möchte noch nennen: EThAHoffmann, Börne, Heine (mit seinen charakteristischen

lieblingsworten). das wesen von Heines lyrik könnte hier vielleicht noch tiefer erfasst werden, als durch die fruchtbaren untersuchungen über seinen rhythmus. dabei sei beiläufig bemerkt, dass das musikalische element, das in diesen zusammenhängen immer eine so grofse rolle spielt, bei Spitzer zu kurz kommt.

Wenn Dilthey das problem der zurückführung des dichters auf den menschen löst, so müste auch einmal der 'homologe nachweis des menschen im sprachschöpfer' (in der psychoanalyse des dichterischen worts) versucht werden. in solcher zielrichtung hat Sp. schon seine vortreffliche dissertation 'Die wortbildung als stilistisches mittel' geschrieben. er hat seine untersuchungen über Rabelais dort s t i l i s t i k genannt. seine bedenken, man könne dabei immer den ausgang vom rein grammatischen voraussetzen, teile ich nicht, halte vielmehr den erweiterten gebrauch, in dem ja andere schon an die grenze des möglichen gegangen sind, für wünschenswert. — Dass wir stets bei vertieften untersuchungen dieser art in die sphäre vordringen, wo die beiden triebkräfte künstlerischen schaffens, weltanschauung und gestaltungsdrang zum wort, aus und im wort, in einander übergehn, und sich 'nicht sagen lässt, ob philosophisches oder sprachlich bedingtes denken vorliegt', scheint mir selbstverständlich, da wir doch immer bis zur letzten irrationalen einheit gelangen müssen, wenn wir hier wissenschaftlich befriedigen wollen.

Während der anhang I sich mit systematisierungsversuchen RMMeyers beschäftigt, bringt der anhang II einen für die darlegungen aufschlussreichen brief des dichters von 1911. der anhang III setzt sich mit dem verhältnis zu Mauthners sprachkritik auseinander, und der anhang IV nutzt noch aphorismen des letzten Morgensternsches buches ('Stufen' 1918) aus. im Euphorion 22 s. 639 ff (1920) hat Hugo Schuchardt lose betrachtungen gebracht, welche zt. umblickend ergänzen, einiges kritisch einschränken, in einigen punkten Sp. auch misverstehen. wie er begrüfse auch ich die völlige principielle niederlegung zeitlicher grenzbäume für geisteswissenschaftliche insbes. litteraturwissenschaftliche untersuchungen, die nur in der zeit eines lebensfremden historicismus (nicht lebendiger geschichtsbetrachtung, die immer ihre w u r z e l n im gegenwärtigen erlebnis hat) möglich waren. die sprachforschung kennt ja naturgemäfs solche grenzen nicht. ob ein gegenstand geeignet ist zu einer wissenschaftlichen behandlung und zu welcher art der behandlung, kann nicht danach beurteilt werden, ob er mehr oder minder schon 'historisch' ist, sondern nur aus den jeweils ganz verschiedenen individuellen bedingtheiten, in denen er steht. die zeitliche nähe k a n n dazu gehören, braucht es aber nicht, zumal wenn erkenntniselemente aufserhalb des werkes schon früh verfügbar sind.

Bonn. **Carl Enders.**

LITTERATURNOTIZEN.

Språk och Stil. tidskrift för nysvensk språkforskning utgiven av Ruben G: son Berg, Bengt Hesselman, Olof Östergren. Uppsala, i distribution hos A.-B. Akademiska bokhandeln, 1901 ff. — Der Anzeiger will einmal wider (vgl. XXIX 138) mit ein paar zeilen hinweisen auf diese vortreffliche schwedische zeitschrift, die jetzt im 20 jahrgang steht und jährlich ihre 15—17 bogen herausbringt. ihr titel 'Sprache und stil' deutet ihren machtbereich an: die sprache nicht in linguistischer beleuchtung, sondern als culturwerkzeug und künstlerischer ausdruck. im mittelpunct steht die schwedische schriftsprache der letzten zwei jahrhunderte nach ihrem satzbau, ihrem wortbestand und ihren versformen. lehnwort, landschaftliches vocabular, berufssprache sind gut vertreten. da und dort greift es hinüber in das gebiet der lautlehre und rechtschreibung, betritt es die mundartenkunde und die ältern zeiträume des schwedischen schrifttums. mancher textkritische und stilbeschreibende beitrag bewegt sich auf der grenze von sprach- und dichtungsgeschichte; es fällt nicht wenig ab für die kenntnis einzelner schriftsteller. auch ungedruckte quellen werden uns mitgeteilt, so die randglossen des jüngern Adlerbeth zu Lings trauerspiel 'Agne', die das sprachgefühl vor hundert jahren beleuchten (1918 s. 145 ff), und die nachdenklichen zweifel, mit denen der lyriker Fröding das buch Cederschiölds über das schwedische als schriftsprache begleitete, eine vielsagende urkunde für das kühle, verstandesmäfsige sprachideal des dichters (1916 s. 71 ff). mehrmals kommen allgemein-grundsätzliche fragen zur erörterung: 'Ueber die entwicklungsmöglichkeiten der geschichtlichen bedeutungslehre' 1917 s. 201 ff, 'Einteilung der composita unter stilistischem gesichtspunct' 1916 s. 46 ff, 'Beurteilung der tonwidersprüche gegen das alternierende versmafs' 1918 s. 96 ff, 1919 s. 58 ff. auch zu praktischen anliegen nimmt die zeitschrift stellung: ein aufsatz fordert auf zu sprachbewustem eintreten für das reine, klangvolle zungenspitzen-*r*, das auch im schwedischen durch verschiedene wechselbälge bedroht ist: 1918 s. 38 ff; ein andrer warnt vor der 'hauptwörtersucht', der überfütterung der nomina actionis auf kosten der minder abstracten redeteile (wobei auch unser zeitungs- und gelehrtendeutsch schreckende beispiele stellt): 1915 s. 35 ff. mehrere mitarbeiter befassen sich mit fragen der schulgrammatik. die zeitschrift bildet einen fechtboden, worauf meister und lehrlinge schwedischer sprach- und versforschung die klingen kreuzen.

Wir wünschen dass die vielseitigen und gutgeleiteten bände auch bei uns in Deutschland beachtet werden, und zwar nicht nur bei den wenigen die zu neuschwedischen studien ein ver-

hältnis haben. aus dem hier gesagten — das die beispiele nur aus den letzten fünf jahrgängen nahm — wird man schon sehen, dass auch die aufserschwedische sprach- und verslehre viel förderung holen kann. und weil deutsche sprache und dichtung so stark auf die schwedische gewirkt haben, gibt es im bereiche von 'nysvenskt språk och stil' auch manche unmittelbar stoffliche berührung.

Arlesheim, october 1920 **Andreas Heusler.**

Karel ende Elegast oorspronkelijk? proeve van toegepaste sprookjeskunde door **Marie Ramondt** [Utrechtsche bijdragen voor letterkunde en geschiedenis XII]. Utrecht, A. Oosthoek 1917. III u. 135 ss. 8⁰. — Jonckbloet, GParis, te Winkel, Kuiper haben das köstliche stück der mnl. litteratur nacheinander für eine übersetzung aus dem französischen erklärt. die jüngeren, Kalff und Prinsen, sind geneigt es für ursprünglich zu halten. M. Ramondt will den beweis dafür erbringen mit hülfe der vergleichenden märchenforschung. bei Benary, Zs. f. rom. ph., beiheft 40 (1912), s. 22 f. und Herrigs archiv 132 (1914), s. 144 ff. findet sie einen neuen quellpunct der erzählung von Karls nächtlichem zug mit dem meisterlichen dieb Elegast-Basin. was Franc de Rosières im Stemmatum Lotharingiae ac Barri ducum, Paris 1580, vom könig Basanus und seinem zauberischen ratgeber Heligastus erzählt, ist 'ursage'. in der sage vom Sicambrenfürsten durchschaut der ratgeber die machenschaften der feinde.

Mit dieser Maassage floss die Maas-Rheinsage vom zaubererdieb-outlaw Elegast zusammen. ein volkserzähler knüpfte die motivkette könig-ratgeber-zauberer-dieb-outlaw-entdeckung einer verschwörung zu der erzählung 'wie ein könig aus stehlen gieng'. ursprünglich war Basan-Basin der könig, Elegast der dieb; Basin und Elegast rücken zusammen, dieselbe geschichte wird von zwei verschieden benannten dieben erzählt (Basin in Frankreich, Elegast in Deutschland), die rolle des königs übernimmt Karl der Große. Rosières erzählung ist keinesfalls der niederschlag eines Elegast-Basinromans; den namen Elegast-Heligastus nahm die 'ursage' auf, nachdem sie mit der Elegastsage in erste berührung getreten war.

Diese construction ist schwach. die verf. hätte sehen müssen, dass die Heligastusfigur und -geschichte nicht erst bei Rosières, sondern bereits bei Trithemius erscheint; nicht allerdings in De origine gentis Francorum compendium, das Benary citiert, sondern in dem parallelwerk Compendium primi voluminis Annalium de origine Francorum (ich habe die Frehersche ausgabe der Opera historica, Frankfurt 1601, 1—63, eingesehen). sie muste Rosières (der doch fühlbar mit hilfe von Vergil Aeneis VI ausputzt!) und Trithemius kritisch anfassen, hätte Trithemius

Annales lesen und sich nicht mit Benarys bestechenden auszügen begnügen sollen, und dann hätte sie gewis gefunden, dass ihre 'ursage' geschichtsklitterung ist. Trithemius mag die rheinische Elegastsage gekannt haben (Trithemius aus dem Trierschen, benedietiner in Sponheim bei Kreuznach, in der umgegend Gau-Algesheim und Wald-Algesheim d. i. Alagastesheim).

Wertvoll ist die motivvergleichung zwischen Uhlenbecks Volchbyline, Kern-van der Meulens mongolischer und litauischer diebsgeschichte und der verfasserin russischer parallele. kein zweifel, die rheinisch-niederländische geschichte von Karl und Elegast hat mit den östlichen versionen einen gleichgebauten motivstock gemein, eben die erzählung 'wie ein könig aus stehlen gieng'. wie ist sie aus den Rheinlanden nach Osteuropa gekommen? über Lübeck (fastnachtspiel Karel-Ollegaste 1450) und die hansa meint die verfasserin. wertvoll ist die zergliederung der Elegastfigur, der weitgezogene vergleich mit den vertretern des frzs. larron épique, der endliche nachweis von der deutschen ursprünglichkeit Elegasts, wohingegen Basin mit dem Maugis der Haimonskinder zusammengeht. der deutsch-rheinische meisterdieb Elegast wurde als outlaw und helfer, und zwar als centralfigur, in das karolingische verschwörermotiv eingeschoben; Basin, mit Maugiszügen ausstaffiert, ist frzs. ersatz; der Brabanter arbeitete nach rheinisch-heimischer tradition: so stelle ich mir die 'oorspronkelijkheid' des mnl. gedichtes vor.

Der verf. stimme ich zu 1. wenn sie eine unmittelbare abhängigkeit des mnl. Elegast von der bekannten franz.-nord. Basinüberlieferung ablehnt, wiewol ich es methodisch für verfehlt halte, aus den zerstreuten frzs. anspielungen ein gedicht zu reconstruieren und dessen motivkette zu vergleichszwecken zu benutzen; 2. in ihrer kritik von Bédiers Basinhypothese, wobei sie die pflicht gehabt hätte, den bericht der Karlamagnussaga und die Karl Magnus krønike kritisch zu prüfen; alle benutzer dieser redactionen haben sich dieser pflicht entzogen; 3. in ihrer charakteristik des ostmd. Elegast, der, wie ich mich bei der abschrift der Zeitzer hs. überzeugt habe, mit dem mnl. nichts zu tun hat und somit eine weitere selbständige fassung der Elegastgeschichte darstellt.

Die arbeit ist gut geschrieben, leider durch ungenauigkeiten und entgleisungen hier und da entstellt. im einzelnen rechte ich mit der verf. im ersten teil meiner Karlmeinetstudien.

Bonn. **Th. Frings.**

D e u t s c h e s t a m m e s k u n d e von **Rudolf Much.** mit 2 karten und 2 tafeln. 3, verbess. aufl. [Sammlung Göschen]. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. verleger 1920. 139 ss. kl. 8⁰. 1,60 m. + 50 % tz. — Das von den jüngern unserer wissenschaft dankbar benutzte und heute doppelt er-

wünschte bändchen zeigt in der neuen auflage überall die nachbessernde hand und ist obendrein um einen geographischen index bereichert. auf manche der hier begegnenden änderungen durfte man nach Muchs beiträgen zu dem Reallexikon von Hoops gefasst sein: so auf seine deutsche ableitung des Germanen-namens (s. 60 ff.), der ich mich freilich nicht anschliefsen kann, auf die einschaltung der 'irischen Germanen' (s. 73 f.) u. a. auffälligerweise bleibt in dem abschnitt über 'deutsch' und 'Deutsche' (s. 134 f.) ADove sogut wie Braune unberücksichtigt. **E. S.**

Die besiedelung des thüringischen Eichsfeldes auf grund der ortsnamen und der mundart, von dr **Konrad Heutrich** [sa. aus d. Sächs.-thüring. zeitschr. f. gesch. u. kunst bd IX h. 2]. Duderstadt, Aloys Mecke 1919. 24 ss. 8^0. 1,80 m. — Der als tüchtiger kenner seiner heimatsmundart hervorgetretene verfasser hat sich hier eine aufgabe gestellt, deren lösung ihm nicht trotz, sondern wegen ihrer engen begrenzung mislingen muste: denn diesen grenzen entspricht die enge seiner wissenschaftlichen orientierung. aus den heutigen mundarten lassen sich fragen der vor- und frühgeschichte nicht beantworten, und in der namenkunde tastet H. unsicher zwischen den verschiedensten autoritäten. gleich die ersten seiten, wo mit zt. ganz jungen rodungsnamen auf die — übrigens wider 'brünetten' — Kelten gefahndet wird, wecken schwere befürchtungen, auf s. 5 mutet uns ein germanist zu, den ortsnamen 'Schwebda' (9 jh. *Suebada*) mit seinem kurzen *ë* und weiter den bachnamen 'Schwemnotte' zu den 'Sueben' zu stellen, und auf s. 10 f erreicht die dilettantische spielerei ihren höhepunct mit der aufsuchung 'hessischer spuren': 'Hessel', 'Hasenwinkel', 'Hottenrode', die beiden 'Heuterode' werden hier eingereiht, mit erwägungen die durchweg nicht ernst genommen werden können. — Die ortsnamenforschung hat in den beiden letzten jahrzehnten eine reihe ausgezeichneter mitarbeiter gewonnen: ich nenne nur Bethge, Bückmann, Cramer, Haas, Weller, ohne damit andere gering zu schätzen — arbeiten wie die vorliegende bezeichnen einen rückschritt, der sich freilich im schatten WArnolds vollzieht, aber durch ihn nicht gedeckt wird. **E. S.**

Passiones vitaeque sanctorum aevi Merovingici ediderunt **B. Krusch** et **W. Levison** [Monumenta Germaniae historica. Scriptorum rerum Merovingicarum tomi VII pars II] Hannoverae et Lipsiae impensis bibliopolii Hahniani MCMXX. p. I—X. 441—902. 4^0. 168 m. — Dieser zweite halbband und mit ihm der abschluss der ganzen serie ist weit früher zur tatsache geworden, als ich bei niederschrift meiner kurzen anzeige des ersten (Anz. XXXIX 168 ff) für möglich gehalten hätte. unser staunen und unsere hochachtung für die hier geleistete riesenarbeit wollen noch wachsen, und widerum

teilen sich die beiden herausgeber in unsern dank: mag immerhin die leistung Kruschs wie die ältere, so diesmal, wo es so viel nachzutragen galt, die umfangreichere sein, an arbeitskraft und pflichttreue weicht keiner dem genossen, und unser herzlicher glückwunsch kennt kein zauderndes abwägen. im 'Supplementum' gibt K. s. 468—516 (850—855) 'Chronologica regum Francorum stirpis Merowingicae, catalogi, computationes annorum vetustae cum commentariis' und leistet hier auf grund eines überwältigenden materials von fränkischen königslisten und zahlenreihen die wertvollste reinigungsarbeit im einzelnen wie im principiellen ('Epilogus' s. 512 ff), die seine frühen verdienste um die chronologie der merowingischen könige (Forschungen z. dtschen gesch. 22 [1882], 449—490) in die erinnerung ruft, anderseits aber die brücke schlägt zu seinem neusten kritischen schaffen, das der Lex Salica gilt. eine art anhang dazu bildet die 'Origo Francorum duplex' s. 517—528, wo vor allem die späte ansetzung des schwindlers 'Aethicus Ister' (erste hälfte des 8 jh.s) durch neue beweismittel von K. und L. sicher gestellt wird. — Eine freudige überraschung beschert uns Levison mit dem 'Conspectus codicum hagiographicorum', der, obwol er sich doch auf die für die merowingischen heiligen in betracht kommenden codices beschränkt, nicht weniger als 842 legendenhandschriften beschreibt (s. 551—706, beachte das palimpsest-fragm. von Aelfreds Orosius in nr 652, die deutsche legendenhs. nr 852), und vor allem durch die vorangestellte 'Praefatio' (s. 529—551), in der der anteil der einzelnen landschaften und in ihnen wider der localen bildungscentren an der pflege dieser litteraturgattung übersichtlich und höchst lehrreich dargestellt ist. wie bei allen litterarischen erzeugnissen geringern oder mittlern umfangs erfahren wir es auch hier: die einzelüberlieferung von legenden ist etwas ganz seltenes (s. 529), überall schliefsen sie sich zu complexen zusammen, bei denen dann mehr und mehr das kalenderjahr über die andern anordnungsmöglichkeiten den sieg davonträgt. für den litterarischen verkehr zwischen den einzelnen klöstern und stiftern sind die nachweise L.s vielfach von interesse: SGallen mit Weifsenburg (s. 531), Engelberg und Rheinau (532); Tegernsee mit Weihenstephan (532); Windberg mit Ober- und Nieder-Altaich (533) usw. —

Die 'Appendix' bietet zahlreiche, zum teil wichtige nachträge zu tom. I—IV von Krusch, zu tom. V. VI (VII) von Krusch u. Levison: verzeichnung neugefundener handschriften, ergänzung des apparats und wideraufnahme der textkritik. bei der 'Passio septem dormientium' des Gregor vTours entschliefst sich K. sogar zu einer vollständig neuen recensio (s. 757—769), seiner dritten: denn zwischen dieser und der ersten (Scr. rer. Mer. I 847 ff.) ligt noch die ausgabe in den Anal. Boll. XII (1894) 371 ff. — Zu den üblichen indices tritt diesmal, worauf ich besonders hinweise,

ein alphabetisches verzeichnis der sämtlichen heiligen die in den sieben bänden der Scriptores rerum Merovingicarum behandelt sind.

E. S.

Zu den Nibelungen beiträge und materialien von dr phil **Max Ortner** und **Theodor Abeling**. mit einem kärtchen, einer nachbildung des titels und der schlusseite des Ermenrichliedes sowie drei facsimiles von Nibelungenhandschriften. [= Teutonia etc. hrsg. v. Wilhelm Uhl, 17 heft]. Leipzig, Basz & co. 1920. 203 ss. 8°. 10 m. — Im ersten teile dieses wunderlich zusammengesetzten bandes (s. 1—30) schreibt hr dr Ortner als erbe des sel. F. X. Wöber dem 'freiherrn Heinrich von Kürnberg-Traun-Ofthering' (um 1200) die abfassung des Nibelungenliedes zu, im zweiten teile setzt hr Abeling 'die entstehungszeit unserer (!) dichtung' (die er s. 160 'eine rhapsodie', 'kein leseepos' nennt) 'in den anfang des 12 jh.s' (s. 161) und spricht von der 'tiefen verderbnis' des 'gründlich zersungenen' textes. die jahrelange liebevolle beschäftigung mit den handschriften des gedichtes hat herrn A. nicht über den mangel der elementaren grundlagen philologischer bildung hinweghelfen können. wir verdanken ihm auch diesmal ein paar nützliche mitteilungen: das Dülmener (nicht Dülmer!) fragment (Zs. 52, 356 ff) gehört zur hs. K (s. 58 f), wie ein beigegebenes facsimile aufser zweifel stellt; das in Innsbruck aufgetauchte blatt U (jetzt im Germ. museum) und das Sterzinger bruchstück der Klage (V) stammen, wie zu vermuten war, aus der gleichen hs. (s. 62); zu den neuerdings veröffentlichten Mainzer bruchstücken von L gibt A. einen nachtrag (s. 65 f, mit facsimile). damit aber ist der wissenschaftliche wert des bandes erschöpft. A. ist nicht gerüstet, um sich mit Braune in eine discussion des stammbaums der Nibelungenhss. einzulassen, und dass er diese auseinandersetzungen in geradezu ungeheuerlicher papierverschwendung mit dem vollständigen abdruck aller mehrstrophen und — fehlstrophen (von A, C, J gegen B usw.), und schliefslich gar der completen hs. h (!) der Klage begleitet, würkt bei der heutigen papiernot geradezu erregend. ebenso überflüssig aber ist was der verf. über die entstehung der heldensage vorträgt (s. 37 ff); s. 199 heifst es darüber: 'die einleitung beruht natürlich (!) auf von der Hagen, Heldenbuch' usw. wo und wie hr A, sein altdeutsch und seine metrik gelernt hat, ist mir auch jetzt wider ebenso unklar geblieben wie früher; für diesmal nur zwei proben: s. 37 ff wird Pauls (Paul) von Lichtenstein consequent 'Paulsen' und die Ambraser hs. geradezu 'die Paulsensche sammlung' genannt, s. 148 wird uns zugemutet, Nibl. 1, 4 gegen die hss. *wunder* zu streichen und (so accentuiert!) zu lesen: *múget ír nú hœren sagen* — 'eine etwas eigentümliche, aber, wie mir scheint, zweifellose und ursprüngliche metrik der achten halbzeile' fügt der schelmische autor hinzu, ohne zu ver-

raten, warum er die gewis weniger 'eigentümliche' lesung *múget ír nu hœren ságen* verschmäht. E. S.

Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. aus dem mittelhochdeutschen übertragen von **Fritz Bergemann.** Leipzig, Insel-verlag [1920]. 80 ss. 8⁰. — Die aufnahme des Helmbrecht in die Insel-bücherei (nr 304) ist gewis berechtigt, und dass sie zu einer neuen bearbeitung anlass gab, könnte man freudig begrüfsen, wenn der autor ein besserer germanist — und ein besserer dichter wäre als Ludwig Fulda. das ist aber beides nicht der fall. die übersetzung bleibt dem original freilich treuer zur seite als die von Fulda, und auch als KSchiffmanns widergabe in gereimten fünffüfsigen jamben (Linz im selbstverlag [1904]), aber sie krankt an allerlei flickwerk des reimes und ungeschick der wortwahl (so gleich im eingang das fatale 'Kammstück'!); den rhythmus hat besonders häufig der name 'Helmbrecht' gestört. an nicht ganz wenigen stellen hat der übersetzer den text misverstanden, am schlimmsten wol v. 949 ff. auch einleitung und anmerkungen beweisen, dass er nicht eben tief in die altdeutsche sprache und litteratur eingedrungen ist. E. S.

Rostocker niederdeutsches Liederbuch vom Jahre 1478. herausgegeben von **Bruno Claussen,** mit einer auswahl der melodien bearbeitet von Albert Thierfelder, buchschmuck von Thuro Balzer. Rostock, Hinstorff 1919. XXVI u. 80 ss. kl. 8⁰. 6 m. — Ein glücklicher fund, mit erfolgreichem spürsinn weiterverfolgt und in ansprechender form zur rechten stunde der öffentlichkeit übergeben: als festgabe zum 500 jährigen jubiläum der universität Rostock. aus einbänden des jahres 1568 hat dr Cl. 44 blätter eines liederbuchs zusammengesucht, das sich 'um 1478' gut datieren lässt; es hat einem Rostocker studenten gehört und schliefst mit einem preislied auf Rostock. 5 hände sind zu unterscheiden: neben der des besitzers (40 seiten) anscheinend vier hände von commilitonen, die dem sammler mehr als die hälfte seines liederbestandes zugesteuert haben, 'in stammbuchweise', meint der herausgeber. es sind teils im vollständigen text, teils in ersten strophen (zwischen den melodieen) 52 lieder erhalten: 42 in niederdeutscher sprache, weiter 3 maccaronische (lat.-nd.), 3 hochdeutsche (nrr 18—20, von der 5 hand), 4 lateinische. dazu treten dann noch niederdeutsche sprüche, lateinische bibelverse, ein ablassverzeichnis für Rompilger. von den 30 melodieen hat prof. Thierfelder 15 der besterhaltenen bearbeitet — ein urteil darüber steht mir nicht zu.

Für die lesung und das verständnis der texte war der glückliche finder offenbar von vorn herein nicht gerüstet und

hat sich auch unter der arbeit nur mühsam zurechtgefunden. ich gebe zu, dass diese blätter zt. nicht leicht zu lesen sein mögen, und es leidet keinen zweifel dass die texte vielfach arg entstellt sind, uzw. nicht allein durch unsere schreiber. aber beim rechten zusammenwürken paläographischer und sprachlicher erwägungen hätten doch nicht wenige stellen lesbarer gestaltet werden können. so lesen wir in nr 15 str. 1, 4 *en foder stein*, str. 6, 2 *en foder stem* — es handelt sich um holz, hat der herausgeber an dem widerspruch keinen anstoſs genommen? steht nr 20 str. 4, 2 (in einem hd. texte) würklich *widder hem,* so war doch die besserung *widderzem* selbstverständlich. nr 2 str. 8, 2 *So is vorstert syn valsche wert* ist nicht zu halten, vor allem nicht wenn man das pt. prät. mit 'zerstört' übersetzt: dann muss es eben *vorstort : wort* heiſsen! — Mit strophenform, reim und versbau weiſs Cl. wenig bescheid. bei nr 2 hat er die strophen in ihre hälften aufgelöst, so einfache ergänzungen wie *truwe* ⟨*myn*⟩ *: fyn : syn* nr 16 str. 3, 3 sind unterblieben, unmögliche reime wie *muß :* ⟨*lust*⟩ (statt ⟨*buß*⟩) werden neu geschaffen, und im versinnern sind die überfüllungen so wenig erkannt wie die lücken: bei nr 8 str. 1, 4 *Dar vor love ik eyn reyne dat wyff* (wo einfach *dat* zu streichen war) heiſst es allen ernstes: '*eyn reyne* ist wol nur als verstärkung gesetzt = ganz allein'; nr 17 str. 1, 4, wo sich in den zeileneingang ein hier sinnloses *Sunder wun* (natürlich *sunder wân*) verirrt hat, erhält dieser monströse vers noch die ernsthafte anmerkung '*sunder* = ausgenommen'. die worterläuterungen, die mancher schwierigen stelle aus dem wege gehn, sind offenbar gr. tls dem Mnd.wb. (resp. hwb.) entnommen, obwol es sich bei unsern texten vielfach um umschriften aus dem hochdeutschen handelt: so wird *gheringhe* nr 1 str. 3, 5 und nr 7 str. 7, 5 mit 'schnell' übersetzt, wo beidemal nur die bedeutung 'leicht' zutrifft — übrigens wäre an der ersten stelle *ringe* einzusetzen, an der zweiten scheint verbaler ausdruck vorzuliegen.

Die sammlung überliefert uns vier unbekannte historische lieder über braunschweig-lüneburgische vorgänge der vorausgehnden jahrzehnte: nrr 3—5 (in relativ bester überlieferung) gehören offenbar dem gleichen dichter an, 'Hinrich Sticker', wie er sich nr 5 str. 11, 1 vorstellt; auch bei der mehrfach verstümmelten nr 12 nennt sich der verfasser in der letzten strophe: 'Petēr von Strazeborch' — ich versteh deshalb die frage der 'Bemerkungen' nicht, ob das dem liede beigeschriebene wunderliche *de Kossabbescher* ein verfassername sei. einen herzog Heinrich von Braunschweig nennt als sänger auch die schlussstrophe von nr 15, dem bisher vollständig nur aus dem Antwerpener lb. bekannten liede vom bauer und der edelfrau. die tatsache braucht nicht verbürgt zu sein: der bloſse umstand dass man im 15 jh. einem fürsten die abfassung einer solchen schwankhaften ballade

zuschreiben konnte, ist für die litteraturgeschichte fast gleich wertvoll.

Der übrige inhalt der hs. ist sehr mannigfaltig und bringt auch noch überraschend viel unbekanntes liedergut: echte minnelieder, wol durchweg hochdeutschen ursprungs und teilweise auch hochdeutsch überliefert; gedichte von clerikern und studenten, zt. derb und obscön; schliefslich ein paar richtige volkslieder, die durch diese frühe bezeugung auf niederdeutschem boden doppelt wertvoll sind. die liederforschung wird sich mit dem schönen funde Claussens noch oft zu beschäftigen haben. **E. S.**

Die bilderhandschrift des hamburgischen Stadtrechts von 1497 im hamburgischen staatsarchiv. herausgegeben von der Gesellschaft der bücherfreunde zu Hamburg 1917. VIII u. 216 ss. fol. mit beiheft: Wörterverzeichnis zu dem hamburgischen Stadtrecht von 1497 von **Conrad Borchling.** 50 ss. fol. — Die illustrationen zum Hamburger stadtrecht von 1497 sind den freunden der deutschen altertümer seit langem bekannt: durch eine widergabe in steindruck nach zierlichen federzeichnungen OSpeckters, welche Lappenberg 1845 mit eingehnden erläuterungen begleitet hat, in unmittelbarem anschluss an seine 'Hamburgischen rechtsaltertümer' bd. I, die auch den text dieses rechtsbuches bringen. da aber jene veröffentlichung die originale nur unvollkommen vorstellt, entschloss sich die Gesellschaft der bücherfreunde zu einer farbigen reproduction mit den mitteln der heutigen technik: das probeblatt dieser überaus kostspieligen widergabe, welches allein dem recensionsexemplar beigefügt ist, erweist die Hamburger firma Knackstedt u. co. als auf der höhe der anforderungen stehend.

Die Gesellschaft der bücherfreunde hat aber die gelegenheit ergriffen, auch dem text des stadtrechts in einer neuausgabe jede art von wissenschaftlicher fürsorge und erläuterung angedeihen zu lassen. die ausgabe selbst, mit einer prächtigen, in Hamburg neu geschnittenen und gegossenen letter gedruckt, rührt ebenso wie die umfangreiche einleitung und die überaus sorgsamen erläuterungen der bilder (sowol nach ihrem rechtshistorischen gehalt wie nach seite der allgemeinen culturgeschichte) von dr Heinrich Reincke her, das glossar hat mit erprobter gewissenhaftigkeit Conrad Borchling zugerichtet. so ist alles in allem ein werk zu stande gekommen, das nach seiner äufseren erscheinung wie nach seinem geschichtlichen und wissenschaftlichen wert der gesellschaft der wir es verdanken zur ehre gereicht.

Das Hamburger stadtrecht von 1497 ist redigiert worden durch den bedeutenden bürgermeister Herman Langenbeck, der dabei das 'rote stadtbuch' zu grunde legte — das sog. stadtrecht

von 1292, das aber erst 1305 oder 1306 zum abschluss gebracht wurde; seiner in Italien erworbenen kenntnis des römischen rechts hat Langenbeck nur geringen einfluss darauf verstattet. den alten niederdeutschen text hat er im allgemeinen verständig reformiert, wenn es auch nicht ganz ohne misverständnisse abgieng; dazu gehört aber kaum, wie Reincke s. 16 o. meint, der ersatz von *iogheliker bederue man* durch *yoghelyke bederue manne* (art. 1), denn es geht nicht an, dies ohne weiteres als *yoghetlike* zu nehmen und damit bereits Langenbeck einen irrtum unterzuschieben, den allerdings die redaction von 1605 vollzogen hat.

E. S.

Der Frankfurter Markt oder die Frankfurter Messe von Henricus Stephanus (Henri Estienne). im auftrage der städtischen Historischen kommission in deutscher übersetzung herausgegeben von dr **Julius Ziehen.** mit 13 abbildungen und dem Marktschiff-gedicht vom jahre 1596 als anhang. Frankfurt a. M., Diesterweg 1919. 84 ss. 8°. 4 m. — Von des grofsen Henricus Stephanus 'Francofordiense Emporium, sive Francofordienses Nundinae' gibt es sowol eine französische (1875) wie eine amerikanische (1911) ausgabe, beide mit übersetzung; Deutschland hatte sich um die erneuerung dieses encomiums, das ihm so sehr zur ehre gereicht, bisher nicht bemüht, und so hat Ziehen die bevorstehnde Frankfurter einfuhrmesse als anlass genommen, diese schuld wenigstens durch eine gewandte übersetzung abzuzahlen, die mit illustrationen aus dem Frankfurt jener zeit geschmückt und von einem neudruck des 'Marckschiff von Marx Mangold' begleitet ist: der letztere leider auch in antiqua gesetzt und mit einer recht nachlässigen interpunction. — Die huldigung des Stephanus (in originalbogen a b) dient zugleich der geschäftsreclame für ein bündel kleiner schriften, das mit neuer, fortlaufender paginierung auf den bogen c bis k folgt und sich aus eigenem und fremdem, altem und neuem zusammensetzt; es schliefst mit einer 'postfatio' an Paulus Melissus und nimmt auch sonst mehrfach bezug auf ihn und seinen Heidelberger collegen und freund Joh. Posthius, deren gemeinsames werkchen 'Collegii Posthimelissaei Votum. hoc est, ebrietatis detestatio, atque potationis saltationisque eiuratio. Amethystus princeps sobrietatis. — Francoforti ad Moenum, apud Ioannem Lucienbergium. 1573' hier deutlich und ausdrücklich eine fortsetzung und stütze erhalten soll, wie denn auch einzelnes von dort herübergenommen ist. (ein exemplar dieses anscheinend recht seltenen bändchens ist in meinem besitz.) E. S.

Joachim Rachel, Zwei satyrische gedichte: Der Freund und Der Poet. nach den Kopenhagener handschriften herausgegeben von **Axel Lindqvist.** [Lunds universitets Årsskrift

n.f. avd. I bd 16 nr 5]. Lund, Gleerup — Leipzig, Harrassowitz [1920]. XIX u. 37 ss. 8⁰. — Die bisher unbeachtet gebliebenen gleichzeitigen hss. der VII und VIII satire Rachels, die hier einer eindringenden würdigung unterzogen und dann vollständig abgedruckt werden, sind geeignet das dunkel aufzuhellen, das zwischen der Frankfurter editio princeps der ersten sechs satiren von 1664 (A) und der Oldenburger ausgabe von 1677 (B) lagerte, welche den 'Freund' und den 'Poet' als bisher ungedruckt hinzugab. der drucker von B, Zimmer, behält mit diesem anspruch recht, und Dreschers annahme scheint sich zweifach zu bestätigen: die zuletzt von Goedeke zwischen A und B angesetzten ausgaben fallen sämtlich fort, und speciell die einzeldrucke der VII u. VIII satire ('Kopenhagen 1666') beruhen auf einer misverstandenen 'handschriftlichen nachricht'. die von L. aufgefundenen handschriften stellen nun nicht etwa die vorlagen von B oder auch nur den gleichen text dar, sondern offenbaren beidemal eine abweichende redaction, die freilich nicht tief eingegriffen hat. bei dem 'Freund', der in schreiberhand vorligt, ist es schwer festzustellen, ob die hs. oder der druck die spätere fassung gibt, bei dem 'Poet', der möglicherweise (!) ein autographon darstellt, wird man sich für B als den revidierten text entscheiden. beidemal aber erfährt der druck aus den Kopenhagener manuscripten eine reihe von berichtigungen, die L. mit vorsicht und akribie festlegt. **E. S.**

Die Exempla des Jacob von Vitry. ein beitrag zur geschichte der erzählungslitteratur des mittelalters von **Goswin Frenken** [Quellen und Untersuchungen zur lateinischen philologie des mittelalters, begründet von Ludwig Traube, herausgegeben von Paul Lehmann bd. V h. 1] München, C. H. Beck 1914. IV u. 153 ss. gr. 8⁰.. — Als uns im j. 1890 ThFCrane in einer ausgabe, deren text freilich viel zu wünschen übrig liefs, die aber mit einer lehrreichen einleitung und reichhaltigen anmerkungen ausgestattet war, die aus den 'Sermones vulgares' des Jacques de Vitry geschöpften 'Exempla' bescherte (Folk-Lore Society XXVI), erschienen ihm gewisse mit dem namen des JdeV. umlaufende 'beispiele' verdächtig, weil er ihre quelle, die 'Sermones feriales et communes' des gleichen autors nicht kannte. und doch wurde diese predigtsammlung in der litteratur oft genug erwähnt, sodass es unverständlich ist, wie sich der verfasser einer 1909 erschienenen monographie über JdeV. (PhFunk in WGoetz Beiträgen z. kulturgeschichte h. 3) gar nicht um sie kümmern konnte; so blieb ihm ein wertvolles biographisches zeugnis vorenthalten: in nr IV (s. 99) stellt sich der verfasser selbst als 'magistrum Jacobum, Remensem nacione, canonicum Cameracensem' vor. nun ist auf die lange vernachlässigung eine zeit des übereifers gefolgt, und ein zusammentreffen das sich wol hätte vermeiden lassen, hat 1914 gleich-

zeitig zwei ausgaben der neuen exempelreihe der druckpresse zugeführt: neben die ausgabe Frenkens tritt die von Jos. Greven in Hilkas Sammlung mittellatein. texte h. 9 (Heidelberg, Winter 1914). erfreulicherweise haben die editoren, als es für eine beseitigung der concurrenz zu spät war, ihre druckbogen ausgetauscht und so wenigstens für möglichste sauberkeit des textes gesorgt; hat man sich die 'versehen und druckfehler' von der schlussseite Frenkens eingetragen, so bleiben nur etwa folgende correcturen übrig: s. 107 z. 3 v.u. l. '*accipite alium obulum, si voltis*'; s. 117 z. 11 v.o. l. *accommodatum*; s. 118 z. 9 v.o. l. *manducantem*, z. 10 v.o. l. *comedisset*; s. 121 z. 9 v.u. l. *dum*; s. 134 z. 13 v.o. streiche das zweite *se*. — einen fehler dessen entstehung leicht verständlich wäre, vermut ich s. 133 z. 8 v.u.: *quod in obprobrium et vituperium 'generis sui' gener eius barba privaretur*; der reiche Armenier, der nicht will dass sein französischer schwiegersohn den angeblich verpfändeten bart verliere, sieht darin nicht eine schmach für dessen 'geschlecht', sondern für seine eigene nationalität: es muss also doch wol *gentis suae* eingesetzt werden. im übrigen ist die überlieferung in der Lütticher hs. ausgezeichnet, sodass die drei übrigen gleichfalls belgischen mss., die beiden herausgebern bekannt waren, nicht weiter herangezogen zu werden brauchten.

Frenken zählt 104 'exempla' und hängt 2 'anekdoten' an, die Greven in der reihe der exempel belassen hat; es ist knapp ein drittel von dem was uns die 'Sermones vulgares' bieten, aber es sind allerlei stücke darunter, die ein interesse für die sagen- und novellenkunde haben, wie XV ('Aristoteles und Phyllis'), XIX ('Mönch Felix') und viele andere, worüber die anmerkungen unter dem text auskunft geben. nicht wenige haben wert für die zeit- und sittengeschichte, so auch gegen schluss die anekdoten von dem ungebildeten Pariser pfarrer Maugrin, der hier (C—C III) zuerst auftaucht.

Die ausgabe füllt bei Fr. s. 93—153; voran geht ihr eine fleifsige einleitung, die über den autor und seine litterarische tätigkeit, über die gattung und den brauch der 'exempla', über quellen und parallelen speciell für Jacob, über dessen nachwürkung in der deutschen predigt (Geiler, Abraham a Sancta Clara) und über das eindringen der exempla in die profanlitteratur gut orientiert, hier und da auch mit eigener untersuchung unsere kenntnis fördert. E. S.

Romanische Texte zum gebrauch für vorlesungen und übungen herausgeg. von **Erhard Lommatzsch** und **Max Leopold Wagner**. h. 1—3. Berlin, Weidmann 1920. 8°. 1. Del tumbeor nostre dame (E. L.) 51 ss. 3,40 m.; 2. Joachim du Bellay, La deffence et illustration de la langue francoyse. 1549. (E. L.) IV u. 95 ss. 6 m.; Victor Hugo, La préface de Cromwell. 1827. (E. L.) IV u. 87 ss. 6 m. — Diese neue

sammlung, die mit weniger umfangreichen texten zu mäfsigem preise zunächst dem akademischen unterricht dienen will, bringt und verspricht eine reihe vón werken, deren litteraturgeschichtliches interesse über den hörsaal des romanisten hinausreicht. den 'Tänzer Unserer Lieben Frau', der hier eine erste sonderausgabe erfährt, kennen und lieben wir alle aus der köstlichen verdeutschung von Wilhelm Hertz, die streitschrift des duBellay steht programmatisch am eingang der französischen renaissancedichtung, wie hinwiderum drei jahrhunderte später die absage Victor Hugos an den classicismus sich mit einem programm der romantik verbindet, das, so diffus es sein mag, in seiner historischen bedeutung unbestreitbar dasteht; angehängt sind ihm zwei spätere apologetische stücke in versen. h. 1 ist mit einem vollständigen, elementaren glossar ausgestattet, h. 2 mit einem solchen das jedenfalls alle schwierigkeiten aus dem wege räumt; h. 2 bietet aufserdem ein namen- und sachregister, wie h. 3 ein stichwortverzeichnis. jedem texte geht eine reichhaltige bibliographische notiz vorauf. — Auf dem programm werden weiterhin das 'Poema del Cid', Boccaccios 'Vita di Dante' und die märchenlais 'Guingamor' und 'Tydorel' genannt. E. S.

Das register Gregors VII. hrg. von Erich Caspar. [= Epistolae selectae in usum scholarum ex Monumentis Germaniae historicis separatim editae tom. II fasc. 1] I (buch I—IV). Berlin, Weidmann 1920. XLII u. 352 ss. 8°. 20 m. — Wie so manche verwaltungstechnische einrichtung übernahmen die päpste auch das registerwesen von der antike. selbst in zeiten tiefsten niedergangs gepflegt, wurde es in den letzten jahrhunderten des mittelalters zu einer sonst nirgends im abendlande erreichten vollendung gebracht. noch heute besitzen wir von Innocenz III ab die fortlaufende reihe der registerbände, während sich aus der voraufgehnden zeit nur bruchstücke erhalten haben, unter ihnen aber das register des grofsen papstes Gregors VII.

1866 veranstaltete PhJaffé eine ausgabe desselben, die zwar nicht auf eigener benutzung der handschriftlichen vorlage beruhte, dazu im einzelnen manche mängel aufwies, doch für lange zeit den wissenschaftlichen anforderungen genügen zu können schien. da erbrachte WMPeitz im J. 1911 den nachweis (Sitz.-ber. der Wiener akad., ph.-hist. kl. 165), dass die älteste überlieferung, to. II der Registra Vaticana, keineswegs, wie Jaffé und andere gemeint hatten, eine zur rechtfertigung der päpstlichen politik veranstaltete, von Gregor höchstens noch angeregte sammlung sei, vielmehr das fortlaufend geführte originalregister selbst. mit dieser feststellung war Jaffés arbeit antiquiert. daher fasste die leitung der Mon. Germ. hist. eine neuedition sofort ins auge, die einer ihrer berufensten mitarbeiter, ECaspar, allen hemmnissen zum trotz so eifrig förderte, dass schon heute der erste teil gedruckt vorligt.

Die neuausgabe beruht auf dem römischen archetypus (R), benutzt aber auch die älteste, in Troyes befindliche copie (T), um mit ihrer hilfe spätere zusätze und correcturen in R, wie die rubricierten adressen, die jünger sind als T, auszuscheiden. die übrigen abschriften durften bis auf wenige stellen unberücksichtigt bleiben. dafür bedingte der eigentümliche charakter des materials eine andere ergänzung: viele der in R erhaltenen stücke sind auch sonst noch überliefert, besonders in den archiven der empfänger als originalausfertigung oder deren spätere ableitung; und der wortlaut der verschiedenen überlieferungsformen weicht oft erheblich von einander ab. darum wurde diesen varianten eine besondere rubrik unter dem texte eingeräumt.

Schon 1912 stellte ABlaul (im Arch. f. urk.-forsch. 4, 113) bei einer grofsen zahl von stücken in R Gregors persönliches dictat fest. seine resultate controlliert jetzt Caspar und hebt in der edition die päpstliche autorschaft durch angefügte sterne hervor. ferner vermerkt er die bibelcitate und gibt auch sonst noch verweise, die in zukunft einer stilistischen untersuchung der damals in der kanzlei beschäftigten beamten wertvolle dienste leisten werden.

Da 'die edition das ziel verfolgt, das originalregister möglichst getreu widerzugeben', sind alle orthographischen und grammatischen entgleisungen nur als solche markiert, aufserdem neuansätze und tintenwechsel kenntlich gemacht; ja, eine besondere tabelle gibt aufschluss über alle graphischen eigentümlichkeiten von R. zu erwähnen bleibt noch der sachliche anmerkungsapparat, der gelegentlich, zb. bei dem Dictatus pape, den berühmten leitsätzen des gregorianischen programms (II 55^{a}, s. 201), den umfang einer kleinen abhandlung erreicht.

Göttingen. **A. Hessel.**

Deutsche dichtung, in ihren geschichtlichen grundzügen dargestellt von prof dr **Friedrich Lienhard.** 2 auflage. [Wissenschaft und bildung nr. 150.] Leipzig, Quelle & Meyer. 1919. 142 ss. 8^{0}. 2,50 m. — Es ist schwierig, seher und prophet zu bleiben, wenn man einen leitfaden schreibt. Lienhard ist seinem wesen nach neudeutscher mystiker, erbitterter gegner der grofsstadt, des internationalismus und des jüdischen geistes. er gliedert die deutsche litteraturgeschichte nach 'sinnbildlich vertieften ortsnamen', die stabreime bilden: Wartburg, Wittenberg, Weimar. das ist allenfalls poesie, sicher keine wissenschaft. aber im einzelnen weifs Lienhard das wesen der grofsen dichter, soweit sie ihm liegen, auf knappe formeln zu bringen, die sich leicht einprägen. er redet zb. von Luthers eindeutschungskraft, Klopstocks gemütsschwung, Schillers beherschter glut, Hebbels tiefbohrender tragik, Grillparzers unbefangener bühnensicherheit, Storms feiner abgetöntheit und Freytags kerntüchtiger

männlichkeit. solche formeln wird jeder gern übernehmen, die entsprechenden abstemplungen Heines ('lyrisches plaudertalent'), der jungdeutschen und der naturalisten freilich nur der lehrer der mit Lienhard die mystischen bestandteile des deutschen seelenlebens für die wertvollsten hält.

Leipzig. **Rob. Riemann.**

Studien zu Heinrich von Kleist von **Hermann Schneider.** Berlin, Weidmann 1915. IV u. 130 ss. 8⁰. 3 m. — Nachdem Schneider in einem einleitenden capitel ausgeführt hat, dass Kleists vaterländisches gefühl in seinem hasse gegen Frankreich wurzelt, gibt er vier studien, von denen die erste und bedeutendste die frage 'Ghonorez oder Schroffenstein?' behandelt. Sch. glaubt nicht, dass die 'Familie Schroffenstein' eine verballhornung sei, an deren stelle wir einfach die durch einen glücklichen zufall erhaltene erste fassung zu setzen haben. die angeblich verschlechterten verse der druckfassung haben zahlreiche entsprechungen in anderen stücken Kleists, der den iambus bald zerbrach bald glättete, ohne dass sich sein verfahren auf irgendeine regel bringen liefse. jedenfalls darf man die schlechten verse der 'Familie Schroffenstein' nicht auf rechnung Ludwig Wielands setzen, für den sie, wie furchtbare proben zeigen, noch immer viel zu gut sind. vor allem aber nimmt in der Schroffenstein-fassung die zerdehnung des dialogs in einer weise zu, die nur Kleist und keinem andern eigen ist. nicht in der Phöbusfassung, sondern erst in der buchausgabe des 'Zerbrochenen Kruges' folgt auf die frage: 'was gibt's neues?' die widerholende frage: 'ja, was es neues gibt?' genau so folgt noch nicht in der Ghonorez-, sondern erst in der Schroffensteinfassung der frage: 'wer schickt dich denn?' die widerholende frage: 'wer?' und dann das 'meine mutter'. diese art der erweiternden änderung bei frage und antwort belegt Sch. noch mehrfach. sie ist sein entscheidendes argument, dem man sich kaum widersetzen kann. so kommt er zu dem ergebnis, dass Kleist das trauerspiel zunächst in der Ghonorezfassung zu papier brachte, dann eine unordentliche abschrift ohne rechte liebe in die Schroffensteinfassung verwandelte und deren druckbesorgung Ludwig Wieland überliefs, der sie sehr nachlässig erledigte. demnach sind beide fassungen von Kleist selbst, und die Schroffensteinfassung ist die endgültig gewollte, die jeder herausgeber zur textgrundlage machen muss. es sind aber so viele fehlerquellen da, dass die Ghonorezfassung nicht selten zur textberichtigung herangezogen werden muss. der fall ligt genau so wie ihn der Goethe-herausgeber zu finden gewöhnt ist. Goethe hat auslassungen, druckfehler, misverständnisse seiner mitarbeiter und der setzer sanctioniert, sodass man fortwährend die ersten ausgaben heranziehen muss, um ihn gegen sich selbst zu schützen. Kleist aber hat sich gegen die 'entstellte herausgabe' selbst so

scharf geäufsert, dass über die berechtigung bessernder textkritik hier gar nicht gestritten werden kann.

Das jahr des 'Zerbrochenen Kruges' ist 1685, das des Bantamischen krieges, über den sich Kleist aus seiner hauptquelle, der niederländischen geschichte von Waagenaer, unterrichtete. aber schliefslich hat er die specifisch historischen züge doch verwischt und so etwas wie ein gegenwartslustspiel daraus gemacht. die erweiterte fassung des zwölften auftritts ist nicht die endgültige, sondern die ursprüngliche. Sch. nimmt an, dass Kleist sie nach dem niederschmetternden miserfolge der Weimarer aufführung gekürzt hat. aber ist das bei dem trotzigen charakter des dichters, der Goethe die schuld beimafs, wahrscheinlich?

Die studie über 'Kleist und Cervantes' will zeigen, dass der erzähler Kleist von dem spanischen novellisten die gewohnheit übernahm, im ersten satz die ort- und zeitangaben zu erledigen. dass gerade die in Spanien spielenden romane Wielands und Klingers so beginnen, betonte ich schon vor zwanzig jahren. es kommen also wol zwischenglieder in frage, da auch Goethes 'Unterhaltungen' so einsetzen. noch weniger lässt das einschieben von berichten in directer rede oder von briefen auf ein verhältnis zu Cervantes schliefsen. im übrigen hebt Sch. mehr verschiedenheiten als ähnlichkeiten hervor. — Auch der 'Zweikampf', dem die vierte studie gilt, übernimmt aus dem 'Persiles', den Kleist in Franz Theremins übertragung kannte, nur eine leise anregung: die scheinbare bankrotterklärung des gottesgerichts, das sich dann doch an dem frevler erfüllt. so sind die ergebnisse der beiden letzten studien etwas mager, jedenfalls nicht mit der glänzenden zergliederung der Ghonorez- und der Schroffensteinfassung zu vergleichen.

Leipzig. **Rob. Riemann.**

Schriften des Literarischen vereins Wien. Wien, verlag des vereins. XIX und XXI: Philipp Hafners Gesammelte werke. eingeleitet und hg. von **Ernst Baum.** 2 bde. 1914 und 1915. 161 u. 246 und 385 ss. 8⁰. — XXII: Der spielplan des neuen Burgtheaters 1888—1914. ausgearbeitet und eingeleitet von dr **Alexander v. Weilen.** 1916. VII u. 189 ss. 8⁰. — Eine sehr erfreuliche gabe bietet der Literarische verein mit den (hoffentlich nur einstweilen) zwei bänden der Hafnerschen schriften. dieser ausgezeichnete vertreter des Wiener volksdramas war bisher nur in der seltenen ausgabe Sonnleithners zugänglich und verdiente doch von allen vorgängern Raimunds am meisten gekannt zu sein. sein leben ist so schnell vergangen, der erfolg hat sich für ihn so zögernd eingestellt, dass die mitwelt und unmittelbare nachwelt wenig acht auf ihn hatte, und so kennt man mehr halbverbürgte anekdoten und witzworte von dem auch aufserhalb des theaters beliebten spafsmacher als daten aus seinem leben. was sich an

solchen erschliefsen lässt, das hat der herausgeber Baum in einer fleifsigen und sachkundigen einleitung zusammengestellt. (ein paar ausstellungen liefsen sich allerdings machen; ungern trifft man auf s. 71 den könig Montalor, die unkritische anwendung des wortes Haupt und Staatsaktion etc.). seine hauptquelle musten die werke H.s selbst sein, aus denen litterarischer bildungsgang und allgemeine interessen des dichters geschickt abgeleitet werden. H. ist zu seiner zeit entschiedenster vertreter des fortschrittes gewesen, trotz der scheinbar unlitterarischen gattung der seine betätigung galt. dem stegreifstück begegnet er mit erbitterter feindschaft, obgleich auch bei ihm die blofs skizzierten scenen nicht fehlen; interessant dass er diese gattung, die man sich gern wechselvoll lebendig denkt, wegen ihrer maschinenmäfsigen ödheit bekämpft. aber auch der Gottschedianismus bekommt manches von ihm zu hören, gerade in der zeit als er in Wien sich durchzusetzen beginnt. Hafner ist frischer realist, der sich von allen hergebrachten formen allmählich frei zu machen sucht. er strebt höher hinaus gleich Raimund, arbeitet aber in einer unromantischen zeit nicht wie dieser auf veredelung und vertiefung der herkömmlichen zaubermotive und maschinenscenen hin, sondern seine stärke ist die menschendarstellung, speciell die porträtierung der Wiener, die ihm in der Bürgerlichen Dame so glänzend gelingt. er ist nicht der Raimund, sondern der Nestroy oder gar Anzengruber des 18. jahrhunderts.

Der 22. band gibt einblick in das würken nicht eines Wiener dichters sondern einer Wiener bühne. das gesamte arbeitsprogramm des neuen Burgtheaters bis zum kriegsausbruch tut sich auf. abgesehen von einer kurz resümierenden einleitung werden blofs statistische tabellen geboten, und insofern bedeutet die arbeit eine gewisse kräftevergeudung des hgs. Weilen. nehmen wir an, dass er die aufgabe übernommen hat um zu zeigen, dass flüchtigkeit und ungenauigkeit nicht zum wesen solcher statistiken gehören (s. auch s. VIII), und dass sich bei praktischer anordnung manches aus ihnen lernen lässt. unbelehrt legt man das buch nicht aus der hand. der spielplan ist ein stück culturgeschichte, und kein ruhmloses. dieses weltstädtische theater hat doch ein würkliches repertoire, einen festen bestand stets geläufiger klassischer stücke, etwas was den meisten Berliner theatern längst verloren gegangen ist. von der unsitte der ausschliefslichen einstellung auf die erfolgreiche saisonnovität zeigt das 'neue' Burgtheater noch keine spur; möge auch das neuste davor bewahrt bleiben.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Georg Forster nach seinen originalbriefen. I. Textkritischer teil: grundrifs zu einer historisch-kritischen ausgabe von G. Forsters gesammelten briefen mit besonderer berücksichtigung der fälschungen Ludwig Ferdinand und Therese

Hubers. II. Biographisch-historischer teil: Georg Forsters ehetragödie von **dr Paul Zincke.** gedruckt mit unterstützung der Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und literatur in böhmen. Dortmund, Ruhfus 1915. 8⁰. XVI u. 208, IV u. 320 ss.

Georg Forsters briefe an Christian Friedrich Voss. hg. v. **Paul Zincke.** Dortmund, Ruhfus 1915. XVIII u. 265 ss.

Zincke hat eine schöne und dankbare aufgabe zu lösen: einsicht in den gesamten hs.lichen nachlass Forsters setzt ihn in die lage, das herkömmliche urteil über den gatten Therese Heynes gründlich zu berichtigen und eine rettung des mannes zu schreiben, dessen unglück es war, mit dieser frau verheiratet zu sein und von ihr überlebt zu werden. wir sehen, durch Z. angeleitet, jetzt in vielem klarer, und von all den mannigfachen vorwürfen die gegen Forster durch sein eheleben und sein angeblich eng damit verquicktes politisches verhalten heraufbeschworen worden sind, bleibt nur einer bestehn: der allzugrofser schwäche gegen Therese, die als die eigentlich schuldige aus diesem processe hervorgeht. erscheint schon ihr verhältnis zu Meyer und anderen männern in nicht unbedenklichem lichte, so führt die actenmäfsige darstellung der beziehungen zu Huber zu einer schweren anklage gegen die ehebrecherin, die Forsters güte unerhört hintergieng und dem toten dadurch dankte, dass sie zum zwecke eigener verteidigung den brieflichen nachlass Forsters raffiniert verfälschte. es zeigt sich, wie scharf Karoline in der beurteilung dieser jugendbekannten gesehen hat, und wie unrecht Geiger hatte, Therese Huber gegen 'die Böhmerin' auszuspielen, der die tochter Heynes auch als sittliche persönlichkeit weit nachsteht.

Eine historisch-kritische ausgabe der briefe soll das rettungswerk vollenden und wird manchen lehrreichen beitrag zur würdigung von person und zeit F.s geben. ein band briefe an den verleger Voss macht bereits den anfang, die weiteren publicationen versprechen noch interessanter zu werden. in einem ersten einleitungsband, dem 'Textkritischen teil' hat Z. prolegomena zu der briefausgabe insgesamt geliefert. was er hier bietet, macht den eindruck solider und verlässlicher philologischer arbeit. — Ein zweiter einleitungsband, 'F.s ehetragödie', bemüht sich um eine ausführliche darstellung des ganzen handels. eine ungewöhnlich reizvolle aufgabe: mit dem rüstzeug des philologen gewonnenes material ist beinahe zum roman zu verweben. für diesen teil seines themas bringt Z. bedeutend geringere anlage und bemühung auf. schwerfällig, ungewandt, bis zum überdruss widerholungsreich, schleppt sich sein bericht hin, dem darstellerischen problem zeigt er sich nicht im geringsten gewachsen. im ganzen nimmt man seine resultate gewis an, aber im einzelnen geben ungenauigkeiten und auch schiefheiten des urteils fortwährenden ärgerlichen anstofs. eine blütenlese aus den ersten

20 seiten mag dies urteil belegen; druckfehler, versehen und ungeschicklichkeiten sind dabei nicht geschieden.

s. 2 z 4 f: 'der sich seiner hässlichkeit bewusste und befangene junge mann'. zehn zeilen später: 'Forster, der sich seiner hässlichkeit bewusst war, scheint seine befangenheit nicht recht bemeistert zu haben'. — s. 5 z. 10 sinnlos: 'das hinderte Therese nicht' — statt etwa: veranlasste. — s. 8 u. s. 11 wird die gleiche stelle aus Geigers 'Dichter und frauen' citiert, einmal mit dem beleg: GDF 33, das anderemal: 3316. — s. 9 heifst es 'es hat den anschein, dass Therese wirklich bis dahin (winter 87/88) in ihrer vereinigung mit Forster das glück fand'; s. 14 aber wird Geiger angegriffen, weil er die entfremdung der beiden gatten 'erst' von der zeit nach der geburt des ersten kindes herschreibt (1786!) — s. 14 nach Geiger war bei Therese 'keine liebe, kaum zuneigung' zu F. vorhanden, was Z. für unrichtig erklärt. er selbst sagt s. 12, sie habe keine leidenschaft für F. empfunden, sondern nur achtung, zärtlichkeit und anhänglichkeit. so gar grofs scheint mir der unterschied nicht! — s. 19: 1781 statt 1788. — der charakter Hubers wird s. 19 u. s. 21 mit mehreren wörtlichen widerholungen zweimal geschildert. s. 21 heifst es von Huber: 'F. half ihm die deutsche sprache ausbilden' — d. h. sein eigenes deutsch. — Hubers drama heifst nicht 'Das geheime' — sondern 'Das heimliche Gericht' usw.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Kleists und Shakespeares dramatische sprache. Berliner dissertation von **Meta Corssen.** 1919. 75 ss. 8⁰. — Als teil einer umfassenderen arbeit, welche beide dramatiker in den wesentlichsten puncten einander gegenüberstellt, betrachtet diese von Herrmann und Schneider geförderte studie die sprache nicht isoliert, sondern auf grund einer erschöpfenden wesensanalyse, in besonnener weise wesensverwantschaft und beeinflussung scheidend. manches kann man auch anders sehen; so ist das ausspinnen der bilder eine charakteristisch antike stilüberlieferung. vieles was die verfasserin als directe beeinflussung ansieht, mag wol eher indirect aus andern kanälen von Shakespeare hergeflossen sein, der doch sein würkungsgebiet schon weit ausgebreitet hatte. nicht nur wortwahl und wortbildung, bilder, gleichnisse, metaphern, personificationen, hyperbeln, sondern auch das gefüge der sprachlichen perioden, der bau des verses (enjambement, stärke der hebungen, cäsuren, accentverteilung) werden vergleichend untersucht. eine nützliche arbeit.

Bonn. **Carl Enders.**

Fr. Hölderlins Hyperion. stilkritische studien zu dem problem der entwickelung dichterischer ausdrucksformen [von] **Adolf v. Grolman.** Karlsruhe, C. F. Müller 1919. 94 ss. 8⁰. 5,50 m. — vGrolman stellt sich hohe und schwere aufgaben.

mit einem feinsinn der zuweilen tüftelt, dringt er in die tiefe. solchem feinsinn genügt nur wenig aus dem umkreis der vorarbeiten. doch entspricht ihm, einmal die ansicht anderer abzulehnen, gelegentlich aber auch sich unbedingt auf die seite dieser andern zu stellen. das ligt weitab von der gang und gäben neigung jüngerer fachgenossen, irgend einen vertreter älterer forschung ein für allemal zum prügeljungen zu machen, um das wenige was sie an neuem zu sagen haben, in desto helleres licht zu schieben. Dilthey etwa oder Gundolf werden von G. ebenso bekämpft wie in ihren äufserungen bestätigt. allein die vorsicht mit der die linien Gr.s gezogen sind, die vorliebe, andere in weitem ausmafs mit ihren eigenen worten mitsprechen zu lassen, die neigung, eine menge fernerliegender schriften gleichfalls im wortlaut heranzuholen, macht die arbeit nicht leicht lesbar. überhaupt ligt dem vf. nicht, seine ergebnisse in durchsichtiger klarheit vorzutragen. eher bringt er, um den fühlbaren mangel überzeugender beweisführung gutzumachen, ein und dasselbe mehrfach in gleichen wendungen. hätte G. sich entschliefsen können, nachdem seine arbeit fertig war, das ganze noch einmal zu schreiben, so wäre etwas aufserordentliches zustande gekommen. es hiefse nicht nur nachholen was G. versäumt hat, wenn versucht werden sollte, seine darlegungen in kürze widerzugeben. die gefahr bestünde, dass zartgewebtes beträchtlich vergröbert würde. knappe zusammenfassung könnte auch als blofs scholastisches begriffspiel erscheinen lassen, wie G. die begriffspaare naturerlebnis und landschaftsbild, distanz und gegensatz für seine forschung verwertet. tatsächlich möchte er den weg zurücklegen von entscheidenden zügen der künstlerischen gestaltung oder der ausdrucksformen, die sich in den verschiedenen fassungen von Hölderlins Hyperion beobachten lassen, bis zu den seelischen voraussetzungen auf denen sie ruhen. oder wie G. selbst sagt: er steuert los auf eine art synthetischer biographie, die durch das erfassen von Hölderlins seelischen eigenheiten und ihres ausdrucks den zusammenhang von geist und umwelt in ihren wechselwürkungen und in ihren typischen wandlungsstufen geschichtlich darstellt. zugestanden darf werden, dass die verknüpfung von stileigenheiten mit seelischer veranlagung vielfach geglückt ist, dass besonders die unterschiede zwischen den einzelnen fassungen der dichtung in einleuchtender weise auf seelische voraussetzungen zurückgeleitet werden. mit G.s absicht, die stilmittel zu ergründen und dadurch ein dichterisches kunstwerk sehen zu lernen, kann ich mich gern einverstanden erklären. auch das was mir auf solchen wegen vor allem wichtig scheint, das erfassen der baukunst einer dichtung kommt nicht zu kurz, wenn es auch nicht im vordergrund steht. beachtung verdient was über brieftechnik gesagt wird, und über die distanz die durch sie hergestellt wird. — sehr einleuchtend

spricht G. von Hölderlins verhältnis zur deutschen romantik. er kann Hölderlin nicht einmal (wie Haym es tut) für einen seitentrieb der romantik halten. was er an unterschieden zwischen Hölderlin und den romantikern anführt, ist um so wichtiger, weil es die fülle der engen beziehungen, die zwischen den romantikern selbst bestehn, gerade durch die saubere scheidung erkennen lässt, die zwischen Hölderlin und der romantik von G. vorgenommen wird. noch sei erwähnt, dass G. stark den gegensatz zwischen Hölderlin und der philosophie seines zeitalters betont. er stützt sich besonders auf den brief an die mutter vom januar 1799 und verdenkt (s. 69) der forschung, dass sie dieses schreiben nicht als das verwertet habe was es ist: als instinctive ablehnung von etwas wesensfremdem.

Dresden, 25. 9. 20. **Oskar Walzel.**

Hermann Kurz und die deutsche übersetzungskunst im neunzehnten jahrhundert. litterarhistorische untersuchung von dr **Heinz Kindermann.** Stuttgart, Strecker & Schröder 1918. 70 ss. 8⁰. 2,40 m. — Irr ich wenn ich annehme, dass Gundolfs buch 'Shakespeare und der deutsche geist' diese erstlingslingsarbeit angeregt und K. veranlasst hat, mit verwanten mitteln übersetzerleistung zu prüfen, vergleichend zu bewerten und ihr wesen durch beschreibung zu verdeutlichen? K. gebietet freilich nicht über den reichtum abgestufter ausdrücke, den an charakterisierung Gundolf zu wenden hat. daher vermisst man bei ihm noch mehr als bei Gundolf den bezeichnenden beleg. K.s untersuchung führt nur ein einzigesmal verse an. sie sind indes nicht verdeutschung, sondern bilden einen einschub in Kurz übertragung von Gottfrieds Tristan. zuweilen erwürkt dieser willige verzicht auf das einfachste, sicherste und überzeugendste mittel, das wesen einer verdeutschung zu vergegenwärtigen, nur ein vergebliches ringen nach bezeichnenden wendungen. nicht immer. vielmehr ist zuzugeben, dass K. neben blofs gefühlsmäfsigen werturteilen auch treffende und gut sondernde charakteristik zu bieten hat. etwa gleich zu anfang bei gelegenheit früher übertragung englischer lyrik (s. 9 f). dagegen wäre durch ein paar zeilen belege sofort nachgewiesen was (s. 22) blofse behauptung bleibt: in Kurz übersetzung von Byrons Werner 'sprechen alle handelnden zu sehr ein und dieselbe sprache. dennoch steht Kurzens übersetzung immer noch hoch über der verdeutschung Adrians, der es an der nötigen wortgewantheit mangelt und die so, um die geeignete form herauszubringen, oft zu verpönten metrischen hilfsmitteln greifen muss'. Erich Schmidt wuste sehr wohl, warum (im ersten band seiner Charakteristiken) sein aufsatz über Ariost in Deutschland nach Köhlers vorgang mehr als ein dutzend verdeutschungen einer stanze des Orlaudo furioso aneinander reihte. diese zusammen-

stellung verdeutlicht immer noch die umschreibungen K.s, erhärtet was K. über die nahe verwantschaft von Kurz text mit der ältern übertragung von Gries sagt. noch mehr. wer das mitgeteilte aufmerksam vergleicht, vermag manches zu finden was bei K. sich nicht geltend macht. ebenso wäre der unterschied im altertümeln, der zwischen Simrocks und Kurz Tristan bekanntlich besteht und auch von K. gekennzeichnet wird, durch belege leicht zu verdeutlichen gewesen. man wende nicht ein, dass ein paar belege nicht den ansprüchen genügen die von der wissenschaft zu stellen sind, dass nur der tagesschriftsteller so bequem sich geben dürfe. im gegenteil scheint es mir wissenschaftlicher, behauptungen wenigstens durch ein paar belege zu stützen. allerdings gäbe es noch eine wissenschaftlich viel strengere form der charakteristik von übersetzungen. philologischen ansprüchen könnte überhaupt blofs eine reinlich sondernde sammlung genügen, die nach verschiedenen gesichtspuncten die entscheidenden züge aneinanderreiht. sprachliches, metrisches, vor allem aber richtigkeit der verdeutschung zählen zu diesen gesichtspuncten. aus K.s arbeit ist hingegen gar nicht zu ersehen, ob Kurz wirklich nur einmal (s. 44) entgleist oder auch sonst noch. über Gundolf geht K. erfolgreich hinaus, soweit er die lehre vom übersetzen berücksichtigt, die auf Kurz gewürkt haben kann. besonders verwertet er unterscheidungen Goethes. aber entspricht Kurz im Tristan würklich der höchsten stufe, die im übersetzen Goethe feststellt (s. 48)? im ganzen ist K.s untersuchung wesentlich eine lebensgeschichtliche darstellung von Kurz übersetzerarbeit und erweckt den wunsch, dem vf an einer stelle zu begegnen, die seiner begabung zu lebensgeschichtlicher charakteristik mehr spielraum gewährt.

Dresden, 25. 9. 20. **Oskar Walzel.**

Ernst Moritz Arndt in Schweden. neue beiträge zum verständnis seines lebens und dichtens von Erich Gülzow. Greifswald, Bamberg 1920. 28 ss. 8⁰. 3 m. — Ein vortrag mit anmerkungen, in dem der kundige herausgeber der 'Heimatbriefe EMArndts' (1919) Arndts zweiten schwedischen aufenthalt (1807—1809) klärend behandelt und die irrungen aufdeckt, in welche herausgeber und biograph (Meisner, Müsebeck) durch die erotik ihres helden und die bunten etiketten seiner lyrik geraten sind. aus der reihe der von Arndt angeschwärmten damen muss Amalie von Helvig ausscheiden: die von Meisner auf sie bezogenen gedichte an 'Mathildis' und 'Mellina' gelten vielmehr der spätern braut Charlotte Bindemann ('Melittion'). die hauptrolle aber fällt der baronin Elisa Munck zu: 'Laidion' und 'Psychidion' bezeichnen diese schwedische freundin, der auch das (erst 1889 vollständig bekannt gewordene) 'Gebetbuch für zwei fromme Kinder', und zwar zu weihnachten 1811 'in zweiter vermehrter auflage', handschriftlich gewidmet worden ist. **E. S.**

PERSONALNOTIZEN.

Am 31 august 1919 ist in Mühlhausen in Thür. im 65 lebensjahre prof. Emil Kettner gestorben, der die umgestaltung unserer ansichten vom Nibelungenlied nicht unwesentlich gefördert hat.

Am 29 sept. 1920 verschied in Innsbruck 69 jahr alt Joseph Eduard Wackernell: sein lebenswerk ist durch die drei arbeitsfelder tirolische litteratur, volkslied, Schiller bezeichnet. — ihm folgte im tode am 30 oct. 1920 der gleichaltrige Hermann Fischer in Tübingen: die litteraturgeschichte seiner schwäbischen heimat und vor allem das Schwäbische wörterbuch, das er mit sicherer arbeitskraft bis zur vollendung des V bandes geführt hat, wahren seinem namen dauernde geltung.

In Marburg i. H. starb am 24 oct. 1920 75 jährig der durch seine umfassende quellenkunde ausgezeichnete herausgeber des Bilderatlas zur deutschen litteraturgeschichte Gustav Könnecke.

An die universität Köln wurden als ordentliche professoren berufen der ao. prof. dr Friedrich von der Leyen von München (für ältere sprache und litteratur) und prof. dr Franz Schultz, zuletzt in Freiburg i. Br. (für neuere litteratur); den lehrstuhl HFischers in Tübingen erhielt der ao. professor dr Hermann Schneider in Berlin, die ord. professur für neuere deutsche litteratur in Halle, die Robert Unger mit einer solchen in Zürich vertauscht hat, der ao. professor dr Ferdinand Josef Schneider von der deutschen universität in Prag. als ord. professor mit dem lehrauftrag für nordisch und neuere deutsche litteratur wurde der ao. professor dr Paul Merker von Leipzig nach Greifswald berufen.

An der universität Basel übernahm der ord. professor dr Andreas Heusler einen lehrauftrag für altgermanische litteratur, heldensage und mythologie.

Zum ord. professor an der deutschen universität Prag wurde der ao. prof. dr Adolf Hauffen ernannt.

Der oberlehrer dr Karl Wildhagen von Charlottenburg leistete einer berufung als ao. professor der englischen philologie an die universität Leipzig folge.

Habilitiert haben sich für deutsche philologie dr Karl Wesle in Frankfurt a. M., dr Theodor Baader in Münster, für deutsche philologie und volkskunde dr Kurt Wagner in Marburg, für germanische philologie und altertumskunde dr Julius Schwietering in Hamburg, für nordische philologie dr Walther H. Vogt in Marburg.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle möglichst mit preisangabe alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 21 september 1920 bis 10 märz 1921 sind eingelaufen:

Bettina von Arnims Sämtliche Werke. herausgegeben mit benutzung ungedruckten materials von **Waldemar Oehlke.** bd I—IV. Berlin, Propyläen-verlag 1920. LXXI u. 389. 603. 557. 306 ss. 8°.

E. Bernheim, Einleitung in die geschichtswissenschaft. 2 aufl. [Sammlung Göschen bd. 270]. Berlin, Vereinigung wiss. verleger 1920. 170 ss. kl. 8°. — 4,20 m.

H. Bischoff, Nik. Lenaus lyrik, ihre geschichte, chronologie u. textkritik. I bd: Geschichte d. lyr. gedichte von N. Lenau. Berlin, Weidmann 1920. XVI u. 815 ss. gr. 8°. — 80 m.

B. Bretholz, Neuere geschichte Böhmens I band. Gotha, FAPerthes 1920. 391 ss. 8°. — 26 m.

E. Cassirer, Idee und gestalt. Goethe — Schiller — Hölderlin — Kleist. Berlin, Br. Cassirer 1921. 200 ss. 4°.

Catalogus codd. mss. bibliothecae Monacensis V 1 ed. 2: Die deutschen pergamenthandschriften nr 1—200 der Staatsbibliothek zu München, beschrieben von **E. Petzet,** München, Palm in comm. 1920. XX u. 381 ss. gr. 8°.

Deutsche dialektgeographie heft VI:

E. Wenzel, Studien zur dialektgeographie der südlichen Oberlausitz und Nordböhmens.

W. Mitzka, Ostpreufsisches niederdeutsch nördlich vom Ermland.

R. Ehrhardt, Die schwäbische kolonie in Westpreufsen.

Marburg, Elwert 1920. 294 u. 94 ss. gr. 8°. — 22 m.

S. Feist, Etymolog. wörterbuch d. gotischen sprache. 2 lieferung E—Hl.

H. Finke, Universität und stadt Freiburg in ihren wechselseitigen beziehungen. Freiburg i. Br. 1920. 32 ss. kl. 8°. — 5,20 m.

H. Fischer, Schwäbisches wörterbuch, 62 lieferung. Tübingen, Laupp 1920. 159 ss. 4°. — 4,50 m. + tz.

W. Flemming, Andr. Gryphius u. die bühne. Halle, Niemeyer 1921. XII u. 450 ss. 8°. — 80 m.

Der Wiener Oswald, herausgegeben von **Gertrud Fuchs** [Germanist. abhandlungen h. 52]. Breslau, M. u. H. Marcus 1920. XXXIV u. 64 ss. 8°.

Geibels Werke. kritisch durchgesehene u. erläuterte ausgabe m. G.s leben, e. bildnis, m. handschriften-probe, einleitungen und anmerkungen hrsg von **Wolfgang Stammler,** 3 bde. [Meyers Klassikerausgaben] Leipzig u. Wien, Bibliograph. institut [1920]. 74 u. 471. 444. 484 ss. 8°. — in hl. geb. 63 m.

R. Goette, Kulturgeschichte d. urzeit Germaniens, d. Frankenreichs u. Deutschlands im frühen mittelalter (bis 919 n. Chr.). Bonn, K. Schröder 1920. 374 ss. gr. 8°. — 33 m.

H. Gose, Goethes 'Werther' [Bausteine z. gesch. d. d. literatur XVIII]. Halle, Niemeyer 1921. 105 ss. — 15 m.

G. Hallmann, Das problem der individualität bei Fr. Hebbel [Beitr. z. ästhetik XVI]. Leipzig, L. Voss 1921. 74 ss. 8°. — 9 m.

P. Hankamer, Zacharias Werner. Bonn, F. Cohen 1920. 346 ss. 8°. — 20 m.

A. Heusler, Altisländisches elementarbuch [German. bibliothek I abt. I reihe, 3 band] 2 auflage. Heidelberg, Winter 1921. XII u. 247 ss. 8°. — 23,10 m.

A. Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied. die stoffgeschichte des deutschen heldenepos. Dortmund, Ruhfus 1921. 235 ss. 8°. — 24 m.

E. Hoffmann-Krayer, Volkskundliche bibliographie für das jahr 1918. Berlin, Vereinigg. wiss. verleger 1920. XVIII u. 127 ss. 8°. — 20 m.

R. Imelmann, Forschungen zur altenglischen literaturgeschichte. Berlin, Weidmann in comm. 1920. 505 ss. 8°. — 30 m.

Elbinger Jahrbuch. zeitschrift d. Elbinger altertumsgesellschaft u. d. städt. sammlungen. Königsberg, Thomas & Oppermann 1920. VI u. 244 ss. gr. 8°. — 12 m.

E. Kadlec, Untersuchungen zum volksbuch von Ulenspiegel [Prager Deutsche studien 26 heft]. Prag, Koppe-Bellmann a.-g. 1916. 262 ss. 8°.

A. Köster, Die meistersingerbühne des sechzehnten jahrhunderts. ein versuch des wiederaufbaus. Halle, Niemeyer 1920. 111 ss. gr. 8°. — 20 m.

Arbeonis episcopi Frisingensis Vitae sanctorum Haimhrammi et Corbiniani recognovit **B. Krusch** [Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Mon. Germ. hist. separatim editi]. Hannover, Hahn 1920. VIII u. 244 ss. 8°.

E. Lommatzsch u. **M. L. Wagner,** Romanische texte zum gebrauch f. vorlesungen u. übungen. Berlin, Weidmann 1920. 8°.
4. Cantar de Mio Cid (hrsg. v. Wagner). 120 ss. — 8 m.
5. Boccaccio, Vita di Dante (hrsg. v. Lommatzsch). 76 ss. — 5 m.

E. Ludwig, Goethe, geschichte eines menschen. II u. III bd. Stuttgart, Cotta. 352 u. 483 ss. 8°. — 32 u. 38 m.

H. Maync, Immermann. der mann und sein werk im rahmen der zeit- und literaturgeschichte. München, Beck 1920. VI u. 627 ss. — gebd. 60 m.

F. Mentz, Ortsnamenkunde [Deutschkundliche bücherei]. Leipzig, Quelle & Meyer 1920. 114 ss. 8°. — 4 m.

H. Meyer-Benfey, Mittelhochdeutsche übungstücke. 2 aufl. Halle, Niemeyer 1921. VII u. 183 ss. 8°. — 12 m.

Minneskrift utgiven av Filologiska samfundet i Göteborg [Göteborgs högskolas årsskrift bd 26]. Göteborg, Wettergren & Kørber 1920. XIV u. 167 ss. 8°. — 12 kr.

E. Mogk, Germanische religionsgeschichte u. mythologie [Sammlung Göschen h. 15]. 2 aufl. Berlin, Vereinigg. wiss. verleger 1921. kl. 8°. — 4,20 m.

G. Neckel, Die überlieferung vom gotte Balder. Dortmund, Ruhfus 1920. VII u. 265 ss. 8°. — 24 m.

Neophilologus. VI jaarg. 1. 2 afl. Groningen, Wolters 1920/21.

Neuphilologische mitteilungen [Helsingfors] 1920 h. 7/8.

Th. Nöldeke, Das iranische nationalepos. 2 aufl. Berlin, Vereinigg. wiss. verleger 1921. 107 ss. lex. 8°. — 30 m.

A. Noreen, Vårt språk. bd IV 2. Lund, Gleerup 1920.

Das Marienleben des Schweizers Wernher aus der Heidelberger handschrift herausgegeben von **Max Päpke,** zu ende geführt von **Arthur Hübner.** m. 1 tafel in lichtdruck [Deutsche texte des mittelalters bd XXVII]. Berlin, Weidmann 1920. XVIII u. 286 ss. gr. 8°. — 42 m.

Veer plattdütsche predigt'n hol'n an'n Sleswig-Holsteener-dag in Flensborger karken. 29 august 1920. herutgewen un to be-

trecken vun'n Sleswig-Holsteener-bund, afdeelung Flensborg. 33 ss. 8°.

H. Reutercrona, Svarabhakti und erleichterungsvocal im altdeutschen bis ca. 1250. Heidelberg, Winter 1920. XXXIII u. 199 ss. 8°.

Louise Rexilius, Straßburg, die burg der durch keltisch-röm.-christl. tempel geweihten, von militärischer macht verteidigten strafse nach Gallien. Berlin, Mayer & Müller 1920. 274 ss. 8°.

H. Schauer, Christian Weises biblische dramen. Görlitz, verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten u. Anzeigen 1921. X u. 125 ss. — 12 m.

H. Schneider, Uhland. Leben, dichtung, forschung [Geisteshelden bd 69. 70]. Berlin, E. Hofmann & co. 1920. X u. 597 ss. 8°.

Zwei altdeutsche Rittermæren. Moriz von Craon. Peter von Staufenberg. neu herausgeg. v. **E. Schröder.** 3 aufl. Berlin, Weidmann 1920. VIII u. 92 ss. 8°.

F. Seiler, Das deutsche sprichwort [Trübners bibliothek nr 10]. Strafsburg, Trübner 1918. 77 ss. 8°. — 5 m.

M. Sommerfeld, Fr. Nicolai u. der Sturm u. Drang. ein beitrag z. geschichte d. deutschen aufklärung. Halle, Niemeyer 1921. XIV u. 399 ss. 8°. — 60 m.

W. Stammler, Geschichte der niederdeutschen litteratur von den ältesten zeiten bis auf die gegenwart [Aus Natur u. Geisteswelt 815]. Leipzig u. Berlin, Teubner 1920. 132 ss. 8°. — cart. 5,60 m.

Theodor Storms Sämtliche Werke in 8 bänden hrsg. von **A. Köster.** bd. 6. 7. 8. Leipzig, Insel-verlag 1920. 8°. 391. 383. 312 ss. — je 9 m.

Anna Tumarkin, Die romantische weltanschauung. Bern, Paul Haupt 1920. 140 ss. 8°. — 10 m.

O. Ullrich, Charlotte Kestner, ein lebensbild mit 16 abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing 1921. 196 ss. 8°.

W. v. Unwerth u. **Th. Siebs,** Geschichte der deutschen literatur bis zur mitte des 11 jahrhunderts [Grundriss d. älteren lit.-gesch. I]. Berlin, Vereinigg. wiss. verleger 1920. IX u. 261 ss. — 22 m.

Antoinette Vogt-Terhorst, Der bildliche ausdruck in den predigten Johann Taulers [Germanist. abhandlungen, hrsg. von F. Vogt h. 51]. Berlin, M. & H. Marcus 1920. 175 ss. 8°. — 16 m.

G. Wilke, Archäologische erläuterungen zur Germania des Tacitus. Leipzig, Kabitzsch 1921. 84 ss. 8°. — 12 m.

W. Ziesemer, Das grofse Ämterbuch des deutschen ordens. Danzig, Kafemann 1921. XXIV u. 990 ss. gr. 8°. — 165 m.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften von **Bergemann** (oben s. 149), **Caspar** (s. 155), **Corssen** (s. 161), **Gülzow** (s. 164), **Lindqvist** (s. 152), **Lommatzsch** u. **Wagner** (s. 154), **Moser** (s. 127).

REGISTER.

Die Zahlen vor denen ein A steht beziehen sich auf den Anzeiger, die übrigen auf die Zeitschrift.







